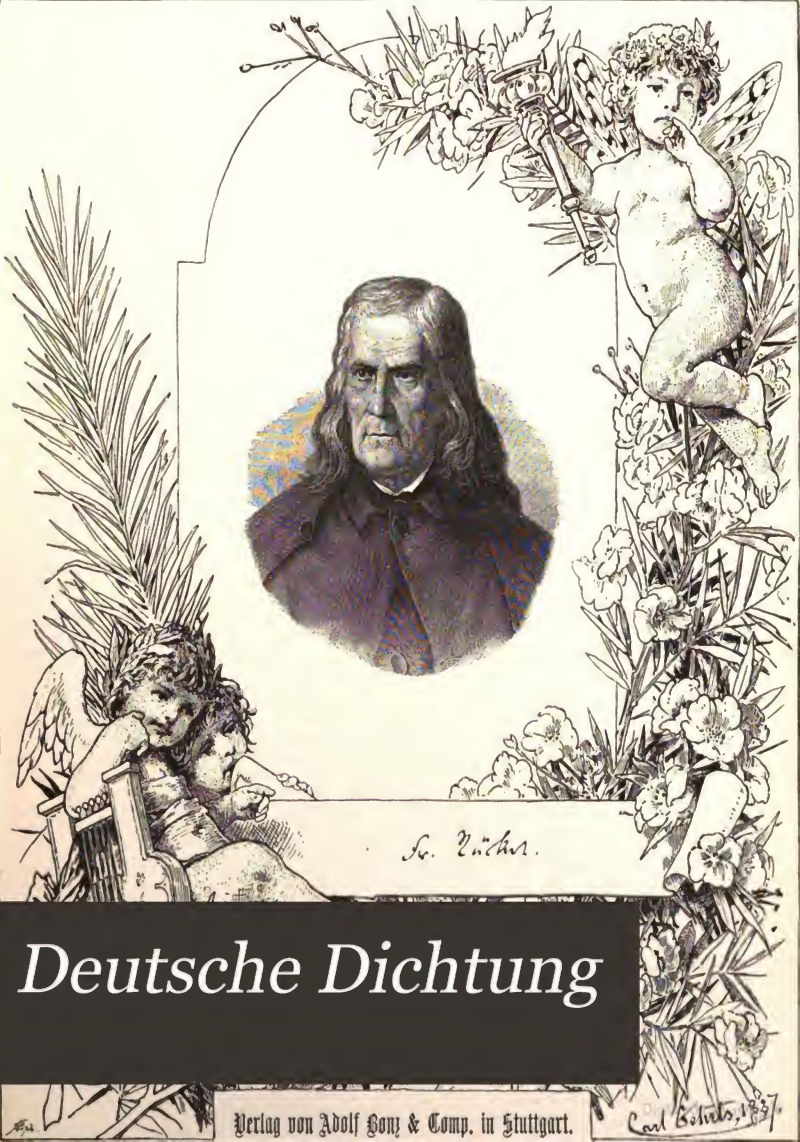


Deutsche Dichtung

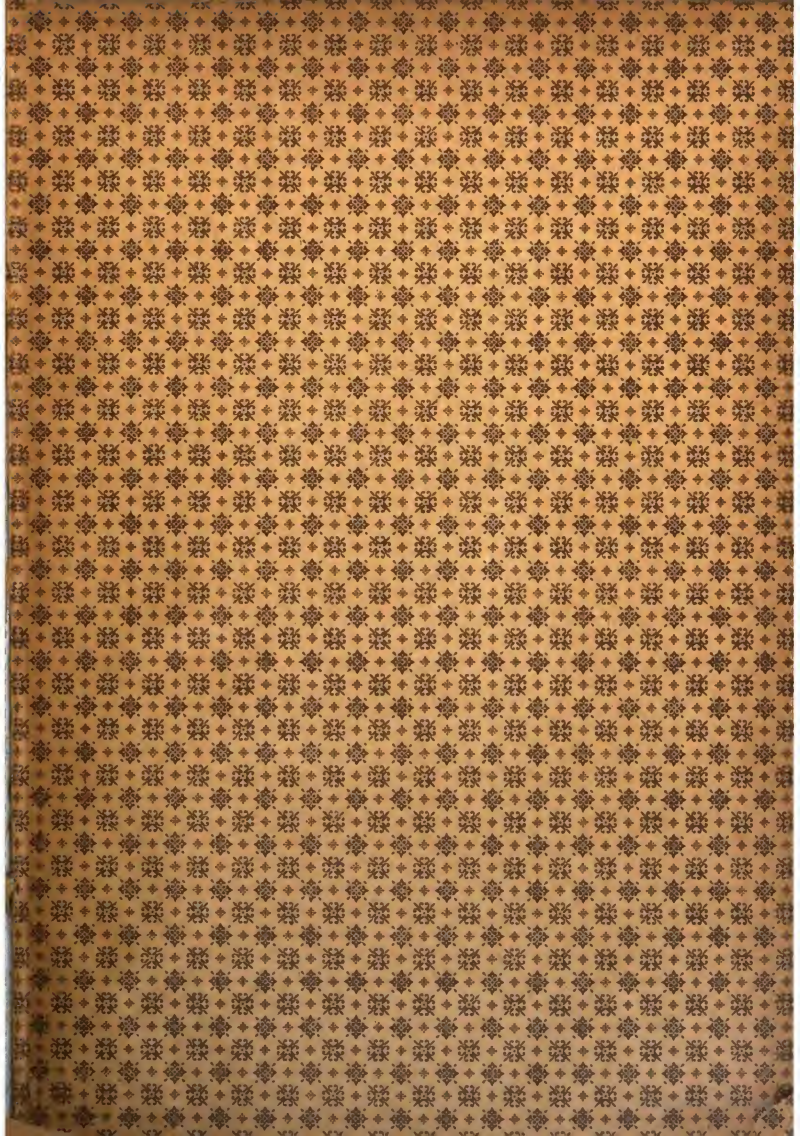
Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

0902
.2947

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.



Deutsche Dichtung.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Vierter Band.

April bis September 1888.

Stuttgart.

Verlag von Adolf Bonz & Comp.

1888.

Digitized by Google

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

Mitarbeiter-Verzeichnis des IV. Bandes.

Seite

Adler, Friedrich, in Prag . . . 43
Albrecht, Engelbert, in Langquaid 121
Amyntor, Gerhard von, in Potsdam 345
Anzengruber, Ludwig, in Wien 296

Bayer, Josef, in Wien 200. 239. 270 297. 329. 348
Beck, Martin, in Berlin 55
Berger, Wilhelm, in Bremen 193 228. 262. 291. 314
Bodenstedt, Friedrich von, in Wiesbaden 321
Bömers, Karl, in Bückeburg . . 21
Bolte, Johannes, in Berlin . . 66
Borberger, Robert, in Stadt Sulza 125
Brahm, Otto, in Berlin . . 22. 56
Brandes, Georg, in Kopenhagen 279
Brenning, Emil, in Bremen . . 363
Brugsch, H., in Charlottenburg 321

Chamisso, Adelbert von (Ungedruckter Nachlaß) 286. 287. 288. 289 301. 309
Dochler, Gottfried, in Berlin . 55
Eichrodt, Ludwig, in Lahr . . 169
Elsholz, Franz von (Ungedruckter Nachlaß) 268
Fischer, J. G., in Stuttgart 55. 120 338. 339. 360
Fischer, Wilhelm, in Bückeburg 60. 347
Fitger, A., in Bremen 17. 77. 254 276. 277. 278
Franzos, Karl Emil, in Berlin 125 153. 218. 248
Fulda, Ludwig, in München 170. 346
Geiger, Ludwig, in Berlin 61. 122. 306
Gottschall, Rudolf von, in Leipzig . . . 134. 136. 137. 138. 148
Greif, Martin, in München 60. 170
Grün, Anastasius (Anton Alexander Graf von Auersperg) (Ungedruckter Nachlaß) 204. 272. 322. 323
Gutzkow, Karl (Ungedruckter Nachlaß) 85

Häcker, Gustav, in Tübingen . 295
Hahn, Martin, in Berlin 51. 147. 346
Hamerling, Robert, in Graz 70
Hartung, Otto, in Wien 35. 185. 214 251. 284. 311. 367
Hebbel, Friedrich (Ungedruckter Nachlaß) 31. 180

Seite

Heine, Heinrich (Ungedruckter Nachlaß) 326
Hertz, Wilhelm, in München . . 198
Hoefer, Ferdinand, in Sechausen 295
Hoffs, Friedrich van, in Trier . 222
Holbein, Franz von (Ungedruckter Nachlaß) 268
Holm, Mia, in Riga . 43. 199. 346
Hornstein, Ferdinand von, in München 120. 318
Hutten, Ulrich von (Ungedruckter Nachlaß) 65. 66

Immermann, Karl (Ungedruckter Nachlaß) 269

Jensen, Wilhelm, in Freiburg i. Br. 2. 26. 29. 39. 74. 116. 143 161. 164

Kirchbach, Wolfgang, in Dresden 227
Klie, Anna, in Braunschweig . . 55
Knorr, Josephine Freiin von, in Paris 147
Knuffert, Rudolf, in München 120 199. 205
Koßmann, Ernst, in Utrecht 286. 301 354
Kruse, Heinrich, in Bückeburg . 70

Lahmann, Johann Friedrich, in Bremen 120
Lambel, Hans, in Prag . . . 97
Lampert, Friedrich, in Ippesheim 125
Lang, Paul, in Ludwigsburg 121. 295
Leander, Richard (Richard von Volkmann), in Halle a. S. 38. 190 192. 213. 214. 217. 222
Leitner, Karl Gottfried Ritter von, in Graz 78
Liliencron, Detlev Freiherr von, in Kellinghusen 275
Lingg, Hermann, in München 120 226. 290. 345
Linke, Oskar, in Berlin 295
Loens, Hermann, in Münster i. W. 170
Loew, Konrad, in Graz 84

Mackay, John Henry, in Saarbrücken 147
Mautner, Eduard, in Wien . . 92
Meißner, Heinrich, in Berlin 223 232. 237
Münsterberg, Hugo, in Heidelberg 170
Muncker, Franz, in München 34. 68. 93. 99. 132. 154 188. 290. 335

Seite

Paoli, Betty, in Wien 17. 77. 158 160. 185. 321
Pfeiffer, Berthold, in Stuttgart 222
Platen, August Graf von (Ungedruckter Nachlaß) 223. 232. 236 237. 266. 284. 310
Port, Frieda in München . . . 345
Prölß, Robert, in Dresden 33. 67. 98 336
Puttkammer, Alberta von, in Straßburg i. E. 199
Reichel, Eugen, in Berlin . 124. 319
Reinecke, Karl, in Leipzig . . . 343
Roeber, Friedrich, in Elberfeld . 146
Rollett, Hermann, in Baden bei Wien 60
Roloff, Otto, in Potsdam . . . 115
Roquette, Otto, in Darmstadt 18. 52
Rosen, Georg, in Detmold . 92. 347
Rückert, Friedrich (Ungedruckter Nachlaß) . . . 102. 125. 128. 129
Rüttenauer, Benno, in Mannheim 27
Saul, D., in Frankfurt a. M. . 60
Schack, Adolf Friedrich Graf von, in München 171
Schmidt, Karl Eugen, in Preßburg 296
Schmidt-Weissenfels, Eduard in Stuttgart 187
Schmitthenner, Adolf in Neckarbischofsheim 71
Schönbach, A. E., in Graz 131. 186. 366
Schuz, A., in Tübingen . . . 340
Seidl, J. K., in Regensburg . 199
Steub, Ludwig (Ungedruckter Nachlaß) 96. 100
Stieler, Karl (Ungedruckter Nachlaß) 17. 60
Sturm, Julius, in Köstritz . . 121
Taubert, Emil, in Berlin . . . 55
Taubert, Wilhelm, in Berlin . 167
Thaler, Karl von, in Wien . . 183
Thüngen, Helene Freiin von, in Stuttgart 227
Wehl, Feodor, in Hamburg . . 151
Weiß, Georg, in Wien 250
Weitbrecht, Karl, in Zürich . 321
Werherr, Armin, in Aschach . 198
Werner, Karl, in Salzburg . . 180
Wilbrandt, Adolf, in Rostock 8. 44. 78. 110. 159
Willatzen, P. J., in Bremen . 91
Zedlitz, Joseph Christian Freiherr von 245

466099

Digitized by Google

Inhalt des IV. Bandes.

Novellen, Erzählungen und Skizzen.

Seite

In der Kartause. Novelle von Wilhelm Jensen 2. 39 74. 116. 143. 161

Die Nase. Von Wilhelm Jensen 164

Einsame Leute. Novelle von Wilhelm Berger 193. 228 262. 291. 314

Der Tod. Skizze von A. Schuz 340

Lyrik.

Anekdote. Von A. Fitger 17

Frühlingsspruch. Von Karl Stieler (Ungedruckter Nachlaß) 17

Die Sternennserer Frühlingsnacht. Von Karl Bömers 21

Auf hohem Anstieg (eines halben Jahrhunderts). Von Wilhelm Jensen 26

Am 9. März 1888. Von Richard Leander . . . 88

Der Dienstmann. Von Friedrich Adler 43

Frühlingszauber. Von Mia Holm 43

Eines zu wenig. Nach dem Französischen des Viktor Hugo von Martin Hahn 51

Beim Schäferhaus. Von J. G. Fischer 55

Frage. Von Gottfried Dochler 55

„Ich träume so manche Nacht . .“ Von Anna Klie 55

Lenzduft. Von Martin Beck 55

Frühlingsgruß. Von Karl Stieler (Ungedruckter Nachlaß) 60

Im Lenz. Von Martin Greif 60

Einer Kranken. Von D. Saul 60

Abendsegen. Von Hermann Rollett 60

Der Regenbogen. Von Wilhelm Fischer 60

Prix d'amateur. Von A. Fitger 77

Hymnus. Von Konrad Loew 84

Die zerbrochene Vase. Nach dem Französischen des Sully-Prudhomme von Eduard Mautner . . . 92

Kroatische Volkslieder. Übersetzt von Georg Rosen: Des Mägdleins Klage. Erinnerung. Der Genügsame. Stille Liebe 92. Verlorenes Glück. Die Liebesgabe. Die Getäuschte. Jünglingsliebe. Die Eigennützige 347

Aus dem „Poetischen Tagebuch“. Von Friedrich Rückert (Ungedruckter Nachlaß). Lieder. Sprüche. Übersetzungen 102

Die Treue. Von Otto Roloff 115

Die Gletscherfee. Von Hermann Lingg 120

Gesang in der Nacht. Von Johann Friedrich Lahmann 120

„Wenn im Frühling der Flieder blüht . .“ Von Rudolf Knuffert 120

Der Orangenbaum von Cattaro. Von Ferdinand von Hornstein 120

Seite

Schutzgeist. Von J. G. Fischer 120

Wallenstein. Von Engelbert Albrecht 121

Mein Apfelbaum. Von Paul Lang 121

Er und ich. Von Julius Sturm 121

Undine. Von Rudolf von Gottschall 138

Ihr Brief. Von Demselben 138

Das Meer. Eine Elegie aus Venedig. Von Friedrich Roeber 146

Dichterlos. Von Josephine Freiin von Knorr . 147

Einsame Gedanken. Von John Henry Mackay . 147

Zwei Sonette. Nach dem Italienischen des G. Carducci von Martin Hahn 147

Jung und Alt. Von Betty Paoli 160

Was bleibt zuletzt? Von Derselben 160

Elegie. Von Ludwig Eichrodt 169

Glück im Leide. Von Martin Greif 170

Hochzeit. Von Ludwig Fulda 170

Über die Haide. Von Hermann Loens 170

Bitte! Nach dem Französischen des Sully-Prudhomme von Hugo Münsterberg 170

Blüte und Frucht. Von Armin Werherr . . . 198

„Wie Epheu rankte sich mein Sehnen . .“ Von Rudolf Knuffert 199

„Da einst die Post fuhr . .“ Von Alberta von Puttkammer 199

Dämmerung. Von F. X. Seidl 199

In der Kinderstube. Von Mia Holm 199

Auf der Höhe. Von Richard Leander 213

Sappho. Von Demselben 214

Nachdichtungen. Von Demselben 214

Ecce vir! Von Berthold Pfeiffer 222

15. Juni 1888. Von Friedrich van Hoffs . . . 222

An Kaiser Wilhelm den Zweiten. Von Richard Leander 222

Der Stern Byrons. Von Hermann Lingg . . . 226

Erinnerung. Von Helene Freiin v. Thüngen . 227

Frühlingslockruf. Von Wolfgang Kirchbach . . 227

Olaf. Von ** 269

Die Schwertlilie. Von Detlev Freiherr v. Liliencron 275

Drei alte Lieder. Von A. Fitger 276

Ewige Wahrheit. Von Demselben 276

Die Erwartung. Von Demselben 278

Schüler und Lehrer. Von Demselben 278

Das Klügste. Von Demselben 278

Gedichte. Von Adelbert v. Chamisso (Ungedruckter Nachlaß). Erwachen S. 286. Deutschland 1805 S. 286. Segen S. 286. Im Herabsteigen des Brockens S. 287. An Antonie S. 287. Eugenie S. 287. Wer kaufet Liebesgötter S. 288. Reinerz S. 289. Reise um die Welt 289

Digitized by Google

Seite

Die Pinie am Meer. Von Hermann Lingg . . . 290
Am Scherbrunnen des Klosters. Von Paul Lang 295
Abendlied. Von Oskar Linke 295
Der Tau. Von Rudolf Knussert 295
Der Abt von Bebenhausen. Von Gustav Häcker 295
Zu spät. Von Ferdinand Hoefer 295
Der Nachtschwärmer. Von L. Anzengruber . . 296
Die Wasserrose. Von Karl Eugen Schmidt . . 296
Umsonst. Von Ferd. von Hornstein 318
Gedicht. Von J. G. Fischer: Sterben im Grünen.
Erwachen. Deine Beute 338
Immer neu. Umkehr 339
Kirchgang. (Aus Italien.) Von Hermann Lingg 345
„In einem Frühlingsstraußе . . .“ Von Frieda Port 345
Am Sommernachmittag. Von Gerhard von Amyntor 345
Nacht auf dem See. Von Ludwig Fulda . . . 346
Begegnung. Von Mia Holm 346
Der Dichter. Nach dem Französischen des Viktor Hugo von Martin Hahn 346
Aufsteigendes Gewitter. Von Wilhelm Fischer . 347

Parabeln und Aphorismen.

Aphorismen. Von Betty Paoli 17
Sprüche. Von Emil Taubert 55
Aphorismen. Von Betty Paoli 77
Sprüche. Von Eugen Reichel 124
Fächersprüche. Von Wilhelm Hertz 198
Sprüche. Von Richard Leander 214
Aphorismen. Von August Graf von Platen (Ungedruckter Nachlaß) 237. 284. 310
Sprüche. Von Betty Paoli, Friedrich Bodenstedt, H. Brugsch und Karl Weitbrecht 321

Epische Dichtungen.

Ulf von Haslach. Von Otto Roquette . . . 18. 52
Nimrod. Von Robert Hamerling 70
Der Beifall der Welt. Von Heinrich Kruse . . . 70
Die Wacht auf dem Rheindamm. Von Adolf Schmitthenner 71
Die Sendung. Von Karl Gottfried Ritter von Leitner 73
In Egypten. Nach dem Schwedischen des C. D. af Wirsén von P. J. Willatzen 91
Lueifera. Aus den Blättern eines Weltfahrers. Von Rudolf von Gottschall 134
Wera. Von demselben 136
Der gute König in der Hölle. Indische Legende. Von Betty Paoli 158
Troubadour-Romanzen. Von Richard Leander:
Treu übers Grab 190
Herr Adelhart 192
Die Grotten von Arcy. Ballade. Von August Graf von Platen (Ungedruckter Nachlaß). Mitgeteilt von Heinrich Meisner 232
Reinekes Brautfahrt. Ein Tierabenteuer. Von A. Fitger 254
Der Wolf. Von Eugen Reichel 319

Dramatische Dichtungen.

Der Meister von Palmyra. Dramatische Dichtung in fünf Aufzügen von Adolf Wilbrandt . . 8. 44 78. 110. 139

Seite

Willy. Ein historisches Lustspiel in einem Akt von Adolf Friedrich Graf von Schack 171

Selbstbiographien und Selbstkritiken.

Aus der Schule. Von Rudolf von Gottschall . . 148
Aus meinem Lebensgang. Von J. G. Fischer . . 360

Essays.

Schillers Räuber. Von Otto Brahm . . . 22. 56
Wilhelm Jensen. Von Benno Rüttenauer . . . 27
Das Wiener Burgtheater und das deutsche Drama. Beiträge zur Geschichte der dramatischen Produktion 1814—1867. (Nach ungedruckten Quellen.) IV. Friedrich Hebbel S. 31. V. Karl Gutzkow S. 85. VI. Zedlitz, Eisholz, Immermann . . . S. 245. 267
Ulrich von Hutten. Von Ludwig Geiger 61
Ein ungedruckter Brief Huttens. Mitgeteilt von Johannes Bolte 66
Ludwig Steub. Von Franz Muncker 93
Friedrich Rückert. Von Ludwig Geiger 122
Ungedruckte Briefe und Gedichte von Friedrich Rückert. Mitgeteilt von Friedrich Lampert, Robert Boxberger und Karl Emil Franzos 125
Rudolf von Gottschall. Von Feodor Wehl 151
Aus Friedrich Hebbels Briefwechsel. Mitgeteilt von Karl Werner 180
Betty Paoli. Von Karl von Thaler 183
Vom historischen Drama. Von Josef Bayer. I. S. 200. II. 239. III. 270. IV. 297. V. 329. VI. 348
Zur Charakteristik Anastasius Grüns. Nach ungedruckten Quellen . . . I. S. 204. II. 272. III. 323
Richard Leander. Von Otto Hartung 214
Kleine Schriften zur Litteratur. Von August Graf von Platen. (Ungedruckter Nachlaß).
I. Über Epos und Epiker (1816) 223
II. Bemerkungen über den Verfall der deutschen Litteratur (1817) 224
III. Etwas über die neuere deutsche Poesie (1817) 225
IV. Polemisches Promemoria an die Feinde der Ghaselen 266
V. Über einen Recensenten 266
A. Fitger. Von Georg Brandes 279
Ungedruckte Briefe von Adelbert von Chamisso. Mitgeteilt von Ernst Koßmann . I. S. 301. II 354
Adelbert von Chamisso. Von Ludwig Geiger . 306
Ein Brief Heinrich Heines 326
J. G. Fischer. Von Emil Brenning 363

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Dramen. Besprochen von Robert Prölß . . . 33
Metrische Übersetzungen. Besprochen von Franz Muncker 34
Lyrische Gedichte. Besprochen von Otto Hartung 35
Erzählende Schriften. Besprochen von Robert Prölß 67
Lyrische Gedichte. Besprochen von Franz Muncker 68
Zum Huttenjubiläum 68
Neue Werke des Grafen A. F. v. Schack. Besprochen von H. Lambel 97
Dramen. Besprochen von Robert Prölß . . . 98
Lyrische Gedichte. Besprochen von Franz Muncker 99
Ein Brief Ludwig Steubs 100
Neues aus der Goethelitteratur. Besprochen von Anton E. Schönbach 131

Digitized by Google

Seite

Lyrische Gedichte. Besprochen von Franz Muncker 132
Könnecke's Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Besprochen von Karl Emil Franzos 153
Lyrische Gedichte. Besprochen von Franz Muncker 154
Lyrische und epische Dichtungen. Besprochen von Otto Hartung 185
Schriften zur deutschen Litteraturgeschichte. Besprochen von Anton E. Schönbach 186
Erzählendes. Besprochen von Eduard Schmidt-Weissenfels 187
Lyrische und epische Dichtungen. Besprochen von Franz Muncker 188
Lettres autographes composant la collection de M. Alfred Bovet décrites par Étienne Charavay. Besprochen von Karl Emil Franzos 218
Lyrische und epische Gedichte. Besprochen von Franz Muncker 220
Kulturströmungen im Osten 248
„Auserlesene Gemälde der Galerie Schack." Besprochen von G. Weiß 250
Lyrisches. Besprochen von Otto Hartung 251. 284. 311
Episches. Besprochen von Franz Muncker . . . 335
Dramatisches. Besprochen von Robert Prölß . . 336
Aus fremden Litteraturen. Besprochen von A. E. Schönbach 366
Lyrisches. Besprochen von Otto Hartung 367

Autographen.

Wilhelm Jensen, „Das weiß ich lang ..." . . . 29
Ulrich von Hutten. Aus einem Briefe 65
Ludwig Steub. Aus einem Briefe 96
Friedrich Rückert, Stammbuchblatt von 1809 (Ungedruckter Nachlaß) 128
Friedrich Rückert, Einladung an Fabullus. Gedicht vom Jahr 1839 129
Rudolf von Gottschall, An die Dichtung . . 137
Betty Paoli, Spruch 185
Richard Leander, Spruch 217

Seite

August Graf von Platen, Liedchen 236
A. Fitger, Spartaner 277
Adelbert von Chamisso, „Möchte doch Einer die Fäuste sich nagen!" Aus dem Manuskripte der „Lebens-Lieder und Bilder" 309
Anastasius Grün, Epilog zu den Wiener Spaziergängen 1835 323
J. G. Fischer. Ein Lied 339

Kompositionen.

Abendreihn. Gedicht von Wilhelm Müller. Komposition von Wilhelm Taubert 167
Junge Rose. Gedicht von Erich Hernack. Komposition von Karl Reinecke 343

Porträts.

Wilhelm Jensen. Nach einer Photographie . . . 1
Ulrich von Hutten. Faksimile eines Holzschnittes eines unbekannten Meisters aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts 37
Ludwig Steub. Nach einem im Verlage von S. Schottlaender in Breslau erschienenen Kupferstich 69
Friedrich Rückert. Faksimile eines im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. erschienenen Kupferstichs nach dem Gemälde von Bertha Frorieb. Neuses 1864 101
Rudolf von Gottschall. Nach einer Photographie 133
Betty Paoli. Nach einem Gemälde von M. Müller in Wien 157
Richard Leander (Richard von Volkmann). Nach einer Photographie 189
August Graf von Platen. Nach einem Kupferstich 221
A. Fitger. Nach einem Gemälde 253
Adelbert von Chamisso. Nach einer Zeichnung 285
Anton Alexander Graf von Auersperg (Anastasius Grün). Nach einem Porträt aus den letzten Lebensjahren des Dichters 313
J. G. Fischer. Nach einer Photographie 337

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

IV. Band. 1. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. April 1888.

Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Digitized by Google

In der Kartauſe.

Novelle von **Wilhelm Jenſen.**

Es iſt ein altes, eigenartiges Bauwerk und in beſonderer, nicht leicht ſo wieder auffindbarer Lage. Dieſe beſaß es von ſeinem Urſprung her; am Rande eines mäßig breiten Thales hat die Laune der Natur in die Berglehne einen hufeiſenförmigen Einſchnitt gebildet, ziemlich von gleicher Breite und Länge oder Tiefe. An den drei Seiten ſteigt das dicht und dunkel überwaldete Gebirg mit hohen Wänden, wie mit umſchließenden Mauern auf, verſagt jedem Winde von Oſten, Norden und Weſten her den Zugang. Nur nach Süden, gegen die Mittagsſonne und den warmen Föhn liegt die ſtille Einbuchtung frei geöffnet, doch gegenüber ragen bald wieder die jenſeitigen Bergkuppen des Thales hoch empor.

Der Boden dieſer freundlichen Einfriedigung aus der alten Werkſtätte der Erde iſt nicht flach, ſondern mählich ſich anhebend, ſanft und mannigfach gewellt. Weiche Grasmatten dehnen und wölben ſich rundum an den Waldgürtel, aus dem rotäſtige Kiefern und dunkle Edeltannen herabſchauen, doch überwiegt zwiſchen ihnen das helle Laubgezweig der Buche. Vor den nickenden Baumrändern blühen in März-, oft ſchon in Februartagen die erſten Veilchen und Anemonen; ſonnenlinder und lieblicher fällt der ſüße Blick des einziehenden Frühlings nirgendwohin. Und wie er kommt, weckt er dort nicht nur Blütenduft und -farben, auch den hellen Klang aus tauſend zwitſchernden Vogelkehlen, das Schmettern der Finken und den Flötenſchlag der Amſel. So in völlig gleicher Weiſe lag alles vermutlich — oder vielmehr, es iſt uns ſchriftlich überliefert, daß es ſo war — ſchon vor mehr als einem halben Jahrtauſend. Wenige Stätten im deutſchen Reich breiteten ſo freundlich einladende Arme für eine Anſiedelung der Menſchen aus. Freilich nicht zur Anlegung einer Raubburg nach Brauch der Zeit mit finſtern Türmen, Mauern, Verließen und Gräben; dorthin gehörten nur friedliche Leute von milder Sinnesart und einem träumeriſchen Hang.

Und ſolche waren es, die zuerſt in dem ſtillen Bergwinkel einen Bau errichteten. Eigentlich thaten ſie dies nicht ſelbſt, ſondern er ward von anderer Hand für ſie hergeſtellt. Nicht ſichtbar, doch nur um eine halbe Stunde Wegs entfernt, lag eine für die damalige Zeit, die Mitte des 14. Jahrhunderts, bedeutende Stadt, und in dieſer hegte ein alternder Patrizier und Ritter, vielleicht aus nur ihm bekannten Gründen, mit dem Schwinden ſeiner Tage abſondere Beſorgnis für ſein Seelenheil. Um dieſem Vorſchub zu leiſten, geriet er auf den gottgefälligen Gedanken, nach dem Vorbild des Kloſters in der Einöde La Chartreuse hier eine Behauſung für fromme Brüder des Kartäuſer Mönchsordens zu ſtiften, und ſetzte den Plan auch ſofort mit Eifer ins Werk. In der Mitte des ſtillen Bergeinſchnittes, von den Bodenwellen etwa hundert Fuß über die Thalſohle gehoben, ließ er fünf Zellenhäuschen erbauen, jedes mit einem freundlichen Gärtchen vor ſich und die letzte Ruhſtatt, den Gottesacker, zwiſchen ſich haltend; das Ganze ward von einer Mauer umſchloſſen. So begann mit kleinem Anfang „die Kartauſe", von ihrem Stifter in ſeinem „letzten Willen" noch mit reichen Vergabungen bedacht.

Bald jedoch fand dies Beiſpiel, wie es von der Zeit ſich vorausſehen ließ, vielfältige Nacheiferung. Es gab allmal gar mancherlei ſündhaftes Bewußtſein auch unter den am höchſten mit Preis und Ehren angeſehenen Bürgern und Bürgersfrauen, und ſich von dem Druck desſelben ein weniges zu erleichtern, waren viele erfreulich mit irdiſchem Gut und Geld ausgerüſtet. Beſſere Zinſen aber vermochte ſolcher Überfluß nicht einzutragen, als wenn wenigſtens ein Teil von ihm in die Hände Gottes niedergelegt wurde. Das konnte man, wie das Erdenleben beſtand, nur dadurch ausführen, daß man Kirchen, Kapellen und Klöſtern dieſe Geſchenke zur nutzreichen Anlegung für die Seelen der Geber anheimſtellte, und dergeſtalt ward binnen kurzer Friſt auch die neue Kartauſe mit reichhaltigen Gaben

Digitized by Google

unterschiedlichster Art wie mit einem befruchtenden Regen überschüttet. Grundstücke und Geldsummen wurden ihr zugeeignet, goldene und silberne Geräte wanderten dorthin. Man stiftete ihr ewige Lampen und Lichter, Leistungen an Wildbret und Fischen, alte Handschriften und Pergament zu Meßbüchern, nicht minder auch Handwerkszeuge aller Art, da nach der Ordensvorschrift jeglicher Bruder sich mit einer Arbeit beschäftigen mußte. Hinter solchem frommen Wetteifer blieb auch der ehrbare Rat der Stadt nicht mit leeren Händen zurück, sondern teilte von dem aus, was seiner weislichen Verfügung anheimgegeben. Er begabte die Kartause mit einem Waldteil um ihr Mattengelände, sprach ihr ein Wasserrecht zu und verstattete den Mönchen die Anlage einer Holzsäge am Fuße ihres Besitztums. Und daneben bekundete der Rat der Stadt einen für jene rauhe Zeit seltsam überraschenden poetischen Gemütszug, indem er ein Verbot ausgehen ließ, in den anstoßenden städtischen Waldungen Vögel zu fangen, „damit" — wie die Urkunde besagte — „die Väter nicht belästigt, auch die Vögelein, so zu ihnen ihren Flug haben und Wohnung bei ihnen nehmen, nicht verscheucht werden". Daher ist uns die Kunde erhalten, daß die Finken und Amseln, Meisen und Rotbrüstchen in den Tagen der Gründung der Kartause dort ein ebenso sangfröhliches Leben geführt haben müssen, wie noch heut.

Durch alle solche Vergabungen aber sahen die Brüder sich rasch in den Stand gesetzt, ihre Anzahl vergrößern und ihre Niederlassung erweitern zu können. Wie arbeitsame Bienen fügten sie emsig neue Zellen hinzu, verwandelten, verbesserten und sicherten ihren idyllischen Wohnsitz gegen die vielfältig begehrlichen Gelüste des Mittelalters. Gemach verschwand die erste Anlage völlig, und statt ihrer erhob sich im Gang der Zeit, gleichfalls in Hufeisenform, ein stattlicher Mittelbau mit zwei Seitenflügeln und einer hohen gotischen Kapelle an der Rückseite. Die kleinen Gärtchen wurden vereinigt und nach hinten zu einem großen, bis an den Waldrand reichenden Garten gedehnt; Wirtschaftsgebäude wuchsen hinzu, das Ganze umschloß ein fester Mauerring mit gewölbtem Thoreingang. Die kleine Ansiedelung war ein breithingelagertes, vermögliches Kloster geworden. Gegen alle Stürme geschützt, sah es in das weiche, blühende Wiesenthal zu seinen Füßen hinunter, doch unverändert in der tiefsriedlichen Einsamkeit seiner Umgebung. Die Frühlingssonne kam wie von je hierher zuerst, rief die Veilchen und Anemonen am Waldrand wach und warf ihr goldnes Lachen in die hellen, heitren Zellen. Und die Vögel zeigten sich dankbar für den ihnen gewährleisteten Schutz, füllten den dichten Laubkranz umher wie nirgendwo mit sommerlang tönendem Jubel und schlugen voll zuversichtlichen Vertrauens ihre Nester in dem heranwachsenden Baumgezweig des Klostergartens auf.

So sah die Kartause den Gang der Jahrhunderte an sich vorüberziehn. Vor den Stürmen, die nicht der Himmel, sondern Menschenwahn und -wut auf der Erde toben ließ, konnte freilich ihre Lage sie nicht immer beschirmen. Manch Unheil aus beutegieriger Faust und schlimmem Jahr der Zerstörung brach auch auf sie ein, Armagnaken und Burgunder, Bundschuh und Armer Konrad, Glaubenskrieg, Schwedennot und die Nachbarbesuche der großen und kleinen Brandbevollmächtigten Ihrer Majestäten der Könige Louis treize, quatorze und quinze gingen über das Kloster hin. Doch ob ihm öfter arg und übel mitgespielt wurde, es blieb Zeitgeschick, das sich überwinden, überdauern ließ. Gar manchen altstolzen Bauten des Umkreises erging es schlimmer, sie verschwanden in wilden Nächten hinter einem roten Vorhang, um nimmer zurückzukehren. Die Kartause aber blieb, die sie war, brauchte nie aus der Asche neu zu erstehen. Nach den schweren Wetterjahren kamen auch wieder mildere; für ihre Bewohner war das irdische Dasein ja überhaupt nur eine Prüfungszeit, welche die Schickungen guter und übler Tage mit gleicher geduldiger Ergebung aufnahm.

Und so konnten die Jahrhunderte im Innern und am Eigentlichen der weltabgeschiedenen Gemeinschaft kaum etwas ändern. Sie sahen wohl Köpfe mit neuen Gesichtern, doch in ihnen dieselben Gedanken, das immer gleichbleibende Streben und Thun. Kein Weib trat je in die alten Mauern hinein, es zeugten sich zwischen diesen keine Geschlechter fort, und dennoch legte sich ein Geschlecht um das andere in die Erde des kleinen Gottesackers, und stets blieb eines übrig, um die Grabsteine und Kreuze Blumen zu pflanzen. Das geschah mit treulichen Händen, man besaß altüberlieferte Neigung dafür. Die ersten Brüder hatten ihre kleinen Gärtchen sorgsam gepflegt, die friedvolle Schönheit um sie her hatte einen Zug zu den lebendigen Gestaltungen der Natur in sie gelegt, der sich unter ihnen weiter vererbte. Ein freundliches Gefühl der Zusammengehörigkeit bestand zwischen ihnen, den Pflanzen und Thieren, den Vögeln, „so zu ihnen ihren Flug hatten und Wohnung bei ihnen nahmen." Das waren auch Geschöpfe Gottes, wohl verstattet, Auge und Sinn an

Digitized by Google

ihnen zu erquicken, und geboten, nach Kräften für ihr Lebensgedeihen zu sorgen. Soweit der Bodenbesitz der Kartause reichte, waren Blumen, Schmetterlinge und Vögel vor roher oder achtloser Bedrohung von Menschenhand gesichert; die sanfte Natur zeitigte auch sanfte Gemüter.

Sonst lebten die Kartäuser streng nach der Ordenssatzung ihres Stifters, des heiligen Bruno von Köln, abgeschlossen gegen die Welt und in manchem Sinne auch gegeneinander. Innere Friedsamkeit zu behüten, forderte eine ihrer obersten Vorschriften, und der Begründer der Brüdergemeinschaft zu La Chartreuse mochte dafür in nicht unrichtiger Schätzung der menschlichen Natur das Schweigen förderlamer als das Reden erkannt haben. Das Sprechen war nicht verboten, wie in dem Kloster zu La Trappe, aber nur auf das Notwendige für das Gedeihen der einzelnen und des Ganzen beschränkt; dem Sichzurückziehen ins Innere wohnte der höhere Wert der klösterlichen Lebensführung bei. Man vernahm kein überflüssiges Wort, und so wäre es sehr lautlos in der Kartause gewesen, wenn die vorgeschriebenen Handarbeiten der Brüder kein Geräusch verursacht hätten. Doch Spaten und Hacke klirrten in Garten und Feld, und der Gebrauch von Gewerkgeräten aller Art kündete sich aus den Zellenfenstern hervor. Hammer und Hobel klang, Schwungrad und Zimmermannsagt; man mahlte und backte, schusterte und schmiedete, verfertigte allen Bedarf der Gemeinschaft nach Möglichkeit selbst in den Räumen des Klosters. Drunten am hurtigen Wasserlauf ging die Schneidesäge, von den jüngsten und kräftigsten der Laienbrüder bedient, denen für diesen Zweck, wie für die Feldbestellung, der sonst verbotene Austritt aus den Mauern verstattet war. Sie befanden sich bei den Kartäusern in stärkerer Gliederung als bei den sonstigen Mönchsorden, da ihnen vor der Ablegung des Gelübdes drei Abstufungen der fratres conversi, der donati und redditi durchzumachen oblag. Nicht allein aber das leibliche Handwerk, auch die geistige Thätigkeit sah mannigfache Vertretung noch außer den geistlichen Ordensübungen. Vor der Erfindung der Buchdruckerkunst hatten die Kartäuser sich großen Ruf durch das sorgliche, kunstvolle Abschreiben wertvoller Bücher erworben und ein gewisser Geist litterarischer Kenntnis war von alters unter ihnen heimisch. Mancher hatte selbst seine eigenen Gedanken über göttliche und menschliche Dinge in Schriften niedergelegt, sie der Bücherei der Kartause hinterlassen, und da sich nicht selten in diese ein Lehrer von der Hochschule der benachbarten Stadt für seinen Lebensabend zurückzog, war aus ihr mehr als ein Verkündiger neuer Anschauungen auf hochgelehrten Gebieten hervorgegangen. Zumeist natürlich auf dem der Theologie, doch auch die Grammatik und Dialektik, die Rhetorik, Arithmetik und Logik, ja selbst die Astronomie, Physik und Philosophie hatten von hier aus den Versuch gemacht, ihre Geheimnisse der Welt zu erläutern. Allerdings mochte es eine etwas verwunderliche Philosophie sein, mit der heiligen Theologie von derselben Mutter als Zwillingsschwester geboren, allein die Zeit kannte keine andere und verlangte auch nicht danach.

Nunmehr war diese weit, bis ins letzte Fünftel des vorigen Jahrhunderts hinausgerückt und bald ein halbes Jahrtausend seit dem ersten Begründen der Kartause vergangen. In tiefem Frieden lag sie da, nicht nur die Natur, auch das Thun der Menschen umgab sie mit ihm; hier wenigstens hatte ein Lebensalter die Kriegsfackel nicht mehr lodern gesehen. Eine neue Zeit war angebrochen, Gefühl der Sicherung einflößend, wie man zuvor es nie gekannt, und eine neue Saat in die Gemüter ausstreuend. In der Hofburg zu Wien hatte Kaiser Joseph II. den Thronsitz seiner verstorbenen Mutter eingenommen; man empfand es gleichmäßig in allen seinem Scepter untergebenen Landen, es kam über sie hin wie anbrechendes Morgenlicht und wie ein Frühlingswind des Geistes. Um einige Jahre früher war er für acht Tage zum Besuch in der Nachbarstadt der Kartause eingekehrt, hatte damals bereits in ihr für seine Grundsätze der Glaubensduldung und der Menschenliebe Boden zu bereiten gesucht. Die bis dahin streng und ausschließlich katholisch gewesene Stadt besaß seitdem zum erstenmal mehrere Beamte protestantischer Konfession, vielleicht nicht zu innerlichem Wohlgefallen Maria Theresias; jetzt da Joseph II. selbst und allein die Zügel der Regierung übernommen, wagten sich unter seiner mächtigen Ägide vertrauensvoll viele Hände zur Mithilfe an seinem großen Lebenszweck, der Herrschaft schöner Menschlichkeit, hervor. Ein reges Aufstreben begann, das sich von belebendem Blut durchflossen fühlte. Die geistigen Thätigkeiten, Wissenschaften, Dichtung und Künste wetteiferten nach neuen Zielen, Maler, Bildhauer und Baumeister, die Kunst der Holzschneidung und der Kupferstechung, die Buchdrucker und der Buchhändler; die Feder blieb nicht zurück im Dienst des neuen Aufschwungs, ließ eine Zeitschrift in die Welt gehen, die als ihr Trachten aussprach: „Das Recht der eignen Untersuchung zu retten, verkannte Wahr-

Digitized by Google

heiten zu verbreiten, schädliche Vorurteile, Thorheiten und Mißbräuche zu bestreiten, Menschenliebe und Duldung allgemeiner zu machen, überhaupt zur Aufklärung des Verstandes und Besserung des Herzens beizutragen." Es war gewaltig, daß so viel Licht aus Haupt und Hand eines Menschen auf dem Thron entfließen konnte, natürlich nicht ohne ingrimmige Feindschaft derjenigen gegen sich zu erzeugen, welche nur in der Finsternis ihrem Vorteil nachzugehen vermochten, oder mancher auch, deren Augen von frühester Kindheit auf einzig an Dunkelheit gewöhnt waren. Die Karolina, das drakonische Strafgesetz Karls V., mit ihr die Folter und der Hexenprozeß, die Fronden und die Leibeigenschaft wurden aufgehoben, jegliches Vorrecht eines Standes oder einer Person dem Gesetz, der Gerechtigkeit gegenüber. Und ingleichen der Jesuitenorden, die Exorcismen, das mittelalterlich überlieferte Asylrecht der Kirchen und Klöster. Für die letzteren ward ein vor dem vierundzwanzigsten Lebensjahr abgelegtes Ordensgelübde verboten und als ungültig erklärt.

Doch auch im Äußeren hatte die zweite Hälfte des Jahrhunderts für die Stadt mannigfache Veränderungen mit sich gebracht. Sie war seit ihrer Begründung von starkem Gemäuer umzogen, dann später eine vollständige Festung nach Vaubanschem System gewesen; nun ward sie dieser unnützen, nur unter Umständen gefährlichen Würde entkleidet. Man übergab dem Stadteigentum sowie den einzelnen Bürgern als Anliegern die Bastionen, Gräben und Kontreskarpen zur Abtragung oder beliebigen Benützung; auf den alten Werken wurden Reben gepflanzt, Baumgänge und Gärten angelegt. Auch draußen vor den offenstehenden Thoren in Thal und Feld besserten sich die Straßen und Wege nach den benachbarten Ortschaften. Man bedurfte keines mittelalterlichen Mauerschutzes mehr, Friede und Gesetz herrschten, der Geschäftsmann, der harmlose Wandrer genossen auf Weg und Steg die nämliche Sicherheit wie in den Gassen der Stadt. Die neue Zeit führte auch in dieser Richtung etwas bisher nie Gekanntes mit sich. Unbewaffnet und sorglos konnte der einzelne sich draußen der Natur erfreuen, weit hinaus „spazieren gehen"; selbst eine Frau, ein Mägdlein durften sich dazu in Ruhe getrauen, brauchten nicht zu befürchten, daß ihnen Gefährliches oder auch nur Unziemliches begegne.

Und von dieser neuen Lebensvergünstigung machte an einem Maiennachmittag des Jahres 1780 ein junges Mädchen oder, wie die Zeit es benannte, „Frauenzimmer" Gebrauch. Sie hieß Agathe Edinger und war die Tochter eines wohlhabenden städtischen Ratsmannes, doch lebte sie seit dem vor einigen Jahren erfolgten Tode ihrer Eltern als Waise und alleinstehend bei einer alten Verwandten, richtiger diese mit ihr in dem ererbten Hause Agathes. Das hatte der letzteren früh Selbständigkeit verliehen, indes lag eine solche auch schon in ihrer Natur. Sie war ein großes, starkes Mädchen; wenn sie durch die alte, niedrige Thür ihrer Wohnung trat, rührte sie mit dem blonden Scheitel fast an den Tragbalken der Pfosten. Alles an ihr legte die gleiche gesunde Kräftigkeit an den Tag, der Gliederbau, die gewölbte Brust, Hand und Gesicht. Die beiden letzteren entsprachen vielleicht nicht dem Begriff weiblicher Grazie, wie diese in verfeinerten Kreisen aufgestellt und gefeiert wurde, aber für den Blick eines Malers, mehr noch eines Bildhauers waren sie schön und edel gebildet. Aus ihren Formen sprach eine plastische Ruhe und Sicherheit, und auch der Ausdruck der Züge, der dunkelblauen Augen stimmten voll damit überein. Sie sagten, daß Agathe Edinger trotz ihrer erst achtzehn Jahre fest auf sich selbst ruhe. Sie kannte keine Furcht; das ließ sie auch gleichgültig allein hier umherwandern, die Einsamkeit zu suchen, die sie liebte. Es war nicht die Natur, von der sie aus der Stadt herausgezogen ward, obwohl ihr Blick ab und zu einmal kurz auf einer Frühlingsblume, einem flatternden Falter haften blieb. Ihr Zweck ging dahin, mit sich und dem, was sie in sich trug, ungestört allein zu sein.

Das von ihrem Innern als wertvoll Erkannte erfaßte sie mit gleicher Kraft der Seele, wie ihr Körper sie kundgab, und so verwandte sich ihr ganzes Geistesleben nur auf ein einziges Trachten. Ihr Elternhaus war ein katholisches und voll rechtgläubiges gewesen, sogar häufig von Angehörigen der Geistlichkeit besucht und von diesen als ein musterhaftes bezeichnet. Doch hatte man in ihm nie das Irdische unterschätzt, etwa als bedeutungslos zurückgestellt, sondern nach gewissenhafter Erfüllung aller kirchlichen Tagesvorschriften die übrige Zeit, soweit es möglich fiel, dem fröhlichen Lebensgenuß hingegeben, welchen die katholische Lehre ihren Anhängern, besonders in südlichen Ländern, stets mit beifälligen Mienen verstattet, ja von ihnen erwünscht hat. Von Kindheit auf aber hatte Agathe dies nicht zu begreifen, eine solche Doppelgültigkeit des Himmlischen und des Weltlichen in ihrer Brust nicht zu vereinbaren vermocht. Die Kraft ihrer körperlichen Natur, die sie schon als Kind besaß, ließ sie gleichfalls mit starken

Digitized by Google

Sinnentrieben begabt vermuten, und diese mochten auch in ihr liegen und eine Zeitlang von ihr bekämpft worden sein. Allein dann waren sie der stärkeren Kraft ihres Gemütes unterlegen, das im Hause, wie täglich in der Kirche, die Richtung auf das Übersinnliche in sich aufgenommen. Agathe Edinger gehörte jedoch in nichts zu den Kopfhängerischen und Asketischen, bildete eher vollsten Gegensatz zu einer Betschwester, einer Büßerin oder Pharisäerin; ein zur Schau Tragen ihrer Frömmigkeit hätte ihrem innersten Wesen widerstritten. Sie nahm in gleicher Weise an den Mahlzeiten der andern teil, stillte ihren Hunger und Durst, sorgte dafür, sich durch ihre Kleidung gegen Kälte und Sommerhitze zu schützen, that, was zur Erhaltung der Gesundheit, leiblicher und geistiger Frische nötig fiel. Aber dies war ihr Mittel zum Zweck, nicht Befriedigung eines eigenen Begehrens. Ihr einziges Verlangen richtete sich auf das andere, ihr vom Glauben verheißene Jenseitsleben voraus, und sie konnte nicht fassen, wie für jemanden, der diese Erwartung in sich trage, irgendetwas des irdischen Menschendaseins einen wirklichen Wert zu besitzen imstande sei. Ihr schien, jeder müsse alles dagegen als von gleicher Nichtigkeit erkennen und empfinden, denn sie erkannte es für sich so mit ihrer Vernunft, mehr aber noch empfand sie es in ihrem Gemüt, das ganz von einer kindlich innigen, fast leidenschaftlichen Erwiderung der göttlichen Vaterliebe ausgefüllt ward. Was diese ihr gebot, vollbrachte sie ohne Unterlassung; sie ging aufs treulichste ihren häuslichen Pflichten und Arbeiten nach, ehrte ihre Eltern, half Bedürftigen, suchte Unglückliche zu trösten, kam jedem freundlich und willig entgegen. Doch ihre Seele nahm daran nur teil oder ward nur davon berührt, weil sie es nach den Geboten Gottes that und ein Abglanz des ewigen Lichtes darüber fiel. So war sie aufgewachsen, sich ihres Rufnamens freuend, den sie, als am fünften Februar getauft, nach dem Tage der heiligen Agathe empfangen. Die letztere hatte als eine Jungfrau aus vornehmem Stande im dritten Jahrhundert, sich zum Christentum bekennend, zu Palermo gelebt und war, weil sie die Liebesanträge des heidnischen römischen Statthalters Quintianus zurückgewiesen, auf den Befehl desselben über glühenden Kohlen zu Tode gemartert worden. Agathe Edinger hörte sich deshalb von denen, die ihr näher standen und sie mit ihrem Vornamen ansprachen, gern Agäthe benennen, wie auch ihr Beichtvater es that. Sie ward dadurch an ihre heilige Taufpatronin gemahnt, mit dieser in einer schönen Empfindung verknüpft, und wenn auch gegenwärtig kein Mädchen mehr als Märtyrerin verbrannt wurde, fühlte sie doch bei dem Gleichklang ihres Namens freudig die Bereitwilligkeit und die Kraft in sich, wenn es sein müßte, ebenfalls für ihren Glauben das Schwerste auf sich zu nehmen und zu leiden.

So wanderte das große, starke Mädchen mit den kräftigen sanften Zügen heute am Mainachmittag langsam draußen durchs Feld vor dem Stadtthor umher. Einsame Stille umgab sie hier, der Himmel lag über ihr wie eine unermeßliche blaue Domkuppel, und unter dieser fühlte sie sich stets dem vollen Drange ihres Herzens noch näher, als wenn das Gewölbe der Kirche auf ihre Andacht herabsah. Der goldene Wiederglanz der Abendsonne von allen Dingen ringsumher erfüllte ihr Sinne und Seele mit noch süßeren Ahnungsschauern, als das geheimnisvolle Licht der farbigen Domfenster. Ihr Gemüt neigte nicht zum dämmernd Verschwimmenden, sie sah lieber in die klare Himmelshalle, die ihren Gedanken und ihrem Fühlen verwandter war. Ohne es zu wissen, besaß Agathe Edinger in ihrem Innersten einen Zug zur Schönheit der Natur.

Die Sonne trat auf einen fernen Gebirgsrand, der Tag neigte sich zum Ende. Nun machte die einsam Dahinschreitende eine leicht-unwillkürliche Bewegung, von ihrem Pfade abzubiegen. Aus einiger Weite tauchte eine männliche Gestalt auf und kam ihr entgegen. Doch der Antrieb Agathes, jener auszuweichen, bestand nur in einer flüchtigen Regung, sie hielt gleich danach ruhig ihren Weg inne.

Den Ankommenden führte nicht der Zufall hierher, man sah's, und sie wußte es ebenfalls. Ein junger Mann war's, im gleichen Maße der Größe und Kräftigkeit für sein Geschlecht, wie sie für das ihrige, ungefähr um vier Jahre älter als sie. Er hieß Ignaz Burtheim, sein Name wies in alte Zeit zurück, ließ eine Seitenabstammung von einem ehemaligen ritterlichen Hause vermuten, und auch seine Züge trugen etwas Dahindeutendes. Ebenfalls früh verwaist, war er ein Kind der Stadt, auf der gelehrten Schule derselben gebildet, jetzt seit mehreren Jahren Student an der Universität, doch nach mancherlei Richtungen eine zwiespältige Natur. Zum Lebensberuf hatte er die medizinische Wissenschaft gewählt, aber künstlerische Neigung und Fähigkeit zogen ihn zum Zeichnen und Malen. Und so lag auch in seinem Wesen sich Widersprechendes; von ursprünglich lebensfreudig-heiterer Sinnesart, neigte er doch nicht selten zu einem schwermütigen Hang; sein Sprechen und Thun war zumeist ein zaghaft-ungewisses, allein es konnte zu einem jähen Ent-

Digitized by Google

schluß, einem plötzlichen, fast gewaltthätigen Willen erstarken. Das hatte Agathe Edinger, als sie beide Kinder gewesen, dann und wann erfahren. Sie wohnten benachbart und kamen oft zusammen; gemeinsamer Trieb, wenn auch aus verschiedenen Ursprüngen führte sie dazu. Der Knabe suchte an ihr eine Spielgefährtin, und sie willfahrte bereit seinen Wünschen in der Hoffnung, bei solchem Zusammenbetreiben ihm gleichfalls ihre Glaubensinnigkeit einzuflößen. Das erschien ihr als höchster, belohnendster Lebenszweck, den sie mit unermüdlichem Eifer und Ausdauer verfolgte. Doch das Ergebnis entsprach dieser nicht; Ignaz erfüllte wohl seine religiösen Vorschriften, aber außerhalb der Kirche war ihm andres, die Natur, alte Bild- und Bauwerke der Stadt, selbst das lustige Spiel wichtiger; nicht Zusammenkommendes schied sein Trachten von dem innersten, alleinigen Auffassen und Empfinden des Mädchens. Für ihren heißen Seelenwunsch indes gab sie ihm nach, ließ sich zu scheinbar sie selbst mitreißendem lebhaftem Treiben bewegen. Dabei schlug sein gewöhnlich zages Benehmen zuweilen plötzlich ins Gegenteil um; in der Erregung suchte er ihr seinen Willen aufzuzwingen, rücksichtslos, wenn es nicht anders möglich fiel, mit Anwendung seiner körperlichen Kraft. Auch sie besaß jedoch solche in ungewöhnlichem Maß und leistete ihm starken Widerstand. Dann hielt er wohl, zur Besinnung gelangend, erschrocken inne, ließ sie los und bat sie um Verzeihung. Sein Gesicht nahm dabei einen heftigen Ausdruck tiefer Bekümmernis über sein Thun an, daß auch sie erschrak; ihr war's, als könne er sich irgendetwas Schlimmes zufügen, wenn sie ihm nicht vergebe. Einmal indes hielt er sie gegen ihr Ringen mit überlegener Gewalt der Hände fest und sagte: „Du mußt meine Frau werden, gelob es mir, eher lasse ich dich nicht!“ Sie antwortete: „Ich heirate nie jemanden und dich am wenigsten; im Himmel freit man nicht und wird nicht gefreit, und hier auf der Erde lebe ich nicht.“ Da sah er ihr schwermütig-starr in die Augen und wiederholte: „Du willst auf Erden nicht leben? Dann will ich es auch nicht,“ und seine Arme fielen von ihr ab.

Das waren Knabenworte beim Kinderspiel gewesen, rasch verhallt und vergessen. Aber eine Wurzel hatten sie hervorgetrieben, von welcher der Sprecher damals selbst nicht gewußt, für die ihm mindestens noch Erkenntnis und Verständnis gemangelt. Und diese Frühlingswurzel starb nicht mit den Jahren, den Wintern ab, die über sie hingingen, sie dauerte, wie von immer bleibender Sommerwärme genährt, fort, senkte ihre Triebe zu unlösbar festem Verwachsen in den Boden, drin sie sich entwickelt. Ignaz Burkheim ward ein Jüngling, ein kraftvoller junger Mann, und sein Mund sprach keine so knabenhaft thörichten Worte mehr. Doch statt dessen redeten seine Augen sie, wenn er Agathe Edinger antraf, ob auch stumm, für ein weibliches Gefühl nicht mißzuverstehen. Aus den Fenstern schaute verstohlen manches reiche und vornehme Mädchen ihm auf der Gasse nach und hätte innerlich frohlockt, wenn sein Blick sich einmal so auf sie gerichtet haben würde. Aber er achtete keiner von ihnen, vor seinem Gesicht stand und lebte nur die eine. Sie hatte ihn wider Willen unzertrennbar an sich gebunden, als ob sie ein Jahrzehnt lang rastlos nur Fäden gesponnen, um dies zu vollbringen. Und doch war all ihr Streben auf das Gegenteil verwandt gewesen, seitdem sie zu fühlen, zu erkennen angefangen, was aus der Wurzel seines Herzens hoch und höher wie zu zwei leuchtenden Blüten in seine Augen auftrieb. Sie vermied das häufige Zusammenkommen mit ihm, sann über Mittel, ihn auf andere Wege zu leiten. Die Hoffnung, in ihm einen Bruder für ihre ausschließliche, überweltliche Liebe zu Gott zu finden, hatte sie trauernd aufgegeben, doch allabendlich schloß sie in ihr Gebet die Bitte ein, daß Gott diese irrende irdische Liebe, unter der er leide, aus seinem Herzen fortnehmen möge. Denn man sah, er litt darunter; sein Mund gab ihr keinen Ausdruck, von beiden war das Wort „Liebe“ niemals genannt worden. Aber er wußte, daß seine Sehnsucht hoffnungsleer sei, und der heitre Sinn, den der Knabe besessen, ward im Gang der letzten Jahre mehr und mehr von dem entgegengesetzten Hang zu grübelnder Schwermut überwältigt. Er suchte diese durch eifriges Betreiben seiner Wissenschaft zu bekämpfen, indes sie erwies sich ihm machtlos, wie auch die Kunstübung in der Malerei. Nur die Einsamkeit der Gedanken in der Stille der Natur vermochte noch sich etwas beschwichtend auf die Trübung seines Gemütes zu legen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Der Meister von Palmyra.

Dramatische Dichtung in fünf Aufzügen von **Adolf Wilbrandt.**

Personen:

Apelles, der Meister von Palmyra.
Bolana, seine Mutter.
Timolaos.
Publius Saturninus, römischer Feldherr.
Julius Aurelius Wahballath, Hairans Sohn.
Septimius Malku, Sohn des Zabdila.
Longinus.
Pausanias.
Zoe.
Phöbe.
Herennianos, Vorsteher der christlichen Gemeinde in Palmyra.
Persida, seine Schwester.
Tryphena, deren Tochter.
Zamlichus, Sohn des Longinus.
Zabbäos.
Nymphas.
Agrippa, Sohn des Zarchai.
Mäonios.
Zenobia.
Erster } Bürger von Palmyra.
Zweiter }
Sklave des Apelles.
Sklavin der Bolana.
Ein Greis.
Ein Blinder.
Eine Frau
Eine Stimme.
Geistliche, Krieger, Volk aller Stände, Sklaven und Sklavinnen.

Die Handlung spielt in und bei Palmyra, zur Zeit des römischen Kaiserreichs.

Erster Aufzug.

In der Wüste bei Palmyra. Vollkommene Öde; gelbliches Gestein von geringer Höhe schließt den Hintergrund ab und bildet eine Art von Höhle, vor der ein längliches Felsstück roh zu einer Ruhestatt hergerichtet ist. (Kurze Dekoration.)

Erster Auftritt.

Zoe; dann eine **Frau** und ein **blinder alter Mann.** (Zoe kommt von links, in weißem, schlichtem Gewand, um ihr Gesicht ein Schleier oder Kopftuch, ein Bündel über der Schulter, matten Ganges, erschöpft. Blickt mutlos umher.)

Verirrt! — Kein Baum, kein Quell. Nur öde Stille.
Die Kniee brechen; matt vom heißen Licht
Der gelben Wüste und des ehrnen Himmels
Erlöschen mir die Augen; und noch immer
Sehn sie Palmyra nicht! — — Ich muß hier rasten.
(Setzt sich auf die Felsbank.)
Schweigsame Wüste! Deine Wellen schlafen;
Stumm alle Kreatur. Nur Adler kreisen
Geräuschlos in der meeresblauen Ferne
Und steigen unsichtbaren Ufern zu,
Wie hehre Geister, die kein Durst verbrennt
Und kein Ermatten drückt. — O wenn hier Geister
Des Himmels fahren übers Meer der Wüste,
Umrauscht mich! weht mir Kraft und Kühle zu,
Stärkt mir die Brust und zeigt mir meinen Weg!

(Eine blasse, kranke Frau und ein blinder Alter, gebrechlich, beide in schlechten Kleidern, kommen von links, mühsam, die Frau den Blinden führend, der von Zeit zu Zeit mit schwacher Stimme hüstelt. Die Frau legt einige halbverwelkte Blumen, die sie in der Hand trägt, neben der Felsbank auf die Erde nieder; dann verneigt sie sich tief gegen den Fels, mit gekreuzten Armen.)

Die Frau (etwas ungeduldig). Verneig dich auch!
Der Blinde. Wir sind zur Stelle?
Frau. Hab' ich's
Nicht schon gesagt? (die Stimme hebend)
Wo bist du, Höhlensiedler?
Herr, Herr, wo bist du?
Blinder (hüstelnd). Herr, o Herr! (Hüstelt wieder.)
Zoe (erstaunt). Wen ruft ihr?
Frau (blickt Zoe mißtrauisch an). Den Alten, der hier wohnt.
Zoe (blickt verwundert umher). Im nackten Fels?
Frau (zutraulicher). Wärst du nicht fremd, so würdest du nicht fragen.
Einsiedler hausen in Ägyptens Wüsten,
Im nackten Fels; so dieser Alte hier.
(leiser) Doch halten ihn die Klugen in Palmyra
Für keinen Menschen: für den großen Geist,
Den Herrn des Lebens. Selten zeigt er sich;
Und will er nicht, so muß man wieder gehn.
Auch kommt statt seiner, weh uns! dann und wann
Der schwarze Geist, den alle fliehn und hassen,
(noch leiser) Der Herr des Todes.
Zoe (ungläubig lächelnd). Glaubst du?
Frau (stößt den Blinden an). Ruf ihn, Alter.
Blinder (hüstelnd, mit schwacher Stimme). O Herr! O Herr!
Frau. Da zirpt er wie ein Heimchen.
(Verneigt sich wieder tief, mit gekreuzten Armen.)
O Herr des Lebens! zeige dich uns Armen!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen; Pausanias (tritt plötzlich hinter dem Fels hervor, wie aus einer Spalte; bleich, vom Kopf zum Fuß in schwarzes Gewand gehüllt).

Was wollt ihr hier? Indessen alles Volk
Palmyras nur an seine Krieger denkt,
Die für euch alle mit den Persern streiten,
Was sucht ihr hier für euch?
Frau (sich noch tiefer verneigend). O Herr! o gieb mir
Ein Mittel, einen Zauber, einen Segen,
Daß ich nicht sterben muß. Bin krank; du siehst es —
Pausanias. Ich seh' es.
Frau. Leiden, ach wie viel! Gebresten!
Die Ärzte sagen: dir ist nicht zu helfen,
Gieb's auf. Bin mühsam hergeschlichen, Herr,
Und langsam; meinte unterwegs zu sterben —
Pausanias. Und doch, seltsames, elendes Geschöpf,
Willst du noch leben? statt Befreiung von

Digitized by Google

So vieler Not und Trübsal zu ersehnen?

Frau. Man lebt doch, Herr, so gern. Und sterben ist So schaurig.

Pausanias (zum Alten). Nun, und du? der Greis? der Blinde?

Blinder (hüstelnd). Gieb uns ein Mittel, Herr, auf daß wir leben.

Pausanias. Thoren! Und ihr werdet dennoch Sterben, sterben, wie's verhängt ist. Glaubt ihr Narrn, der Weltenmeister Hab' den heiligen Schatz des Lebens So vergeudet, daß er ihn Modern läßt in so verfaulten, Morschen, brüchigen Gefäßen? Fallen muß das welke Laub, Damit andres keim' und wachse!

Blinder. Das ist hart! — — O Herr! Und doch Geht die Sage, Dem und Jenem Werd' Unsterblichkeit zu teil.

Pausanias (flüstert). Ging's nach mir, so würd' sie Keinem.

Doch ein Einziger wird's erlangen; Einer, nach des Höchsten Willen, Dessen Ziel kein andrer kennt.

Frau. Herr, wo ist er? Herr, wann kommt er?

Pausanias. Heute noch.

Frau. Hierher?

Pausanias. Hierher.

Frau. Ich bin hier.

Pausanias. Doch bist du's nicht. (zum Alten) Und auch du nicht. Geht! — So viele Mußten heut im Feld da draußen Mit den Persern fechtend sterben, Junge, Blühende, — und ihr Welken Blätter wollt nicht fallen? Geht!

Frau (ihn anstarrend, schreit plötzlich auf). Weh mir!

Blinder. Was ist?

Frau (zitternd, flüsternd). Der Herr des Todes hat mit uns gesprochen. Müssen fallen, müssen sterben.

Blinder. Müssen sterben!

Frau. Ja, er ist's. Ich beschaut' ihn, ich erkannt' ihn; Mit den bleichen, kalten Augen Sah er mir so scharf ins Herz. Müssen sterben —

Pausanias (gebieterisch). Geht zurück Nach Palmyra!

Blinder (zitternd, hüstelnd). Herr, wir gehen. (Die beiden schleichen, Hand in Hand, gebückt, ohne zurückzuschauen, nach links hinaus.)

Dritter Auftritt.

Pausanias, Zoe; später ein **Greis.**

Pausanias. Kläglich knechtische Geschöpfe, Menschenkinder, Staubeskinder! Wie die Meeresschnecken am Schlüpfrigen Gestein, so kleben Sie am Dasein, angeklammert: Leiden, dulden, nur nicht sterben!

Zoe (war aufgestanden und zurückgetreten; tritt vor; ruhig). Du irrst. Nicht alle.

Pausanias. Du, die Junge, fürchtest Du nicht den Tod?

Zoe. Ich nicht.

Pausanias. Schon gut. So redet Wohl mancher, — mutlos oder stolz; doch glaub mir, Es spricht sich leicht, was schwer zu halten ist.

(Hinter dem Fels tritt, wie vorhin Pausanias, ein ehrwürdiger Greis hervor, mit weißem Haar, aber jugendlich blühendem Gesicht, in wüstengelbes Gewand gekleidet.)

Frag Den!

Zoe. Wer ist's?

Pausanias. Ein Stärkerer als du. Der Weise, den Palmyras Narren suchen.

(Der Greis tritt, mild und freundlich blickend, auf Zoe zu, die sich ehrfürchtig vor ihm verneigt.)

Der Greis. Du wanderst von Damaskus durch die Wüste. Was treibt dich nach Palmyra?

Zoe (schlicht, sanft). Gottes Wille. Sein Wort zu predigen und das Heil zu bringen.

Greis. Den Heiden?

Zoe. Ja.

Greis. Die Christin?

Zoe. Ja, mein Vater.

Greis. Dich treibt der Geist?

Zoe. Du sagst es.

Greis. Und du zitterst Vor diesen Heiden nicht? Und wenn sie dich Verwerfen, hassen? dir das blühnde Leben Mit Steinen töten?

Zoe. Gottes Wille lenkt Die Herzen und die Steine.

Greis. Und wenn Gott Durch meinen Mund dir weissagt: heute noch Wirst du die Erde von Palmyra färben Mit deinem jugendlichen Blut? es wird Dein müdes Auge brechen noch vor Nacht, Wenn du Palmyra siehst?

Zoe. Mir graut. — — Doch will ich Es sehn, mein Vater. Morgen werd' ich dann Im Paradiese sein!

Greis. Und wenn ein Wahn Die gläubige Seele täuscht? Wenn du entschlummerst, Nie zu erwachen?

Zoe (starrt ihn an). Warum redest du So hart zu meiner Seele? — Du! Wer bist du? (Eine leise, geisterhafte Musik beginnt. Zoe horcht erstaunt; doch weil sichtbar ermattenden Sinnen und langsam einschlafendem Blick.) Die Luft erklingt — — Es tagt in meinem Ohr; Es nachtet mir im Aug'. Mein Geist wird hell Und dunkel.

(langsam auf die Felsbank zurücksinkend, so daß, hinter ihr, Pausanias ihr zu Häupten, der Greis ihr zu Füßen steht; die Augen schließend)

Was geschieht mit mir? — Wer bist du?

Greis. Wer ich bin? — Und wollt' ich's sagen, Du vernähmst nicht; und vernähmst du, Deine Seele faßt' es nicht. Seele du, dem Tod geboren — —

Pausanias. Sterben mußt du —

Zoe (wie im Traum wiederholend). Sterben muß ich —

Greis. Doch ein Wunder sollst du schauen. (Trompeten und Hörner, in einiger Entfernung; zuerst kurz wie ein Signal, dann rauschende Fanfare. Zoe horcht, den Kopf ein wenig hebend, doch die Augen fort und fort geschlossen.) Hörst du, Jungfrau?

Digitized by Google

Zoe. Hörner tönen. Kriegsmusik.

Pausanias. Heimziehnde Sieger.

Stimmen (viele, hinter der Scene). Heil dem Sieger! Heil Apelles!

Zoe. Ihn sie rufen.

Pausanias. „Heil dem Sieger! Heil Apelles von Palmyra!"

Greis. Wohl, Apelles von Palmyra! Komm, und deiner Seele Pforten Öffne! deine stolzen Wünsche Laß entflattern Adlern gleich!

Stimmen (wie vorhin, näher). Heil dem Sieger! Heil Apelles!

Apelles (hinter der Scene). Schweigt und laßt mich! Preist die Götter! — Zieht nach Haus!

Pausanias. Er kommt.

Greis. Er komme!

(Zieht ein gelbliches Schleiertuch von seinem Haupt, legt es über Zoes Antlitz.)

Und sein Auge sehe niemand,

(zu Zoe) Weder dich, noch ihn, noch mich!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen (Zoe wie schlafend, der Greis und Pausanias rechts und links hinter ihr, ohne sich zu regen); **Apelles** und **Longinus** (kommen von rechts; in Waffen, Apelles eben in der Mannesblüte, Longinus noch ein Jüngling). (Die leise Musik hört auf.)

Apelles (im Kommen). Tritt her, Longinus.

Longinus. Was befällt dich, Mann? Die andern warten dein.

Apelles. Laß sie nur gehn; Sie wissen ja die Straße nach Palmyra Auch ohne mich. Schau hinter dich. „Die Höhle Des Lebens" nennen sie's.

Longinus (umherschauend). Ein öder Ort.

Apelles (auf die Felsbank deutend). Siehst du den kahlen Block? Wer dort entschläft Und träumt, so sagt man, der wird ewig leben.

(lächelnd) Ich möcht's versuchen, Freund!

Longinus. Ein Aberglaube Des blöden Volks!

Apelles. Wer weiß? — Du sagtest selbst, Ein Wunder war's, daß diesen Morgen, im Gewühl der Feinde, mich der Tod nicht fand! „Du bist unsterblich!" riefst du, (heiter) Nun, so könnt' ich Versuchen, ob dies Wort von Menschenlippen Mir nicht ein Gott erfüllt!

Longinus. Und möchtest du Denn leben, fort und fort? — Dein Auge leuchtet Vom Rausch des Siegs; dich liebt die sonnige Göttin Des Glücks und schüttet Segen über dich; Doch — bleibt sie treu, Apelles?

Apelles. Glück! Was Glück! Des Lebens Lasten kenn' ich. Hielt das Glück mir Doch nur die Leiter, die ich keuchend anstieg, Langsam, geduldig, freudig: denn zur Mühsal Geschaffen fühlt' ich mich, und segne sie, Wie sie mich segnet. Arbeit und Genuß Sind Zwillingsbrüder, eins im andern lebend; Ich leb' in beiden, und sie hüten mir Die Lust des Daseins, wie mir Schlaf und Wachen Des Daseins Form behüten. Nagen drau Die schwarzen Mäuse, Sorg' und Kummer, — wohl, Ich kenn' des Todes Knechte, hör' sie nagen; Doch meine Wächter, meine Zwillingsfreunde Sind treu und stark und scheuchen sie hinweg!

Longinus. So möcht'st du ewig leben?

Apelles. Ewig — wenn Des Geistes Kraft, das Mark des Arms mir bliebe, Des Daseins Wert zu fühlen und zu halten! —

(wieder lächelnd) Und darum lockt's mich, hier zu ruhn —

(Rührt sich der Felsbank. Die leise, geisterhafte Musik ertönt wieder. Apelles bleibt betroffen stehen.)

Was giebt's? — Hörst du Musik?

Longinus. Ich höre nichts.

Apelles. Du nicht? Und doch erklingt's; nicht fern, nicht nah': — hier innen, Und doch von außen. — — Zag' ich? Zaudr' ich? Nein; Ich hab's gewollt und thu's.

(Geht wieder auf die Felsbank zu; bleibt plötzlich wie gefesselt stehn.)

Longinus!

Longinus. Was?

Apelles (mit einem Schauder kämpfend). Ein Zauber; rätselhaft. Vor meinem Aug' Ist freie Luft, und doch — ein Riesenarm, Vor meine Brust gelegt, hält mich zurück, Läßt mich der Felsbank dort nicht näher treten.

(sich ermannend, mit erhobener Stimme)

Wer bist du, unsichtbare Macht? Was hemmst du Der Glieder Kraft, den Manneswillen mir, Das Schicksal zu befragen und die Götter?

Greis (regungslos). Was dich hemmt, es will dich warnen. Frag dich, ob dein Manneswille Nicht dein Unheil dir begehrt!

Apelles (hat staunend und verwirrt gehorcht). Mann! Longinus!

Longinus. Was geschieht dir?

Apelles. Hörst du sprechen?

Longinus. Ich?

Apelles. Ja, du. Eine Stimme — fern und nah —

Longinus. Nichts vernehm' ich.

Apelles. Ich vernahm's. Worte hört' ich; doch sie klangen Nur in meiner Ohren Höhle, Flogen dann, wie nächt'ge Vögel, Unverstanden mir davon. Horch!

Greis (wie vorhin). Apelles von Palmyra!

Apelles. Deutlich hör' ich meinen Namen.

Greis. Hüte dich! Was du begehrst, Wird dir werden, dir dem Einen, Nach des höchsten Willens Schluß, Wenn du's forderst. Doch gieb acht! Leben ohne Ende kann Reue werden ohne Ende. Drum gieb acht!

Apelles. Ich höre dich, Unsichtbare Warnerstimme; — Doch du warnst umsonst. Ein hohes Gut kann nicht zum Übel werden. Nichts erschreckt mich; so auch nicht Deine Mahnung. Ihr, die höchsten Herren über Tod und Leben, Gebt mir nur Gewißheit, daß

Digitized by Google

Leib und Geist mir nie ermatten,
Und ich drücke mir das Leben
Bräutlich, ewig, fest ans Herz!

Greis. Wohl! Dir wird, was du begehrst.
Dich erhört der Herr des Lebens,
Hält dich fest auf dieser Erde —

Apelles. Heller! Lauter! Wie von ferne
Hör' ich und versteh' dich nicht.

Greis. An der Stirn gezeichnet wirst du
Wachen ohne Schlaf des Todes —

Joe (wie im Traum wiederholend). Wachen ohne Schlaf des Todes —

Apelles. Worte! Worte! nicht zu fassen!

Greis. Allen Kindern dieser Erde
Du ein Bildnis, du ein Beispiel,
Das des Todes Lehre predigt,
Das des Lebens Rätsel lichtet.
Und von dieses Segens Fluch
Wirst du nicht Erlösung finden,
Bis die Seele — — (Verstummt.)

Joe (wie vorhin). Bis die Seele —

Greis. Schweigend schläft das dunkle Wort.
Geh und lebe!

Pausanias. Geh und lebe!

Apelles (nach einer Weile). Alles still. — Du hörtest nichts?

Longinus. Nichts. — Du träumst.

Apelles (sich über die Stirn streichend, wie erwachend). Ein toller Traum.
Wie Verheißung klang's — doch düster — —
Ich vernahm's und faßt' es nicht.
„Geh und lebe!“ klang's am Ende;
„Geh und lebe!“ klang es wieder.
(mit erzwungenem Lächeln, sich aufraffend)
Wohl, so gehn wir! Gehn wir denn!

Aurelius (hinter der Scene links, ruft). Freund Apelles!

Septimius (desgleichen). Mann! wo bleibst du!

Longinus. Horch, sie rufen.

Apelles. Ja; die Freunde. —
Fahr denn wohl, du Wunderhöhle;
„Gehn und leben!“ ist das Wort.
(lächelnd) Wohl, ich hört' es und befolg' es.
Nach Palmyra, Freund Longinus!
(Zieht Longinus mit fort; beide links ab.)

Joe (im Traum). Nach Palmyra —

Greis (zu Joe, feierlich). Folg ihm nach!
Deinen Todesweg zu wandeln,
Ihm zu künden sein Geschick.
Doch die du so leicht das Leben
Hingiebst für den Traum des Himmels:
Dich, im Namen des Allmächt'gen,
Ruf' ich auf zu hohen Wundern,
Werkzeug du des ewigen Willens.
Wiederkehren wirst du! nicht
So, doch anders; Abbild des
Ewig neu geformten Lebens, —
Den zu führen, zu belehren,
Der in sich verharren will.
Wandre du von Form zu Form,
Strebend leichtbeschwingte Seele!
Irre wandelnd, vorwärts schreitend,
Und in jeder deiner Formen
Ihm begegnend, neu und fremd,
Unbewußt dem Unbewußten —
Bis sich Gottes Werk vollendet.
(Nimmt seinen Schleier von Joes Antlitz.)
Aug', erwache; Traum, vergehe.
Nur in schicksalsschwerer Stunde
Ahne träumend diesen Traum! —
Irre gingst du in der Wüste;
(hinausdeutend) Folg den Männern nach Palmyra.
Geh zu sterben!

Pausanias. Geh zu sterben!
(Der Greis und Pausanias versinken; die Musik verstummt.)

Joe (murmelnd). Geh zu sterben —
(Erwacht plötzlich; fährt auf, starrt nach allen Seiten umher.)
Lag ich hier?
Schlief ich? Träumt' ich? — Ja, ich träumte.
(sich erinnernd) Von Apelles — meiner Seele — —
(Starrt wie bittlos ins Weite, greift an ihre Stirn.)
Fort ist alles. — Heller Tag
Um mich her — hier innen Dunkel.
(wie träumend) „Folg den Männern nach Palmyra“ — —
Welchen Männern? Sprach's der Alte?
(Macht einige Schritte, nimmt ihr Bündel von der Felsbank.)
Doch wie stark die müden Glieder;
Kehl' und Seele morgenfrisch.
Habe Dank, du liebe Ruhstatt; —
Fahret wohl, ihr bunten Träume!
(Trompeten und Hörner links in weiter Ferne. Joe blickt hinaus.)
Ja, dort ziehn sie. — „Folg den Männern
Nach Palmyra.“ — — Wohl, ich folge,
Herr, und dir ergeb' ich mich! (Eilts ab.)

Offene Verwandlung.

Freier Platz in Palmyra. Links das Haus des Apelles, fast im Profil gesehn; eine steinerne Ruhebank vor der Thür. Rechts im Hintergrund ein kleiner Olivenhain, auf derselben Seite rückwärts das hochragende Eingangsthor einer sich in die Coulissen verlierenden Säulenhalle. Im Hintergrund einige Palmen auf einer geringen Erhöhung, zu welcher Stufen hinaufführen; dahinter ist, entfernter, ein Teil der Stadtmauer sichtbar, und darüber hinweg fahles, mäßig hohes Gebirg.

Fünfter Auftritt.

Volana (Matrone, noch nicht ergraut) tritt links aus dem Hause; eine junge **Sklavin** steht oben unter den Palmen.

Volana. Du siehst noch nichts?

Sklavin (nach rechts hinausschauend). Noch nichts. Im Säulenweg,
So weit ich schaun kann, kaum ein Dutzend Menschen;
Sonst alles leer!

Volana (setzt sich auf die Bank). Weil alles Volk hinaus ist,
Die, welche wiederkehren, zu begrüßen. (Seufzt.)
Wär' nur mein Knie gesund, ich stünde draußen
Am Wüstenthor, die erste, weit voran,
Im Sonnenbrand, geduldig, bis sie kommen! —
„Die, welche wiederkehren“ . . . Kehrt auch mein
Apelles wieder? Glaubst du?

Sklavin (zuversichtlich). Freilich, Herrin!

Volana. Du Papagei du. „Freilich, Herrin“, sagt sie,
Als wär's ihr eingelernt. Die Mutter hört's gern:
Drum unverzagt, als hätt's der Sonnengott
Ihr selbst verraten, sagt sie: „Freilich, Herrin!“ —
Komm her, du Elster.
(Die Sklavin kommt herab.)
Laß uns „weise“ sein,
Wie mein Apelles sagt, und ruhig warten. (Seufzt.)
Wär' er nur weise! Wenn nach langem Marsch

Digitized by Google

Im heißen Wüstensand die andern rasten,
So bleibt er stehn, auf seinen Speer gelehnt —
Ich seh' ihn, Taimi — lächelt auf die Müden
Herab, die sich am Quell ins Gras gestreckt,
Und spielt mit seiner Kraft! — Und träf' ihn etwa
Ein Perserpfeil am Arm, „das thut nichts," sagt er,
Läßt wohl den Pfeil noch gar im Fleische stecken,
Summt sich ein Sprüchlein, hebt den Kopf noch höher
Und stürmt gradaus voran!

Sklavin (lächelnd). Und bist doch stolz,
Daß der dein Sohn ist — grad' so, wie er ist.

Solana. Du weißt noch nichts von Mutterſorgen, Kind.
Wir freun uns, ſehn wir unſern Adler fliegen,
Und zittern: „nicht zu hoch!" Wir lächeln ſtolz,
Wenn er Gefahr und Neid und Mühn verachtet,
Und denken Tag und Nacht: „Ach, ſchont' er ſich!"
Uns aber preiſt man glücklich — —
(Sieht plötzlich auf.)
Still! Wer kommt da?

Sklavin. Der ſpöttiſche Timolaos!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen, Timolaos (von rechts, durch das Thor; bewaffnet, erhitzt, in Eile).

Solana. Du? Was bringſt du?

Timolaos. Vor der Hand nur mich ſelbſt. Mit zwanzig Wunden am Kopf und an der Bruſt — wenn dieſe Feueranbeter, die ſpitzhütigen Perſer mich getroffen hätten. Aber wir haben ihnen heiliges Feuer unter die Sohlen gelegt; ſie ſind gut gelaufen! (Trocknet ſich Geſicht und Hals.)

Solana. Und mein Apelles — wie geht's ihm?

Timolaos. Wie ſoll's ihm gehn? Gut. So viel noch von ihm übrig iſt, den geht es gut —

Solana. Heiliger Adonis! Er iſt verwundet?

Timolaos. Wie viel Zähne hatte er wohl geſtern noch, als wir auszogen?

Solana. Du biſt nicht geſcheit! Mein Apelles hat noch alle ſeine Zähne —

Timolaos (lacht). Die Mutter! Die ſtolze Mutter! Ihr Sohn iſt vollkommen! — Ich dachte, er hätte weniger; dann hätt' ich geſagt: ſo viel Zähne er hat, ſo viel Wunden hat er —

Solana. Timolaos! Nein, nein!

Timolaos. Aber nun ſtimmt's nicht. Denn eigentlich hat er nur Eine Wunde, die der Rede wert iſt; und die iſt auch nur am Arm und bedeutet nichts. Geleiſtet dagegen hat er mehr als alle; — ſie jauchzen, wo ſie ihn ſehn! — — Ihm gönn' ich's. (warm) Das iſt der einzige Mann, dem ich alles gönne! Die andern ſind Sternchen, er iſt die große Sonne; (lächelnd) na! manchmal wird er auch glühheiß! Dann thut man gut, ihm aus dem Wege zu gehn!

Solana. Nein, nein, nein, Timolaos. Er iſt immer gut —

Timolaos (lacht). Sagt' ich's nicht? Die Mutter! — Aber, was ich ſagen wollte: deinem Sohn Apelles wird heute noch große Ehre widerfahren! (Trompeten hinter der Scene, ſich allmählich nähernd.) Hörſt du? Sie kommen! Durch den großen Säulenweg ziehen ſie heran —

Solana. Heiliger Zeus! hierher? — Und Apelles mit? (Sklavinnen kommen aus dem Hauſe, horchend, bleiben an der Thür.)

Timolaos. Ei freilich; mit dem Präfekten voran! Hinter ihm ſeine Freunde, die auf ſeinem Adlerrücken mit emporgeſtiegen ſind: der ehrgeizige Julius Aurelius Wahballath mit dem neidſauren Lächeln, und der ſchöne Septimius Malku, Sohn des Zabbila, in deſſen ſchmale Hand ſo viel Gold hineingedrt und ſo wenig heraus —

Solana. Und er iſt nur leicht verwundet, Timolaos?

Timolaos. Seine anderthalb Wunden ſind wie Milchzähne: ſie vergehen von ſelbſt!

Solana. Sie kommen! Sie kommen! (mit ſchwacher Stimme) Apelles! (Will ihm entgegen, ſtützelt dann den Kopf und ſinkt auf die Bank zurück. Die Sklavinnen ſtützen ſie.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen; im feſtlichen Zuge kommen durch das Thor **Trompeter,** römiſche **Krieger,** Publius **Saturninus** (als römiſcher Feldherr gekleidet und gerüſtet), **Apelles, Julius Aurelius Wahballath, Septimius Malku, Longinus** und andere **Palmyrener** (alle bewaffnet), wiederum römiſche **Krieger,** dann **Volk** (Männer, Frauen und Kinder), das nachdrängt und den Zug von allen Seiten umringt, ſo daß Solana verdeckt wird; ein Haufe bleibt oben unter den Palmen ſtehn.

Saturninus. Trompeten, ſchweigt! — — Du ſträubſt dich zwar, Apelles,
Beſonderen Dank für dein beſondres Thun
Und Ehre, die nur dir gilt, zu empfangen;
Du ſtolz beſcheidner Mann vergrübſt dich gern
Ins dichteſte Gewimmel deiner Freunde,
Wie du dich in der Feinde Haufen ſtürzteſt.
Ich aber, als des Kaiſers Stellvertreter
Und Feldherr, muß gerechten Lohn verteilen
Und drum dich anders ehren als die andern:
Denn als der Perſer, unſres Reiches Not
Wie immer dreiſt benützend, in dies Grenzland
Hereinbrach und das zitternde Palmyra
Mit ſtürmender Hand bekämpfte, weckteſt du
Den ganz verzagten Mut in allen Gaſſen,
Warſt Herold, Wächter, Feldherr, Waffenſchmied,
Schufſt aus Palmyras Volk ein römiſch Heer,
Aus Knaben Krieger und aus Bürgern Helden.
So ſchlugſt ihr trotzig Sturm auf Sturm zurück,
Bis unſre Adler durch die Wüſte kamen,
Euch zu befrein, und ich, des Kaiſers Feldherr,
Mein Heer und euch zu Einer Wolke ballend,
Da draußen heut dem Feind ein Wetter machte,
Das ihn zerſpellt hat und nach Haus geſchickt!

Aurelius Wahballath. Heil unſerm Feldherrn Publius Saturninus,
Dem Sieger in der Schlacht!

Volk. Heil unſerm Feldherrn!

Timolaos (leiſe zu Longinus). Hört du, wie Freund Aurelius Wahballath die Wurſt nach dem Schinken wirft?

Saturninus (nach zufriedenem Lächeln). Ich dank' euch; — doch ich führt' euch nicht hierher,
Um mich zu ehren, ſondern dieſen Mann.
Vor ſeiner Thür, vor ſeiner Mutter Antlitz
Will ich ihm ſagen — — Doch die Mutter ſeh' ich nicht.
Wo ſteht die würdige Frau, der du entſtammſt —

Timolaos (zu Apelles, der ſuchend umherblickt). Dort ſitzt ſie.

Apelles (geht durch die Menge hindurch auf Solana zu). Mutter! — Wie? Du weinſt? Du ſchluchzeſt?

Solana (mühſam ſprechend). Vor Freude, Kind.

Apelles (lächelt). Laß dich umarmen, Mutter,
Damit der römiſche Kriegesheld nicht ſieht,
Die Mutter des „Erretters" weint!

Saturninus (mit herablaſſendem Lächeln). Wir Römer
Verſtehn auch ſolche Thränen. — Hör mich denn,
Sehr ehrenwerte Mutter des Apelles, —

Digitized by Google

Ich mehre deine Thränen: in des Kaisers
Hochheiligem Namen dank' ich deinem Sohn,
Der um das vielbedrängte römische Reich
Sich wohlverdient gemacht, und grüß' ihn ehrend
Als den getreusten, besten Palmyrener!

Aurelius. Heil dem Apelles!

Alle (durcheinander). Heil! Heil dem Apelles!
Dem besten Palmyrener!

Apelles. Edler Feldherr,
Und gute Freunde —

Septimius Malku. Still! Apelles spricht!

Apelles. Maßlos, wie man mich ehrt, so sollt' ich danken;
Doch meine Zung' ist schwer zu solcher Zeit
Und scheut sich vor den großen Worten mehr
Als vor dem stärksten Feind! — Mein edler Feldherr,
Ich kam in dieser Stadt zur Welt, — halb griechisch,
Halb syrisch Blut; die griechischen Tropfen drin
Ergaben sich der edlen Kunst, die Häuser
Und Tempel baut, und so hantier' ich denn,
Bürger des Museureichs; das Syrerblut
Sog sich am alten Mutterboden fest,
War froh und stolz und traurig mit Palmyra,
Der „Königin der Wüste", wie sie's nannten,
Der reichsten Stadt im Reich nach eurem Rom,
Bis unsrer Fürsten Übermut sie hinwarf
Unter das Zuchtschwert Roms und Aurelianus,
Der strenge Kaiser, sie zu Asche stäubte.
Wohl wuchs sie wieder, hob sich aus dem Staub,
Und ihren Bürgern, ihren Göttern bauten
Wir neue Häuser; doch gebrochen war
Die Säule ihrer Kraft, verspottet war sie
Als Wüste in der Wüste, unser Mut
War Demut worden, unser Stolz Verzagen.
Das wurmte mich; und als der Perser kam
Und alles rief: „verloren!" da ergrimmt' ich,
Rief meine Freunde, schalt das Volk, gab Waffen
Und bös' und gute Worte, bis das Blut
Der alten Palmyrener neu erglühte
Und — — nun, das andre weißt du. Haben wir
Gekämpft wie Römer, bis die Römer kamen,
So freun wir uns des Ruhms und legen nun
Die Waffen wieder hin, und drin im Haus
Mein Werkzeug nehm' ich, schaff' und baue wieder,
Als Sohn des Museureichs!

Saturninus. Du hast noch andres
Gebaut, davon du schweigst. Mit deinen Freunden —
Hier stehn sie — hast du neues Recht und Ordnung
Errichtet in Palmyra, dieser Stadt
Verfassung umgestürzt, das Volk berufen
Zur Wahl und Mitregierung.

Apelles. Ja, wir thaten's;
Im Drang der Not, mein Feldherr. Auf den Stühlen
Der Herrschaft saß ein greisenhaft Geschlecht,
Wie Mumien auf vergilbten Pergamenten;
Der Brauch war Mißbrauch worden, Recht zum Unrecht,
Und die uns führen sollten, zitterten:
„Der Perser kommt!" und nahmen ihre Scepter
Wie Krücken unter'n Arm, nach Hans zu hinken.
Da warfen wir die alte Satzung um
Und machten eine neue, uns zu retten.
Wird unser Arm gelobt, der diese Stadt
Dem Reich erhielt, so war auch das nicht schlecht,
Was diesem Arm die Kraft gab und die Freiheit;
Und du, des Kaisers Mund, du wirst nicht sagen:
Das Unrecht werde wieder Recht!

Saturninus (lächelnd). Mit deiner
Rebellischen Weisheit könnt' ich wohl noch rechten;
Doch unsres Kaisers Diocletianus
Erhabnem Sinn getreu, dem nichts so heilig
Wie das ihm anvertraute römische Reich
Und seine treuen Bürger, heiß' ich gut,
Was hier geschehn ist, in des Kaisers Namen.
Das neue Recht sei Recht! So mögt denn ihr,
Die Jungen und die Starken, hier gebieten! —
Und wenn der Kaiser, der Palmyra strafte,
Der „strenge" Aurelianus, doch gebot,
Den Sonnentempel wieder aufzubauen,
Den seiner stürmenden Krieger Wut zerstörte,
So weih' ich heut, zu eures Ruhms Gedächtnis,
Die Siegesbeute einem Tempelhau
In dieser edlen Stadt. Der großen Göttin
Des Glücks gehör' er; daß sie gnädig euch
Für alle Zeit beschirme! Du, Apelles,
Der Meister von Palmyra, sollst ihn bauen —
(nach hinten deutend)
Auf jener Stätte, wo die Palmen stehn, —
Daß, wenn du hier vor deinem Hause sitzest,
Dein Aug' ihn sieht und deines Werks sich freut.

Apelles. Mein hochgepriesner Feldherr und Gebieter!
Nun werd' ich fast der Mutter gleich und rede
Durch meine Augen . . . Herr! Hab Dank! Beim Zeus,
Ich will ein Werk erbaun, das dir gefällt —
Dem Tag zur Ehre — und der teuren Göttin
Des Glücks, die heut uns segnet. — Männer von
Palmyra! Freut euch! Freut euch mit Apelles!
Und ruft mit mir: Heil unserm Freund und Feldherrn
Und diesem Tag des Glücks!

Aurelius. Anbetung dem
Erhabnen Saturninus!

Alle. Heil ihm! Heil ihm!

Saturninus (leutselig). Genug des „Heils"! — Habt
Dank! — — Wir alle sind
Wohl müde, denk' ich; wohlverdiente Ruhe
Sei, nach dem höhern Lohn des Ruhmgefühls,
Der niedre Lohn, der unsrer Schwachheit zukommt.
Habt Ruh' und Ehr' und Frieden in Palmyra; —
Auf morgen die Geschäfte!

Apelles. Leb denn wohl,
Mein Feldherr. Ewigen Dank —

Saturninus. Nichts mehr von Dank.
Lebt wohl! (Winkt den Trompetern und Kriegern.)
Nach Hause!
(Die Trompeter, sich in Bewegung setzend, blasen wieder; das Volk, ihnen und den Kriegern folgend, jubelt dem Saturninus wieder zu, wirft die Hüte in die Luft. Alle durchs Thor ab, bis auf Apelles, Aurelius, Septimius, Longinus, Timolaos, Bolana und ihre Sklavinnen.)

Timolaos (halblaut zu Longinus, während die blasenden Trompeter sich langsam entfernen). Ein kluger Mann, dieser Saturninus.
Wie herablassend er uns schmeichelte. Klinge Schufte, die Römer!

Longinus (lächelnd). Still, du Lästerzunge.
(Geht zu Apelles, reicht ihm die Hand. Schlicht, herzlich)
Liebster Apelles!

Apelles. Was?

Longinus. Will dir nur sagen:

Digitized by Google

Ich freue mich mit dir!

Septimius. (eifrig). Und ich!

Aurelius. Wer nicht?

Wir alle, alle, und von ganzem Herzen!

Apelles. Habt alle Dank, ihr Freunde! — — Schöne Tage
Wird nun Palmyra, das befreite, sehn.

Aurelius. Das hoffen wir, mein trautester Apelles. —
Wir werden fest zusammenstehen, denk' ich,
Daß uns die Herrschaft bleibt!

Apelles. Die Freiheit, meinst du.

Aurelius. Die Freiheit, ja. — Dem Volk die Freiheit — uns
Die Herrschaft, um die Freiheit ihm zu wahren.

Timolaos. Ei! Fein gesondert!

Apelles. Denkst du schon, Aurelius,
Wer fürder herrschen soll? Ich nicht. Ich will
Nur Freiheit haben, wie ein Mann zu leben —
Und schöne Säulentempel aufzubauen.
Mein Herz ist glücklich!

Longinus. Und Bolana lächelt.
Wir gehn; bespricht dich, Freund, mit deinem Herzen
Und mit der Mutter. Denk ein wenig auch
Der Schrammen dort am Arm —

Apelles (lächelnd). Die heilen schon.
Glück ist der Arzt der Ärzte. Gute Nacht
Für heut, ihr Freunde! Morgen Glück wie heut —
Und so fortan! (Reicht ihnen die Hand.)

Aurelius. So sei's!

Septimius. Leb wohl, Bolana,
Glückselige Mutter!

Bolana (dankbar nickend). Dank und Heil euch allen!

(Septimius mit Aurelius ab, nach rechts.)

Timolaos (Geht den Abgehenden nach; haltend zu Longinus).
Da gehn die künftigen Säulen von Palmyra.
Schau, wie Septimius schon die Fersen hebt,
Sich zu vergrößern.

Longinus. Komm, du Sauerteig.

Timolaos. Ja, Philosoph. (Tritt zu Apelles, der nach hinten gegangen ist und sinnend den Platz unter den Palmen betrachtet.)
Der dumm hier schon im Geist
Den Tempel auf. (Seufzt.) Ich wollt', ich wäre du. —
Doch nein, dir gönn' ich es. — Beim Höllenhund,
Ich bin dir gut. Leb wohl!

Apelles (lächelt, schüttelt ihm die Hand). Unfried, hab' Frieden!
(Longinus und Timolaos links ab, hinter Apelles Haus. Die Sklavinnen sind auf einen Wink Bolanas ins Haus gegangen.)

Achter Auftritt.

Apelles. Bolana. Pausanias (tritt hinten auf der Erhöhung von rechts auf, während Longinus und Timolaos abgehn; syrisch-griechisch gekleidet wie die andern, doch mit einem schwarzen, turbanähnlichen Gewinde auf dem Kopf und mit auffallend bleichem Gesicht).

Bolana. Kommst du nun heim, mein Sohn?

Apelles. Hier bin ich, Mutter.

Bolana. Doch noch im Geist nicht hier.

Apelles. Bei meinem Glück!
Und auch bei dem, was sein wird —

(Blickt wieder nach der zukünftigen Tempelstätte; erblickt Pausanias. Vor sich hin) Wer steht dort?
Wo kam er her? Noch eben stand dort niemand.

(Geht zu Bolana.)
Nun, ungeduldige Mutter? Willst du mehr,
Als mich zufrieden sehn?

Bolana (schüchtern, zögernd). Dich küssen will ich; —
Und dann dich bitten: Komm!

Apelles. Ins Haus?

Bolana. Begehrst du
Denn nicht nach Ruhe?

Apelles (lächelnd). Nein.

Bolana. Die Wunden?

Apelles. Auch nicht.
Nenn sie so stolz nicht „Wunden", Ritzen sind's —
Und werden leider keine Narben sein,
Die mich erinnern, was wir heut erlebten.

Bolana. So komm und pfleg dich!

Apelles. Später, später, Mutter.

Bolana. O schone dich!

Apelles (lächelnd). Das alte Muttерlied.

Bolana. Du wirst dich töten, wenn du nie dich schonst —

Apelles (sie sanft umschlingend). Ei, Mutter, Mutter! Ich
mich töten? Ich,
Der ewig leben will? der nichts so haßt,
Wie diesen blutlos finstern Feind der Menschen,
Den schnöden Tod?

(Pausanias bewegt sich; tritt langsam näher.)
Ich meid' ihn gerne, Mutter;
Nur fürcht' ich ihn doch nicht. Wer diesen Feind
Zu fürchten anfängt, hört schon auf zu leben.
Komm, Mutter; — senke nicht. Wer ist so glücklich
Wie du und ich? Das Leben fliegt mit uns
Empor gen Himmel, und mit Lerchenstimme
Weissagt es gute Tage. Laß mich noch
Ein wenig horchen, was es mir verkündet;
Dann folg' ich dir ins Haus — und schon' und pfleg'
mich.
Geh, Mutter; geh voran! (Küßt sie.)

Bolana. Du sollteſt jetzt schon — —
(ergeben) Doch wie du willst!
(Er tritt mit ihr in die Thür; sie umschlingt ihn noch einmal.)
Mein Alles!
(Sie geht ins Haus. Pausanias hat sich inzwischen auf die Bank vor dem Hause gesetzt. Apelles tritt wieder hervor.)

Apelles. Gute Mutter — —
Wer sitzt dort? — Du? — Ein unbekannter Gast. —
Was reibst du dir das Bein?

Pausanias. Es juckt mich noch
Von bösen Worten, die du mir gegeben.

Apelles. Seltsamer Kauz. Ich dir? Und wann?

Pausanias. Vorhin. —
Du kennst mich nicht?

Apelles. Doch; nun erkenn' ich dich.
Du warst im Lager draußen diese Nacht,
Da wir dem Perser gegenüberstanden,
Den Tag erwartend. Um ein Feuer saßen
Viel junge Krieger — Römer, Palmyrener —
Und hörten zu, wie du die Leier spieltest,
Und sangen selbst dazu. Dein Spiel war seltsam,
Fuhr durch den Körper leise bis ins Mark,
Ging über die Haut wie Windeshauch; — doch kann ich
Nicht sagen: mir gefiel's.

Pausanias. Das merkt' ich.

Apelles. Andern
Gefiel es desto mehr.

Pausanias. Die liegen nun
Im Wüstensand und hören nicht mehr spielen.

Apelles (stutzt). Was willst du sagen, Mann? — Wem
deine Leier
Das Herz erfreut —

Digitized by Google

Pausanias. Der hört sein letztes Lied;
Denn was die singen, die ihn draus bestatten,
Das schläft in seinem Ohr.

Apelles. Blutloses Antlitz,
Wer wärst denn du?

Pausanias. Der, den du hasset, Freund:
Der „schnöde Tod".

Apelles (nach einigem Schweigen). Du sitzest auf der Bank
Vor meiner Thür, und Gäste schmäht man nicht;
Drum sag' ich jetzt kein unhold Wort zu dir.

Pausanias. Viel Dank.

Apelles. Doch nicht aus Furcht.

Pausanias. Das weiß ich wohl.

Apelles. Doch weshalb ehrt mich dein Besuch?

Pausanias. Weil du
So herzlich, stolz und furchtlos mich verabscheut,
Wie wenige deinesgleichen. Freilich, Freund, —
Ich sah schon viele, die am Lichte klebten;
Doch kam wohl eine Stunde, wo die Last
Des Lebens ihre Brust zusammendrückte,
Bis sie erstöhnte: „Komm, o Nacht! O Tod,
Wälz diesen Stein mir weg!" — Denn schwerer als
Zu sterben ist zu leben.

Apelles. Bleicher Nachtgeist,
Den nur Vernichtung freut, du fühlst die Lust
Und Zauberkraft des heiligen Willens nicht,
Der mich durchglüht, das Leben zu umfassen.
Stünd' hier an deiner Statt der Geist des Lebens —
Den ich heut suchte; doch ich fand ihn nicht —
Und böte mir ein Dasein, hier auf Erden,
In dieser Hülle, das *dir nie verfällt*,
Ich sagte: „Gieb! ich will!"

Pausanias. Ein stolzes Wort.

Apelles. Ein Manneswort.

Pausanias. Gieb acht; man kommt vielleicht
Und nimmt dich, Mann, beim Wort. Doch *anders* etwa —

Neunter Auftritt.

Apelles, Pausanias; Zoe, Bürger, Weiber (anfangs hinter der Scene).

Erster Bürger (noch draußen, links). Laßt sie nicht länger reden! Fort mit ihr!

Zweiter Bürger (draußen). Nein, sie soll reden! und das Heil verkünden! —
Laß dich nicht irren: sprich!

Apelles. Was für ein Lärm
Und Streit — nach solchem Tag?

Zoe (draußen). Ihr Männer und
Ihr Frauen von Palmyra —

Erster Bürger (draußen). Nein, sie schweige!
Fort aus Palmyra! Fort aus unsrer Stadt!

Volk (draußen). Fort mit ihr! Fort mit ihr!

Erster Bürger. Hinaus die Christin —
Sonst steinigt, steinigt sie!

Zweiter Bürger. Wir retten dich!
Hierher! Hierher!
(Der zweite Bürger und andere eilen von links herbei, Zoe mit sich fortziehend; der erste Bürger und ein großer Haufe stürmen ihnen nach.)

Apelles. Was giebt's? Wen hetzt ihr so
Durch unsre Gassen?

Zweiter Bürger. Hilf, Apelles, hilf!

Erster Bürger. Hinweg mit ihr! — Ergreift sie!

Volk (durcheinander). Weg mit ihr!
Schlagt sie zu Boden!

Apelles (mit mächtiger Stimme). Halt! der ist des Todes,
Der sie noch anrührt! — Ich, Apelles, Sohn
Des Hermes, sag' es! ich, der sie beschützt!
(Allgemeine Stille.)
Wer bist du, Mädchen?

Zweiter Bürger. Heil dir, Trefflichster!
Die Jungfrau hier —

Apelles. Sie selber frag' ich. — Rede.
Wer und von wannen bist du?

Zoe (sanft, mit bescheidener Würde). Zoe heiß' ich,
Und von Damaskus komm' ich, durch die Wüste.
Denn da der Geist mich antrieb —

Apelles. Welcher Geist?
Der wilde Schwärmergeist von Nazareth,
Der unermüdlich durch die Länder wandert,
Von Dorf zu Dorf, von Thür zu Thür die Lehre
Von Sünd' und Not und Kreuzesopfer trägt
Und alle die verdammt, die euch nicht glauben?

Zoe. Wir thun, was uns des heiligen Geistes Stimme
In unsrer Brust gebietet. Heil empfingen wir,
Um Heil zu predigen; nur Steine schweigen.
Das bange Harren aller Kreatur
Ersehnt die Offenbarung, dürstet nach
Befreiung aus den Banden dieser Welt
Und nach der Seligkeit der Kinder Gottes.
Und wer sie bringen kann, der sollte zaudern,
Weil's den da ärgert oder den?

Apelles. Wir hängen
Hier in Palmyra an den alten Göttern
Und rufen nicht nach euch. In allen Städten
Des römischen Reiches habt ihr euch verbreitet,
In unserm Wüstenland gedeiht ihr nicht.
So bleibt denn draußen! Predigt, mehrt euch, wachst
Wie Samenkörner — nur in unsern Mauern
Laßt uns den Frieden und die alten Götter!

Erster Bürger. So sag' auch ich —

Apelles (gebietend). Nur still!

Zoe. Wer ist Palmyra?
Nicht bloß die Weisen, noch die Glücklichen;
Auch Angst und Trübsal wohnt in eurer Stadt,
Und Not der Seelen, die nach Balsam dürstet.
Für diese komm' ich; so befiehlt der Herr mir.
Willst du mir's wehren?

Apelles. Wunderliches Wesen:
So jung und ernst; so schön und erdenfremd.
Du, eine Jungfrau, solltest *freien*, denk' ich,
Statt los und ledig durch die Welt zu pilgern —

Zoe. Es lebe jeder, denk' ich, wie er muß.
Die freiet, sorgt, wie sie dem *Mann* gefalle;
Die *nicht* freit, sorgt, wie sie sich heilige,
Dem *Himmel* zu gefallen. Wenn der Herr mich
Berufen, *muß* ich nicht?

Apelles. Ein Weib, ein schwaches —

Zoe. Nicht nur die Starken, Weisen sind berufen;
Was schwach ist, klein und thöricht vor der Welt,
Hat Gott erwählt, daß es zu Schanden mache,
Was weis' und stark ist. — Doch ich bitt' dich: ärgre
Dich nicht an mir —

Apelles (stolz). Nicht ich. Wer bist du mir?
Doch vor den *andern* hüte dich. Ihr seid
Im Reich zu groß geworden, Volk und Kaiser
Bedrohn euch, wenn ihr nicht verstummen lernt —

Digitized by Google

Zoe. Ich weiß: uns droht ein neues Blutgericht;
Der Kaiser Diocletianus wird
Das Schwert erheben gegen uns. Die Heiden
Sind zornig worden, denn sie fürchten uns; —
Wir fürchten nichts. Sie werden streiten mit
Dem Lamm, doch wird das Lamm sie überwinden.
Mit uns ist Gott!

Erster Bürger. Wer bist du, so zu lästern?
Landstreichrin! Dirne! Wahre deine Zunge!

Zoe (mit einem fragenden Blick auf Apelles). Hier dieser schützt mich —

Apelles. Ja; doch hüte dich.
Such nicht, nach Christenart, in Trotz und Hoffart
Den Leu'n zu reizen, der das Lamm zerreiße;
Auf nicht den Opfertod. Ein junges Lamm
Ist leicht geopfert —

Zoe. Wohl! Das fürcht' ich nicht.
(die Hand auf ihren Arm legend)
Dies hier ist Stand. Die Kinder Gottes haben
Ihr Leben nicht geliebt bis in den Tod;
Drum sind sie nun im Herrn!

Apelles. Unsinnig Mädchen!
Wirfst du so leicht das sichre Leben hin
Für das, was niemand kennt? die blühnde Jugend,
Der Glieder Kraft und Schönheit, Aug' und Ohr
Und Fühlen, Denken, Lieben für ein dunkel,
Geträumt „Vielleicht"?

Zoe. Dir mag es dunkel sein,
Mir nicht. (Wendet sich von ihm.) Ihr Fraun und Männer von Palmyra,
Folgt mir und hört mich! Denn der Tag will kommen.
Laßt ab vom Irrtum! Eure Götter sind
Geträumte Bilder, Stein und Erz, nicht Leben,
Nicht Kraft, nicht Liebe, Hoffnung, noch Erbarmen.
Sie geben euch nicht Trost in eurem Leid,
Sie opfern sich für eure Sünden nicht,
In ewigem Tode lassen sie euch sterben —

Erster Bürger. Genug der Läfrung! Schweig!

Zweiter Bürger. Nein, rede, rede!

Zoe. Was baut ihr Tempel? Der die Welt gemacht,
Wohnt nicht in Häusern, welche Hände machten.
In euren goldnen Bildern wohnt er nicht,
Die Götter heißen; sie sind Menschenwerk
Und schmelzen hin wie ihr. Und fallen werden
Die Tempel alle, die ihr baut —

Apelles. Genug!
Beim Donner Zeus, genug! „Die Tempel fallen" — —
Wer bist du, Unhold, so zu schmähn, was du
Nicht Augen hast zu sehen und zu fassen?
Der Tempel Herrlichkeit, der Bilder Pracht
Und Kunst und Hoheit —

Erster Bürger. Weg mit ihr!

Apelles. Was schreit
Ihr Blindgebornen gegen Augenweide
Und ruft: „Fall hin!" weil ihr's nicht schaffen könnt? —
Hinweg mit euch, ihr Feinde dieser Welt!
Blutscheue Lämmer, die dem Kaiser trotzen;
Geschorne Bleichesichter ohne Blut
In ihren Adern, doch voll Gift —

Zoe (wie mit warnender Stimme). Apelles!
Apelles!

Apelles. Weg mit dir! Palmyra braucht
Nicht deinesgleichen! Weg aus diesen Mauern!

Erster Bürger. Apelles selbst verdammt sie! Weg mit ihr!

Volk. Fort aus Palmyra! (Sie ergreifen sie.)

Zoe (reißt sich los). Nein! Was hat ich euch?
(vor den andrängenden Volk zurückweichend und die Stufen im Hintergrund ersteigend)
Statt mich zu greifen, reinigt eure Hände,
Ihr Sünder! Seid ihr rein? Ist nicht Palmyra,
Auf das ihr stolz seid, aller Laster voll?
Das Fleisch ist euer Gott, der Leib sein Tempel —

Erster Bürger. Steinigt sie!

Volk (einige). Steinigt sie!

Zoe. Was ruft ihr so,
Weltgier im Herzen, Blutgier auf den Lippen?
Ihr Gottverlassnen — Wolken ohne Wasser,
Vom Wind getrieben —

Volk (durcheinander). Macht die Zunge still! —
Sie soll nicht leben!
(Neues Volk erscheint oben rechts und links an den Coulissen, zum Teil mit Schwertern, Bogen und Pfeilen bewaffnet.)

Zoe (fortfahrend). Wilde Meereswellen,
Die ihre Schand' ausschäumen . . . Darum rufen
Die Engel Wehe, Wehe über euch!
Fallen wird Babylon, Palmyra fallen —

Erster Bürger. Werft Steine! Pfeile! Schwerter!

Apelles (in die Menge eindringend). Haltet ein!
Nicht weiter!

Volk (auch an und in den Coulissen). Sie muß sterben! Sie muß sterben!
(Sie heben Steine auf, werfen; Pfeile fliegen aus der Coulisse auf die Bühne.)

Zoe (sich nach hinten wendend). Der Herr — —
(Von einem Pfeil getroffen, sinkt sie auf.)
Mein Heiland! (Bricht zusammen.)

Apelles. Haltet ein! — Sie fällt! —
Verruchte Mörder! wer hat sie getroffen?
(Drängt das Volk zurück, hebt Zoe vom Boden auf; sie hat die Augen geschlossen.)
Niemand berührt sie mehr!
(Führt sie, halb tragend, seinem Hause zu. Sie legt eine Hand aufs Herz, sinkt ihm auf den Armen.)

Zoe. Ich sterbe; laß mich.
(Die Geistermusik aus dem ersten und zweiten Auftritt beginnt wieder; Zoe schlägt die Augen auf, steht den neben ihr niederknienden Apelles. Ihr Gesicht verändert den Ausdruck; mit großem, geistbegabtem Blick)
Du bist's. — Dich sah mein Traum. — Was schiltst du jene:
Du gabst mich preis, drum haben sie's gethan. —
Doch straft dich Gott an dem, was du begehrst:
Dich erhört der Herr des Lebens,
Hält dich fest auf dieser Erde —

Apelles (sie fassungslos anstarrend). Wer bist du? — So erklang's aus jener Höhle —

Zoe. An der Stirn gezeichnet wirst du
Wachen ohne Schlaf des Todes.
Ich aber sterbe — (Die Musik hört auf.)

Apelles. Nein! Bist du ein Geist,
So ist dies Blendwerk, und du kannst nicht sterben!

Zoe (den sterbend verklärten Blick gen Himmel richtend). Und eine Stimme ging vom Himmel aus,
Die sprach: es ist geschehn. — Blutzeugen Gottes,
Zum Martertode gingt ihr Psalmen singend;
So sing' auch ich im Tod!
(singt mit fester, dann ermattender Stimme)
„Richte mich, Gott,

Digitized by Google

Und führe meine Sache wider das
Unheilige Volk — und rette mich" —
(Sie stirbt. Der zweite Bürger und einige mit ihm knieen neben ihr nieder, zum Teil weinend, zum Teil das Gesicht verhüllend. Apelles starrt, wie unfähig es zu fassen, auf die Tote herab.)

Apelles. Beim Zeus —
Das ist der Tod!

Pausanias (war inzwischen im Volk verschwunden, steht jetzt hinter Zoe). Er ist's.

Apelles. Auch du noch hier?

Pausanias. Du hast nun, was du wolltest. Fahre wohl. (Wendet sich zum Gehn.)

Aurelius (hinter der Szene). Platz dem Statthalter Publius Saturninus!

(Der Vorhang fällt.)

(Die weiteren Akte folgen.)

Anekdote.

Napoleon wollt' in Frankfurt dejeunieren;
Auf überladnen Tafeln stand bereit,
Was alle Zonen Leckerstes spendieren,

Der Kaiser ließ sein hungrig Hofgeleit
An Austern, Trüffeln, Lerchen sich behagen;
Er selbst wies alle Schüsseln still beiseit.

Da wagt der Bürgermeister ihn zu fragen,
Ob nichts befehlt des Kaisers Majestät?
„Ich kann zur Zeit nur Ananas vertragen."

Ach, just was seine Gnade fanden hält',
War leider nicht in Frankfurt zu bekommen,
Und nüchtern stand er auf von dem Bankett.

O Herz, hast du ein Beispiel dran genommen,
Nur Eins begehrst du, Eins und Nichts als das,
Und als Ersatz kann keine Welt dir frommen,
Eins oder Nichts: Tod oder Ananas!

A. Kitzer.

Frühlingsspruch.

Ein fahrender Schüler soll euch heut
Den Sang zum Weine kredenzen:
So schaut hinaus — wie im Walde weit
Die Wipfel mit Grün sich kränzen!

Sie lehren besser als Sängermund,
Was unserem Thun mag frommen;
Mit goldenem Wein soll aus dem Spund
Euch goldenes Blühen kommen!

Mit Händen der Jugend weih' ich euch
Die Herzen und die Becher;
Der Tag ist lang und das Leben reich —
Seid selber die Sorgenbrecher:

Dann erst wird auch der funkelnde Wein
In rechtem Sinne euch laben;
Denn wer zum Frühlingsfest zieht ein,
Muß Frühling im Herzen haben!

O weckt ihn auch, ihr Genossen all —
Dann brauch' ich nimmer zu singen,
Dann wird euch in freudigem Widerhall
Von selber die Seele klingen!

Karl Stieler.
(Nachgelassener Nachlaß.)

Aphorismen.

Das Los der Sterblichen auf Erden
Ist, von dem schmeichlerischen Gruß
Des Wunsches erst getäuscht zu werden,
Und dann enttäuscht durch den Genuß.

*

„Wenn wir am Ende unsrer Bahn,
Was wird mit uns geschehen?
Das Jenseits, ist es nur ein Wahn,
Der mit uns wird verwehen?

Ein Wahn die ew'ge Höllenglut,
Der ew'gen Wonnen Helle?"
Ich rate dir: Sei brav und gut —
Das taugt für alle Fälle.

*

Getrosten Mutes trag dein Joch,
Und lache der Beschwerden,
Solang du einer Seele noch
Das Liebste bist auf Erden.

Betty Paoli.

Digitized by Google

Ul von Haslach.

Von Otto Roquette.

In Füssing in der werten Stadt,
Die so viel wackre Bürger hat,
Dazu im Rat die weisen Herrn,
Und die's auch selber glaubten gern,
Daß es an keinem Ort der Welt
So gut und ordentlich bestellt:
In Füssing war's, wo Montag früh
Gelagt ward und nach mancher Müh'
Die Väter sich im Spruch vereinten.
Doch da sie schon am Schluß sich meinten,
Der Bürgermeister neu begann:
„Noch eins, ihr Herrn! Wir schließen dann.
Ein kurz Geschäft: Ihr wißt, es sitzt
Im Turm, der Roßdieb, der verschmitzt
Schon mancher Bachhartstadt entgangen,
Wir aber haben ihn gefangen.
Der Ul ist's, der sich unverblümt
Von Haslach herzustammen rühmt
Und meint, daß Haslach allerwegen
Wär' unsrer Stadt in Red' und Ehren
An Klugheit dreimal überlegen.
Wir lassen das auf sich beruhn!
Da wir das Urteil schon gefällt,
So ihm sein Diebeswerk vergällt,
So ist es billig, sollt' ich denken,
Daß übermorgen wir ihn henken."

Ja, ja! So rief man allbereit,
Zumal es bald um Mittagszeit
Und man nach Redensüberfluß
Sich sehnte nach der Sitzung Schluß.
Doch wie die Richter, frohen Dranges,
Vom Platz sich heben insgemein,
Kust eine Stimme mächt'gen Klanges:
„Gemach, ihr Herrn! Ich sage Nein!"
Man stutzt. Was giebt's denn von Gewicht,
Die Eintracht noch einmal zu stören?
Doch da der Ratsherr Haubold spricht,
Verlohnt es sich, ihn anzuhören.
Drei schöne Häuser waren sein
Und sonst auch sein Besitz nicht klein
An Hopfengärten und an Fluren,
Bis Bürnberg gingen seine Fuhren;
Er fühlte stark, wie viel er wert,
Und sagte jedem, der's begehrt,
Was er von Jahr zu Jahr gewann.
Dazu ein ausgewählter Mann
An Leibesumfang, Kunst und Wort.
Und also fuhr Herr Haubold fort:
„Ich sage Nein! Bei jedem Dinge
Soll man betrachten, eh'bevor,
Ob's Nutzen, ob es Schaden bringe,
Wie man dafür die Zeit erkor.
Will man den Dieb am Galgen sehn,
Nicht übermorgen kann's geschehn,
Nicht in acht Tagen! Ist es Brauch
In Füssing auf des Rates Bänken,
Beim Halsgericht um einen Gauch
Der Bürger Eigentum zu kränken?
Man weiß doch wohl, mein Gerstenfeld
Blüht an den Platz, wo letztes Jahr
Der Galgen neu ward aufgestellt!
Auch meinem Hopfen bringt's Gefahr,
Wenn, was in Füssing Beine hat,
Hinaus sich hebt zur Richtestatt,
Die Exekution zu schauen.
Wie will man da der Menge grauen,
Daß sie das Feld mir nicht zertritt?
Drei Wochen sind es bis zum Schnitt,
Und eh'bevor die Frist herum,
Soll mir kein Ratskollegium
Halb Füssing in den Acker führen!
Als man den Platz — man denke nach!
Zur Galgenstätte thät erküren,
War ich es, der dagegen sprach,
Und mußt' mich überstimmen lassen.
Doch heut nicht wird mir abgetrutzt,
Daß man mein Feld zur offnen Gassen
Fürs Galgenschaugepräng benutzt!
Bevor die Gerste nicht herein,
Kann auch das Halsgericht nicht sein,
Das ist nach Ablauf dreier Wochen,
Und früher nicht! Ich hab' gesprochen!"

Die Ratsherrn sahn sich schweigend an.
Zwar nicht im Unrecht war der Mann,
Wiewohl man lächelnd einig schien,
Zu gönnen, dem so viel verliehn
Und der sich stets so mächtig blähte,
Daß man die Gerste ihm zerträte.

Der Ratsherr Sulor nahm das Wort,
Wohl der gelahrste Mann im Ort.
Sein Ahnherr selig wirkt' in Leder
Und Pechdraht, macht' und flickte Schuh,

Digitized by Google

Er aber schwur zu Buch und Feder,
Studierte sonder Rast und Ruh',
Bis er zum ganzen Schreibewesen
Der Stadt vom Rate ward erlesen,
Zumal er durch ein Eheband
Den ersten Häusern anverwandt.
Man schätzt' ihn sehr, wiewohl er oft
Verschiedner Meinung unverhofft
Und gar zu gern bei jedem Ding
Hinweg ins allgemeine ging
Und, was man kürzlich abgethan,
Von neuem brachte auf die Bahn,
Als ob ihn in geheimer Tücke
Der querste Zug zumeist beglücke.
Den Vätern wurde angst und bang,
Als plötzlich seine Stimm' erklang,
Denn nun war ein zu Ende Gehen
Der Sitzung heut nicht abzusehen.
Und er begann: „Ich gebe Recht
Herrn Haubold, daß die Stelle schlecht
Gewählt ward für den Galgenbau,
Trotz aller günst'gen Überschau
Der Gegend, Fluß, Gebirg und Saaten,
Die man dem Hängekandidaten
Noch einmal menschenfreundlich schenkt;
So wie auch Er, wenn er gehenkt,
Des Wandrers Blicke schon von weitem
Unwiderstehlich auf sich lenkt
Und sinnig in Betrachtung senkt.
Jedennoch läßt sich drüber streiten —
Vor allem ist der Ort zu fern!
Und darum ist mein Rat, ihr Herrn,
Den Neubau wieder einzureißen
Und aufzurichten da, wo er
Sowie die Gegend rings umher
Sich störungslos Geschäft verheißen.
Und mal' ich mir solch Plätzchen aus,
So deucht mich der Gemeinde-Anger
Sehr passend für den Galgenpranger.
Man hat nicht eben weit von Haus —"

Da ward der Redner unterbrochen,
Denn, von Entrüstung übermannt,
Als ob mit ränkevoller Hand
Er in ein Hummelnest gestochen,
Umsaust der Ratsherrn Stimmenchor
Mit gegnerischem Ruf sein Ohr:
„Auf dem Gemeinde-Anger, hört!"
So rief man innerlichst empört:
„Den Platz, den man zum Vogelschießen
Seit Menschendenken ausersehn!
Wohin mit Weib und Kind wir gehn,
Um Tanz und Festspiel zu genießen,
Den Platz, den sollen wir entweihn —?"
„Hoho! Das ist es nicht allein!"
So rief ein andrer; „Hochgericht,
Wo's hingehört! Es bleibt beim alten!
Wo soll den Faselmarkt man halten,
Käm galgenreif ein Diebsgesicht
An solchem Tag' uns in die Quer?
Der Faselmarkt ist Fünfings Ehr'
Und Ruhm! Den taste man nicht an!
Soll man's in alle Lande schreiben,
Daß neuerdings auf Fünfings Plan
Die Bullen sich am Galgen reiben?
Und mehr: Wo soll der Saumarkt bleiben?
Wohin soll die Gemeinde gar
Die Gänse bis Martini treiben?"

Herr Sutor nahm der Pause wahr,
Um rasch noch einmal einzuspringen:
„Dem Anger kann's nicht Schaden bringen,
Wenn für den Galgen man ihn nützt
Und Markt und Fest durch ihn beschützt.
Beim Stieroerkauf, bei Tanz und Spiel
Wär' jedem er der Augen Ziel;
Und mancher wüßte, was geschähe,
Wenn er vollführte sein Gelüst,
Und fühlte warnend das Gerüst
Mit Freundesblicken in der Nähe!"

Von neuem hub sich Gegenwehr
Und Streit um den Verwegnen her,
Als, ernst bewegt, der Bürgermeister
Das Wort gewann und würdevoll
Beschwor die aufgeregten Geister:
„Wir lassen Hader jetzt und Groll!
Im Ernst nicht kann Herr Sutor sprechen
Und raten, nun nach Jahresfrist
Das Bauwerk wieder abzubrechen,
Zumal die Stätte günstig ist.
Es soll — wir haben nichts gespart,
Der neue Galgen wohl bewahrt
Für uns und unsre Kinder sein,
Ja, soll uns lang' noch überdauern!
Drum ließen wir aus festem Stein
Ihn baun mit starken Untermauern
Und drauf von Balken das Gestühl.
So steht es, allen offenbarlich!
Wer jetzt noch klügelt, zeigt uns wahrlich
Kein patriotisches Gefühl!
Wir andern werden, was wir schufen,
Nicht mäkelnd hinterdrein berufen!"

„So ist es!" rief der Chor versöhnt:
„Das war ein Wort zum Herzerfrischen!
So ist es brav!" — Doch plötzlich tönt
Ein Ruf der Ungeduld dazwischen:
„Ihr Herrn, was wird man aber nun
Mit Ut von Haslach endlich thun?
Ich muß drauf pochen, ohn' Bedenken,
Daß übermorgen wir ihn henken!"
Herr Sümmler sprach's, ein wicht'ger Mann,
Der Fünfings Rechenbücher führte

Digitized by Google

Und Tag und Nächte drüber ſann,
Wie er zu ſparen was erſpürte.
„Daß uns der Dieb drei Wochen noch,“
So fuhr er fort, „verbleib' im Loch,
Bis nach dem Schnitt — ei, wie vergißt
Der Rat denn die Verpflegungskoſten?
Ich merk' im Rechenbuch den Poſten!
Denn dieſer Ul von Haslach frißt
Für drei, mit nimmerſattem Magen —
Ihr mögt den Büttel drum befragen!
Kriegt nie genug und zankt und ſchreit,
Wenn er ſich noch ſo ſehr beſrachtelt,
Als wird' im Turm er vor der Zeit
Lebend'gen Leibes abgeſchlachtet.
Der Nachbarſchaft iſt's längſt nicht recht,
Tagtäglich den Radau zu hören,
Die alten Weiber ſchrei'n und ſchwören,
Der Bub hab's drinnen gar zu ſchlecht!
Was thun? Um ihn nur ſtill zu kriegen,
So ſuttert man ihn jeden Tag
So oft, als er's vertragen mag!
Doch mir will die Geduld verſiegen,
All die Verſchwendung anzuſehn!
Und ſo ſoll's noch drei Wochen gehn?
Nein! Henkt man ihn nicht übermorgen,
So mag die Stadt ſich ſonſtwoher
Das Geld zu einem Striche *borgen*,
Denn in der Kaſſe bleibt nichts mehr!“

Der Ratsherr Haubold fuhr empor,
Die Fauſt geballt in edlem Grimme,
Und rief mit ganzer Wucht der Stimme
Vernehmlich aus: „Man ſeh' ſich vor!
Was an dem Dieb man will erſparen,
Verzehnfacht halte man's bereit!
Daß ich mein Eigentum zu wahren
Verſteh', vernimmt man ſeiner Zeit!
Geht nächſten Mittwoch *vor* die Sache,
Vertritt man mir das Gerſtenfeld,
Dann hört man bald, wie zum Entgelt
Des Schadens ich die Rechnung mache!
Und Rechnung wird es von Gewicht!
Ja, ſchenk Herr Sümmler *kleine* Poſten,
So wird der Stadt dies Halsgericht
Wohl mehr als zwanzig andre koſten!“

Das war nun ein gewicht'ger Grund,
Der Sache nochmals nachzudenken.
Man ſaß in ſchweigendem Verſenken,
Erwägung ſchwebt' um Stirn und Mund,
Bis, als man viel ſchon durchgedacht,
Ein Räuſpern ſich vernehmlich machte.
Dies Räuſpern aber, fein und ſchrille
Wie Klarinettenton, durchdrang
Des hohen Rats verlegne Stille
Mit einemmal wie Hoffnungsklang.
Es kam vom Ratsherrn Dick, der heute
Doch nicht geſprochen, ſelten auch
Im Rat des Sprechens ſich erfreute.
Er hörte zu, ſo war ſein Brauch,
Und hörte gut, denn aus den Blicken
Der grauen Äuglein blitzt' es klar,
Und immer von Bedeutung war
Sein Kopfesſchütteln oder Nicken.
Doch wenn er alles wohl bedacht,
Was von den andern er vernommen,
Und endlich ſprach, war's wohl gekommen,
Daß er das Ding zum Spruch gebracht
Und ſchon bei ganz verzwickten Fragen
Dem Nagel auf den Kopf geſchlagen.
So war denn plötzlich ſehr geſpannt
Jedweder Blick ihm zugewandt,
Als er, im höchſten Fiſtelton
Sich nochmals räuſpernd, nahm die Rede:
„Die Weltgeſchicht' erzählt von Fehde,
Von Kriegesnot, die öfters ſchon
Um ſehr Geringes ausgebrochen.
Beiſpiele laß ich jetzt beiſeit,
Da wir ſchon mancherlei geſprochen.
Wenn man ſich ſtets zu rechter Zeit
Beſonnen, wie dem vorzubeugen,
So ſtellte wohl zumeiſt ſich dar
Und konnte man ſich überzeugen,
Daß gar kein Krieg vonnöten war.
Und ſo, wie in der Weltgeſchichte,
Iſt's auch in unſrem Rat, wo heut
Um ein verlaufnes Diebsgeſichte
Die Väter ein Konflikt bedräut.
Doch — ſoll in allen Gildeſtuben
Die Rede gehen insgemein,
Daß wir um einen dürft'gen Buben,
Wie Ul von Haslach, uns entzwein?
Das ſei uns fern! Der Streit wird ſchwinden,
Da wohl ein Ausweg noch zu finden.
Erwägen wir! Wie fängt man's an,
Daß dies Gericht nicht ſchäd'gen kann
So Kaſſenſtand wie Ernteſcheuer?
Ob man ihn übermorgen henkt,
Ob man ihn noch drei Wochen ſchenkt,
In beiden Fällen kommt's zu teuer.
Ein Grund, der über Gründe wiegt!
So mein' ich, wie die Sache liegt,
Wird's jedenfalls zumeiſt uns paſſen,
Wenn wir ihn vorerſt — laufen laſſen!“

Ah! Ah! So rief man, ſtaunend zwar,
Befremdet auch, doch halb gewonnen,
Da's immerhin ein Ausweg war.
Doch Ratsherr Dick, wie er begonnen
Im Fiſtelton, fuhr eilig fort:
„Ich ſage: Vorerſt! Nicht für immer!
Denn geben ſoll er uns ſein Wort,
Beſchwören ſoll er — hier im Zimmer,
Mit heiligem Eid, daß er allhier

Digitized by Google

Sich nach dem Schnitt, in Wochen vier —
Wir sagen vier gleich! — auf den Tag
Gelren sich wieder stellen mag,
Und nach dem Urlaub, den wir schenken,
Laß er als frommer Dieb sich henken!"

Verklärt war plötzlich jeder Blick.
So sei's! Man rief es einverstanden
Und winkt' mit Gruß dem Ratsherrn Zick.
Sogleich ließ aus des Turmes Banden
Den Dieb man holen vor den Rat,
Indes, da es so gut verlaufen,
Herr Bümmler sich dem Ketzer naht
Und für sein häuslich nächstes Taufen
Herrn Zick sich zu Gevatter bat.

Doch schon im Zimmer stand der Dieb,
Hereingeschoben durch den Büttel,
Der, wohlbewehrt mit starkem Knüttel,
Als Wächter an der Pforte blieb.
Man stutzt, da man von andrem Wesen
Sich Ul von Haslach vorgestellt,
Man dacht' ihn groß und kraftgeschwellt
Und Trotz in seinem Blick zu lesen,
Nun war's ein Bürschlein nur, das scheu,
Die Augen kaum zu heben wagte
Und, fast gekrümmt von Angst und Reu,
Vor seinem Urteilspruch verzagte.
„Hör, Ul von Haslach, tritt herzu!"
So sprach der Bürgermeister gütig.
„Vor dir beschaffen wir uns Ruh.
Zum Galgen haben wir einmütig
Dich heut verdammt, dies sei dir kund.
Allein wir finden guten Grund,
Dir dies Gericht noch aufzuschieben.
Und somit will es uns belieben,
Dir Urlaub auf der Wochen vier
Und freie Straße dir zu geben.
Doch da verwirkt du hast dein Leben,
Mußt du dich stellen wiedrum hier
Und sollst mit einem heil'gen Eid
Beschwören, daß zu rechter Zeit
Zurück du wirst die Schritte lenken
Und lässest dich getreulich henken."

Mit Staunen, gleich als wär's ein Traum,
Daß solchen Spruch er angehört,
Hebt Ul von Haslach, noch verstört,
Sein krauses Haupt und wagt doch kaum
Zugleich die Augen aufzuschlagen;
Obwar ein hoffendes Behagen
Ihn neu durchrieselt, fühlt er noch
Ungläubig der Beklemmung Joch.
Da schaut er auf und sieht die Herrn
Rings um den Tisch ihm freundlich nicken,
Als thäten sie's ihm gut und gern.
Und plötzlich zuckt aus seinen Blicken
Ein Glanz und rötet sein Gesicht,
Und Spott und Hohngelächter spricht
Um seinen Mund — doch schnell bezwungen
Verbirgt er, was sein Herz durchdrungen,
Und mit des armen Sünders Miene'
Und Haltung, die so ehrlich schien,
Fiel er zurück in seine Demut
Mit einem Seufzer tiefer Wehmut.

„Was sagst du, Ul von Haslach?" fuhr
Der Bürgermeister fort. „Vier Wochen
Erringst du dir durch deinen Schwur.
Blick auf! Es ist im Ernst gesprochen."
Und schüchtern fragend schaut der Ul
Umher zu jedem Richterstuhl
Und spricht: „Wenn's Ernst ist, liebe Herrn,
So mach' ich euch die Freude gern
Und schwör euch, wie ihr wollt, den Eid,
Komm' auch zurück zur rechten Zeit."
Der Bürgermeister drauf: „Zu halten
Gedenke deinen Schwur! Denn bliebst
Du aus am rechten Tag und triebst
Eidbrüchig fort dein Diebesschalten,
So müßt' es übel dir ergehn,
Du schlüfest dir ein schlimmres Hangen!
Wir würden doch dich wieder fangen,
Weil wir zu Künsing das verstehn.
Und Kas' und Ohren müßt man dir
Zuvörderst glatt vom Kopfe schneiden,
Und hättst du ohne solche Zier
Den Tod am Galgen zu erleiden!"

(Schluß folgt.)

Die Sterne unsrer Frühlingsnacht.

Und als verstummt dein helles Lachen,
Als sich dein Auge müd gewacht,
Da waren sie auch müd vom Wachen,
Die Sterne unsrer Frühlingsnacht;
Es kam ein Tag mit grellem Lichte,
Der nachtgewobne Schleier wich,
Und flüchtig schwanden die Gesichte,
Die hold umzaubert dich und mich.

Lang sind des Winters rauhe Bächte,
Die kurzen Tage kalt und karg,
Kein Tag erscheint, der wiederbrächte
Ein Glück, das jene Lenznacht barg,
Und keine Nacht kann neu entfachen
Den Sternenglanz, der uns erblich.
Lang ist verstummt dein helles Lachen,
Kein Stern ist wach für dich und mich.

Karl Bömers.

Digitized by Google

Schillers Räuber.

Von **Otto Brahm.***)

Es ist das Vorrecht des Genies, sein Wort zur rechten Stunde zu sprechen. 1781 im Winter starb Lessing, der erfolgreichste deutsche Dramatiker der Zeit. Für den freigegebenen Platz fand sich schnell ein Bewerber: 1781 im Sommer erschienen die Räuber. Und sogleich empfingen die Zeitgenossen das Gefühl, daß eine neue Epoche des Dramas nun angehen wolle: ‚Haben wir je einen teutschen Shakespeare zu erwarten, so ist es der Verfasser der Räuber‘, las man in der Erfurtischen Gelehrten Zeitung am 24. Juli 1781.

Ein deutscher Shakespeare — viel eifrige Hände hatten nach diesem Ruhmestitel sich ausgestreckt, seit einem Jahrzehnt. Für einen deutschen Tyrtäus oder Molière, für eine Sappho und einen Anakreon hatten sich Bewerber wohl gefunden im Lauf der Zeiten; aber ein bestimmterer Sinn verband sich nun dem Ideal des deutschen Shakespeare. Eine reiche Entwicklung auf der Bahn des britischen Vorbildes, durch Goethes ‚Götz‘ eröffnet, war vollzogen; und wer nach so viel theatralischen Bemühungen noch gehört werden wollte, mußte eine starke, weithin schallende Stimme haben. Schiller war zehn Jahre jünger als Goethe und die Genossen, er trat auf den Plan als ein Nachzügler der Geniezeit, und seine litterarische Stellung ist damit gegeben: vor sich findet er eine bunte Fülle der Erzeugnisse, die Ideen sind ausgesprochen, die poetischen Motive gefunden, nur aufzugreifen hat der jüngste der Stürmer, nur zusammenzufassen all des Vereinzelte, Zerstreute, zaghaft Halbe. Seine Stellung, in diesem Punkt, vergleicht sich in der That derjenigen, welche Shakespeare einnahm im Verhältnis zu seinen Vorgängern; sie ist die günstigste für den Dramatiker, dessen umfassende Kunst aus einer breiten Masse des Materials ohne Unterlaß schöpfen will. Es ist wesentlich, in dieser Zeit des raschen Werdens, wo Schlag auf Schlag hervorragende Werke sich folgen, die Jahreszahlen festzuhalten: 1773 war durch ‚Götz von Berlichingen‘ der Sturm und Drang zuerst aus dem Stadium der Theorie in die Praxis übergeführt worden, 1774 war Werther gefolgt und Clavigo und die Goetheschen Farcen und Lenzens Hofmeister, 1775 und 1776 kamen Klinger, Leisewitz, Wagner mit den Hauptwerken. Nun eine gewisse Pause, wo zwar die alten Autoren noch fortarbeiten und kleinere, zahmere neu auftreten: ein Möller, ein Gemmingen, die ersten Ritterdramatiker; und schließlich: Schiller. Goethes Wort aus Dichtung und Wahrheit trifft darum auf ihn vor vielen: ‚Ein jeder, nur zehn Jahre früher oder später geboren, dürfte, was seine eigene Bildung und die Wirkung nach außen betrifft, ein ganz anderer geworden sein‘. Die ganze Litteratur des Sturmes und Dranges nicht nur, auch die geistigen Väter der neuen Zeit wurden so für Schiller vertraute Muster; und indem wir den verwickelten Stammbaum der ‚Räuber‘ festzustellen suchen, blicken wir zugleich in die poetische Entwicklung der Zeit tief hinein.

Von seinem Mitschüler Hoven hatte Schiller, noch im Jahre 1777, die frühste Anregung zu seinem Drama erhalten; der Freund wies ihn auf eine Erzählung Christian Schubarts hin, welche der Verfasser selbst ‚einem Genie preisgegeben eine Komödie oder einen Roman daraus zu machen‘. Hovens Idee war, an einem lehrreichen Beispiel darzustellen, ‚wie das Schicksal zur Erreichung guter Zwecke auch auf den schlimmsten Wegen führe‘: ein moralischer Grundgedanke also, ganz im Sinne der didaktischen Poesie, welche auch Schiller in jener Zeit noch in Banden hielt.

‚Zur Geschichte des menschlichen Herzens‘ hatte Schubart seine kleine Erzählung betitelt; und wie er hier einen Lieblingsbegriff der Geniezeit, das Herz, sogleich nennt, so hatte er an dem Beispiel der ungleichen Brüder Karl und Wilhelm die ‚Rechte des offenen Herzens‘ gegenüber der Heuchelei, der Kraftnatur gegenüber der pedantischen Ängstlichkeit, ganz im Sinne des Sturmes und Dranges erweisen wollen. Karl und Wilhelm, von Jugend auf unterschieden wie genialischer Leichtsinn und heuchlerische Korrektheit, sind die Kinder eines Edelmannes irgendwo auf dem Lande; zu Hause, auf dem Gymnasium, auf der Universität offenbaren sie die Ungleichheit ihres Temperaments, bis daß ‚Wein und Liebe, Schulden, übermäßige Gutheit gegen arme Studierende und ein unglückes Duell‘ Karl zur heimlichen Flucht von der Akademie treiben und ihm die Gunst des Vaters entziehen. Er folgt Friedrich dem Zweiten in den Kampf, wird bei Freiberg verwundet, Reue kommt über ihn, und in offenem Geständnis sucht er die väterliche Vergebung zu erweinen: umsonst! der strenge Wilhelm unterschob seinen Brief und Karl erhielt keine Antwort.‘

Mit dem Frieden in die Heimat zurückgekehrt, nimmt Karl unerkannt Dienste bei einem Bauern; eines Tages, als er im Walde Holz fällt, erblickt er seinen Vater im Kampfe mit Verlarvten, die ihm ans Leben wollen; er wird der Retter des Vaters und erpreßt den Verbrechern das Geständnis, wer ihre Hand geführt hat: Wilhelm. Den ‚Jüngling mit Rosenwangen und den sühlenden Herzen‘, so wird nun der Bedrohte inne, seinen Karl, hat er zu Unrecht verstoßen; doch Karl giebt sich zu erkennen und wird die Wonne seines Vaters, während Wilhelm den ‚Bissen seines Gewissens preisgegeben‘ ist: ‚er wohnet seit der Zeit in einer angesehenen Stadt, wo er und sein Hofmeister das Haupt einer Sekte sind, die man die Sekte der Zeloten heißt.‘

Frei schaltend mit dem Überlieferten hat Schiller den

*) Der vorliegende Essay ist ein Abschnitt aus einer neuen Biographie Schillers, welche der Autor demnächst (bei Wilhelm Hertz, Berlin) erscheinen läßt. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Stoff von Anfang an ergriffen, so erkennen wir. Er gestaltete selbständig, schied aus, fügte zu, gleich im ersten Stadium der Arbeit. Es ließ den religiösen Accent stärker anklingen und gab im Hinweis auf die biblische Parabel, welche auch Schubart vorgeschwebt hatte, dem Drama den Titel: der verlorene Sohn; und den glücklichen Ausgang, der seiner auf das Tragische gerichteten Natur entgegenlief, wandelte er um, indem er den Streit der Brüder verschärfte durch ein neues Motiv: Liebe zu demselben Mädchen. Die wesentlichen Momente der Schubartschen Fabel aber, dasjenige, was die Besonderheit des Stoffes, seine Farbe und sein Kleid ausmacht, blieben bei alledem bestehen: das leichte Leben des jungen Edelmannes auf der Universität, Schulden, Duell und Flucht, der unterschlagene Brief Karls und der bereitete Vatermord des bösen Sohnes, den der gute aufdeckt. Nur daß Schiller, mit sicherm dramatischen Griff, sogleich bei der Unterschlagung des Briefes einsetzt, und so seine Handlung unendlich rascher ins Rollen bringt. Die falsche Frömmigkeit des Wilhelm kehrt wieder, wenn Franz sich der Lektüre ‚heiliger Predigtbücher' berühmt, während er den Karl anklagt, die ‚Abenteuer der Heiden lieber zu lesen als die Geschichte des bußfertigen Tobias': einen Zug, den der Dichter freilich später ganz zu Boden fallen läßt. Selbst Karls Teilnahme an den Kämpfen Friedrichs klingt bei Schiller noch nach, in dem gefälschten Bericht des Hermann von der Prager Schlacht; diese aber einzusetzen an Stelle des unbekannteren Kampfes bei Freiberg konnte die Tradition der patriotischen Lyrik anleiten, welche an den Sieg bei Prag und an Schwerins Heldentod anknüpfte, von Gleims Liedern eines Grenadiers bis hin zu dem Gedichten der Bürgerschen Leonore, der ‚mit König Friedrichs Macht gezogen in die Prager Schlacht'.

Allein noch etwas näher dürfen wir den Grundmotiven des ‚verlorenen Sohnes' nachgehen. Äußere Zeugnisse für diese erste Gestalt der Räuber fehlen uns freilich; aber auch vermutungsweise nach innern Gründen das Ursprüngliche aufzusuchen, ist gestattet. Auf dem Kontrast der Brüder, erkennen wir, ruhte der Accent von Anfang an, wenn auch dem Karl das moderne Freiheitspathos noch fehlen mochte und dem Franz die aus Medizin und Weltweisheit dem Dichter zuwachsenden Cynismen und Sophismen; und manches aus den Scenen des Franz, die erste Überredung des Vaters, die Kärglichkeit der Intrigue mag aus diesem frühen Entwurf noch entstammen. Die Auftritte, welche sich an die erdichtete Todesbotschaft des Hermann anschließen, mit Verlesung der Geschichte Jakobs und Josephs, mit den Bildern von seraphischer Harfe, himmlischen Hörern und den Schauern der Hölle, führen ganz in die Zeit der religiösen Poesie bei Schiller zurück. Und die biblische Erzählung vom ‚verlorenen Sohn' selbst, die in der definitiven Fassung der Räuber fehlt, wird in diesem ersten Entwurf entscheidend hineingespielt haben; ein Nachklang daraus hat sich in der ältesten auf uns gekommenen Scene zwischen Karl Moor und Spiegelberg erhalten (welche der Dichter vor dem Erscheinen noch verwarf): ‚Sag doch einmal, was das für Schmiererey ist?' fragt Spiegelberg vor einem Bilde in der Schenke, ‚Glaub', es soll den verlorenen Sohn vorstellen', und Moor antwortet ahnungsvoll: ‚Ich hab's schon lang drum betrachtet, wenigstens die Schweine würd' ich nicht hüten, auch keine Träber fressen.' Als dann nach dem Erscheinen der ‚Räuber' Dalberg das Stück auf die Mannheimer Bühne bringen wollte und Milderungen wünschte, suchte der Dichter noch einmal den alten Titel flüchtig hervor: ‚Hier erscheint endlich der verlorene Sohn oder die ungeschmolzenen Räuber', schreibt er an Dalberg und bringt einige Anspielungen auf die Parabel in den Text neu hinein.

Aus dem ‚verlorenen Sohn' aber wurden ‚die Räuber': nach einer zweijährigen ‚Pause in der Poeterei', von welcher der Dichter selbst uns berichtet, kehrte er mit veränderten Tendenzen zu seinem Werk zurück. Erlebtes und Erlerntes hatten den Wandel in ihm geschaffen, die Militärakademie, seine wissenschaftlichen Studien und seine poetische Lektüre miteinander wirkten die Befreiung — und, sagt Schiller, Räuber ward ‚die Parole des Stücks'. Jetzt erst vollenden sich die Charaktere des Franz und des Karl: aus dem scheinfrommen Intriganten der Schubartschen Erzählung wird der Cyniker und Atheist; und in der Gestalt des Karl erscheint der echte Repräsentant der Geniezeit, von starkem Wort und wilder That. Nicht in den Dienst eines Königs mehr, wie Schubarts Karl, mag dieser Held treten — zu trotziger Auflehnung gegen alle staatliche Ordnung treibt ihn die Ungnade des Vaters.

Mit dem vollen Pathos des Kraftgenies, dem die matte Zeit kein Genüge thut, tritt Karl auf. Seine feindliche Stimmung gegen das Bestehende entwickelt sich nicht erst durch die Ereignisse, sie ist fertig, wie das Stück beginnt; und auch bevor die Seinen sich von ihm abgewendet haben, wünscht er, vor ein Heer Kerls wie er gestellt, aus Deutschland eine Republik zu machen, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollen. Die wilden Tiraden der Klingerschen Helden erhalten hier eine bestimmtere, gegenständlichere Prägung: ungleich jenen fremdländischen Guelfos und Simsone Grisaldos, steht Karl Moor mit beiden Füßen auf deutscher Erde.

Aber in die weltstürmenden Pläne mischt sich ein elegischer Klang; und Sehnsucht nach dem Frieden des Landes, nach idyllischer Weltflucht tönt hinein in wilde Worte: im Schatten seiner väterlichen Haine, in den Armen seiner Amalia will Karl Moor stillere Tage leben. ‚Il faut cultiver son jardin', sagte das 18. Jahrhundert, an dem öffentlichen Leben verzweifelnd. Nur die Kehrseite jener herben Anklehnung gegen das Bestehende ist hier die resignierende Beschränkung auf ländliche Freuden; und wie diese beiden Gefühle gleich anfangs sich in Karl ablösen, so schwingt sein Pathos fort und fort von Thatenlust zu weicher Beschaulichkeit, und wieder von Empfindsamkeit zu leidenschaftlicher Aktion um. Die Mischung ist ganz im Geiste der Epoche, und sie gab dem Dramatiker die schwierigste Aufgabe: Shakespeare, in einer thatenfrohen Zeit, konnte Helden schildern in vorwärtsstürmender Wucht; Schiller, in eine forderude, nicht eine handelnde Epoche gestellt, muß das Thun seiner Helden hemmen durch Reflexion und durch Empfindung. Karls Tapferkeit und Unerschrockenheit, seine alle beherrschende Männlichkeit malt der Dichter voll Schwung und Glanz, und um zu zeigen, wie Karl ‚im größesten Bedrängnis noch Mann ist', läßt er ihn, mit einer gewaltsamen Wendung, die Geliebte selbst ermorden; aber noch auf der vollen Höhe des Dramas, in der rechten Mitte der Ereignisse führt er ihn vor, in schwärmender Betrachtung ‚an der Donau', in reuiger Erkenntnis seines Thuns.

Digitized by Google

Die Reue des verlorenen Sohnes, welche durch Schubart schon stark betont war, machte nun Schiller, mit tieferer sittlicher Intention, zu einem Grundmotiv seines Dramas: eine Tragödie von Leidenschaft und Reue entwickelt er in Karl, und für die ausdämmernde Erkenntnis des Geschehenen findet er das knapp geprägte Wort: ‚Und darum Räuber und Mörder‘.

Die litterarischen Voraussetzungen für seine neue Parole: die Räuber, hat Schiller selbst, in einer öffentlichen Besprechung seines Dramas, fixiert: ‚Wofern ich mich nicht irre‘, sagt er, ‚dankt Karl Moor seine Grundzüge den Plutarch und Cervantes, die durch den eigenen Geist des Dichters nach Shakespearescher Manier in einem neuen, wahren und harmonischen Charakter unter sich amalgamiert sind‘. Und an einer andern Stelle nennt er als einen Vermittler zwischen Plutarch und sich den Jean Jacques: ‚Rousseau rühmte es an dem Plutarch, daß er erhabene Verbrecher zum Vorwurf seiner Schilderungen wählte‘. Rousseau, Plutarch, Cervantes, Shakespeare — entscheidende Vorbilder der ‚Räuber‘ sind damit bezeichnet. Die allgemeine Stimmung gegenüber dem gesellschaftlichen Zustand, die verneinende Stimmung, die das freie Naturrecht des einzelnen gegen den Zwang der Gesamtheit behauptete, gab Rousseau, dessen breit durchgeführte, monotone Lehre mit fortreißender Rhetorik immer das Nämliche predigte: zurück von der Kultur in den Naturzustand, von der Verderbnis der Städte in den Frieden der Wälder, in die goldene Zeit der Menschheit. Mit den Bildern antiker Charaktere, ‚großer Tugendhaften und erhabener Verbrecher‘ erfüllte Plutarch (und auch Sallust) die Phantasie des Dichters: von Brutus und Cäsar singt Karl Moor, Brutus und Cäsar, in Charons Nachen steigend, stellt die Vignette dar am Schluß der ersten Ausgabe des Stückes. Und die Vorrede sagt von Karl Moor: ‚Er mußte notwendig ein Brutus oder Catilina werden. Unglückliche Konjunkturen entscheiden für das zweite und erst am Ende einer ungeheuren Verirrung gelangt er zu dem ersten.‘ Die aus Plutarch und Shakespeare gleich vertraute Gestalt des Brutus war ein rechtes Ideal der Geniezeit, und selbst ihr Führer, Herder, dichtete einen Brutus mit tiefinnerer Sympathie: ‚in meinem Herzen ist sein Bild sehr tief‘, so schrieb er. Indem aber Schiller mit Rousseauscher Sehnsucht zurücksah in die goldenen Zeiten der Vergangenheit, entstanden jene glühenden Klagen des Karl Moor über das entnervte Jahrhundert, dessen Kraft versiegen gegangen: ‚Mir ekelt vor diesem Tintenklekserden Seculum, wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Menschen.‘ Der Dichter war einem litterarischen Vorbild gefolgt auch an diesem Punkte: wie er Karl Moor einführte, neben Spiegelberg ‚in ein Buch vertieft‘, in ein Buch, welches Plutarch heißt, — so hatte auch Klinger den Helden seiner ‚Zwillinge‘ und dessen Vertrauten durch eine Plutarch-Lektüre zuerst eingeführt: vor einem ‚aufgeschlagenen Buche‘ sind Guelfo und Grimaldi, und Grimaldi fragt: ‚Soll ich nun weiter lesen in Brutus’ Leben?‘

Aber ein neues Moment mußte hinzukommen, den Plutarchischen ‚erhabenen Verbrecher‘ in den Räuber zu verwandeln: in Cervantes fand Schiller ein Vorbild seines Karl Moor, den ‚ehrwürdigen Räuber Roque aus dem Don Quixote‘, den, wie er meint, ‚Jedermann kennt‘. Nicht bedeutungslos ist, daß grade Cervantes auf Schiller starke Wirkung that; die Dichtung des großen spanischen Satirikers berührte denjenigen verwandt, welcher selbst, in ‚Zorn und Spott, das Temperament eines Satirikers im großen Stile aussprach, und dessen tiefgründender Idealismus sich zunächst polemisch bezeugte, als ‚eine Bitterkeit gegen die unidealische Welt‘. Im Gefängnis hatte Cervantes seinen ‚Donquixote‘ begonnen, in der Militärakademie schrieb Schiller die ‚Räuber‘. Ganz erkannte Schiller den weltweiten Sinn der Figur, deren Kampf für die Unterdrückten, deren Selbstlosigkeit und Keuschheit zu seinem Herzen sprach, und er wünschte seinem Helden die gleiche Weite der Wirkung. ‚Ich werde es hoffentlich nicht erst anmerken dörfen‘, sagt er, ‚daß ich dieses Gemählde so wenig nur allein Räubern vorhalte, als die Satyre des Spaniers nur allein Ritter geißelt‘. In diesem bewunderten Werke nun stieß er, im sechzigsten Kapitel, auf die Episode des ‚großen Roque Guinart‘, und er gestaltete seinen ‚großen Moor‘ nach dessen Bilde: als einen edlen Räuber, dessen ‚Gewerbe Rache ist‘, gleichwie den Roque einzig ‚Rache, die auch das ruhigste Gemüt in Aufregung versetzen müßte‘, außerhalb der Gesellschaft gestellt hat. ‚Ich bin von Natur mitleidig und wohlwollend‘ bekennt Roque, und auch demselben Sinne, nur übertragen von der Sachlichkeit des Cervantes in die emphatische Sprache des jungen Schiller, heißt es von Karl Moor: ‚Nicht eine Fliege konnte er leiden sehen — seine Seele ist so fern von einem blutigen Gedanken, als fern der Mittag von der Mitternacht ist‘. Der Hauptmann der spanischen Bande wird geschildert, wie der der deutschen, imponierend, gebieterisch, von finsterm Auge und melancholischem Sinn, der das Verderbliche seines Thuns zu spät erkennt. ‚Wie ein Abgrund in den andern und eine Sünde zur andern führt‘, sagt Roque, ‚so haben sich meine Rachethaten solchergestalt verkettet, daß ich nicht nur die meinen, sondern auch die andrer auf mich nehme‘. Roque führt ein strenges Regiment und übt kurze Justiz, wie Karl Moor; nicht auf Dieberei geht sein Sinn, und selbst schon Geraubtes den armen Pilgern zurückzugeben, treibt es ihn an; als aber einer der Räuber sich gegen die tyrannische Brauheit des Hauptmanns auflehnt, wird ihm ein ähnliches Schicksal zu Teil, wie den Spiegelberg und Schufterle: auch Roque Guinart hält ‚fürchterlich Musterung‘ und er spaltet dem Rebellen den Kopf mit diesen Worten: ‚So züchtige ich freche und verwegene Jungen‘. Und ‚alle waren erschrocken und keiner wagte es, ein Wort zu äußern; so groß war der Gehorsam, den sie gegen ihn hatten‘. Nicht nur Grundzüge für das Verhältnis Karl Moors zu seiner Bande hat Schiller so dem Cervantes entlehnt, auch die Episode des Kosinsky scheint von da zu entstammen: denn wie Kosinsky, als ein vornehmer junger Edelmann, dem Karl Moor sich, ein einzelner, feierlich anschließt, wie er zu ihm, dem großen Freiheitsfreunde und Gegner der Tyrannen, kommt, so kommt zu Roque Guinart gleichfalls eine ritterliche, blühende Erscheinung gezogen, zum Staunen der Bande und des Don Quixote: ‚in voller Eile‘, erzählt Cervantes, ‚kam ein junger Mann von ungefähr zwanzig Jahren angesprengt. Bei dem Geräusche drehte Roque den Kopf um und erblickte die schöne Erscheinung dessen, der, näher kommend, ihn also anredete: ‚Dich suche ich, tapferer Roque, um bei dir, wenn nicht Hülfe, so doch Trost in meiner Not zu finden‘.

Digitized by Google

Nach Shakespearescher Manier, sagte Schiller, seien Grundzüge aus Cervantes und Plutarch in Karl Moor zu einem neuen Charakter amalgamiert; aber nicht nur in diesem Punkte war er Shakespeares Vorbild gefolgt, er war in die Schule des Briten gegangen mit nimmermüdem Eifer. Ganz hatte er sich ihm hingegeben, und wie Karl Moor, um die völlige Aneignung auszusprechen, von ‚meinem Plutarch' redet, so hatte Schiller in seinem ‚Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen' von ‚unserm Shakespeare' laut geredet, so redete nun das Vorwort der ‚Räuber' bewundernd von dem britischen Äschylus, der den echten Genius in seiner Gewalt halte, wie Prospero den Ariel. In keiner Zeit ist der Einfluß des großen englischen Dramatikers auf den großen deutschen stärker gewesen als jetzt; im großen wie im kleinen, äußerlich wie im Innerlichsten folgt Schiller jenem einzigen Muster.

Schon seine Zeitgenossen haben es beobachtet, schon der Dichter selbst hatte es in großartiger Offenheit ausgesprochen, was er von Shakespeare im einzelnen gelernt hat. Daß der erste Monolog des Franz aus dem Selbstgespräch des Edmund im Lear entstamme, hatte der verständige Beurteiler der Erfurtischen Zeitung so wohl erkannt, wie die Ähnlichkeit zwischen dem Monolog des Karl über Zeit und Ewigkeit und Hamlets Sein oder Nichtsein. ‚Wer mir Bürge wäre', ruft Karl mit der Pistole in der Hand, ‚wenn's aus wäre mit diesem letzten Odemzug — aus wie ein schales Marionettenspiel — wenn der armselige Druck dieses armseligen Dings den Weisen dem Thoren, den Feigen dem Tapfern, den Edlen dem Schelmen gleich macht?' — und jedes Wort ist hier ein Nachklang aus den Gedanken Hamlets von dem Sterben durch ‚eine Nadel bloß', von jener ‚Furcht vor etwas nach dem Tod', und jedes Wort ist doch voll und rein empfunden aus der Situation; und die Anschauung ist bereichert durch die Lehre der schottischen Weisen, welche die Schule Schiller überliefert hatte und welche von der Glückseligkeit und der Harmonie der Welt ausgeht. ‚Aber wofür der heiße Hunger nach Glückseligkeit' fragt der philosophische Räuber, ‚wofür das Ideal einer unerreichten Vollkommenheit? Es ist doch eine so göttliche Harmonie in der seelenlosen Natur, warum sollte dieser Mißklang in der vernünftigen sein?'

Entscheidender als gegenüber Karl, stärker, gesammelter ist der Einfluß der Shakespearischen Gestalten auf den Bruder des Räubers. Ohne Richard und Edmund kein Franz. Selbst ‚das Ansehen Shakespeares, des größten Menschenmalers, der einen Jago und Richard erschuf', sagt Schiller, könne das Wagnis dieses Schurken Franz kaum entschuldigen; und ein andermal nennt er die Räuber insgesamt ‚meine Jagos'. Im Drama selbst, zum Zeichen, wie stark diese Gestalten Schiller in Bann hatten, muß Pastor Moser ausrufen, als er von Franzens Tode spricht: ‚Hütet euch dann, daß ihr nicht ausseht wie Richard und Nero!'; und wieder an neuer Stelle braucht der Dichter den Richard als ein Beispiel für die Wirkung großer Bösewichte in der Poesie, und aus einer Art von Geniemoral heraus, aus der Kraftaubetung des Sturmes und Dranges rechtfertigt er diese Wirkung: ‚Vielleicht hat der große Bösewicht keinen so weiten Weg zum großen Rechtschaffenen, als der kleine, denn die Moralität hält gleichen Gang mit den Kräften'. Auch Franz Moor muß, der nämlichen Anschauung folgend, ausrufen: ‚Die Schranken unserer Kraft sind unsere Gesetze!' Ganz bewegt er sich in dem Gedankengange der Shakespeareschen Gestalten, er hadert mit der Natur, die ihn, gleich Edmund, zum jüngeren Bruder, zum Enterbten gemacht, er hadert mit ihr, die ihn, wie Richard, ‚entstellt, verwahrlost, gesandt in diese Welt des Atmens'; und in großen, ins Abstrakte frei ausschweifenden Monologen entwickelt er, gleich jenen Bösewichten, dem Zuschauer das Programm seiner Pläne. Zugleich aber fließt in diese Monologe reichlich strömend ein, was den Dichter in medizinischen und philosophischen Lehrsälen an Überzeugungen, Anschauungen, Zweifeln erfüllt hat: alle Enttäuschung des Idealisten über die sehr natürlichen Bedingungen, welche das menschliche Geschlecht regieren, alle Bitterkeit gegen die unideale Welt, die sich umsetzt in Skepticismus und Cynismus. Greifbar sieht man den Zusammenhang vor sich zwischen dem Dichter der ‚Räuber' und dem Verfasser der Schrift von der tierischen und geistigen Natur, wenn man Franz also reden hört: ‚Philosophen und Mediziner lehren mich, wie treffend die Stimmungen des Geistes mit den Bewegungen der Maschine zusammenlaufen. Gichtrische Empfindungen werden von einer Dissonanz der mechanischen Schwingungen begleitet — Leidenschaften mißhandeln die Lebenskraft'.

Nicht beschlossen ist aber die Wirkung Shakespeares auf Schiller in jenen (nur zum Teil hier aufgewiesenen) Einzelheiten der Charakteristik und der poetischen Motive. Der Dichter erhebt sich, weit über die bloße Nachahmung hinaufsteigend, zu dem Geist des Vorbildes, dem echten Geist der modernen Tragödie; und wohl hatten die mit ihm Lebenden ein Recht zu ihrem Urteil: ‚Haben wir je einen teutschen Shakespeare zu erwarten, so ist es der Verfasser der Räuber'. Shakespeareisches Pathos, eine unmittelbar fortreißende, alle Schranken machtvoll stürmende Leidenschaft lebt in den entschiedenen Scenen des Helden: Lears Jähzorn, Othellos Eifersucht schäumt nicht gewaltiger auf als der tosende Umwille des Karl Moor, da er, von persönlichem Haß in Empörung gegen die Allgemeinheit überspringend, der heuchlerischen Krokodilenbrut die Fehde ansagt, als der ungezähmte Grimm des Sohnes, der dem beleidigten, entheiligten Vater Rache, Rache gelobt. Voll flutet der Strom der Empfindung; und wie Jago und Othello fuieend grenzenlose Rache schwören bei den ewig hellen Lichtern droben und den Elementen allen, so gelobt Karl Moor: ‚Höre mich, Mond und Gestirne! Höre mich, mitternächtlicher Himmel! Höre mich, dreimalschrecklicher Gott, der da oben über dem Monde waltet, und rächt und verdammt über den Sternen und feuerflammt über der Nacht! Hier knie ich — hier streck ich empor die drey Finger in die Schauer der Nacht — hier schwöre ich, und so speie die Natur mich aus ihren Grenzen wie eine bösartige Bestie aus, wenn ich diesen Schwur verletze; schwör' ich, das Licht des Tages nicht mehr zu grüßen, bis des Vater-Mörders Blut, von diesem Steine verschüttet, gegen die Sonne dampft.' Der Shakespearesche Ton erneut sich und bereichert sich in diesen kühn geschwungenen Sätzen, und der jugendliche Genius findet, über alle Vorbilder hinweg, seine eigenste, fortreißende Sprache.

Mit dem Shakespeareschen Geist und Ton aber mischt sich noch ein andrer, das ist der Geist und Ton der Bibel, des letzten großen Musters des Dichters. Auch sie, die Bibel, muß man den Lieblingsbüchern der Geniezeit zu-

Digitized by Google

zählen; seit Herder von der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts beredt gehandelt, hatte man ihren ethisch-ästhetischen Gehalt, ihre Kraft und unberührte Schönheit in einem neuen Sinne empfinden lernen. Auch an dieser Strömung nimmt Schiller teil, der schon seit frühester Jugend in der theologischen Vorstellungswelt heimisch ist. Die Konzeption des Franz, wie sie ohne Shakespeare nicht zu denken war, beruht zugleich völlig auf der christlichen Weltanschauung, sie vollendet sich durch das großartige Bild des jüngsten Gerichts, das aus Hesekiel und der Apokalypse dem Dichter zusammenfloß, und sie sieht im letzten Grunde den skeptischen Bösewicht aus jener Vorstellung einer abgelaufenen Zeit an, welche den Atheismus als die Philosophie der Verzweiflung und verhärteten Bosheit begriff: Franz ist ein ‚Freigeist', fast wie ihn Gellert und die Gottschedianer zeichneten. Der scheinheilige Wilhelm der Schubartschen Vorlage ist darüber ganz verschwunden. Aus einem frommen Gemüt ist die Gestalt des Pastor Moser, ist der gewaltige Monolog des Franz geflossen: ‚Richtet droben einer über den Sternen' —, wenngleich der philosophierende Verfasser der Schrift von der tierischen und geistigen Natur, als er aus seinem eigenen Drama keck ein psychologisches Beispiel abzieht, sich den Anschein giebt, den Vorstoß einer abgethanen Weltanschauung in Franz rein wissenschaftlich herzuleiten aus den ‚Bildern zukünftiger Strafgerichte, die er in den Jahren der Kindheit eingesaugt.' Auch Franz, aus diesem Sinne, ruft: ‚Verflucht sei die Thorheit unsrer Ammen und Wärterinnen, die unsere Phantasie mit schrecklichen Märchen verderben und gräßliche Bilder von Strafgerichten in unser weiches Gemüt drücken, daß unwillkürliche Schauder die Glieder des Mannes noch in frostiger Angst rütteln.' Aber Schiller hätte diese Vorstellungen nicht so innig gehegt, sie nicht mit solcher erstaunlichen Kraft gestaltet, wenn er nicht selber, ethisch und poetisch, in ihrem Banne gestanden hätte, von Kindesbeinen an. Bezeichnend für den Dichter ist hier eine Stelle im Dialog der Schusterle und Genossen, in welchem sie ihre Projekte entwickeln: ‚Wie, wenn du ein Pietist würdest?' fragt der eine, ‚und wenn das nicht geht, ein Atheist!' ruft der andere.

Pietist, Atheist, das sind die beiden Extreme, die der Dichter bekämpft und zwischen denen er Stellung nimmt. Auf die ‚schändlich bigotte Stadt', die den salbadernden Pater entsendet, hat sein Karl Moor einen alten Haß; aber auch gegen die Spötter der Religion wendet Schiller sich streitlustig in der Vorrede der ‚Räuber': ‚Auch ist izo der große Geschmack, seinen Witz auf Kosten der Religion spielen zu lassen, daß man beinahe für kein Genie mehr passiert, wenn man nicht seinen gottlosen Satyr auf ihren heiligsten Wahrheiten sich herumtummeln läßt.' Einen beredten Verteidiger findet darum an ihm ‚die edle Einfalt der Schrift', und die Blasphemien seiner ‚Schriftverächter' erklärt er aus der tiefsten Absicht, diese Spötter dem ‚Absichen der Welt zu überliefern'; und wie er hier, ganz nach Art der Lenz und Wagner, durch den moralischen Endzweck seiner Dichtung ihre Krafsheiten zu rechtfertigen sucht, und wie er alle Poesie zu definieren meint, indem er sie zugleich ‚rührend und unterrichtend' nennt, so sieht auch, charakteristisch genug, Schiller, der ehemals Theologiebeflissene, seine Thätigkeit im Zusammenhang mit allen denjenigen ‚Freunden der Wahrheit', welche ihren Mitbürgern ‚Schule halten auf Kanzel und Schaubühne'. Das auffallende Schlußwort der Vorrede ist von hier aus zu erklären: ‚Ich darf meiner Schrift, zufolge ihrer merkwürdigen Katastrophe mit Recht einen Platz unter den moralischen Büchern versprechen; das Laster nimmt den Ausgang, der seiner würdig ist. Der Verirrte tritt wieder in das Geleise der Gesetze. Wer nur so billig gegen mich handelt, mich verstehen zu wollen, von dem kann ich erwarten, daß er — nicht den Dichter bewundere, aber den rechtschaffenen Mann in mir hochschätze.' Wenn auch der Wunsch, die Kühnheiten seines Dramas zu rechtfertigen, den Ausdruck hier noch verstärken mag, im Grunde spricht Schiller doch die eigenste Intention seines Schauspiels in solchen Worten aus.

(Schluß folgt.)

Ruf hohem Anstieg

(eines halben Jahrhunderts).

Nun hab' ich auch den Berg erstiegen,
An dem mein Auge lang schon hing;
Ich sah ihn, meiner harrend, liegen,
Als ich im grünen Thal noch ging;
Wie schien er mir mit kahlem Hange
Von drunten aus so dürr und leer —
Und doch, nun ich emporgelange,
So arm bedünkt er mich nicht mehr.

Zwar tönen keine Hochwaldskronen
Von morgenfrühem Finkenlied,
Wo schon in kühlen Ätherzonen
Der Bergfalk stille Kreise zieht;

Wohl liegt mil ihrem bunten Wahne
Die Blütenwiese tief und fern,
Doch nickt mir blau noch die Genliane
Und weiß am Fels ein edler Stern.

Es blieb der Dunst, es blieb die Schwüle
Des heißen Tages unter mir,
Ein Sonnenlicht von linder Kühle,
Von reinem Strahl umfließt mich hier;
Wie schau' ich drunten harte Plagen
Des Wegs, drauf schwer der Fuß mich trug —
Von der Erinnrung rückgetragen,
Wie leicht durchschwebt sie heut mein Flug!

Digitized by Google

Der Tiefe vielverworrne Töne
Hört ruhevoll entrückt das Ohr;
Aus Schleiern deutlich tritt das Schöne
Dem Blick als wandellos hervor;
Im Wind erklingt aus Kindheitsferne
Das frühe Trostwort der Natur,
Und eine Ahnung ewiger Sterne
Erfüllt die Augen vom Azur.

Und nicht allein, mit kaltem Bangen
Umgraut' mich Schreck der Einsamkeit,
Es fühlt der Herzschlag sich umfangen
Von einem warmen Weggeleit;
Ein kleines nur, doch kein Geleite
Von Fürsten tauscht' ich dafür ein:
Jung blieb die Liebe mir zur Seite,
Und alte Freundschaft folgt ihr drein.

So noch von freundlichen Gestirnen
Umhellt, erhebt sich ungescheucht
Der Blick vorauf zu jenen Firnen,
Die ewiger Winterschnee bedeckt;
Umhellen wird die weiße Decke
Mich irgendwo zur Wanderruh'
So heb' auf letzter Wegesstrecke
Sich denn der Fuß dem Rasthaus zu!

Wilhelm Jensen.

Wilhelm Jensen.

Von **Benno Rüttenauer.**

In einem seiner poesievollsten Bücher, in dem Roman „Die Namenlosen", schildert Wilhelm Jensen die Insel Sylt, oder er läßt sie vielmehr durch das Zaubermittel seiner malenden Kunst bis zur Sichtbarkeit deutlich aus dem Ozean vor uns aufsteigen. Mit etwas verschwimmenden Umrissen, aber deswegen nur um so geheimnisvoller wirkend in ihrer nordisch-düstern schauervollen Schönheit, hebt sie sich von einem Horizont ab, in dem Wasser und Luft ineinander rinnen in einen Ton. Es ist ein Bild grau in grau, aus welchem dennoch wunderbare Schlaglichter uns entgegenblitzen.

Auf diese Insel weist Jensens stammlicher Ursprung; er ist von Herkommen ein Nordfriese. In dem genannten Roman ragt aus dem Hintergrund eine mächtige Gestalt fast mythenhaft empor, der alte Vogt von Sylt, eine Art patriarchalischer Inselkönig. Jensens Vater war Landvogt von Sylt und hat als solcher in der aufgeregten Geschichte der schleswig-holsteinischen Lande eine hervorragende Rolle gespielt.

Geboren wurde Wilhelm Jensen — 15. Februar 1837 — zu Heiligenhafen, erzogen zu Kiel. Seine ersten Jugend-Eindrücke und Verhältnisse müssen nach verschiedenen Äußerungen des Dichters solche gewesen sein, die einen jungen Menschen, wenn er wie Jensen den Keim zu einer kraftvollen Eigenart in sich trägt, frühe und mit Gewalt zu bewußter innerlicher Isoliertheit und Verselbständigung der Welt gegenüber drängen. Auf mehreren Universitäten studierte Jensen Naturwissenschaften und Medizin, zur Abwechslung Tragödien dichtend und Dante übersetzend, bis ihn sein entfernterer Landsmann Geibel, welchem er sich vertraute, zur Übersiedelung nach München bewog und in den zahlreichen und hochbedeutenden Dichterkreis daselbst einführte, also seinen Verkehr bei und mit den „Krokodilen" vermittelnd. Auf den letzern Umstand anspielend scheint Jensen einmal einen falsch verstandenen Scherz gemacht zu haben, infolgedessen verschiedene Litteraturgeschichten und Lexika ihn einen Winter in Ägypten und Nubien verweilen lassen. In der Münchener Zeit, in welche lange und einsame Gebirgsaufenthalte fallen, — besonders am stimmungsvollen Chiemsee, damals um ein beträchtliches stiller und unschuldiger als heute, — gab Jensen sich der seither heimlichen Dichterleidenschaft mit allen Kräften seiner Seele hin, in der Poesie sein höheres Lebensglück erfassend. Wenigstens die eine Hälfte desselben. Und die andere gewann er sich bald dazu, indem er auch seine Lebensgefährtin fand, seine hochgebildete, an Schönheit und Geist selten begabte Frau.

Seit über einem Jahrzehnt wohnt Jensen in Freiburg im Breisgau. Sein Leben daselbst ist eine heitere Idylle. Beschaulich-behagliches Genießen des Lebens und frohes fleißiges Arbeiten teilen sich darein. Von Zeit zu Zeit fremde bedeutende Gäste und jedes Jahr wiederholte Reisen bilden bedeutsame Unterbrechungen. Zu den Bewohnern des Ortes hat der Dichter kein Verhältnis, so wenig wie sie zu ihm. Dieselben wollten ihn sogar einmal hinaus takenmmißieren. Aber ihn hält seine jüngste Leidenschaft zurück, er ist in den Schwarzwald verliebt.

Jensen hat einst in dieser Zeitschrift von seinem Landsmann Storm konstatiert, daß in ihm der Lyriker neben dem Epiker nicht nur vom größeren Publikum, soweit es überhaupt in Betracht kommt, sondern auch in seiner eigensten engsten Gemeinde von weitaus den meisten ganz übersehen würde. Dadurch könne man der Meinung werden, als ob der Dichter nur in der epischen Gattung eigentlich bedeutend sei, während er doch in Wahrheit auf dem lyrischen Gebiet in fast noch höherem Grad eine mächtige, künstlerisch hohe Eigentümlichkeit entwickelt habe; ja es sei die Frage, ob die vom Publikum so sehr übersehene Richtung nicht vielleicht eine nachhaltigere Bedeutung habe, als die übrigens mit Recht anerkannte Leistung. Dies gilt Wort für Wort von Jensen selbst.

Unter Jensens lyrischen Erzeugnissen tragen nur wenige Stücke, besonders in den sehr früh erschienenen „Gedichten" noch nicht die deutliche, individuelle Prägung an sich, wodurch die späteren in so hohem Grade ausgezeichnet sind. Die Physiognomie des Dichters schaut uns aus jenen noch etwas verwischt entgegen, und andere Gesichter

Digitized by Google

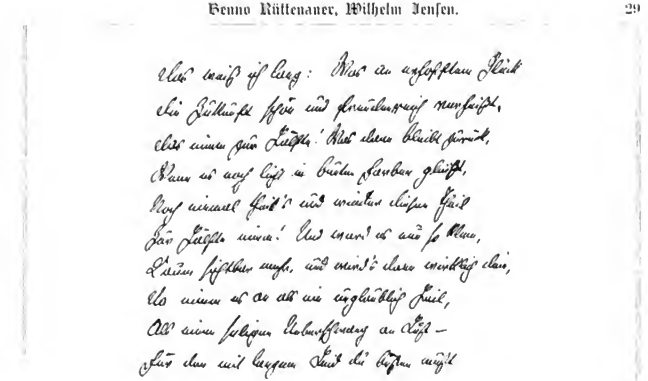
scheinen hinein zu spielen, ziemlich bekannte. Es sind das Gedichte, die irgend ein besserer Lyriker gemacht haben könnte. Aber poetisch sind sie ja schon durch und durch, keine einzige nüchterne Wendung ist in ihnen zu finden, alle bringen eine Stimmung deutlich zum Ausdruck. Von ihnen abgesehen aber ist Jensen als Lyriker eine so ausgesprochene Individualität wie nur irgend einer. Und worin kommt dieselbe zum Ausdruck? In zweierlei, einem äußerlichen und einem innerlichen Moment: in der Behandlung der Sprache und des Rhythmus und in dem, was die rhythmische Flut spiegelt. Das aber ist die Welt, wie der Dichter sie in der Seele trägt, und diese Seele selbst, ihr Traum von Schönheit und Glück, ihre Sehnsucht darnach, ihr heißes verlangendes Schmachten, ihre schönheitstrunkene, jauchzende Begeisterung für die lichte Herrlichkeit der Schöpfung, ihr Ahnungen süßer Geheimnisse in jedem Blumenantlitz, ihre Aufschauern vor jeder ausgesprochenen landschaftlichen Stimmung, ihr innerliches Deuten derselben, ihr mystisches Schwelgen mit jenem geheimnisvollen Wesen, wofür auch der Dichter keinen andern Namen hat als den Namen Natur; ihre stille Liebeseligkeit, ihr lautes Postulat des höchsten Genusses, ihr Durst, die ganze Welt in sich zu schlingen; ihre Anlehnen gegen die Götter, ihr Haß, ihr heißer, unendlicher, leidenschaftlicher Haß des „Gemeinen", das auch sie „bändigen" möchte, des Verlogenen, Aufgeblasenen, Gespreizten, des Gemachten, Gezierten, des Häßlichen mit einem Wort — das alles steht in diesen lyrischen und lyrisch-epischen Gedichten und kommt in unmittelbaren subjektiven Ergüssen oder in objektiv symbolischen Gestalten zum Ausdruck. Daß nun gerade diese Ingredienzen und diese wieder in bestimmten Stärkegraden und Mischverhältnissen darin gemischt sind, das ist die seelische Eigenart der Jensenschen Lyrik, für welche es sehr charakteristisch ist, daß sie nie ans dem Pathos fällt, nicht dem rhetorischen Pathos, das gar nicht vorhanden, sondern dem poetischen. Jensens Muse legt eine gewisse festliche Weihestimmung fast nie ab, jene Art Volkstümlichkeit im Ton, welche dem Triviatem sich auch nur im entferntesten nähert, ist in ihrem Munde nicht denkbar. Dagegen entdeckt man in ihm engere oder weitere innerlich-verwandtschaftliche Beziehungen zu Geibel, Storm, Eichendorff, Lenau, Hölderlin und Heyse, mit dem ersten und letzten der Genannten jedoch vorherrschend nur in der Form. Aber scharf getrennt ist er auch von Storm durch den weiten äußern Horizont, von Eichendorff durch die himmelweit abliegende mächtige Gedankenwelt, dieses starke, bestimmende Knochengerüst im Organismus seiner Schöpfungen, von Lenau durch die in sich fertige, feste, sichere Weltanschauung. Und selbstverständlich ist, daß in der Verwandtschaft mit Hölderlin nur ein öfteres Zusammentreffen beider in ihrer Empfindung der Natur gegenüber gemeint sein kann.

Die Sammlungen, in denen Jensens lyrische und lyrisch-epische Hervorbringungen veröffentlicht wurden, sind außer den genannten „Gedichten": „Lieder aus Frankreich", „Aus wechselnden Tagen", „Stimme des Lebens" und „Ein Skizzenbuch". Diese in die höhere Form, in rhythmische Sprache gekleideten Emanationen des Jensenschen Geistes lassen viel klarer und stärker als seine Prosawerke eine stetig fortschreitende Reife-Entwicklung des Dichters erkennen. Zwar findet sich schon in den ältesten Bändchen einzelnes, nachher nie Übertroffenes. Aber die späteren Sammlungen üben eine einheitlichere Wirkung und sind im allgemeinen nicht nur gedankenreicher und von gereifterer Weisheit, sondern auch farbensatter und in der Stimmung eigentümlicher.

Hier sind auch Jensens größere rhythmische Dichtungen gleich anzuführen: „Lilith" und „Bohemund", zwei Lieder in epischer Form, beide das Heimweh der Seele singend, der erwachenden Seele nach der wie im Traume halb-gesehnten Schönheit, der „Holzwegtraum, ein Sommernachtsgedicht", in dem ein übermütiger Humor, eine märchenhafte, tolle Naturphantastik und große Empfindungstiefe sich beisammenfinden, das romantischste Gedicht Jensens, aber in jeder Zeile von modernen Gedanken durchblitzt; ferner, „Um meines Lebenstages Mittag" (Nel mezzo del cammin di nostra vita), Terzinen, ein Weltbetrachtungslied, eine ungelebrte Theodicee, und endlich „Fairs" und „Die Insel", die am meisten episch gehaltenen unter den aufgezählten Dichtungen, deren Schauplatz beidemal das unendliche Meer und eine verschwindende Insel darin ist, hier unter dem Wendekreis, dort unter den Tropen.

Ein Wort über Jensens poetische Sprache. Sie ist reich, kraftvoll, kühn; sie ist vor allem intim poetisch; sie ist farbig, voll Reflexlichtern, nicht prächtig-, sondern stimmungsvoll-farbig; sie ist plastisch, nicht im altklassischen, sondern im modern-naturalistischen Sinn, jedes Wort von derbem Leben strotzend, mit ursprünglich empfundenen Gleichnissen, die nicht zufällig sind, nicht äußerliche Ähnlichkeiten aussprechen, sondern das innerste Wesen der Dinge im Bilde symbolisch offenbaren. Ihre höchste sinnliche Schönheit zeigt uns diese Sprache, wenn sie gleichsam in Wettkampf tritt mit der ewigen Schönheit der Natur, in der Naturschilderung. Mit gleich lebendiger Anschaulichkeit malt sie die fremdartigen Wunder der phantastisch-üppigen Tropenwelt, den traumhaften Zauber der einsam sonnigen Haide, die wilden Schrecken eines nächtigen Seesturms. Dem unendlichen Ozean gegenüber scheint sie selbst unerschöpflich. Für die nimmer ganz auszusprechende Poesie des Meeres gebiert sie aus sich heraus einen stets neuen, wirkungsfrischen, wirkungsgewaltigen Ausdruck; aus ihr schöpft sie erhöhte Kraft und Kühnheit, und gleich vielgestaltigen Wellenköpfen drängen sich dann in ihrem Strom große Bilder, und Metaphern tauchen wie aus Abgrundtiefen empor, groß, schön, wie mit Feengesichtern und überraschendem, bezaubernden Augenaufschlag, ganz angethan, mächtig die Seele zu erregen und alle schlummernden, traumverschwommenen Ahnungen in ihr zu wachem, bewußtem Leben aufzuwecken. Dies gilt nicht allein von Jensens Perlen, sondern in vollem Umfang auch von seiner Prosa. Über diese speziell nur noch eine kurze Bemerkung. Sie hat manche Eigenschaften nicht. Sie ist weder graziös, noch von vollkommener Glätte und Harmonie. Aber sie hat auch nichts Mattes, Abgeschliffenes, Abgegriffenes, sondern läßt überall in deutlicher, scharfer Prägung das energische Profil einer dichterischen Persönlichkeit erkennen, und das auch, wo sie nicht mehr eigentlich poetische Prosa ist, an Stellen, wo die Poesie der ruhigeren Weisheit auf Augenblicke das Wort läßt. Sie ist bald knapp, bald von überquellender Fülle, aber immer von strammer, gewollter Gedrängtheit, sie ist vor allem immer selbstbewußt in jedem Ausdruck.

Digitized by Google



Als Prosadichter ist Wilhelm Jensen von so reicher Produktivität, daß hier noch viel weniger als bei seinen Gedichten im engern Sinne an ein Eingehen in die einzelnen Werke gedacht werden kann. Sein Reichtum ist geradezu erstaunlich, und um so mehr, da er nicht ein Dichter wie Walter Scott ist, der in seinen Dichtungen in erster Linie die Außenseite der Welt abspiegelt; ihm ist vor allem der innere Mensch Vorwurf seines Schaffens.

An anderem Orte wurde von mir ausgesprochen, daß in Jensen zwei dichterische Eigentümlichkeiten sich als besonders charakteristisch geltend machen. Ich möchte dieselben hier bezeichnen: einerseits als die „natur- und schönheitstrunkene, von romantisch-traumhaftem Märchenzauber durchwobene, andächtige Grundstimmung seiner Seele," anderseits als das in dieser Seele ebenfalls von vornherein lebendige, immer wacher, immer heller werdende Bewußtsein des „Gemeinen, woraus der Mensch gemacht ist". Jene Grundstimmung äußert sich als seligmachender Pantheismus, d. h. als Naturfrömmigkeit, als religiöse Empfindung der Natur gegenüber, dann als seliges Träumen, als lyrisches Schwelgen und Schwärmen überhaupt, welche Ausdrücke im reinsten und edelsten Sinn verstanden sein wollen. Das erwähnte Bewußtsein des „Gemeinen" aber kommt in flammender Begeisterung und Entrüstung, in heiligem Zorn und Hohn, in strafender Ironie, vor allem in souveränem Humor zum Ausdruck.

Durch das erstbezeichnete Verhalten seiner Seele ist der Dichter zugleich ergreifender Darsteller des subjektivsten innersten Empfindungslebens und eminenter Landschaftsmaler im modern romantischen Sinn (nicht im jüngsten, naturalistischen). Vielleicht ist gerade die Art, wie Jensen die Landschaft oder vielmehr die Stimmung in der Landschaft malt, seine stärkste Eigenart. Daß er auch in diesem Punkt und besonders in diesem mit Storm verwandt ist, wird er selber am allerwenigsten leugnen wollen, er wird stolz darauf sein. Aber doch hat er ganz andere, eigene Farben. Und wohl ist es kein bloßer Zufall, daß sein einziger, mit ihm am selben Ort zusammeulebender Freund ein die Natur mit poetischem Auge sehender Landschaftsmaler ist. Aber nicht weniger bedeutend und kaum weniger charakteristisch ist der Dichter, gemäß der vorhin in zweiter Linie namhaft gemachten seelischen Verfassung, einmal als Epigrammatiker und Satiriker und dann vor allem als Typenzeichner mit der Tendenz einer starken Hervorhebung, ja Uebertreibung des Typischen, die ihn in einzelnen Gestalten oft bis hart an die Grenzscheide der Karikatur führt.

Wenn nun in den lyrischen und verwandten Gedichten und Dichtungen von den beiden besprochenen Elementen namentlich das erste sich ausspricht (jedoch mit einzelnen scharfen Ausnahmen), so kommen in der Gesamtheit der Produkte ungebundener Rede beide so ziemlich zu gleich mächtigem und gleich wirkungsvollem Ausdruck. Vielleicht kann man unter diesem Gesichtspunkt die Prosadichtungen Jensens in zwei oder auch drei, natürlich keineswegs streng geschiedene Gruppen bringen, je nachdem in ihnen eines der zwei definierten Momente mehr oder weniger allein den Grundton angiebt oder ob beide sich in denselben teilen. Auch ist eine wenn auch nur leise hervortretende und oft durchbrochene Parallele zwischen dieser Gruppierung und den drei Schaffensepochen des Dichters nicht zu verkennen. Da wären denn in die erste Gruppe vor allem jene Novellen zu rechnen, die eigentlich lyrisch-epische Gedichte in gebundener Rede sind, wie (um nur einige aus dem Gedächtnis zu nennen) „die braune Erika," der Cyklus „Nordlicht", „Magister Thimotheus", „Marin von Schweden", „Nymphäa" und von späteren Produkten, die meisten in dem fünfbändigen Cyklus „Aus stiller

Digitized by Google

„Zeit“, sowie die romantische Erzählung „Die Pfeifer vom Dusenbach“. Am stärksten ist natürlich die Mittelgruppe, durch die Mischung der Elemente charakterisiert, vertreten. Ich hebe daraus folgende Werke hervor: „Die Namenlosen“, „Fragmente“, „Sonne und Schatten“, „Nach Sonnenuntergang“, „Drei Sonnen“, „Unter heißerer Sonne“, „Aus den Tagen der Hansa“, „Metamorphosen“, „Über die Wolken“, „Vom Ausgang des Reichs“ und das jüngst erschienene Buch „Aus schwerer Vergangenheit“.

Um die dritte Gruppe zu charakterisieren, würde ich vor allen die gedankenreiche „Nirvana“ nennen, dann „Vom alten Stamme“, „Das Tagebuch aus Grönland“, „In der Fremde“. Doch ist die Unterscheidung der letzteren Werke von den vorletzten wohl eine nur subjektive, ja in meiner eigenen Empfindung schwankende. Denn alle vier zuletzt genannten Dichtungen offenbaren in einzelnen Partien die Stimmungsgewalt und Stimmungsseligkeit des Dichters in ihrem vollen Zauber. Andererseits sind auch schon die an zweiter Stelle namhaft gemachten Romane nicht nur Werke der innerlichsten Poesie, sie beleuchten auch durch ihren sittlich großen und satirischen Geist die Gesellschaft der Gegenwart mit einem ganz eigenen Licht, welches zugleich wie wenige Geistesäußerungen der Zeit große Ausblicke in die geistige Zukunft oft blitzartig erhellt. In den einen wie in den andern steht die Figurenzeichnung auf der Höhe des rein Malerischen und umgekehrt. Überall in den bessern Werken ist nun jene ebenso reich und mannigfaltig in der äußeren Erscheinung, wie groß in der Auffassung und tief innerlich in der Ausarbeitung.

Jensens Gestalten sind nicht minutiös, ängstlich, Strich für Strich aus dem Leben abgezeichnet. Das ist nicht seine Methode des Schaffens. Mittelst der vorzüglichen Aufnahmeorgane seiner empfänglichen Künstlernatur, und von äußern glücklichen Umständen begünstigt, hat Jensen sich gleichsam vollgesogen von Welt und Leben.

Und aus diesem Reichtum heraus schafft und bildet er. Seine Menschen sind keine Kopien nach dem Leben. Aber sie haben Leben, selbständiges reiches, nicht chemisch zusammengebrautes, sondern aus organischer Bildung lebendig quellendes Leben. Das aber ist das Höchste, was man von künstlerischen Geschöpfen verlangen kann.

Allerdings gehört Jensen nicht zu den Naturen, für die eine liebevolle Hingabe an durchaus alle Gestaltungen des Lebens charakteristisch ist. Was in seinen dichterischen Schöpfungen immer wieder hervorbricht, ist vielmehr das Gegenteil, nämlich ein sich abgestoßen Fühlen von den Lebensformen des Tages, die für seine Empfindung zu unschön, zu verworren, ja zu bestialisch sind, und daneben die Sehnsucht nach selbstgeträumter Schönheit. Begründet ist darin z. B. Jensens Vorliebe, Kindergestalten zu zeichnen und deren geheimes inneres Leben zu offenbaren, worin er besonders liebenswürdig ist. Es ist klar, daß ein solcher Dichter nicht dasjenige Maß von Rücksicht auf das äußerliche Kleingerümpel des alltäglichen Lebens nehmen mag, welches heut viele vom modernen Romanenschöpfer fordern. Jensen ist gewiß ein feiner Beobachter, er sieht sogar tausend Dinge und tausend innerliche und äußerliche Beziehungen der Dinge, die ein anderer nicht sieht, doch er sieht nur, was ihn interessiert. Aber so geht es wohl auch jenen, welche das Gras nicht nur wachsen hören sondern auch wachsen sehen wollen.

Wenn man Jensen vorzüglich einen idealistischen Dichter genannt hat, so geschah dies unverkennbar zum guten Teil deswegen, weil er mit Vorliebe die feineren und geistigeren Züge und Bezüge des Lebens, die dem Hundertsten entgehen, ins Auge faßt und zur Darstellung bringt, die gröberen aber, die jedem auffallen, mehr oder weniger vernachlässigt, weil sein ganzes Wesen nichts mit ihnen zu thun hat. Damit ist vielleicht Jensens dichterisches Verdienst im Kerne berührt. Gewiß ist Jensen Idealist. Er hat uns seine Idee der Welt geoffenbart, die bedeutend genug ist. Er hat in seinen Dichtungen große Lebensideale vor uns hingestellt, in denen das im eigenen Busen lebendige Gesetz sich als heiliges Gesetz der Menschheit proklamiert, in denen vor allem eine tiefe, eigenartige Erfassung des Geheimnisses der Liebe offenbar wird. Jensen hat aber auch mit sicherer, selbstbewußter Geringschätzung aller Konvenienz, aller heuchlerischen Lappen und Feigenblätter, alles äußerlichen „schalen Zeugs“ die Menschheit nackt gezeigt, die im Zustand der Natur, wie die der Gesellschaft, was die letztere ihm zum Teil sehr übel nimmt. Wie wenige endlich weiß Jensen uns vor den ewigen Wundern der Natur, deren geheimste, intimste Schönheit er vor unserem erschrockenen Auge aufdeckt, mit heiligem Schauer zu erfüllen. Alle seine Dichtungen, einen so fest gefügten und gerundeten epischen Gliederbau sie haben, und so kräftig dramatisch sie in ihren Bewegungen sein mögen, haben deshalb doch alle blaue lyrische Augen. Wir stehen in seinen Schöpfungen, in seiner Welt auch mitten in der Wirklichkeit des Lebens, des heutigen Lebens, aber doch mit einer Empfindung, als ob die Poesie in leibhaftiger Feengestalt plötzlich vor uns aus dem Boden wachsen, oder aus einem Brunnen oder aus einer Welle am Strand emportauchen, oder aus dem Schleier der Abenddämmerung nach Sonnenuntergang hervortreten könnte in wunderbarer nackter Schönheit. Und in der That wandelt sie durch die Dichtung, und der Zauberschein ihres Auges liegt wie der Schimmer einer außerweltlichen Sonne darüber ausgebreitet.

Digitized by Google

Das Wiener Burgtheater und das deutsche Drama.

Beiträge zur Geschichte der dramatischen Produktion 1814—1867.

Nach ungedruckten Quellen.

IV. Friedrich Hebbel.

Eine jener Fügungen, welche wir Zufall zu nennen gewohnt sind, weil wir kein anderes Wort dafür wissen, hat den Dichter der „Judith," als er auf der Durchreise aus Italien nach Hamburg im November 1845 in Wien eintraf, dort länger verweilen und in der Schauspielerin Christine Enghaus die treue Gefährtin und zugleich den Schutzengel seines Lebens finden lassen, die Frau, ohne deren rührend treues Walten der oft müde, von den bisherigen Kämpfen fast aufgeriebene Mann vielleicht, ja wahrscheinlich ein frühes Ende gefunden hätte. Durch sie ward ihm in Wien, was er zunächst bedurfte: die Möglichkeit, von Nahrungssorgen frei seinem dichterischen Schaffen leben zu können. Ob jedoch der Umstand, daß Hebbel die eigentliche Höhe- und Schaffenszeit seines Lebens in der österreichischen Residenz verbrachte, nicht trotzdem auch ein Unglück für ihn bedeutete, muß gleichwohl eine offene Frage bleiben. Kein Theaterdirektor stand ihm feindseliger gegenüber als Laube, keine Theaterkritik behandelte ihn schlechter als die Wiener, nirgendwo galt er dem Publikum weniger als dort. Daß er schwer darunter litt, wird man von vornherein als selbstverständlich annehmen, wie unendlich schwer ihn aber diese Nadelstiche und Keulenhiebe trafen, wird erst aus seinen Tagebüchern völlig klar. Es soll gelegentlich versucht werden, ein Bild der Beziehungen des Dichters zum Burgtheater während der Direktionsführung Laubes, also von 1850 bis zu Hebbels Tode zu entwerfen; für heute skizzieren wir an der Hand einiger ungedruckter Briefe nur seine Wiener Anfänge und fügen ein bezeichnendes Schriftstück aus der letzten Zeit hinzu.

Arm an Geld, fast noch ärmer an Hoffnungen, war Hebbel am 4. November 1845 in Wien eingetroffen; düstere Tage lagen hinter ihm, noch schlimmere schienen seiner zu harren. In Wien machte er Halt, um zu versuchen, ob er nicht einem der drei Stücke, die er bis dahin geschrieben: „Judith", „Genovefa" und „Maria Magdalena" Eingang auf dem Burgtheater verschaffen könne. Seinen ersten Besuch machte er bei Deinhardstein, weil dieser in den von ihm redigierten „Wiener Jahrbüchern" die genannten Dramen in überaus warmer Weise recensiert hatte. „Friedrich Hebbel", sagte er dort unter anderem, „ist ein Dichter, welcher sich vielleicht nur langsam Bahn bricht, der aber sicherlich durchdringen und dessen Glanz länger leuchten wird, als der vieler, nun überlaut gepriesenen Gestirne." Namentlich für „Judith" fand Deinhardstein Worte des wärmsten Lobes; er nannte das Drama „das Werk eines gereiften Geistes, Anlage sowohl, als Charakteristik ausgezeichnet, wenngleich hin und wieder die gebührende Rücksicht auf die Verhältnisse der Bühne vermißt wird." Noch wärmer war das mündliche Urteil, durch welches Deinhardstein nun seinen Besucher erfreute; er überschüttete ihn mit Worten wärmster Anerkennung, drang in ihn, doch ja mindestens einen Monat in Wien zu bleiben, und sagte wörtlich: „Wenn ich auch an 362 Tagen des Jahres Gott danke, daß ich nicht mehr Direktor des Burgtheaters bin, drei Tage wünschte ich es zu sein, um „Judith", „Genovefa", „Maria Magdalena" aufführen zu lassen." Auch versprach er schließlich, Hebbel dem Intendanten Grafen Moriz Dietrichstein vorzustellen. Gehobenen Mutes ging Hebbel von Deinhardsteins Schwelle. Daß es Deinhardstein anders meinen könne, als er gesprochen, fiel dem grundehrlichen, bis zur Überspanntheit wahrheitsliebenden Norddeutschen nicht bei, thatsächlich aber hatte dieser nach echter Wiener Gewohnheit weit mehr gesagt, als er ernstlich vertreten oder gar durch die That ausführen konnte. Hebbels Lob kam ihm von Herzen, seine Bildung, sein Kunstgeschmack ließen ihn die Vorzüge dieses Dichters früher erkennen als viele andere; auch hatte er für ihn durch seine Recensionen gethan, was innerhalb der Censurschranken geschehen konnte, aber daß die k. k. Geistespolizei des Vormärz nie und nimmer eine Aufführung dieser Dramen gestatten werde, mußte ihm als Censor völlig klar sein, er selbst hätte sich dies eben in seiner Eigenschaft als Censor verbieten müssen, auch wenn er noch Direktor des Burgtheaters gewesen wäre. Unter diesen Umständen kann uns seine Metapher von den drei Tagen noch als eine harmlose gesellschaftliche Lüge, die einem Gebrücken wohlthun sollte, anmuten, aber die Aufforderung an Hebbel, länger in Wien zu bleiben, um die Aufführung durchzusetzen, war denn doch nichts anderes als eine Doppelzüngigkeit, und dahin ist auch das Versprechen zu zählen, ihn beim Intendanten einzuführen. Diese Förderung hätte der höfische Mann dem als Demokrat, ja als Revolutionär verschrieenen Dichter der „Judith" nie und nimmer zu erweisen gewagt.

Nicht so bald wie jeder Ortskundige, aber doch kraft seines psychologischen Scharfblicks in überraschend kurzer Zeit kam Hebbel dahinter, wie viel diese enthusiastische Gemütlichkeit wert sei. Auch Grillparzer und Halm begegneten ihm nicht viel anders. Nachdem sie ihn mit Lobsprüchen überschüttet und, namentlich Halm, jede erdenkliche Förderung in Aussicht gestellt, kümmerten sie sich gar nicht mehr um ihn, ja sie machten ihm nicht einmal einen Gegenbesuch. „Was sind das für Menschen, mit denen ich hier zusammengeraten bin," klagt Hebbel in seinen Tagebüchern, „lerne ich eine neue Spezies der alten Gattung kennen, oder kannte ich diese Gattung selbst noch nicht?! Der nämliche Deinhardstein, der von meinen Werken bis in den dritten Himmel entzückt schien, der sich unaufgefordert gegen mich erboten, alles dafür zu thun, daß sie aufgeführt werden, ja der nicht weniger als viermale aus eigenem Antriebe über mich geschrieben hat, der nämliche Deinhardstein ignoriert mich jetzt vollständig". Erst als sich im Kreise der jüngeren Wiener Schriftsteller einige Stimmen für Hebbel erhoben, erinnerte sich Deinhardstein wieder des Freundlings und gab gelegentlich seine Karte bei ihm ab. Nun machte ihm Hebbel einen zweiten Besuch. „Waren Sie beim Intendanten?" war die erste Frage, mit der ihn Deinhardstein empfing. Hebbel erwiderte erstaunt, daß ihn ja

Digitized by Google

Deinhardstein selbst habe vorstellen wollen. Das müsse ein Mißverständniß sein, wehrte dieser hastig ab, er habe gesagt, daß er Dietrichstein auf den interessanten Besuch vorbereiten wolle, was denn auch geschehen. Hebbel selbst vorzustellen, sei ihm schon deshalb nicht in den Sinn gekommen, weil ja dieser viel zu bedeutend sei, um einer derartigen Einführung zu bedürfen. Hebbel, dem nun der richtige Sachverhalt doch aufdämmern mochte, erwiderte darauf: er hoffe dennoch, daß ihm Deinhardstein diese Förderung erweisen werde, was dieser natürlich abermals bereitwilligst zusicherte. Im übrigen riet er Hebbel, seine Stücke doch dem Direktor Holbein einzureichen, das Weitere werde sich dann von selbst ergeben, übrigens werde auch er, Deinhardstein, nicht müßig sein. Hebbel befolgte den Rat und harrte wieder, freilich verzweifelten Herzens. „Es scheint," schrieb er in jenen Tagen an Elise Lensing, seine Hamburger Freundin, „daß mein Untergang beschlossen ist, denn wie ich armer Mensch, dem alles fehlschlägt, wenn es sich um Erwerb handelt, mich und eine Familie ernähren soll, weiß ich nicht." In dieser Verzweiflung begab er sich zum drittenmale zu Deinhardstein. Er mochte dabei etwas ungeduldig dreinsehen, jedenfalls hielt es Deinhardstein für angezeigt, den ungestümen Mahner nach Kräften zu begütigen, natürlich wieder durch Ausflüchte, an deren Wahrheit er selbst keinen Augenblick glauben konnte. Es sei ja möglich, versicherte er, daß die Stücke, namentlich Maria Magdalena, bereits von Holbein angenommen seien und daß man diesmal von der Einreichung der Manuskripte bei der Censur, welche dann Deinhardstein zu erledigen gehabt hätte, abgesehen habe. Die Vorstellung bei Dietrichstein werde er nächstens besorgen, noch wichtiger als dieser sei jedoch der Schauspieler Anschütz; wenn Anschütz sich für Meister Anton in „Maria Magdalena" interessiere, so sei das Stück bereits so gut wie aufgeführt; er möge doch zunächst Anschütz aufsuchen. Dies that denn auch Hebbel. Anschütz hat in seinen Erinnerungen einen Bericht über diesen Besuch gegeben. Er sei herzlich gern bereit, erwiderte er dem Dichter, es sei eine ganz prachtvolle Aufgabe für den Schauspieler, doch fürchte er, daß er sich zu früh auf den Besitz dieser Rolle freue, denn die Censur werde der Handwerkerphilosophie des Tischlers, dem Verhältnis zwischen Klara, Leonhard und dem Sekretär das admittitur schwerlich erteilen. „Wenn sie es nicht wagen, mein Drama zu geben," erwiderte Hebbel, „so mögen sie auch die Verantwortung vor der Öffentlichkeit übernehmen." — „Bester Doktor," erwiderte Anschütz, „unsere Censur ist in diesem Punkte sehr verwegen, wenn sie nein sagen will, so malt sie ihr non admittitur so groß, dick und schwarz hin, daß man es auf zehn Schritte sehen kann." — „Ich werde den kürzesten Weg gehen," erklärte darauf Hebbel, „und mich sogleich an den Oberst-kämmerer wenden". Doch that er dies nicht, sondern richtete zunächst folgendes Schreiben an Deinhardstein:

Verehrtester!

Ich war bei Ihnen, um Ihnen die Äußerung des Herrn Anschütz über die Maria Magdalena mitzuteilen, traf Sie aber nicht zu Hause. Erlauben Sie mir, es jetzt schriftlich zu thun, da ich nicht weiß, wann ich Sie sehen werde.

Von Allem, was Sie vermutheten, als ich zum letzten Mal das Vergnügen hatte, Sie zu sprechen, hat sich Nichts bestätigt. Ich erwartete es und sagte es Ihnen vorher. Es ist keine Rede davon, Sie übergehn und mich mit einer Annahme vor der Einreichung überraschen zu wollen, wie Sie meinten. Dagegen hat sich Herr Anschütz allerdings günstig über das Stück ausgesprochen, und seinen lebhaften Wunsch, darin spielen zu können, ausgedrückt. Hierüber wollten Sie im Klaren seyn, bevor Sie andere Schritte thäten; Sie sind es jetzt.

Lassen Sie also jetzt geschehen, was geschehen kann. Ich bin nun über zwei Monate hier und es wird Zeit, endlich wenigstens zum Anfang zu kommen. Wenn ich Sie recht verstand, so wollten Sie mich zu diesem Zweck zunächst dem Grafen Dietrichstein vorstellen. Haben Sie die Güte, den Tag zu bestimmen.

Mit den gehorsamsten Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin der Ihrige

Wien, Mittwoch, d. 3. Jan. 46.

Friedrich Hebbel.

Erzherzog Karl, 73.

Natürlich wußte sich der gewandte Mann auch diesmal herauszuwinden. Graf Dietrichstein, versicherte er zunächst, sei bereits auf Hebbels persönliche Bekanntschaft so begierig, daß er ihn, Deinhardstein, schon wiederholt gefragt, warum sich der Dichter noch nicht bei ihm eingefunden. Dieser Besuch werde die günstige Entscheidung herbeiführen, Hebbel möge jedoch ja nicht versäumen, sobald als möglich hinzugehen. Dies that Hebbel nun auch und der Besuch brachte allerdings eine Entscheidung: der Intendant des Burgtheaters, mit dem natürlich Deinhardstein keine Silbe gesprochen, kannte nicht einmal Hebbels Namen, geschweige denn seine Werke, wußte nicht, was der beredte Mann mit dem norddeutschen Accent eigentlich von ihm wolle und suchte den Besuch baldmöglichst durch die Zusicherung, er werde sich „informieren", zur Thüre hinauszubringen. Einer Sage zufolge soll Hebbel darauf geantwortet haben: „Wenn Sie nicht einmal meinen Namen kennen, so sind Sie ja ein ganz ungebildeter Mensch und taugen für Ihren Posten nicht." Jedenfalls aber war der Verlauf der „Audienz" kein sehr angenehmer, wie schon daraus hervorgeht, daß Dietrichstein unmittelbar nach Hebbels Weggang ganz besinzig ins Vorzimmer kam und dem Kanzleibeamten auftrug: „Der rote Mensch darf mir nie wieder über die Schwelle! Hören Sie, nie wieder!" Von der Aufführung der Dramen war natürlich zunächst weiter nicht die Rede, Holbein wagte sie erst, als die März-Revolution die Censur beseitigt hatte; da wurde endlich am 8. Mai 1848 „Maria Magdalena" zum erstenmale aufgeführt und zwar mit glänzendem Erfolge. Den Meister Anton spielte Anschütz, die Klara des Dichters Gattin, an deren Seite er ein Jahr vorher in Wien sein bleibendes Heim gegründet.

Wie wenig zuverlässig auch Deinhardstein sich Hebbel gegenüber bewiesen, so brach doch dieser mit ihm nicht; er lernte die Menschen allmählich nehmen, wie sie waren, und bewahrte Deinhardstein für seine Recensionen eine aufrichtig dankbare Gesinnung. Auch gab sich Deinhardstein wirklich Mühe, dem Dichter, soweit er es vermochte, mit seiner Feder nützlich zu sein. Auf ein derartiges Versprechen Deinhardsteins nimmt das nachfolgende Schreiben Bezug:

Sie wollten, hochverehrter Herr und Freund, meiner Maria Magdalena und meinem Diamant ein Plätzchen in Ihrer Bibliothek vergönnen. Ich bin daher so frei,

Digitized by Google

Ihnen Exemplare davon zu übersenden, muß aber bedauern, daß ich nicht mit besseren dienen kann. Aber die beifolgenden sind die einzigen, die ich besitze und wenn ich gleich hoffe, auf meiner heute anzutretenden Reise nach Berlin wieder neue zu erobern, so ist das an und für sich ja noch ungewiß und jedenfalls würde ich, wenn ich darauf warten wollte, erst in drei Wochen im Stande seyn, Ihrem Wunsch zu entsprechen. Sie sprachen in Baden von einer kritischen Würdigung, der Sie den Diamant in den Jahrbüchern unterziehen wollten. Das würde mir natürlich nur erfreulich seyn, da ich das Urteil eines Dichters über meine Sachen eben so hoch schätze, als ich das gewöhnliche Geschwätz um'rer Dutzend-Kritikaster verachte. Es fällt mir jedoch gar nicht ein, Ihnen diese Mühe zuzumuten, sondern ich bitte Sie, die kleine Sendung einfach als ein Zeichen meines Dankes für die milde und liebevolle Beschäftigung, die Sie meinen Versuchen so früh und so oft zuwandten, zu betrachten. Mit dem Wunsche, mich Ihrer lieben Familie bestens zu empfehlen, bin ich

Ihr hochachtungsvoll ergebenster
Fr. Hebbel.

Wien d. 10. July 1847.

Thatsächlich recensierte Deinhardstein die Dichtung sehr eingehend. Auch an den „Wiener Jahrbüchern" wurde Hebbel in der Folge ein eifriger Mitarbeiter und schrieb unter anderem für diese Zeitschrift seine sehr beachtenswerte Recension des Schiller-Körnerschen Briefwechsels, welche ihm Deinhardstein, nebenbei bemerkt, in einer für die damaligen Honorar-Verhältnisse glänzenden Weise, achtzehn Dukaten für den Aufsatz, honorierte.

Wie Laube sich gegen Hebbel stellte, werden wir ein ander Mal zu betrachten haben. Es war nicht bloß Persönliches, was zwischen beide Männer trat, sondern Laube konnte auch nach seiner ganzen Art für Hebbels Dichtungen nicht das richtige Verständnis haben. Sogar der Nibelungen-Trilogie wollte er den Eingang ins Burgtheater verschließen; die erste Abteilung des gewaltigen Werkes kam erst am 10. Februar 1863, dem Todesjahre des Dichters, zur ersten Aufführung. Das nachstehende Schreiben, an eine Wiener Künstlergesellschaft gerichtet, giebt Zeugnis von den Kämpfen, welche der endlichen Annahme des Werkes vorangingen. Die Gesellschaft hatte Hebbel eingeladen, sein Drama in einer von ihr arrangierten Vorlesung dem Publikum bekannt zu machen. Hier die Antwort des Dichters:

Hochverehrte Herren!

Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen für das kostbare Zeichen der Theilnahme, womit Sie mich an meinem Geburtstage erfreut haben, in wenigen einfachen Worten meinen Dank ausdrücke. Ich bin sehr weit von dem Glauben entfernt, daß ich Ihre Auszeichnung verdiene, und ich brauche das gewiß nicht erst zu versichern. Ich kann Ihnen nur wiederholen, was ich schon die Ehre hatte, dem hochherzigen und erlauchten Fürsten, der meine Nibelungen-Trilogie Seines Schutzes würdigt,*) aus aufrichtigem Herzen zu bethenern; ich bin bloß der Dolmetscher eines Höheren, und ich will nicht mehr seyn. Aber dieser Höhere, der Dichter unseres unsterblichen Nibelungen-Epos, um das uns alle Völker der Erde beneiden, hat ein Recht gehört zu werden, und mir ist es vielleicht gelungen, seine Stimme in der engeren und knapperen Form des Dramas, wie in einem Sprachrohr, zu verdichten und zu verstärken. Darum werde ich Ihrem Wunsch, Ihnen mein Werk auf dem ungewöhnlichen Wege einer öffentlichen Vorlesung zugänglich zu machen, falls der gewöhnliche und natürliche mir verschlossen bleiben sollte, auch mit Freuden entsprechen, sobald mein Gesundheits-Zustand es mir erlaubt. Es handelt sich ja nicht um mich, sondern um das hohe Lied der deutschen Nation, es handelt sich um den gewaltigsten aller Gesänge von deutscher Kraft und deutscher Treue, und wenn dieser in einem Moment, wo Welschthum und Franzosenthum uns mit Hohn zum Kampf auf Leben und Tod heraus fordern, auf der ersten deutschen Bühne noch immer nicht erschallen darf, so muß er sich an einem bescheidenen Ort Gehör zu verschaffen suchen. Unter allen Umständen kommt es ja mehr auf den Vogel an, als auf den Baum, der ihm einen Sitz leiht, und dieser Sprosser schlägt bereits sieben hundert Jahre!

Ihr hochachtungsvoll ergebenster
Wien d. 24. März 1861. Friedrich Hebbel.

An die hochverehrl. Mitglieder der Gesellschaft Hesperus.

So viel uns bekannt, ist die Vorlesung nicht zu stande gekommen, weil sich Laube endlich zur Aufführung bequemte. Der Erfolg war ein vollständiger, recht erfreuen konnte sich der Dichter seiner nicht mehr, schon nagte jene tückische Krankheit an ihm, der er bald erliegen sollte.

*) Der Großherzog von Weimar. Anm. d. Red.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Dramen.

Einer der gediegensten Züge, welcher aus den Bestrebungen einzelner der heutigen dramatischen Dichter hervortritt, ist der Zug zum Volkstümlichen. Er mutet um so erfreulicher an, wenn er uns auf dem Gebiete des historischen Dramas begegnet. Hermann Linggs fünfaktiges Schauspiel „Die Bregenzer Klause" ist von diesem Geiste erfüllt. Der Dichter versetzt uns darin an den Ausgang des ländervernichtenden 30jährigen Krieges. Es liegt aber im Interesse des schwedischen Generals Wrangel, vorher noch rasch die Bregenzer Klause zu stürmen, die ihm die Besetzung Vorarlbergs und das Vordringen nach Tirol und Italien wehrt und von den entschlossenen Söhnen des Landes verteidigt wird. Ein durch die Schweden um Weib, Haus und Hof gekommener, jetzt im Dienste der Gräfin Montfort stehender Mann, deren Schloß die Schweden besetzt halten, wird von seinen Landsleuten dazu ausersehen, letztere in einen Hinterhalt und ihrem Verderben entgegenzuführen, während er ihnen einen sicheren Weg über die Berge zu zeigen verheißt. Der Sohn dieses Mannes, der schon vor Jahren, verführt durch eine verderbliche Liebesleidenschaft, unter dem angenommenen Namen Falkenburg in den Dienst der Schweden getreten ist, wird wider Erwarten mit der Erstürmung der Klause betraut. Der Bauer, der seinen verlorenen Sohn längst erkannt hat, von diesem aber bis jetzt unerkannt gehtieben ist, wird hierdurch in den Zwiespalt versetzt, entweder ihn der Sache des Vaterlandes zu opfern oder gegen seine Landsleute wortbrüchig zu werden. Der hierdurch in ihm ausbrechende Kampf zwischen Vaterlands- und Vaterliebe und, nachdem er sich dem Sohne zu erkennen gegeben und diesem seine Lage verraten, zwischen Kindesliebe und kriegerischer Ehre und Pflicht in

Digitized by Google

diesen bildet den Kernpunkt der Handlung, in welche aber noch verschiedene andre Motive treibend mit eingreifen. Ebenso klar, wie überzeugend und spannend hat der Dichter aus seinen Motiven die Handlung entwickelt. Auch die Charakterzeichnung verdient großes Lob. Besonders gelungen ist die Gestalt des alten Wrangel. In Falkenburg hält wohl der Dichter die Stimme der Natur zu lange zurück. Vaterlandsliebe scheint sogar seinem Herzen ein völlig unbekanntes Gefühl zu sein. Auch ist zu bedauern, daß die Gräfin Montfort und deren Tochter nicht etwas tiefer in die Handlung mit eingreifen, wie doch die ersten Scenen erwarten lassen. Besondere Anerkennung verdient noch die Sprache. Der Dichter hat dazu ein Prosa erwählt, der es in ihrer volkstümlichen markigen Knappheit keinesweges an Tiefe der Gedanken und charakteristischem Ausdrucke fehlt.

„Diana und Renata", ein romantisches Schauspiel von Reinhard Neuhaus (Barmen, Hugo Inderau) mutet mich nach Form und Inhalt wie ein altenglisches Lustspiel im Stile Massingers an, nur daß ihm alle derbkomischen Elemente fehlen; womit ich die Originalität desselben keineswegs anzweifeln will. Ein englischer Prinz, der um die Hand Renatas, der Schwester des französischen Königs, anhalten läßt, kommt, das Herz derselben zu prüfen, gleichsetzig als Page verkleidet an den Hof dieses letzteren. Er tritt in den Dienst des Herzogs von Gonzaga, welcher heimlich Diana, die Freundin Renatas liebt, und gewinnt in dieser Verkleidung wirklich das Herz der Prinzessin. Eine bei ihm gefundene Schleife wird zum Verräter der errungenen Gunst, die jedoch vom französischen König auf den Herzog gedeutet wird. Die Sache droht eine ernste Wendung zu nehmen. Da läßt der Prinz seine Maske fallen und führt eine glückliche Lösung der Verwirrung herbei. Die Motivierung des Stücks läßt manches zu wünschen. Der König hat für ein Lustspiel einen gar zu ernsten Charakter. Auch sieht man die endliche glückliche Lösung zu lange voraus. Zu übrigen zeichnet sich diese Dichtung durch Feinheit der Behandlung und wirklichen poetischen Reiz aus. Ob ein romantisches Lustspiel dieser Art auf unsrer heutigen realistischen Bühne aber gefallen wird, ist eine nicht mit voller Sicherheit zu beantwortende Frage.

Größere Bedenken erregt mir in dieser Beziehung noch „Hassan", Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Moritz von Engel (Leipzig, Wilhelm Friedrich 1888), der, wie es im Vorwort heißt, hauptsächlich vom Schauder über die unschuldigen Opfer der schwedischen Inquisition zu dieser Dichtung bestimmt worden ist, die, eine Tragödie spitzfindigster Rache, zwar an den Meinen hier und da phantastisch und dunkel und in der Charakteristik verschwommen erscheint, für ein Erstlingswerk aber immerhin Beachtung verdient.

Die ungeheuerliche Rosemunde hat schon wieder einen Dichter zu dem Wagnis, sie auf die Bühne zu bringen, verlockt. „Die Gepidentochter", germanisches Schauspiel in vier Akten von Egon Menoch (Leipzig, Eugen Peterson) steht aber an Originalität der Erfindung und an dramatischer Gestaltungskraft so sehr gegen die kürzlich von mir in diesen Blättern zur Anzeige gebrachte, denselben Gegenstand behandelnde Dichtung Elgars, Freiherrn von Dalwig, zurück, daß ein einfacher Hinweis auf dieselbe genügt.

Schließlich mag noch ein mir vorliegendes kleines dramatisches Scherzspiel: „Wie Richard Wagner Komponist ward", Charakterbild in einem Aufzuge von Heinrich von Zimmermann (Prag, im Selbstverlag), doch nur um des darin behandelten Gegenstands, nicht seiner Behandlung willen Erwähnung finden. Letztere erhebt sich nicht über die gewöhnliche Theatermache, und die Bezeichnung „Charakterbild" erscheint viel zu hoch gegriffen, obschon dem Verfasser hierzu reichliche Gelegenheit geboten war.

Dresden. **Robert Prölß.**

Metrische Übersetzungen.

Keine Sprache erweist sich dem Übersetzer so bildsam und hilfreich wie die deutsche; kein Volk hat es in der Kunst, fremde Meisterwerke getreu und dichterisch vollkommen wiederzugeben, so weit gebracht wie das unsrige. Keines bethätigt aber auch solchen unablässigen Eifer in diesem für die Gesamtentwicklung der Litteratur überaus wichtigen Bereiche der Poesie. Jahlreiche dichterische Übersetzungen tauchen alljährlich bei uns auf und werden hoffentlich noch lange auftauchen, damit die Goethesche Idee einer Weltlitteratur zunächst im deutschen Volke zur Verwirklichung gelange. An diese neuen Übersetzungsversuche müssen wir aber mit Fug und Recht die größten Anforderungen stellen; wir dürfen von der Höhe, welche die Meister dieser Kunst, Voß, A. W. Schlegel, Gries, Gildemeister, Schack, Leutbold, Heyse, Herz, erklommen haben, keinen Schritt herunterzeigen. Wir verlangen darum von dem dichterischen Übersetzer, soweit es irgend möglich ist, inhaltliche Genauigkeit und formale Treue bei strengster Rücksicht auf den Geist der deutschen Sprache. Daß eine Übertragung deutsch sei und sich wie ein deutsches Originalwerk lese, ist das erste, wichtigste Gebot, das denn auch wirklich dichterisch begabte Köpfe meistens sorgfältig erfüllen. Weniger genau nehmen es hingegen viele von ihnen mit dem engen Anschluß an die äußere, metrische und sprachliche Form des ursprünglichen Werkes. Es giebt ja Fälle, wo dieser enge Anschluß dem Genius unserer Sprache widerstrebt. So wird es z. B. nicht wohl angehn, die Versmaße griechischer Chorgesänge ziemlich genau nachzubilden; so wird sich der Übersetzer mittelalterlicher Gedichte öfters sprachliche Freiheiten erlauben müssen. Aber römische Lyriker oder gar neuere Italiener können wir uns nur in ihren Versformen verdeutscht denken, wenn mich das eigentümliche Gepräge ihrer Poesie in der Übertragung verwischt sein soll.

Leider hat Rudolf Westphal durch sein falsches Vorbild sich bei seiner Verdeutschung von „Catulls Buch der Lieder" (Leipzig, F. C. E. Leuckart, Constantin Sander 1881) verlocken lassen, die antiken Metren meistens durch Reime zu ersetzen, eine nutzlose Mühe, deren verderbliche Frucht oft ein halbmoderner Anstrich der altrömischen Gedichte ist. Wählt man aber einmal solche moderne Versformen, dann muß man auch in der Auswahl der einzelnen Stücke nach modernen Grundsätzen verfahren und alle naiven Unanständigkeiten und Unsittlichkeiten des lateinischen Lyrikers, die wir höchstens in antik-klassischer Form ertragen können, unerbittlich beseitigen, was Westphal inkonsequent verschmäht. Übrigens dürften seine (mitunter kühnen und gewandten) Reime hie und da reiner sein; „Formenstrenge ist, wie für die Antike selbst, so auch für Übertragungen daraus ein unerläßliches Gebot. Davon abgesehen, ist die Übersetzung Westphals ganz vortrefflich ausgefallen; sie ist richtig und wirklich deutsch, frisch, munter, eigenartig. Nicht minder dankenswert und brauchbar sind die geschichtlichen Erläuterungen am Schlusse des Buches.

Ein ähnliches Urteil ist über Karl Bertrands metrische Übersetzung der Dantesche „Hölle" zu fällen (Heidelberg, Gustav Köster 1887). Auch diese Übertragung ist richtig und gut, wirklich deutsch; auch sie ist von einer nicht allzu umfangreichen Einleitung und von mäßigen Anmerkungen begleitet, die der Leser sehr gut nutzen kann. Aber auch in ihr ist das charakteristische Gepräge des Originals durch die auffallende Änderung der metrischen Form verwischt. Bertrand übersetzt Dantes Terzinen nur metrisch, nicht auch strophisch, in fünffüßigen reimlosen Jamben. Für den deutschen Beardeiter ist das freilich bequemer; den echten Künstler sollte aber gerade die Schwierigkeit des Reimes reizen. Bertrand streitet im Vorwort gegen die Verfechter einer gereimten Übersetzung Dantes, überhaupt gegen die, welche vom Verdeutscher möglichsten Anschluß an das Original, wo es geht, auch an die Wortstellung des Italieners fordern. Er glaubt, daß wir es dabei zu keiner wirklichen Übertragung, sondern nur zu einer Bearbeitung Dantes bringen könnten. Es ist nun nicht mehr nötig, gegen diese irrigen Grundsätze zu kämpfen, da neuerdings Gildemeister gerade an Dante gezeigt hat, daß der echte künstlerische Übersetzer alle jene Hindernisse doch glücklich zu überwinden vermag. Nicht er, der diese Klippe, die ihm den Weg zu versperren scheinen, mutig überzeigt, ist in Wahrheit der Bearbeiter, sondern vielmehr der, der wie Bertrand um sie außen herumgeht. Damit soll das sonstige Verdienst seiner Arbeit nicht geschmälert werden; nur an das Ideal deutscher Übersetzungskunst, dem er hätte nachstreben sollen, reicht sie nicht hinan.

Noch liegen mir Übertragungen zweier moderner Poeten vor, eine Verdeutschung ausgewählter Gedichte Adam Mickiewicz (Wien, Karl Konyks von Ladislaus Gumplowicz

Digitized by Google

Konegen 1887) und deutsche Nachbildungen der Gedichte von Alexander Petőfi, herausgegeben von Alfred Teniers (Halle a. S., Otto Hendel, in der „Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes" Nr. 152 und 153). Da ich weder des Polnischen noch des Ungarischen mächtig bin, kann ich über die Richtigkeit und Genauigkeit beider Übersetzungen nicht urteilen. Der erstere Versuch verdient jedoch schon darum Lob, da man es bisher noch verhältnismäßig selten unternommen hat, moderne polnische Dichtungen im Deutschen poetisch wiederzugeben. Gumplowicz hat überdies großenteils gut, in schönem Deutsch und in ungezwungenen, wohlklingenden Versen übertragen. Nur manchmal hätte ihn ein stärkeres Gefühl für die Natur unserer Sprache und für den Rhythmus vor unnötig verrenkten Stellungen, vor Hiatus und ähnlichen Härten des Verses bewahren sollen.

Petőfi ist schon zu wiederholtenmalen ins Deutsche übertragen worden, obwohl nach dem Urteil Teniers' der Genius der ungarischen Sprache oft für jede andere Sprache unnachahmlich ist und speziell Petőfi, der Dichter der Launen, dem deutschen Nachbildner ganz besondere Schwierigkeiten bereitet. Gleichwohl hat Teniers in seiner Sammlung von Übersetzungen aus Petőfi durchaus Gutes, sprachlich und metrisch den deutschen Leser Befriedigendes geliefert. Er schöpfte zum Teil aus älteren Übertragungen des ungarischen Lyrikers, zum Teil versuchte er selbst mit gleichgestimmten Freunden neue, meistens recht gelungene Verdeutschungen. Unter seinen Mitarbeitern (es sind deren über dreißig) befinden sich Dichter von ebenso großen Namen: Karl Beck, Moriz Hartmann, Heinrich Leuthold, Alfred Meißner und andere. Weitaus am eifrigsten war Teniers selbst; er gab dem Buche auch ein anziehendes Lebensbild Petőfis bei, warm und frisch geschrieben, wenn auch die Gedanken dann und wann passender eingeflochten, besser verknüpft und der Stil bisweilen etwas gewählter und sorgfältiger sein könnte. Aber im Verein mit den Gedichten trägt auch diese Skizze einer Biographie dazu bei, echte Teilnahme für den freiheitsliebenden Sänger des ungarischen Volkes in uns zu erwecken, herzliche Teilnahme an dem oft leidvollen Schicksalen des vielgeprüften Menschen, nicht minder aber künstlerische Begeisterung für das unter Schmerzen und Freuden stets neu wachsende, eigenartige und bedeutende Talent des Dichters.

München. **Franz Muncker.**

Lyrische Gedichte.

Zwölf Bändchen neuester Lyrik liegen vor uns und die Zahl ist in diesem Falle wahrhaft bedeutungsvoll. Dutzendware — nur einiges darunter besonders schlecht, aber selbst das Beste nicht gut.

„Ja, du gefällst mir, Maid, Strahlest im schmucken Kleid Heller wie nachts das Licht, Doch — heiraten darf ich dich nicht —." Das ist der Liebeskummer des Herrn Wilhelm Ueberhorst und die Strophe wird dem Kenner zur Beurteilung genügen, weß Geistes Kind er da vor sich hat. Schmankt er noch, so wird ihm das Gedicht „Helgoland. Leben und Lieben" alle Zweifel benehmen: „Helgoland — Wogenstrand, Dünenland — Sonnenbrand, Felsenwand — Klippenrand, Tanz und Tand — Herz und Hand." Die Sammlung heißt: „In Lust und Leid!" sie ist bei Franz Greven in Köln in einer Ausstattung erschienen, die nicht ganz so geschmackvoll ist wie der Inhalt — das wäre unmöglich — aber beinahe so schön.

„Munter schaufle auf des Daseins Wellen Deines Lebens Kahn zum Hafen hin, Wage dir die lange Fahrt erhellen Menschentiebe und ein froher Sinn" — das ist der liebenswürdige Wunsch, den Herr Frank Siller, der Dichter des zweiten Büchleins, für uns hat. Dasselbe führt den Titel: „Lieder und Sprüche aus dem Volke für das Volk", der wie die Faust aufs Auge paßt, da es sich durchweg um Original-„Dichtungen" handelt, die absolut nichts an sich haben, was im guten oder selbst schlimmen Sinne volkstümlich genannt werden könnte. Nach einigen Gedichten zu schließen, hat der Verfasser lange in Amerika gelebt, selbst diese haben keine charakteristische Färbung; es ist durchweg die breite lyrische Bettelsuppe, wie sie uns heute von unzähligen Köchen in Deutschland vorgesetzt wird. So abgrundtief banal freilich, wie Herr Siller, sind wenige; man muß es gelesen haben, um zu glauben, welche Sorte Gedankenmünze einem da vorgesetzt wird: „Das, was zu hoch wir geschätzt, gewinnen wir's, dünkt zu gering uns: Doch, was gering uns erschien, schätzen, verlieren wir's, hoch!" oder: „Nimmer vergesse der Jüngling, daß einst ihm das Alter bevorsteht, So wie auch nimmer der Greis, daß er ein Jüngling einst war." Die Verlagsfirma, welche diese Lichtstrahlen auf den Büchermarkt bringen durfte, heißt J. A. Finsterlin in München.

Dem fröhlichen Rheinländer, der zuweilen nach Helgoland reist und dem tiefsinnigen deutsch-amerikanischen Denker reibt sich als dritter im Bunde würdig ein deutscher Pfarrer, Herr Ludwig Maurer in Hertheim am Berg, Rheinpfalz — wir entnehmen die genaue Adresse dem Titelblatte des Buches — an, welcher im Selbstverlage „Ein Sträußchen" bietet, durchweg Sonette, oder wie es der Autor nennt, „Sonettenbider", nur eben ein kleines Sträußchen, bloß Einhundert und sechzig Sonette. Erbauliches wechselt mit Beschaulichem, Einfältiges, über das man nicht einmal lächeln kann, mit Gedichten, in denen eine große unbeabsichtigte vis comica zu Tage tritt; die letzteren sind in der Minderzahl. Formell schlechtere Verse haben wir oft genug kennen gelernt, ein langweiligeres Buch kaum; trotz allen Pflichtgefühls haben wir kaum ein Drittel gelesen; wer deshalb einen Stein auf uns werfen wollte, versuche es, ob er es und auch nur darin gleichthun kann.

Eine Stufe höher steht Hermann Gossed (Ein Liebleben. Dichtung. Hamburg, Kommissionsverlag von J. F. Richter 1888). In dem ganzen über 200 Seiten starken Bande wird man kein lächerliches, aber freilich noch weniger ein gutes Gedicht finden — es ist eben alles sehr, sehr mittelmäßig, Sprache, Empfindung und Gedanke. Wie wohldekannt uns diese Freuden und Leiden, diese Jubel und Seufzer anmuten! — es ist, als hätten wir es schon tausendmal gelesen, und das ist ja auch wirklich so, der Autor (möglicherweise ist es eine Autorin) singt, wie tausend andere, deren Barschaft gleichfalls zur Gewinnung eines Kommissionsverlages ausgereicht, uns vor ihm in die Ohren gesungen haben. Über dieses Niveau der ganz alltäglichen Reimgewandtheit erhebt sich die Dichtung nirgendwo, wohl aber sinkt sie zuweilen empfindlich unter dasselbe — „Ich glaube, mir platzet der Schädel, Noch eh' das Herze mir bricht —" ist nur eine Blume unter vielen. Sehr nett ist auch (S. 6¹) die Wendung: „Du siehst erstaunt in die besorgte Miene Und fragst mich, ob ich mich nicht gut befände."

In demselben Kommissionsverlage hat ein Herr Karl Teutschmann unter dem Titel „Lehrzeit und Leben" seine Gedichte erscheinen lassen. Auf den 170 Seiten sieht Schlechtes und Gutes wahllos durcheinander; neben Banalitäten, wie die meisten Sprüche, z. B. „Alltagsmoral: Alles auf der Welt ist eitel, Nur kein goldgespickter Beutel", und Geschmacklosigkeiten, wie sie viele der humoristischen Gedichte entstellen, findet sich zuweilen ein Lied, das frisch und natürlich empfunden ist; auch unter den politischen Tendenz-Gedichten ist einzelnes ganz löblich, und nicht bloß der Tendenz wegen: Der Verfasser ist ein Deutsch-Österreicher, der begreiflicherweise nichts von der jetzt üblichen „Versöhnung" wissen will. Freilich erheben sich manche dieser Gedichte durch nichts über die Zeitungsphrase, und namentlich ist die Satire nicht des Autors Sache, dazu fehlt es ihm an Geist. Auch schießt er in seiner „Teutschheit" oft übers Ziel hinaus, seine Philippika gegen das harmlose „Papa, Mama" (statt „Vater, Mutter") berührt fast komisch, und dem toten Dingelstedt hätte er seine Hohnreden gleichfalls ersparen können. Dieser „geheime Hofrat" hat als Leiter des Burgtheaters weitaus mehr für die Festigung des deutschen Kulturelements in Österreich getan, als Herrn Teutschmann in aller Zukunft durch seine politischen Dichtungen zu leisten beschieden sein dürfte.

An den deutschen Patrioten sei der Deutschenfresser gereicht. Des Patrons überkannt nur zu erwähnen, fällt uns schwer genug, doch gebietet uns unsere Pflicht zum mindesten nicht, sich eingehend mit ihm zu beschäftigen. Der „Dichter" heißt Alexander Weill, sein Buch: „Skizzenreime meiner Jugendliebe." Getrost dürfen wir die Behauptung wagen, daß uns noch nie ein Produkt so abgrundtief gemeiner Gesinnung vorgelegen, wie die Vorrede zu

Digitized by Google

diesem gereimten Blödsinn, in welcher der Verfasser, ein Elsässer, das deutsche Reich mit pöbelhaften Schimpfworten schmäht, ohne gleichwohl den Kitzel widerstehen zu können, seine in deutscher Sprache geschriebenen Verse drucken zu lassen. Man muß diese, sowie die „Novelle" in Prosa gelesen haben, um unsere etwas starke Behauptung gerechtfertigt zu finden, daß vielleicht noch nie vorher ein gleich widriges Produkt in deutscher Sprache in die Welt gesetzt worden. Proben daraus sind unmöglich, da diese Gedichte von Schmutz und Unflat starren. Erschienen ist das saubere Buch im Verlags-Magazin J. Schabelitz in Zürich. Daß es deutsche Dichter giebt, welche ihre Werke noch in gleichem Verlage erscheinen lassen, nachdem derselbe dieses Erzeugnis des wütigsten Deutschenhasses in die Welt gesetzt, ist eine beachtenswerte Erscheinung. Sie wäre schwerlich in einem andern Volke möglich.

Von Liebe zu unserem Reich und Volk überschäumend sind hingegen die „Lieder der Huldigung," welche C. G. Häbler im Verlage von A. G. Liebeskind in Leipzig herausgegeben hat, aber eine erfreuliche Erscheinung sind sie deshalb doch nicht, weil das Talent des Verfassers mit der Aufgabe, die er sich gestellt, in Pindarischem Odenstil Moltke, Bismarck, den Kaiser Wilhelm und das Vaterland zu besingen, in gar zu grellem Mißverhältnis steht. Von Originalität des Gedankens findet sich nirgendwo eine Spur, aber auch die Ausdrucksweise entbehrt jeder eigentümlichen Prägung, ja des dichterischen Schwunges überhaupt. Es sind in Odenform gepreßte Leitartikel, wie sie jeder brauchbare Journalist nach Bedarf schreiben kann, und die Ausdrucksweise ist zuweilen eine so spröde und ungelenke, daß die Oden gänzlich ihren Zweck verfehlen und Heiterkeit statt Begeisterung erwecken. Eine Probe aus der Ode „An das Vaterland" mag dies erweisen: „Als Dir Korsenlist Kinder stahl, Fesselnlast auf Dich lud: Weinend erst, aber knirschend dann, Sahen die Söhne der Mutter Schmach. Körner Blutes! Blücher schlug! Und als den Nessen des Korsen der Nachbarn Neiden Mehr, als eigenes Wählen, Warf ins Schlachtengewirr: Da wardst Du Europas Herrliche Königin."

Ein Büchlein von rührender Anspruchslosigkeit in Inhalt und Ausstattung ist: Ein Vierteljahrhundert. Gemütsstimmungen und Betrachtungen von H. Monsalo, Brody, Rosenheim 1887. Der Autor ist ein Kaufmann, welcher ernsthaft nach Bildung getrebt und mancherlei gelesen hat und nun einzelne Stücke aus seinem poetischen Tagebuch drucken läßt. Es wäre kein Unglück für die Welt gewesen, wenn er dies unterlassen hätte, aber es wird sich auch niemand darüber ereifern, daß er es gethan, denn man kann kaum beschiedener auftreten, als es dieser Dichter thut, und seine Verse zeugen, wenn von nichts anderem, so doch gewiß von einem guten Gemüt und dem ehrlichen Streben nach Bildung, was bei einem Kaufmann in einem Landstädtchen an der russischen Grenze an sich doppelt verdienstlich ist.

Die beiden Bücher, denen wir uns nun zuwenden, haben manches Äußerliche gemein, sie gehören anscheinend nicht in diese Reihe, da sie sich als epische Dichtungen ankünden, während in Wahrheit das Lyrische ganz und gar überwiegt, ja für die kritische Betrachtung einzig in Betracht kommt; beide treten anspruchsvoll auf, beide stammen von Frauenhand, und beide endlich machen es dem Kritiker recht schwer, galant zu bleiben. Im übrigen sind sie so verschieden, wie Absynth und laues Zuckerwasser, aber gesunder Trank ist beides nicht. Siddy, die Verfasserin der „modernen Liebesgeschichte in Versen": „Rätsel" (Bien, Konegen 1887) ist jedenfalls eine sehr neröse Dame, welche von künstlerischer Arbeit keine rechte Vorstellung hat. Die Verse sind überaus salopp und zuweilen ganz komisch, wie eine Probe erweisen mag: „Die Dichtkunst, du bist Ungetreue, Ist ein gar seltsamiges Ding, Wohl faßt dich bereinst noch die Reue, Umschließt dich ihr güldener Ring." Vielleicht dürfen wir diese Verse der Verfasserin selbst zurufen. Sollte der güldene Ring der echten Dichtkunst sie einmal so weit umschließen, daß sie zwischen gut und schlecht besser unterscheiden lernt, als heute, dann wird sie sicherlich die Reue erfassen, dieses kuriose Rätsel in die Welt gesetzt zu haben. Was uns darauf hoffen läßt, ist eine gewisse Fähigkeit der poetischen Stimmung, welche das sonst ganz mißlungene Buch dokumentiert. Es gilt dies namentlich von der Ausmalung wild-sinnlicher Situationen. Durch die Wiedergabe der dürftigen und verworrenen Fabel wollen wir den Leser nicht ermüden; noch weniger sei dies bei dem zweiten Buch versucht: „Lorelei." Rheinsage in elf Gesängen von Mary Koch (Reutlingen, Kocher 1888). Auf sinnlichen eng gedruckten Bogen bringt die Verfasserin die Lorelei-Sage, wie sie Geibel in seinem Opernext ausgestaltet, breit zur Ausmalung. Eine eigentümliche Sprache und kraftvolle Wendungen wird man vergeblich suchen; die Verse sind meist glatt, die Sprache teils nüchtern referierend, teils mit den abgebrauchtesten Phrasen aus dem lyrischen Kochtopfe durchsetzt. Gleichwohl hat es das Buch bereits zur zweiten Auflage gebracht, so sagt uns nicht bloß das Titelblatt, sondern auch eine Vorrede zu dieser Auflage, aus welcher wir, da sie für die Tonart der Verfasserin höchst charakteristisch ist, eine Stelle hierhersetzen: „Drei Jahre sind im Zeitstrome verrauscht, seit du, mein Büchlein, zuerst mit bangem Finger an die Pforte der Öffentlichkeit geklopft, und wieder willst du den Wanderstab ergreifen, ermutigt durch dein früheres, freundliches Geschick, welches dich durch die Thore der Paläste, wie über die schlichte Schwelle des Winzers schlüpfen und an ihrem Herde heimisch werden ließ." Das mag zugleich eine Probe von der Phantasie der Verfasserin geben, denn das Buch liegt gar nicht in faktischer zweiter Auflage vor, es handelt sich, wie jeder Kundige auf den ersten Blick erkennt, um eine bloße Neuversendung des Buches, dem lediglich der neue Titel sammt Vorwort eingeklebt worden ist.

Erfreulicher als die vorhergehenden Bücher sind die beiden letzten, aber deshalb noch lange nicht an sich erfreulich. Sie entnehmen ihre Stoffe der germanischen Götter sage, wogegen an sich gewiß nichts einzuwenden ist. Es ist vielmehr eine durchaus natürliche Erscheinung, daß in Zeiten des stärker erwachten Nationalgefühls auch die nationale Sage besondere Pflege findet. Aber eben weil diese Pflege auch heute schon eine sehr ausgiebige ist, darf vom neuen Erscheinungen auf diesem Gebiete mit doppeltem Rechte verlangt werden, daß sie ihre Existenz rechtfertigung nicht bloß durch die nationale Gesinnung, sondern auch durch ihren künstlerischen Wert erweisen. Ein solcher aber kommt den „Nordischen Klängen", welche Georg von Schulze im Verlage von Wilhelm Friedrich, Leipzig, publiziert hat, nur in sehr bescheidenem Maße zu. Es sind Versifikationen der Götter sage, welche nicht um Haaresbreite über die meisten ähnlichen Produkte hervorragen, wohl aber hinter den ausgezeichneten Leistungen auf diesem Gebiete erheblich zurückbleiben. So wird man die Baldurlieder Schulzes gewiß nicht mit jenen von Wilhelm Jordan vergleichen dürfen, ohne den jüngeren Autor durch diese Parallele geradezu platt zu drücken. Angesichts des Umstandes, daß Herr Schulze nichts unterninmt, was nicht Hunderte vor ihm und neben ihm bereits vollbracht haben, wirkt das pomphaft ausgedrückte Selbstbewußtsein des Autors etwas befremdend: „Die hehre nordische Sagenwelt mit ihren gewaltigen Gestalten und weisheitsvollen, tiefgründigen Gedanken, sie soll nun nochmals erstehen, aufleuchtend in ihrem vollen Glanz, wie der flammende Nordlichtschein in seiner ganzen erhabenen Pracht; die nordischen Kühnen, hochmächtigen Germanenhelden, sie sollen nochmals auferstehen, wenn auch nur durch die Macht, die Zauber der Dichtkunst." Herr Schulze mag uns die sehr ernsthaft gemeinte Versicherung zu gute halten, daß die Helden gewiß nicht auferstanden wären, wenn bloß diese „Nordischen Klänge" den Weckruf erhoben hätten. Ein verwandtes Buch, jedoch anspruchsloser, allerdings auch viel weniger verständlich ist: „Ger und Homa". Biermythus von Engelbert Albrecht (Regensburg, A. Coppenrathsche Verlagsbuchhandlung). Wir gestehen, daß wir die Symbolik nicht immer verstanden haben, und trösten uns damit, dieses Geschick sicherlich mit den meisten, die das Buch kennen lernen, zu teilen, hingegen sind von den eingewobenen Liedern mehrere ganz hübsch und frisch gesungen.

Recensionen, wie die vorliegende zu schreiben, wäre unerträgliche Arbeit, wenn uns nicht der Gedanke stählen würde, daß es nicht bloß Gärtner Pflicht ist, die schönen und nützlichen Blumen zu pflegen, sondern auch das Unkraut auszujäten.

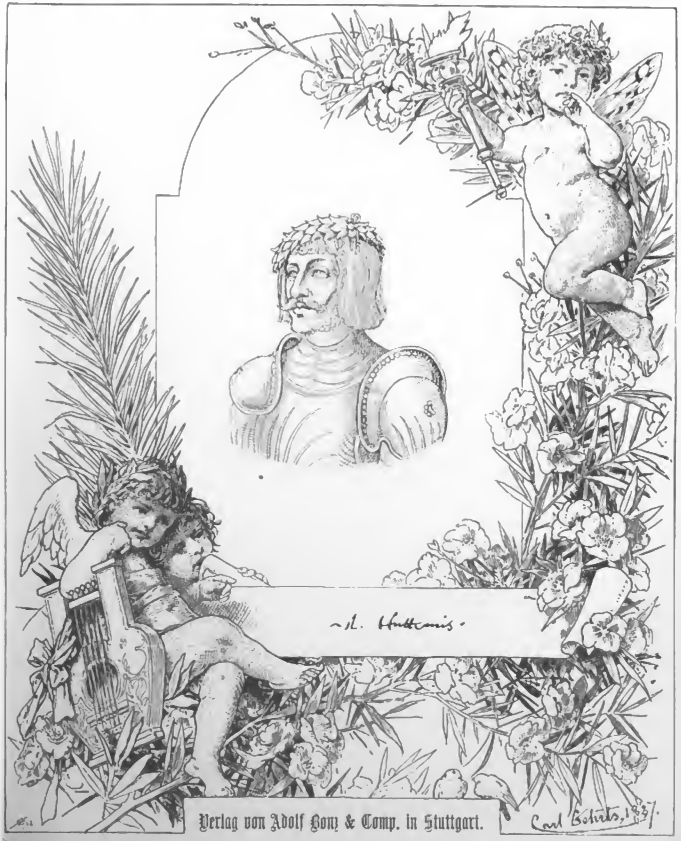
Wien. **Otto Hartung.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

IV. Band. 2. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. April 1888.



Digitized by Google

Am 9. März 1888.

Es geht durchs Land ein lauter Schrei
Des Schreckens und der Not:
Herr Gott im Himmel, steh uns bei,
Der Kaiser, der ist tot.

Der Kaiser tot und starr die Hand,
Die uns so mild regiert
Und doch so scharf im Schlachtenbrand
Das deutsche Schwert geführt.

Der Kaiser tot, der Kaiser tot!
Er, dem, wie Keinem je,
Des deutschen Volkes Herz gelobt
Vom Hegau bis zur See.

Nein, Kaiser Wilhelm ist nicht tot,
Der lebt in Ewigkeit,
Hoch steht er da im Morgenrot
Der großen, neuen Zeit.

Aufragt er wie vom Bergesfirst
Ein sonnbeschienen Mal,
Ein Held im Krieg, ein Friedensfürst,
Ein Herrscherideal.

Im Kranz des Siegers demutsvoll,
Jung noch im Altersschnee,
Von Gottes Gnaden jeder Zoll
Vom Scheitel bis zur Zeh';

So lebt in unsrer Herzen Grund
Er heilig, hehr und hoch,
So preist ihn unsrer Enkel Mund
Nach tausend Jahren noch! — —

Und Du, deß leuchtend Männerbild
Vor aller Augen steht,
So groß, so stolz und doch so mild
Trotz aller Majestät,

Deß schallender Kommandoruf
Bei Chlum dereinst und Wörth
Jedwedem Siegeshoffnung schuf,
Der seinen Klang gehört,

Du, der das Höchste nennet sein,
Was Fürsten ward zu teil:
Der Liebling Deines Volks zu sein —
Heil Dir und dreimal Heil.

So viel Gebete sind noch nicht
Zum Himmel aufgeweht,
Als wie in gläubiger Zuversicht
Um Dich Dein Volk gefleht.

Gott segne, Gott behüte Dich,
Gott geb' Dir Kraft und Stand:
Hoch Kaiser-König Friederich
Und hoch das Vaterland!

Richard Leander.

Digitized by Google

In der Kartause.

Novelle von **Wilhelm Jensen.**

(Fortsetzung.)

So kam Ignaz Burkheim heut auf dem einsamen Feldweg daher, Agathe entgegen, und ihre Regung, als sie ihn erkannte, war gewesen, dem Zusammentreffen mit ihm auszuweichen. Zweifellos war er ihr aus der Stadt nachgefolgt und auf einem Umweg vorausgeeilt, um ihr hier dergestalt begegnen zu können. Das that ihm nicht gut, mußte auch sie in ihrer schönen Andachtsstimmung beeinträchtigen, und eine heilende beglückende Macht auf seine Seele, wie sie es als Kind gehofft und gewähnt, konnte sie ja doch nicht üben. Aber sie hatte ihn wohl seit länger als einem Monat nicht mehr gesehen, es verursachte ihm sicherlich ein Wehgefühl, wenn sie so offenbar vor ihm abbog, hätte vielleicht ein Empfinden wecken können, als scheue sie sich, mit ihm hier im verlassenen Felde zusammenzutreffen. Das beides wollte sie auch nicht, und so behielt sie ruhig ihre Richtung auf ihn zu inne.

Wie sie sich jetzt näher entgegenkamen, hätten sie einem Zuschauer als ein Menschenpaar erscheinen müssen, das, wie nur selten eines, von der Natur füreinander geschaffen sei. Soweit es zwischen Mann und Weib möglich fällt, ohne die Eigenart ihrer Geschlechter unsichön abzuschwächen, lag eine nahe Verwandtschaft in ihren Gestalten, ihrem Gange und ihren Bewegungen, in allem, was sich als bezeichnend in dem Bilde eines Menschen ausprägt. Nur der Ausdruck der Gesichter war ein voll verschiedenartiger; ein heiter sicheres Bewußtsein der inneren Ruhe sprach aus dem des Mädchens, während Trostlosigkeit schmerzlich und bitter in die Züge des jungen Mannes eingefurcht stand. Aus seinem Anblick kam ihr die Erinnerung an Tage, in denen sie sich als Kind zuweilen über eine Veränderung in seinem Antlitz erschreckt hatte.

Nun begrüßte er sie durch Lüften seines Hutes, reichte ihr die Hand und sprach sie an. Alles in ihrem äußeren Verkehr war immer wie früher verblieben, einfach und natürlich, gleich ihrem Benehmen und ihrer Kleidung. Wie beide nichts von der Modetracht der Zeit an sich zeigten, sie keinen bauschenden Reifrock mit gepudertem Haartoupet der Frisur, er keinen Schoßrock von gelber oder papageiengrüner Farbe mit dreieckigem Chapeau-bas auf einem weißen Haarbeutel trug, so hatten sie auch nicht die feine Sitte der großen Welt und der sich vornehm gebarenden Bürgerkreise angenommen, ihre Anrede aus Kindertagen zu verändern, weil sie nicht mehr Knabe und Mädchen waren, sondern „Herr“ und „Fräulein“ geworden. Sie nannten sich „Du“, wie ehedem; das „Sie“ wäre ihnen unsagbar abgeschmackt erklungen und sie hätten es nicht über die Lippen gebracht, denn in Gedanken sprachen sie sich doch selbstverständlich in der alten Weise an. Und so sagte Ignaz Burkheim jetzt:

„Ich habe dich lange nicht gesehn, Agathe, aber ich freue mich, dein Aussehn sagt, es geht dir wohl.“

Nichts von den üblich zierlichen oder gezierten Redewendungen der Zeit auch lag in seinen Worten, nur der zaghaft ungewisse Ton der alten Knabenstimme klang draus. Er wußte, daß es ihr unlieb sei, ihm hier zu begegnen, hatte es sich vorher gesagt, doch nicht die Kraft besessen, diesen Augenblicken trüben Glückes zu entsagen. Das machte ihn ihr gegenüber heut noch scheuer befangen als sonst. Sie hörte es aus seinen Worten hervor, sah es in seinem Blick, und das sichere Gefühl der Ruhe ihres Herzens regte ein Mitleid an seinem Zustand in ihr. Freundlich antwortete sie:

„Ich freue mich auch, Ignaz, dich einmal zu sehen; wie du sagst, es ist in der letzten Zeit nicht häufig geschehn. Du arbeitest wohl viel, und da thut dir ein Gang im Freien, in frischer Luft gut. Ja, ich freue mich, dich hier in ihr zu finden.“

Ein zarter Sinn ließ sie das letzte nochmals

Digitized by Google

wiederholen, daß es ihr Freude, nicht Unliebsamkeit bereite, mit ihm zusammengetroffen zu sein. Seine Augen sprachen den Wunsch, neben ihr auf dem stillen Weg gehen, sie begleiten zu dürfen. Das hatte ihre Erwiderung nicht abgewiesen, und so schritten sie miteinander fort.

Er suchte nach Gegenständen für ein Gespräch, nach gleichgültigen, möglichst von ihnen selbst fernabliegenden, denn er wollte nur, traumgleich von ihrer Gegenwart beschwichtigt, das Glück der Stunde in sich aufnehmen. Aus solchem Wunsch knüpfte er an das an, was die Stadt seit dem im vorigen Spätherbst erfolgten Tode Maria Theresias vielfältig bewegte, an die Neuordnungen des Kaisers, den Aufschwung der Geister in Wissenschaft und Kunst. Seine Natur mochte geschaffen sein, regen, selbstthätigen Anteil daran zu nehmen, doch so wie das Leben ihm gefallen, sein Dasein verschattet hatte, empfand er das von der alten Hofburg ausgehende neue Sonnenlicht nicht in sich, kam das, was er redete, nur müde und gleichgültig über seine Lippen. Fast schien's, als stimme er mit der kopfschüttelnden Entgegnung Agathes überein, es bilde ein großes Unglück und eine schwere Prüfung für die Welt, daß die fromme, gottgetreue Kaiserin hingeschieden sei. Der Beichtvater und der sonstige geistliche Umgang des Mädchens hatten ihr tiefinnerliche Abneigung und Befürchtung vor den Maßnahmen des neuen Herrschers eingeflößt. Sie sah in Joseph dem Zweiten einen andern Diokletian für die Kirche, den Antichrist der Offenbarung Johannis auf den Thron gelangt, einen Widersacher Gottes und Ausrotter des Glaubens in Deutschland. Und aus dem Munde ihrer priesterlichen Freunde gab sie der Furcht vor dem Einbruch einer schlimmen Zeit Ausdruck, in der die Gottlosigkeit auf der Erde zur Macht kommen und der gläubige Sinn nirgendwo mehr Schutz und Zuflucht finden werde. Schweigend hörte Ignaz ihren Äußerungen zu, dann erwiderte er, als sie schwieg:

„Wenn du besorgst, die Welt und das Leben werde dir nicht mehr ertragbar fallen, warum thust du da nicht, was manch andere, denen es so gewesen, vor dir gethan, und suchst die Zuflucht auf, die einem hoffnungslosen Gemüt immer noch auf der Erde offen steht?"

Seine Meinung nicht verstehend, fragte das Mädchen: „Wo thäte sie das?"

„Für dich und deine Gedanken, bedünkt mich, am sichersten in der Stille eines Nonnenklosters."

Daß er dies aussprach, ihr fast anempfahl, bekundete voll das Gefühl der Hoffnungslosigkeit seiner Liebe. Agathe aber blickte ihn überrascht an; trotz ihrer Schätzung aller Erdendinge als nichtigen Wertes hatte sie noch niemals daran gedacht, in ein Kloster zu treten. Wie er das Wort ausgesprochen, mußte sie sich selbst in diesem Augenblick fragen: Warum nicht?

Kurz lag es mit einer Unklarheit, einer leichten, ihr sonst fremden Verworrenheit des Empfindens in ihr. Dann jedoch fand sie die Antwort und erteilte diese zugleich auch laut ihrem Begleiter. Ihre Natur besaß keinen Trieb zur Gemeinschaft mit andern, mit vielen. Was sie in sich trug, wurde dadurch am höchsten schön und glückvoll, daß sie es allein in ihrer Seele hegte. Das machte ihr die Feldstille unter dem weiten Himmelsgewölbe zu einer weihereicheren Andachtsstätte, als die Kirche im Gedränge der Menschen.

Langsam fortschreitend, waren sie in ein einsames Gebiet gelangt. Schmal wand sich der Weg zwischen einzelnen, mit aufgewuchertem Gesträuch bedeckten kleinen Erderhöhungen dahin, wilde Rosen mit noch geschlossenen Knospen schlangen ihr Gerank dazwischen; von oben sahen dunkle Bergspitzen herein, sonst drang kein Blick hierher. Nur ein roter Glanz der scheidenden Abendsonne schwebte wie ein Lächeln des Frühlings über den Blättern.

Ignaz sah stumm ein Weilchen umher; nun versetzte er auf die Erläuterung des Mädchens:

„Ja, es ist schöner, weihevoller hier, als in der Kirche, das wenigstens empfinden wir gemeinsam, Agathe. Das höchste, was der Mensch in sich aufnehmen kann, es kommt aus dieser Schönheit der Natur. Sie ist dem Menschenherzen verwandt, es ist für sie geschaffen, denn sonst könnte es sie nicht so in sich aufnehmen. Es ist der Himmel, der die Erde küßt, und die Sonne knüpft sie mit goldenen Fäden aneinander."

Seine Stimme klang anders als bisher, der lieblich berührte Sinn des Künstlergemütes, einer dichterischen Erregung hatte aus ihr gesprochen. Die Brust der Zuhörerin durchlief es mit einem freudigsüßen Schauer, der Himmel hatte sie zusammen hierhergeführt, es war ein Augenblick, doch vielleicht noch auf seine Seele Wirkung zu üben, und sie versetzte rasch:

„Ja, es ist schön, weil es aus der Hand Gottes kommt, um uns zu ihm empor zu ziehen, Ignaz. Das redet daraus zu unserem Herzen und erfüllt es mit Wonne. Denn es spricht von der Heimat, die unserem Leben im Himmel bereitet steht."

Sie waren stillgestanden, die Hand des jungen Mannes hob sich nach einem Strauch vor ihm, er sagte:

Digitized by Google

„Sieh, die Rose will blühen, die Natur hat sie dazu erschaffen —“

Er brach eine wilde Rosenknospe, hielt sie dem Mädchen entgegen und wiederholte:

„Sieh, die Rose will blühen, und du willst nicht auf der Erde leben, Agathe?“

Das alte verhallte Wort aus Kinderzeit war's, das sich ihm über die Lippen gedrängt. Auch ihr war's im Gedächtnis geweckt, sie antwortete:

„Als Kind ahnte ich es nur noch, was ich jetzt weiß —“

Er fiel nochmals mit der gleichen Frage ein, und seine Stimme zitterte: „Du willst nicht auf der Erde leben, Agathe?“ Seine Finger umfaßten, die Rose haltend, ihr Handgelenk und drückten ihr mit der kleinen Blüte einen Dorn wider den Arm, daß ein roter Tropfen aus diesem hervorquoll. Sie schüttelte jetzt, ihn ernst anblickend, den Kopf: „Du weißt es, auf Erden nicht — was willst du? Du thust mir weh.“

Es war zum erstenmal eine Antwort von ihr auf das nie zwischen ihnen Gesprochene. Doch nun stieß er aus: „So muß ich Abschied fürs Leben von dem Munde nehmen, der es gesagt!“ und plötzlich warf er beide Arme, sich fest verschlingend, um ihren Nacken. Einen Augenblick stand sie, wie von Undenkbarem betäubt, dann bot sie alle Kraft ihrer Körperstärke auf, sich zu befreien. Doch umsonst, der Gewaltthatsdrang des Knaben war in ihm zur Entfesselung gelangt und erzwang sich seinen Willen. Mit Übermacht hielt er sie, zog sie dichter an sich, drückte seine Lippen auf ihren nach Atem ringenden Mund. Eine Sekunde lang nur, da ließ er sie frei.

Jetzt stand sie, hastig einige Schritte zurückgefahren. Ihre Brust kämpfte noch um Luft, ihre Augen warfen ihm Blicke des Abscheus entgegen. Dann gewann sie Sprache: „Deshalb suchtest du mich hier? Verbirg dein ruchloses Gemüt vor dem Gesicht Gottes und der Welt! Ich kann nicht mehr für dich beten, du bist ein sündhafter, schlechter Mensch!“

Sie wandte sich und ging rasch davon. Er blieb reglos, ihr nachblickend, stehen, wie gelähmt, auch wie geistbetäubt jetzt. Ihr Gesicht drehte sich nicht mehr um; wie sie ihm hinter einem Buschrand entschwunden, ging sie nicht mehr, sondern lief der Stadt zu und noch weiter durch die Gassen, bis in ihre Kammer hinein, die sie hinter sich abschloß. Hier kniete sie auf ihrem Betschemel nieder, blieb lange so liegen. Die Muhme rief sie zur Abendmahlzeit, doch sie antwortete, daß sie nicht Hunger habe. Dann kleidete sie sich im Dunkel aus und lag wieder mit gefalteten Händen auf ihrem Bett. Doch sie konnte Ignaz Burkheim nicht mehr in ihr Gebet einschließen. Dessen hätte sie ihn nicht fähig gehalten; wie hatte sie sich durch so lange Jahre doch in ihm getäuscht. Das Gefühl seiner abscheulichen That verließ sie nicht, so wie er ihr während ihres vergeblichen Ringens gegen ihn vor Augen stand. Nach dem göttlichen Gebot strebte sie, all ihre Mitmenschen zu lieben, hatte nie Haß gegen jemanden gekannt, aber er war ihr zum erstenmal hassenswert. Und seltsam mischte noch ein völlig andres, ein irdisches Gefühl sich ihr hinein. Sie hatte sich bis zu diesem Tage furchtlos stets auf ihre Kraft verlassen, was immer ihr begegnen möge; jetzt empfand sie, daß sie dies nicht mehr könne. Ihr Aufgebot aller Stärke war überwältigt worden, es lag eine Demütigung ihrer Zuversichtlichkeit darin, und eine Furcht erwuchs ihr daraus, sie wußte nicht, wovor, wie vor ihrem eigenen Selbst. Unruhe trieb wie mit einem Wellenschlag in ihr auf und nieder, sie konnte nicht einschlafen, ihr war's immer, daß sie noch etwas vergessen und unterlassen. Zuletzt faltete sie die Hände nochmals zusammen und sprach laut ins Dunkel: „Vergieb auch in deiner Liebe, o Gott, allen, die irrenden Herzens sind, und leite sie auf den rechten Weg!“ Dann schlief sie ein.

Doch seit jenem Tage ging Agathe Edinger nicht mehr vor die Thore ins Feld hinaus. Es fiel ihr schwer, ihre Andacht nur auf die Kirche und das Haus zu beschränken, aber sie mußte es fortan, durfte nicht wagen, sich wieder solcher Begegnung auszusetzen. Um seinetwillen nicht und um ihrer selbst willen: Wenn er gewahrte, daß sie die Stadt verließ, hätte sie ihn in Versuchung geführt, ihr abermals nachzufolgen, die Schuld auf sich geladen, daß er vielleicht die seinige wiederhole und noch vergrößere. Und für sich selbst war ihr deutlich die Erkenntnis ihrer Schwäche aufgegangen; sie hatte sich ihrer Kraft vermessen gehabt, vielleicht war, was ihr geschehen, eine Strafe dafür gewesen. Selbst in den Straßen fürchtete sie sich, Ignaz Burkheim zu begegnen, bog erschreckt zur Seite ab, wenn sie ihn von weitem daherkommen zu sehen glaubte.

Doch sie glaubte dies nur, es geschah in Wirklichkeit nicht, sie sah ihn niemals wieder. Wochen und Monate vergingen, es mußte sich ihr aufdrängen, denn er stand zuvor stets irgendwo an den Wegen, wo sie, auf ihren Tagesgängen vorüberkam. Zuletzt erkundigte sie sich nach ihm bei jemandem, der

Digitized by Google

im selben Hause mit ihm wohnte, und erhielt die Antwort, er habe seit langem schon die Stadt verlassen. Als sie weiter fragte, ward ihr gesagt, an einem Tage im Mai sei er plötzlich verschwunden gewesen; wohin, wüßte niemand, wohl auf eine andre Universität. Da atmete Agathe befreit auf, wie eine schwere Bedrückung fiel es von ihrer Seele. Sie brauchte das nicht mehr zu fürchten, was sie unruhig in sich getragen.

Der Herbst lag über dem Land, und der Winter kam früh und streng, hielt mit tiefer Schneedecke draußen den Fuß innerhalb der Stadtmauern festgebannt. Stürmisch und regnerisch folgte der Frühling, verstattete dem Mädchen auch jetzt nicht andren Weg als den zur Kirche. Aber wenn sie in dieser saß oder kniete, war's ihr oft, sie finde hier das nicht, wonach ihr Inneres sehnsüchtig suche. Es war frostig in dem dämmernden Raum, kalt auch klangen die Worte der Predigt, selbst der Gesang, und sie schmachtete nach Wärme. Nur ein Anhauch der letzteren überfloß sie, wenn einmal ein Strahl der Wintersonne auf die hohen Glasfenster der Kirchenwand fiel und sein Goldlicht durch die farbigen Scheiben bis zu ihr herabwarf. Doch zumeist stand sie unbefriedigt auf, die Menschen um sie her beengten, entwürdigten ihr das Gefühl in ihrer Brust, zu Hause hob diese sich ihr freier. Aber sie entbehrte auch hier etwas im Zusammensitzen mit der alten Muhme, bei der sie kein Verständnis für die Fragen und Gedanken fand, die ihr Gemüt erfüllten. Der Bildungsgrad ihrer Hausgenossin reichte nicht zu einem weiteren Interesse als für das Alltäglichste und Kläglichste der Lebensführung hin, und gegen diese Nichtigkeit hätte Agathe sogar gern einmal ein Gespräch über die irdischen Umstände der Zeit, das, was sich in Land und Stadt auf dem Gebiet der Künste und geistigen Thätigkeit zutrug, geführt, wenn es auch vergänglicher Art und für das wahre Leben der Seele ohne Wert und Bedeutung war. Dazu indes besaß die Geistesverdumpfung der Alten noch weniger Fähigkeit; ihre Gedankenwelt ging nicht über Essen und Trinken und das einförmige Ableiern von Rosenkranzgebeten hinaus, daß der leere Ton Agathe manchmal wie eine körperliche und geistige Pein im Ohr berührte und sie davontrieb, um die stille Einsamkeit ihres Zimmers zu suchen.

Dann aber kam spät der wirkliche Frühling mit Sonnengold und Himmelsblau, und Verlangen zog das Mädchen zum erstenmal wieder ins Freie. Sie ging am Nachmittag durch das ostwärts gewandte Thor der Stadt unter busch- und rebenbedecktem steilem Berghange entlang. Die Welt der Natur breitete sich genau so vor ihr aus, wie sie dieselbe zuletzt gesehn und schön in der Erinnerung trug, denn es war wieder ein Tag im Anfang des Mais. Ihr Fuß wollte auf vertrauten Weg zur Rechten ablenken, doch vor ihrem vorangehenden Blick stieg drüben über die Thalausmündung hin etwas Bekanntes vor ihr in die Höh', ein Gebüsch in der Feldverlassenheit, das ihr auch eine Erinnerung wachrief, aber keine schöne und friedliche, sondern sie mit unruhig schnellerem Herzschlag überkommend. So behielt sie den Pfad unter dem felsigen Gebirgsrand inne. Er führte, bald im Schatten von alten Bäumen, bald im Sonnenlicht an einem hellen, schnellschießenden Bach entlang, droben in den hohen Bergen seines Ursprungs schmolz noch der Schnee. Frühlingsblumen nickten weiß, blau und rot an den Rändern des klaren Gewässers, verspätete Veilchen noch dazwischen. Die Wandernde pflückte von ihnen, ihr war's, als ziehe sie zum erstenmal den süßen, zarten Duft derselben ein. Den besaßen sie doch nur, von Gott damit begabt, daß der Menschensinn sich dran erfreuen sollte. Für sie selbst und alles sonst auf Erden hätte er ja keinen Zweck gehabt.

Hinter ihr war der geräuschvolle Tagesbetrieb in den Gassen verstummt, nur das Geplätscher des Wassers klang um sie, und dann nach einer Weile kam ihr noch ein andrer Ton durch die hauchlos stille Luft entgegen. Er war ihr fremd, sie wußte nicht, woher er rühren möge; die Augen gewahrten nichts, der eigentümliche Schall tönte um eine hohe, vorspringende Felswand herüber. Doch nun umbog diese der Weg, und das immer gleichmäßige Geräusch erklärte sich. Gezahntes Eisen durchschnitt einen mächtigen Tannenstamm zu Brettern, unerwartet befand Agathe sich dicht vor dem Sägewerk der Kartause.

Obwohl die Entfernung von der Stadt nur eine halbe Stunde betrug, war sie noch nie bis hierher gekommen, kannte das Kloster nur dem Namen und der Beschreibung nach, ihr Weg hatte sie immer in andrer Richtung geführt. So lag überraschend das große Gebäude mit seiner besonderen Umgebung vor ihr. Der Frühling schien sich eine Heimat, einen Thron seiner lieblichen Hoheit hier in der friedevollen Bergeinbuchtung aufgeschlagen zu haben, rings an den nickenden Waldesrändern ruhte schweigsamer Sonnenglanz, die weichen Mattenhänge flossen in ihm wie reglos gewordene grüne Wellen herab. Nichts bewegte sich in dem freundlichen Bilde, als unter dem Dach eines offenen Schuppens die stetig auf- und niedergehende Säge.

Digitized by Google

Auch eine solche hatte das Mädchen noch nie in ihrer Arbeitsthätigkeit gesehen, sie trat dichter herzu. Einige hohe Bäume standen nah daran, ihre Schattenwipfel über ein altes Heiligensteinbild zusammenwölbend, auf eine Grasböschung neben diesem ließ Agathe sich nieder. So betrachtete sie den Fortschritt der zackigen Schneide durch den kaum merklich sich gegen dieselbe vorwärts rückenden Baum. Es saß sich schön so; der Duft der Veilchen in ihrer Hand stieg zu ihr auf, vom hohen Dach der Kartause stach ein kleiner schwarzer Vogel gegen den Himmel ab und aus seiner Kehle quollen unermüdlich lang hingezogene freudige Flötentöne hervor. Offenbar war er ein Nachkomme jener ersten gefiederten Gäste, die vor bald einem halben Jahrtausend „ihren Flug zu den Vätern gehabt und Wohnung bei ihnen genommen." Man empfand aus seinem Gesang, er fühlte sich hier in einer angestammten sicheren Heimat.

Nun nahm Agathe erst gewahr, daß sich unter dem Dach des Schuppens auch eine Menschengestalt regte. Sie hätte sich zwar selbst sagen können, daß jemand das Sägewerk bedienen müsse, aber sie hatte nicht daran gedacht. Der Arbeitende wandte ihr den Rücken, ein großer, kraftvoller Mann, zu der schweren, Stärke erfordernden Handhabung befähigt und wohl vom Prior des Klosters dazu ausgewählt. Augenscheinlich war es kein „Vater" im Sinne der alten stadträtlichen Verordnung über den Schutz der „Vögelin", sondern ein noch junger, erst werdender „Bruder" in der Laientracht der fratres donati des Kartäuserordens. Auf etwa ein halbes hundert Schritte stand er vorgebückt von der Sitzenden entfernt, die auch er nicht bemerkte. Jetzt indes drehte er sich bei seiner Beschäftigung, und es durchfuhr Agathe mit einem plötzlichen Schreck. Der Laienbruder, der das klösterliche Sägewerk bediente, war Ignaz Burkheim. (Fortsetzung folgt.)

Der Dienstmann.

Es war ein Tag, so drückend schwer und heiß,
Wie ihn nur Mauern einer Hauptstadt kennen,
Drin mit der Luft, gesperrt in engen Kreis,
Die Pflastersteine und die Wände brennen.
Das Denken wird an solchem Tag zur Last,
Der Atemzug zum quälenden Bemühen —
Kein andres Streben, als die träge Rast,
Und kein Empfinden, als das strenge Glühen.
An solchem Tage zwischen zwei und drei
Ging ich den Corso nieder, stillbedächtig,
Belächelte die Baumallee, die schmächtig
Ihmmächtig aufsing dieses Himmels Blei.
Der große, weite Platz war menschenleer,
Wie trunken taumelten nur ein paar Leute
Von niedrem Stande in der Glut umher:
Wer es gedurft, im Kühlen blieb er heute.
Doch sieh, da ich die Schritte ökonomisch
Abmessend setze in dem Strahlenbrande,
Kommt mir ein Mann entgegen, wunderkomisch.
Ein Dienstmann war es, wie man hier zu Lande
Die Träger nennt, und auf dem Kopfe trug
Er einen Korb, voll mit Champagnerflaschen.
Das bärtige Gesicht, vom Schweiß verwaschen,
Sah grämlich drein, mit jenem müden Zug,
Den täglich Mühn um den Bedarf von jetzt
Mit stumpfem Gleichmaß auf die Stirne setzt.
Die eine Hand hielt fest die Bürde oben —
Sie schien nicht mehr geschickt zu starken Proben —
So ging er und trug mürrisch hin den Schatz.
Nicht findest leicht du solchen Gegensatz.
Die welken Lippen und der Bart, so greis,
Die Augen trüb, vom Drucke halb geschlossen,
Und drüber hoch die Hälfe silberweiß,
Den Jubel kündend tollender Genossen!
Er ging vorbei. Ich sah ihm nach ein wenig
Und war dem Tage wieder unterthänig.
Nur heute, da ich las in einer Zeitung
Den blütenüberladenen Bericht
Von einem edlen Fest, das kam ans Licht
Nach müßig vielgeschäftiger Vorbereitung;
Sehr witzig war beschrieben das Programm
Und das Büffett geschildert wundersam —
Da schwankte langsam wieder auf mich zu
Das Bild des Alten, lange schon verblichen,
Und ohne recht zu denken, was ich thu,
Hab' ich es festgebannt in leichten Strichen.

Friedrich Adler.

Frühlingszauber.

Der Frühling springt zu mir herein
Durchs offne Fenster —
Da fliehn vor seinem hellen Schein
Die Sorgen wie Gespenster.

Verwundert streift sein heller Blick
Die grauen Wände:
Verzaubert alles mit Geschick
In grünende Gelände.

Wie dehnt sich meine Seele weit,
Die schwer und enge!
Die Lerche jauchzt, der Kuckuck schreit,
Und Veilchen eine Menge.

Das Sonnenstrahlenfeuer rinnt
In dunkle Wälder,
Und duftbeladen geht der Wind
Geräuschlos durch die Felder.

Mia Holm.

Digitized by Google

Der Meister von Palmyra.

Dramatische Dichtung in fünf Aufzügen von **Adolf Wilbrandt.**

Zweiter Aufzug.

Gemach im Hause des Apelles in Palmyra, mit Wandgemälden und Statuen nach griechisch-römischer Art geschmückt; hinten durch eine Säulenreihe mit einem zweiten Gemach verbunden, durch dessen Öffnung man weiter rückwärts in einen kleinen Hergarten hinausblickt. Eingänge (durch Teppiche geschlossen) rechts und links; auch das zweite Gemach hat Eingänge zu beiden Seiten. Im vorderen Raum ist eine Tafel gedeckt und mit schöngeformten Sesseln umstellt.

Erster Auftritt.

Timolaos. Sklaven (die während dieses Auftritts ab und zu gehen und aus dem zweiten Gemach, dort rechts oder links verschwindend, Prunkgefäße und Blumen für die Tafel bringen); etwas später **Longinus.** (Timolaos ist ein wenig im Bart und an den Schläfen ergraut, sonst nicht merklich gealtert; Longinus aus einem Jüngling ein Mann geworden.)

Timolaos (zu einem der Sklaven). Blumen? So viel ihr könnt; nichts auf der Welt liebt sie so, wie Blumen, eure Herrin. (zu einem andern) Über dich freu' ich mich, Nassum. Sich treu bleiben ist eine große Tugend; du bist noch ebenso faul wie an dem Tag, als der Herr dich kaufte. Tummle dich ja nicht, schleich wie eine Schnecke; bleib dir treu, Nassum! (Die andern Sklaven lachen untereinander. Longinus tritt ein von links.)

Longinus. Wie gut es diesem Timolaos ansteht, bei seinem Apelles den Haushofmeister zu machen. Lustig, freundlich, unermüdlich, wie wenn es sein Beruf wäre —

Timolaos. Da irrt deine Weisheit, Longinus. Wär's mein Beruf, wär' ich faul wie Nassum! Aber drei Dinge thu' ich gern und ohne Entgelt: trinken, aufgeblasene Hohlköpfe zusammendrücken und diesem Apelles eine Freude machen. — Geh nicht zu rasch, Nassum!

Longinus. Zumal seit voriger Woche —

Timolaos. Warum seit voriger Woche?

Longinus. Heuchler! Seit Apelles aus Rom mit diesem Phönix da ist, mit der schönen Phöbe; — Septimius schwört, du seist in sie verliebt.

Timolaos. Ich? Alle Welt — außer dir! Die Grauköpfe, die Strohköpfe und die Hohlköpfe — also ganz Palmyra. Man sagt, sie sei schön wie die Helena; ich sind's nicht; aber wenn sie einen so über die runde Schulter mit den Gazellen-Augen von der Seite anblickt — — Diesem Apelles muß auch alles glücken! (Trinkt aus einem Becher, der vor ihm auf der Tafel steht.) Die Tugendhaften, also die große Mehrzahl, verdrehn die Augen, daß Apelles so ein gottverlassner Sünder ist, diese Phöbe, als wär' sie seine Frau, in sein Haus zu nehmen; aber sie thäten es alle, wenn sie sie haben könnten! (Tritt vor Longinus hin.) Auch die Philosophen! Du auch!

Longinus (ruhig). Ich wohl nicht. — Wo sind sie?

Timolaos. Apelles und Phöbe? Mit Apulejus, dem Statthalter, ans Gebirg gefahren; zur Gräberstadt glaub' ich. Phöbe lachte wie eine Taube, als sie in den Wagen stiegen; Meister Apelles war still und ernst, wie immer an diesem Tag —

Longinus. Was ist's für ein Tag?

Timolaos. Er hat's nie vergessen: an dem sie vor so neunzehn, zwanzig Jahren hier vor seiner Thür der jungen Christin den Gefallen thaten, sie in den Himmel zu schicken. (Trinkt wieder.) Ja, wie das Rad der Zeit sich dreht! Damals wurde grade die Ausrottung der Christen ein sehr beliebtes Gespräch; dann kam die letzte gründliche und ausgiebige Verfolgung unter Diocletianus, die wie alle andern nichts nützte; und jetzt regiert uns vielleicht bald ein getaufter Kaiser, und so ein kleiner Übertritt zum Christentum wird dann das Allerfeinste. Voran unser staatsklügster Kopf, der allerpfiffigste Julius Aurelius Wahdallath!

Longinus (lächelt). Bist du glücklich wieder bei ihm angelangt —

Timolaos (nach einem Blick auf die Sklaven, leiser). Ich haß ihn, Longinus! Diesen kriechenden, hochfahrenden, schmeichelnden, grobschnauzigen, gemütlichen, grausamen, unergründlichen Alleweltsmann! — Der ein Freund des Apelles! Geht doch! Er hat an unsern guten Apelles eine Leiter angelehnt und ist ihm so nach und nach auf den Kopf gestiegen, und von da dann weiter; und jetzt regiert er Palmyra. Pfui über diese Welt! (Trinkt wieder.) Und da die Leiter noch stand, so ist der schöne Septimius Malku, der Feine, mit seinem Katzentritt ihm nachgestiegen; der sitzt nun oben auf seinen Geldsäcken, der reichste Mann von Palmyra, und macht so (Septimius' freundlich herablassenden Gruß nachahmend), wenn er mich sieht. Wer ist Timolaos? Was ist aus Timolaos geworden? Nichts. Ein Mittrinker. Dem haben sie die Leiter weggezogen, der ist unten geblieben. Der hat Geist, aber kein Glück. Die anständigen Leute nennen ihn einen geistreichen, boshaften Trunkenbold; (trinkt) und es ist wahr, er trinkt auch. Und er wird auch noch trinken, wenn sich ihm eine gewisse kalte Hand an die Gurgel legt; — na, und dann wird's aus sein! — — (auf die Thür links deutend) Warst du bei Bolana?

Longinus. Ja. (die Stimme dämpfend) Sprich leise. — Die ist nicht in eure Phöbe verliebt. Die alte Frau sitzt allein und seufzt: ihr Apelles, statt eine stille, ehrbare Frau zu nehmen, bringt uns dem großen Babylon Rom so einen Irrstern mit! (lächelnd) Ich hab' versucht, ihr Philosophie zu predigen — (Bricht ab.) Da kommen deine Freunde.

Timolaos (sieht Septimius und Aurelius eintreten; leise). Der Sonnengott und der Mondgott von Palmyra ... Pfui! (Trinkt.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen; Aurelius und **Septimius** treten im zweiten Gemach von rechts ein, langsam, im Gespräch.

Aurelius (mit sehr gelichtetem Haarwuchs). Das ist ein großes Ziel, Septimius: Palmyra muß wieder die große Spinne im Netz werden, muß den ganzen Handel Asiens mit Europa wieder an sich reißen! Laßt mich nur machen, so wird's!

Digitized by Google

Septimius (etwas kühl, zurückhaltend). Beim Plutus, ich zweifle nicht. Wirst's machen.

Aurelius. Mit deiner Hilfe — und zu deinem Vorteil.

Septimius. Mein Herz steht dir offen, weißt du —

Aurelius. Ich hoffe, auch deine Hand! (Sind in das vordere Gemach gekommen; Timolaos hat sich von Longinus entfernt, spricht mit einem Sklaven.) Sei gegrüßt, Longinus. Was macht deine Hausfrau, die Philosophie?

Longinus. Sie hat mir geraten, noch eine zweite zu nehmen: ich werde heiraten.

Aurelius. Die Priscilla? Recht so! Wir brauchen Menschen, Menschen! — — Apelles hat uns eingeladen, den Abend hier zu verbringen; (leise, voll Unmut) wenn nur nicht auch die Tarantel da wäre, dieser Timolaos. Er läßt niemand in Ruh mit seinen Stachelreden — außer dich und Apelles. Dieser verkommene Schöngeist hat eine ganz verwünschte, nichtswürdige Art, sich einem anzuhängen: zuerst seist er seinen Mann mit faustdicken Schmeicheleien ein, dann traktz er ihm mit seinem stumpfen Witz die ganze Haut herunter. Es ist eine unbegreifliche Schwäche unseres Apelles, diese zudringliche Nessel zu beschützen —

Longinus (lächelnd). Sonst hättest du sie schon ausgerottet; das weiß ich! (Septimius hat mittlerweile die Pentagloße und Blumen betrachtet, setzt sich jetzt an einem Ende der Tafel nieder, halblaut ein Liedchen trällernd.)

Timolaos (zu den Sklaven). Nun, was steht ihr da? Wein her, Wein, für den Krösus von Palmyra, unsern allergeblichsten Septimius Malku! (Die Sklaven eilen. Septimius zu bedienen.) Brich dir den Hals nicht, Nassium! (Setzt sich mit seinem wieder gefüllten Becher neben Septimius.) Ich bin entzückt, dich so wohl zu sehn, Septimius.

Septimius (lüht). Du irrst. Ich habe Kopfweh.

Timolaos. Kopfweh? Dann ist Kopfweh ein Schönheitsmittel; denn ich glaube, du hast nie so — wie soll ich sagen — so verklärt, so adonismäßig ausgesehn. Wenn Phöbe dich so sieht, dann ist sie verloren —

Septimius (lebhaft). Meinst du? (mißtrauisch) Du meinst es nicht so.

Timolaos. Weil ich zuweilen schnöde Witze mache? Jetzt spricht der da aus mir (hebt seinen Becher), der bekanntlich die Wahrheit sagt. — Warum deine Haut gar nicht älter wird, das begreif' ich nicht!

Longinus (leise zu Aurelius). Schau! Jetzt bearbeitet er gar den Septimius —

Aurelius (herzlich lächelnd). Ich hör's. Aber nur zu! Der Septimius wird neuerdings zu hochfahrend, zu spröde; dem wird das Schermesser des Timolaos gut thun. Ja, nur zu, nur zu!

Timolaos. Eigentlich sollte man weinen, Septimius, über die schnöde Ungerechtigkeit der Götter, daß der schönste Mann auch der reichste ist! (Septimius lächelt zufrieden.) Bei Damaskus haben sie einen Fluß, den sie den „Goldfluß" nennen; der stürzt aus den Schluchten des Antilibanon herunter, strömt dann in sieben Armen durch die gewaltige Stadt —

Septimius. Ich weiß —

Timolaos. Und all ihre Götterpracht, all ihre Herrlichkeit verdankt sie nur diesem Gewässer. So sollten wir dich den Goldfluß von Palmyra nennen; denn was wären wir ohne dich?

Septimius (sehr geschmeichelt). Beim Plutus, das ist eine witzige Übertreibung.

Timolaos. Beim Plutus, das ist ein Witz, den das Schicksal machte. Es hat dir das Geheimnis anvertraut, unsern Wüstensand in Goldsand zu verwandeln. Meine Hochachtung, Septimius! (Trinkt ihm zu.)

Septimius. Auf die Gesundheit deines witzigen Kopfes. (Trinkt ihm zu.)

Timolaos. Ich muß ein wenig Witz haben, weil ich häßlich und arm bin; — du hast das nicht nötig!

Aurelius (leise zu Longinus, heiter). Ich fürchte, nun kommt's!

Timolaos (sehr gemütlich beginnend). Was für eine leichtsinnige Verschwendung wäre das, bei Schönheit und Reichtum auch noch Geist zu haben; ein so großer Mann wie du giebt sich damit nicht ab. Man sagt, du bist in jedes hübsche Weibsbild verliebt; nun, wie soll dir eine widerstehn? Wärst du ihr nicht schön genug, so zeigst du ihr den Goldfluß; hätte sie kein Herz für dein Gold, so zeigst du ihr dein schönes Gesicht. Was geht es sie an, daß du deine Haut pflegst wie eine alte Buhlschwester, oder daß deine Hand in jedem Schlamm gesteckt hat, um das Gold zu fischen? Du hast's. Ich war der Dummkopf, den Schlamm für unrein zu halten, und bin mit Recht ein armer Tölpel geblieben —

Septimius (ist aufgestanden, eine Weile stumm vor Überraschung und Zorn; wirft jetzt seinen Becher um). Beim Donner! nun ist's genug!

Timolaos (blickt auf den Tisch und in den Becher hinein). Es war nichts mehr drin. Wär' sonst auch schade um den Wein gewesen —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, Apelles, Phöbe (treten aus dem vordern Gemach von rechts ein; Apelles wenig geändert, kräftiger als im ersten Aufzug gekleidet; Phöbe in prächtiger römischer Gewandung. Sie wird von derselben Schauspielerin gespielt, die Zoe spielte; aber durch Kleidung, Anordnung des Haars und jugendlich weiblichen Ausdruck ihr so unähnlich wie möglich).

Apelles. Wie! Ist hier Krieg? — Was giebt's?

Phöbe. Septimius finster?
O pfui! — Erheitre dein Gesicht!

Septimius. Hier dieser
Streitsüchtige —

Phöbe. Still! Ich will von Streit nichts hören, —
Dein holdes Antlitz nicht verfinstert sehn.
Gleich lächle wieder: sonst zeig' ich noch heut
Palmyra meinen Rücken und entsliehe
Nach meinem Rom!

Apelles. Nimm's ernst, Septimius:
Denn Phöbe nimmt es ernst. Seit einer Stunde
Schwatzt sie von Rom nur, sehnt sich an den Tiber,
Schilt auf Palmyra wie aufs Schattenland
Und nennt uns alle toll!

Phöbe. Ihr seid es auch.
Hier soll der Schakal hausen, nicht der Mensch;
Hier, wo Palmyra wie ein grünes Pünktlein
Im gelben Sandmeer liegt, die Berge kahl
Und öd' sind wie der ewig leere Himmel.
Zeig mir doch Schönes, mein Apelles, sag' ich,
Ein Stückchen Paradies; hier sterb' ich sonst!
Was thut er? In die Bergschlucht führt er mich,
Wo wie versteinte Riesen, plump und düster,
Die Gräbertürme stehn; die Totenstadt
Der Palmyrener! Das ist euer Schönstes,
Die Weide eurer Augen! — O mein Rom!
O Baiae! O ich Närrin!

Digitized by Google

Apelles (etwas gereizt). Ja im Urteil.
Lern erst den Zauber dieser Wüste kennen,
Drin wie ein Schmuckkästlein Palmyra ruht —

Phöbe (legt ihm voll Anmut ihre Hand auf den Mund).
Still! Nicht so ernst. Was bliebst du nicht in Rom?
Ein Jahr — kein Jahr noch — warst du dort; sie schätzten
Den „Meister von Palmyra", der die Tempel
Und Säulenstraßen baute; liebten dich,
Und sagten: bleib! — Was gehst du nicht zurück?
Was klebst du hier am Sand?

Apelles. Palmyra lieb' ich
Und meine Mutter. (Er will zärtlichkeit umschlingend)
Frag nicht mehr. Zum Wein!
Was stehn wir noch? — Hier sitz als Königin;
Und diese Krone, die dem „Wüstensand"
Entstammt, setz auf die lanneureiche Stirn.
(Nimmt einen Rosenkranz von der Tafel, drückt ihn ihr auf die Locken. Sie setzen sich um den Tisch; die Sklaven bedienen sie.)
Bekränzt euch alle!

Phöbe. Trinkt! Ich thu's voran.
(zu den Sklaven) Doch weg die Speisen! Muß ich essen sehn,
So leb' ich, daß wir Tiere sind; wir wollen
Wie Menschen heut, wie Götter uns gebärden.
Wohl jeder aß schon; (lächelnd) wen noch hungert, nehme
Die edlen Früchte dort, die duften süß
Und könnten auch die Götter tafel schmücken.
Die Speisen fort! — Die Sklaven auch! Ein jeder
Bedient sich selbst; so will es das Gesetz
Der großen Circe!

Aurelius. Welche Circe meinst du?

Phöbe. Mich hieß man so in Rom: die „Zauberin"; —
Doch all mein Zauber war mein lust'ger Frohsinn —
Und soll's auch heute sein. (zu den Sklaven, kindlich übermütig)
Hinaus mit euch!
(Apelles winkt den Sklaven, sie verschwinden im zweiten Gemach nach rechts und links.)
Wir sind im Zauberland; mein Reich beginnt!
(Sie zieht aus einem Gefäß mit Blumen und Pflanzen, das vor ihr steht, einen Palmenzweig heraus, hebt ihn wie ein Scepter.)

Septimius. So muß man fürchten, schöne Circe, du
Verwandelst uns —

Aurelius. In Tiere!

Phöbe. Freilich, wen
Der Stab berührt, dem giebt er andern Namen; —
Zunächst dem ernsten Philosophen, der
Nur denkt, nicht spricht. (zu Longinus) Wie nenn' ich dich?

Timolaos. Erneun ihn
Zum Pelikan, dem Urbild aller Denker,
Dem gravitätischen Grübler!

Phöbe (lacht). Gut.
(Berührt Longinus mit der Palme.) So fühl dich
Als Pelikan, und sei des Vorbilds würdig!

Septimius. Und ich, Gebiet'rin?

Phöbe. Welches Tier verdient
Dich zum Gefährten? Nur das schönste aller,
Das edle Roß! (Berührt ihn.)

Apelles. Und ich?

Phöbe. Mein Wüstenlöwe
Bist du; mein oft nicht sanfter Herr und König,
Vor dem ich zittre.
(Berührt seine Hand, die sie dann küßt. Zu Aurelius)
Doch wie nenn' ich dich,
Den weisen Mann des Staats? — Die Adler blicken
Auch so von oben —

Timolaos (sie unterbrechend) Nein, zum Storch erneun ihn,
Dem Herrn im Froschteich! Wer ist klüger als
Der sinnige Storch? Auf einem Beine stehend
Erwägt er: wie wird's enden? Wird Marentius,
Der Heide, siegen, oder Konstantin,
Der Christenfreund? Wenn dieser, werd' ich Christ;
Wenn jener, bleib' ich Heide! (Apelles lacht.)

Aurelius (steht zornig auf). Nessel du!
Willst du mich brennen? mich? den Herrn der Stadt? —
Und du, Apelles, duldest, daß dies Unkraut
In deinem Haus mich höhnt?

Phöbe. O Zeus! So zornig —

Aurelius. Mein Langmut ist erschöpft. Wir heißen Freunde
Seit ungezählten Jahren, er und ich, —
Apelles mein' ich; ihm die Leiter hielt ich
Zu allen Ehren, half zu seinem Ruhm,
Bedeckt' auch mit dem Mantel meines Ansehns,
Was nicht im Recht war. Nun? wie dankt er's? Diese
Tarantel hält er sich, um uns zu stechen —
Auch mich, den Herrn, Aurelius Wahhallath —
Und nickt dazu und lacht!

Apelles (hat sich erhoben; kämpft mit seiner Erregung). Du sprichst wohl irre,
Aurelius Wahhallath. Frei war immer
Das Wort in meinem Haus, und Witz belach' ich;
Doch gift'ge Bosheit ward hier nie gebrütet.
Du hieltest mir die Leiter? Was! Du mir?
Ist dein Gedächtnis trunken? — Du bemänteltest,
„Was nicht im Recht war" — — Was war nicht im Recht?
Beim höchsten Zeus, was nicht?

Aurelius. Ich bitt' dich, laß uns
Nicht hier — —

Apelles. Wo sonst? Hier sieht du Ehrenmänner;
Was du nicht überall siehst. Sprich! Was that ich
Jemals, das unrecht war?

Aurelius. Nicht unrecht —

Apelles. Doch
Nicht recht. Beim Höllenhund! nun sag' es, oder
Ich reiß' dir's aus der Kehle!

Aurelius. Du bist rasend.
Von jenen Geldern sprach ich, die du mehr
Verbautest, als bestimmt war; erst beim Tempel
Der Glückesgöttin dort vor deiner Thür,
Dann bei der Säulenhalle —

Apelles. Wie!

Aurelius. Zuletzt
Bei den sechs Türmen, die den Wall verstärken —

Apelles. Wer schilt mir meine Werke? Sie sind gut
Und schmücken euch die Stadt!

Aurelius. Und kosteten
Ein Fünftteil mehr, als du versprachst —

Apelles. Doch sind sie
Ein Drittteil besser, schöner; ich gewann
Nicht einen Heller mehr, als mir gebührte.
Was schwiegst du damals? Warum zogst du nicht
Die Stirne kraus, wie jetzt, und klagtest mich
Vor Rat und Volk der Geldverschleudrung an?

Aurelius. Weil ich dein Freund war. Rat und Volk, sie hätten

Digitized by Google

Dich arg bedrängt, gemartrt, gezürnt, wohl gar
Gerufen: „zahle du, was drüber ist,
Wir sind's nicht schuldig!“ Darum schloß ich schweigend
Die Rechnung ab, den Meister nicht zu kränken,
Und nahm's von andern, das zu Handen war,
Und sparte dort, was hier gebrach. So war ich
Dein Freund — (auf Septimius deutend) und der mit mir —

Apelles. Dann thatst du unrecht,
Und ich verklage dich! Erschleichen will ich
Nicht einen Heller mir; auch bettl' ich nicht
Um Gnade, nicht bei dir, noch bei Palmyra.
Gieb deine falsche Rechnung her! Ich zahle
Dies Fünfteil, meine Schuld!

Septimius. Bist du von Sinnen?
Du wirst zum Bettler —

Apelles. Lieber Bettler werden,
Als euer Schuldner sein und euresgleichen! —
Ich sah schon manches, das mich wurmte; sah
Die neue Freiheit oft in eurer Hand
Zum alten Mißbrauch werden, sah, wie klug du
Das Scepter führtest; schwieg nach meiner Art,
Weil alte Freundschaft gern geduldig ist
Und ich bedenke: fehlbar sind wir alle!
Doch mit dir fing und fällt sein? schmutz'ge Gnade
Aus deinen Händen nehmen? Lieber mit
Der Schlange kriechen und beim Schakal betteln!
Gieb her die Rechnung! Was Apelles schuldet,
Das soll er zahlen. Haus und Hof fahr' hin,
Der letzte Teil im Säckel, kann ich dann
Nur sagen: Geh! Die Hand ist rein, sie nahm
Aus deiner nichts und hat dir nichts zu danken!

Phöbe. O Zeus! Du wirst nicht —

Apelles. Laß! mein Wort ist Stein.
(zu Aurelius) Du wirst mir senden, und ich werde zahlen.

Aurelius. Wie du begehrst. Wen Zeus verderben
will — —

Doch nein, ich will nicht schmähn wie du. Dir bleibe
Das letzte Wort; sonst, denk' ich, bleibt dir nichts.
Ich werde senden, und dein Stolz wird zahlen.
Fahr wohl! (Geht nach hinten ab.)

Timolaos (zu Longinus, leise, ganz verstört). Der Mann ist toll!

Longinus (leise). Doch weise.

Phöbe. Weh mir!
Was ist dies alles? — Mein Apelles! Komm!
Auf ihn zurück — Laß mich Vernunft dir —

Apelles (verfinstert, rauh). Still!
Du weißt nicht, was du sprichst! (Geht nach links zur Thür.)

Longinus. Wohin?

Apelles. Zur Mutter,
Ihr dies zu sagen, eh' es andre thun. —
Die Lust ist doch gestört; verlaßt mich, bitt' ich.
Lebt wohl bis morgen!

Longinus (drückt ihm die Hand). Gute Nacht!
(Apelles links ab.)

Septimius. Longinus,
Ich bin verstört, — bekümmert.

Longinus. Gehn wir jetzt.
(Winkt dem Timolaos; dieser folgt ihm zögernd.)

Timolaos (im Gehn, leise). Ein edler Mann; doch toll!

Longinus (ebenso, mit feinem Lächeln). So toll wie edel.
Ein Ding, zwei Worte. Komm! (Beide nach hinten ab.)

Phöbe (hält Septimius zurück, der gleichfalls gehn will). Nein,
bleib du noch.
Verlaß mich nicht, Septimius. All ihr Götter,
Was für ein Blitz vom Himmel!

Septimius. Ich beklag' ihn,
Den närrischen Freund Apelles. — Doch vor allem
Beklag' ich dich.

Phöbe. So hilf!

Septimius (zuckt die Achseln). Du hast gehört,
Ob ihm zu helfen ist. Er stieß dich fort —
Dein schönes Auge schwimmt noch jetzt in Thränen.

Phöbe. O wie er rauh war! — — Alles, alles hin!

Septimius. Gewiß.

Phöbe. Er galt für reich —

Septimius. Er ist's gewesen.
Ein Fünftel all der Gelder!

Phöbe. Bettelarm?

Septimius. Nun, arm, wenn auch nicht Bettler. —
Und verfeindet
Mit dem, der alle Macht hat, ihm zu schaden.

Phöbe. Kann man so sinnlos stolz sein? — O Apelles,
Apelles! (Geht nach links gegen die Thür.)
Nein, er stieße mich zurück. —
Er läßt mich stehn. Er weiß nicht, daß ich lebe.
Und arm — ihr Götter! Armut ist der Tod!
So laßt mich sterben, gleich auf dieser Stelle!
(Wirft sich auf einen Stuhl, weint, bedeckt das Gesicht mit den Händen.)

Septimius (mit immer gedämpfter Stimme). Ich bitt' dich,
weine nicht. Ich kann's nicht hören,
Es quält mich, hier im Herzen. Wär' ich nicht
Apelles' Freund, so läg' ich dir zu Füßen,
Zu sagen, was ich fühle; denn der Gott
Mit Pfeil und Bogen hat mir's angethan,
Und wehrlos leid' ich. Doch dein Freund zu lieb' —
Obwohl er schwer mich kränkte — muß ich schweigen.
Nur weine nicht! Dann steigt das Herz empor
Und legt sich auf die Zunge!

Phöbe. O Apelles! —
Und o mein Rom!

Septimius. Riefst du nur „Rom“ und nicht
Zugleich „Apelles“, wüßt' ich dir zu helfen
Und wagte wohl ein Wort. Dann sagt' ich dir:
Was willst du in Palmyra noch? verbannt
In diese Wüste, die dein Auge peinigt,
Dein Herz mit Heimweh füllt; wo Feinde herrschen,
Ins Haus die Sorge tritt, vielleicht der Perser
Bald wieder Krieg und Not bringt — denn er lernt
Das Friedenhalten nicht. Drum denk' ich auch
Dies Land mit meinen Schätzen zu verlassen
Und in dein fernes Paradies zu ziehn,
Zur Stadt der Städte: Rom!
(Sie hebt überrascht den Kopf, blickt ihn schweigend an.)
Wenn du mir folgtest,
So zög' ich gleich. Schon morgen; diese Nacht;
Sobald du sagtest: gehn wir!

Phöbe (nach kurzem Schweigen). Du bist schlecht,
Und denkst auch schlecht von mir, um so zu reden.

Septimius (dehnsam). Vergieb. Ich meint' es gut. Ich
sagte nicht,
Daß dich mein Herz begehrt; das schweigt und stirbt.
Ich denke nur: was wird aus dir? Du bist
Für Rosen, Perlen, Gold und Glück geschaffen;
So wie die Rebe nicht im Sand gedeiht,
Wirst du in Armut welken und vergehn.
Was bist du dem Apelles dann? Er liebte

Digitized by Google

Dich, weil du jauchst und Glück und Wonne strahlest
Und lachtest; wenn du weinen wirst und welken,
Wird er zu andern gehn. Wart nicht so lang;
Geh du zu andern —
(Sie fährt auf, blickt ihn unwillig an. Septimius rasch)
Nicht zu mir. Ich schwieg
Von meinem Herzen, und ich werde schweigen.
Nur wenn du selbst mir sagtest: laß es reden,
So legt' ich alles vor dich hin — mich selbst
Und was ich habe — und als Kaiserin
Von dem, was mein ist, solltest du gebieten.
Doch davon sprech' ich nicht. Als Führer nur
Würd' ich nach Rom dich bringen, dich zu retten.
In jeder Stunde komm' ich, wann du rufst;
So treu ergeben wie kein Mann auf Erden,
Doch wunschlos, willenlos —

Vierter Auftritt.

Phöbe, Septimius; Apelles (ist links in die Thür getreten, den Vorhang öffnend, hat eine Weile, vor Überraschung schweigend und horchend, sich nicht gerührt; tritt nun vor).

Apelles (mit noch verhaltenem Grimm). So spricht Septimius —
Und so hört Phöbe zu und schweigt.
(Phöbe fährt empor.)
Bleib sitzen,
Und hör doch weiter! Bis er sagen wird:
Verrat ist heilig, Untreu' Tugend, und
Apelles nur ein Bettler!

Phöbe. Heilige Götter! —
O hör mich an, Apelles —

Apelles. Ja, das will ich;
Doch nicht vor dem da. (zu Septimius) Warte, bis sie ruft;
Dann komme, sie zu retten.
(da Septimius reden will) Spricht zu noch,
Mann, so verfleh' ich, daß du treu und redlich
Und mir der Freund der Freunde bist, und würg' dich
Wie einen Perserhund! — Geh stumm hinaus;
Dann schreib ihr, was du denkst!
(Septimius tritt dem Apelles näher, um zu reden; auf eine heftende Geberde Phöbes wendet er sich schweigend, geht rechts ab.)
Nun hör' ich dich.
Schamlose Circe! Die mein Herz mir abnahm
Und in ein girrendes Taubenherz verherte,
Das, dich umflatternd, dir am Finger hing
Und jeden Tropfen seines warmen Bluts
Auf deine kleine, kühle Hand verspritzte —
Siehst du die Hand nun fort? weil in den Tropfen
Kein rotes Gold mehr sieht, nur schnödes Blut?
Weil ich nun nichts mehr bin, als dieser Kopf
Und dieser Arm, um mir im Tagewerk
Das Leben und die Ehre zu verdienen?
Was Ehre? Was ist meine Ehre dir?
Was bin ich dir? Ein Bild aus Wüstensand,
Das dir gefiel, weil es vergoldet war;
Weg die Vergoldung, und ich bin nur Staub,
Den du hinweg von deinen Füßen schüttelst,
Den Mann von Gold zu suchen!

Phöbe. Hast du nun
Genug gescholten? kannst du mich nun hören? —
Apelles! Bär du! Was hab' ich gethan?
Ward ich dir untreu? Wenn du von mir gehst,
Ich hier allein in Jammer um dich weine,
Weil du so edel bist, ein Thor zu sein,
Und ich verzage, hilflos, — und mein Ohr sich
Dem Tröster hingiebt, der mich stärken will —
Ist das schon Sünde?

Apelles. Wenn Verführung tröstet — —
O Weib! O Weib!

Phöbe. Er sprach in Ehren —

Apelles. Meinst du!
Unschuldige Kreatur! — — Nach Rom! — — Zieh hin
Mit deinem Mann von Gold! Du Luftgestalt
Aus Dunst und Schaum und Flattergeistern, kannst
Dich an das feste Gold; umschling es, Spinnweb,
Und laß dich retten, eh' die Stürme kommen!
Fahr wohl, fahr wohl! Nimm meinen Segen mit,
Das Letzte, was ich habe: Haß, aus Liebe
Gegoren, Reue, Mitleid und Verachtung!

Phöbe. Wie wild du schelten kannst. Ich zittre, bebe —
Doch kann ich dir nicht gram sein.
(vor ihm niedersinkend)
Schlage mich,
Wenn ich's verdiene! — Schlag nur, ich verdien's;
Ich hörte: Rom, und dachte: Rom, und sah nach Rom!
Für dich zu sterben hätt' ich Mut; doch ach,
Der Mutter Blut in mir erbangt vorm Leben,
Sobald 's die Stirne runzelt. O Apelles,
Was für ein Kind du liebst!

Apelles. Ich lieb' dich nicht mehr.
Steh auf!

Phöbe. Du liebst mich noch. Du zitterst, und
Die rauhe Stimme kämpft mit deinen Thränen.
(Ihn auf einen Sessel niederziehend, während sie auf den Knieen bleibt.)
Sitz nieder. So. Ich küsse deine Hände
Und deine Kniee — du mein Jupiter.
Nein, du mein Wüstenlöwe, wild und grausam;
Wie du mich schalt'st! — Belog ich dich? Zu Rom,
Dich küssend, sagt' ich: ich bin wankelmütig;
Frei muß ich bleiben, und ein Tag wird kommen,
Wo dir dein Glück entflattert! — Wär' er nun
Gekommen —
(Er will aufstehen; sie hält ihn fest, küßt wieder seine Hände.)
Doch er kam noch nicht! — — Doch sag mir:
Was bin ich dir? Die Fessel jetzt, die Sorge;
Nicht mehr dein Vogel, der dein Glück dir sang.
Und deine Mutter haßt mich — (da er eine Bewegung macht)
Still! Ich will
Die alte Frau, die du so liebst, nicht schelten.
Doch — warum hier? im heißen Wüstenwind,
Der mich ermattet, mir die Augen zudrückt —
Jetzt eben, siehst du? . . . Gehn wir! Bring mich heim
Nach Rom! (ihn umfassend) nach Rom!

Apelles (schüttelt den Kopf). Hier wurzl' ich. —
Und die Mutter. —
Ward dir's genug, so geh! (Steht auf, geht von ihr hinweg.)

Phöbe (erhebt sich). Schon wieder rauh;
Die Löwenstimme. — Wohl, so bleiben wir; —
Doch dann in Fried' und Eintracht.
(Folgt ihm, drückt ihn sanft auf ein rechts stehendes Ruhebett nieder, setzt sich neben ihn.)
Lächle, Mann!
Ich bin nun, wie ich bin. Was willst du? Jung noch,
Doch früh gereift; und früh gewöhnt, als Falter
Nach Glück zu flattern, und den kriechenden Wurm,
Der Sorge heißt, zu fürchten und zu hassen.
Und drum — — doch bin ich müd — — doch noch Ein Wort:
Gut war ich, ernst, wie ihr; geschaffen für
Gedanken, Tugend, Weisheit, — was du willst.

Digitized by Google

In meinem Kinderherzen rührten sich
Wohl heilige Gefühle — seltsam, heimlich,
Gleichwie ein Erbteil aus vergangnem Leben — —
In Worte faß' ich's nicht. Doch (zögernd) Mutterblut,
Beispiel, Verlockung — — Küsse mich, vergieb mir,
Daß ich nun diese Phöbe bin; nur diese!

Apelles (küßt sie). Die eben lieb' ich — wenn ich gleich nicht will. —
Doch deine Augen fallen zu, wie Kelche
Von Winden, wenn die Sonne glüht.

Phöbe (sinkt an seine Brust). Sie glühte
Heut allzu heiß. — Und wie die Kinder bin ich:
Wenn sie sich satt geweint, so schlafen sie.
Laß mich hier schlummern; — so!

Apelles (sie betrachtend, nach einer Weile). Sie schläft schon ein. —
Ja, wie die Kinder! Vor der Sorge flüchtend
Ins Land der Träume, liegt sie da; ihr Atem
Sanft wie ein Flüsterwind, die junge Haut
Wie Holz der Zeder duftend . . . Doch so still
Und ernst, im Schlaf versteinert, gleicht sie seltsam
Der Christin aus Damaskus. — Rätselvoll,
Unfaßbar, daß sich so verschiedne gleichen:
Der Tag der Nacht, Leichtsinn der Heiligkeit,
Weltlust dem Opfertod! — — Doch als sie starb,
Die Christin, und mit Geisterblick mir zurief:
„Und wachen wirst du ohne Schlaf des Todes" —
Sprach das der Geist des Lebens, den ich rief?
Und warum mahnt mich diese Schläfrin, die
Mein Herz berauscht, an jenes Kind des Todes?
Als wär's derselbe Geist in beiden Formen? — —
Die Mutter kommt.

Fünfter Auftritt.

Apelles, Phöbe (schlafend). **Bolana** (von links; sehr gealtert, ergraut; in sonster Trauertracht und fast schüchtern eintretend).

Bolana (da Apelles aufstehn will). Bleib; wecke sie nicht auf.
(mit kaum bemerkbarer Bitterkeit) Wozu sie stören um der Alten willen.
Ich rede leise. Doch mich drängt es, Kind,
Dir eins zu sagen, das mir gleich nicht einfiel,
Als deine böse Nachricht mich erschreckte —

Apelles (die Stimme dämpfend, wie sie). Was ist's?

Bolana. Ich hab' ein Gütchen noch im Thal
Des Libanon, bei Heliopolis.
Gar guter Boden. Das verkaufen wir:
So zahlt es doch ein Teilchen deiner Schuld!

Apelles (gerührt lächelnd). Ich dich beranden? Lieber stürb' ich, Mutter.
Nein, davon sprich nicht mehr!

Bolana. O Kind! du nahmst
Schon manches von mir an — und nahmst es willig.
(mit einem unsichern Blick auf Phöbe)
Nahrung und Liebe, mein' ich — denn von meinen
Gedanken nahm dein eigenwilliger Geist
Schon lange nichts mehr an. (ergeben) Doch wie du willst.
(seufzend) Du weißt es besser!

Apelles (freundlich lächelnd). Laß; ich komm' zu dir.
(Steht vorsichtig und leise auf, Phöbes Kopf von sich weg auf die Polster legend; geht dann zu Bolana.)
Sie schläft in Frieden weiter. — Mütterlein!
Ich wollte gern von Herzen dir gefallen
In allem, was ich thu' und bin. Doch tief
Im Innern herrschen feurige Gewalten,
Und Schönheitshunger, und des Herzens Rätsel,
Die ziehn uns, wie des Wanderers Heimweh, wachsend
Allmächtig mit sich fort!

Bolana (eine Hand am Herzen, doch sich bezwingend). Du sagst es, Kind;
Drum wird es wohl so sein. — — So geh' ich wieder.
(für sich) O Zeus!

Apelles. Ein Wort noch. Mutter — du bist bleich.

Bolana. Kind, ich bin alt.

Apelles. Und traurig.

Bolana (schüttelt den Kopf). Nicht so sehr.
Und wollt' ich sagen, Kind, warum ich's bin,
So würd'st du schelten.

Apelles (lächelnd). Nicht so sehr. — Was drückt dich?

Bolana (sich ein Herz fassend). Da liegt's und schläft. — — Der Chrysse Tochter, dacht' ich,
Sollt' hier als Hausfrau schalten; — Kind, die wär's.
Das leuchtete mir so als Stern der Hoffnung
An meinem Abend. — Doch dich ziehn die starken
Gewalten mit sich fort. — Ich geh'! (Geht zu ihrer Thür.)

Apelles (erschrocken). Du schwankst ja —

Bolana. Nicht daß ich wüßte. Nur — — O Zeus!
(Sie sinkt wie ohnmächtig hin; Apelles fängt sie in seinen Armen auf.)

Apelles. Was ist dir?
O Mutter! Mutter!
(Sie kommt ein wenig zu sich, deutet mit schwacher Gebärde nach ihrer Thür.)
Komm, ich führe dich. —
Die Thür geht auf. Wer ist's?

Sechster Auftritt.

Die Vorigen; Pausanias (tritt links aus der Thür hervor; in griechischer Kleidung, bleich).

Pausanias. Der Arzt.

Apelles. So' hilf mir.
Gieb ihr den Arm — (plötzlich erschreckend) Nein! Tritt nicht näher! Ich
Erkenne dich. Du Schreckbild der Vernichtung,
Vermummt in diese Hülle, die mich täuschte —
Seit jener Stunde sah ich dich nicht wieder.
Was willst du heut bei mir?
(Pausanias blickt stumm auf Bolana. Apelles entsetzt)
Die Mutter?

Pausanias. Still;
Du weckst die Schläf'rin dort. — Dein Arm erzittert,
Die alte Frau wird fallen.

Apelles (ermannt sich, drückt Bolana, die noch immer die Augen schließt, fester an seine Brust). Nein! dir trotz' ich;
Dir ring' ich sie noch ab, du Feind der Menschen. —
Rühr sie nicht an!

Pausanias. Es braucht's nicht. Innen nagen
Die „schwarzen Mäuse", die du kennst.

Apelles (erschüttert). Dann Fluch dir,
Du schadenfroher Geist! — — Ich jage sie
Hinweg — und dich mit ihnen. Stark ist auch
Des Menschen Wille! — — Sie erwacht. O Mutter!
(sie streichelnd) Komm, komm! Ich führe dich!

Bolana (mit schwacher Stimme). Kind! Mein Apelles!

Apelles. Ja, dein Apelles.
(zu Pausanias, mit leiser, doch fester Stimme)
Weg von dieser Thür!
Der Arzt bin ich — nicht du!
(zu Bolana, zärtlich) Tritt auf. Ich führ' dich.
(Mit Bolana links ab. Pausanias bleibt stehen, den Blick auf die Thür gerichtet. Phöbe, die sich schon regte, erwacht.)

Digitized by Google

Siebenter Auftritt.

Phöbe. Pausanias; ein **Sklave** des Apelles.

Phöbe (blickt umher). Wo bin ich? — Hier. — Apelles fort. — Wer sieht dort?

(Ein Sklave, aus dem zweiten Gemach von rechts gekommen, tritt zu Phöbe, eine verriegelte Rolle in der Hand.)

Was bringst du, Lydus?

Sklave. Dieses Schreiben, Herrin;
Ein Sklave bracht's. Für dich.

Phöbe (nimmt die Rolle. Leiser). Wer ist der Mann,
Der blasse dort?

Sklave (blickt flüchtig hin). Der Arzt. — Er geht.
(Pausanias geht langsam ins zweite Gemach, wo er links verschwindet.)

Phöbe. Du auch.
(Der Sklave ab. Phöbe öffnet die Rolle.)

Wer schickt mir diesen Brief? (überrascht) Septimius!
(tief) „Septimius seiner Herrin Phöbe Gruß und Unterwerfung! — Die Götter fügen es so, daß ich noch heute nacht die Reise antrete nach dem ersehnten Rom. Unsre alte Freundschaft hat Apelles zerrissen; die Ehre gebietet mir jetzt nicht minder als das Mitleid, dir noch einmal die Hilfe anzubieten, die dich aus einem deiner unwürdigen Sorgenmeer errettet. Der dir dies schreibt, begehrt nichts, weder Dank noch andres, nur den nichtsbedeutenden Schimmer einer fernen Hoffnung. Fünf Schritte von dir ist mein Haus; dort erwarte ich dich oder deine Botschaft."

Achter Auftritt.

Phöbe; Longinus (von hinten rechts; in Erregung, die er zu bemeistern sucht). (Es dunkelt.)

Longinus. Wo ist Apelles?
(Phöbe bemerkt ihn nicht. Kurz vor sich hin.)
Du nur hier. — Vergieb:
Warum so tief versonnen?

Phöbe (blickt ihn an). Warum du
So finster? und bewegt?

Longinus. Um deinetwillen.
Wo ist Apelles?

Phöbe (steht auf). Sprich. Um meinetwillen?
Was ist geschehn?

Longinus. Es möchte nur geschehn.
Laß mich's Apelles sagen —

Phöbe (tritt zu ihm). Nein! Mir selbst.
Was mir gilt, sage mir!

Longinus. Aurelius droht —
Der edle Mann, ganz Wut und Haß —

Phöbe. Was droht er?

Longinus. Als Pfleger dieser Stadt und ihrer Sitte
Vom hohen Rat zu fordern, daß ein Beispiel
Gegeben werde —

Phöbe (erzittert). Sprich!

Longinus. Sie sollen aus
Balmyras Mauern dich verbannen, droht er;
Den Mann der Tugend kränkt dies Ärgernis! —
Doch fürchte nichts. Apelles gilt's; doch der — —
Was thust du? Wohin willst du?

Phöbe. Ich? — Wohin? —
Was that ich?

Longinus. Das frag' ich. Du gingst umher; —
Nun thun's die Augen. Hast du Furcht?

Phöbe (Worte suchend). Für ihn; —
Ja, für Apelles. (für sich) All ihr Götter! Helft mir!
Ist dies ein Zeichen? Soll ich gehn? So sagt es
Und endet all die Not!

Longinus. Was hast du da,
Das deine Hand zerdrückt?

Phöbe (blickt auf die Rolle; für sich). Septimius' Brief. —
Das ist das Zeichen, daß er danach fragte.
Die Götter wollen's — ich soll fort! — — Apelles!
Ich dich verlassen! Doch die Götter wollen's;
Wenn auch mein Herz sich wehrt. — O käm's du jetzt — —
Doch nein; komm nicht! komm nicht! Ich soll hinweg;
Drum ohne Abschied; Abschied wäre Sterben!

Longinus (für sich). Was gärt in ihr, daß sie nicht
hört und sieht? —
Sie seufzt.

Phöbe (für sich). Fahr wohl, fahr wohl! — Mein Herz
ist traurig —
Und flüchtet doch in feiger Angst hinweg.
Fahr wohl; vergieb mir!
(Geht, unsicher schwankend, nach hinten.)

Neunter Auftritt.

Longinus, Phöbe; Pausanias (tritt wieder auf, wo er abgegangen, bleibt zwischen den Säulen stehn).

Longinus. Fort? Wohin?

Phöbe (mit gebrochener Stimme). Ich weiß nicht. —
Sag dem Apelles —
(Ihr Bewußtsein vergeht, sie droht zu sinken. Pausanias fängt sie auf; der Brief fällt ihr aus der Hand, dann durchläuft sie ein Schauder. Angstvoll die Augen öffnend)
Wer bist du? (zuhigter) Der Arzt. — —
Ich danke dir. (sucht zu lächeln) Ich lebe. Laß mich gehn.
(Löst sich aus seinen Armen. Zu Longinus)
Sag dem Apelles — — Nein. — Ich komme wieder.
(für sich) Apelles, gute Nacht!
(Schwankt hinaus, hinten rechts ab. Pausanias hebt den Brief vom Boden auf.)

Pausanias (für sich). Du kommst nicht wieder.

Longinus. Was ist der Phöbe? Wohin will sie gehn?

Zehnter Auftritt.

Longinus, Pausanias; Apelles (von links).

Apelles (nach links zurückblickend, erheitert). Nun schläft sie, friedlich.
(Tritt vor, sieht Pausanias. Zusammenschreckend)
Du noch hier? Du wartest? —
Und wo blieb Phöbe?

Pausanias (hinausdeutend). Fort. — Um diesen Preis
kannst du die alte Frau da drin behalten.
(Hält ihm den Brief hin. Apelles nimmt, blickt hinein; der Brief zittert in seiner Hand.)

Apelles (schreit auf). Fort! mit Septimius!

Pausanias (nickt). Fort.

Longinus. Was ist geschehn?

Apelles. Freust du dich, Unhold? — Mir entflohn!
Mich feig'
Verlassen! treulos! — — (mit bebender Stimme) Doch mein
Leben fort,
Mein Glück, mein Rausch! — Mein Licht- und Musenkind —
Ihr Weinen war Gesang, ihr Lachen Wonne;
Ihr Geist so hold, ihr Herz für jede Güte
Geschaffen — — nur für Mut und Treue nicht.
Sie fahre hin! (mit Gebärde) Heraus aus dieser Brust —
Das zuckende Herz mit ihr, und Blut und Leben!
(Wirft sich auf einen Sessel; verbirgt sein Gesicht. — Longinus tritt nach einer Pause zu ihm, legt ihm stumm die Hand auf die Schulter. Apelles hebt langsam den Kopf; blickt auf den unbeweglich dastehenden Pausanias.)

Digitized by Google

Fragt mich dein ſteinernes Auge, blaſſer Geiſt,
Ob dieſe wunde Bruſt nun noch begehrt,
Endlos zu atmen und den Tag zu ſchaun? —
Ja; deinem Auge trotz' ich. Denke nicht,
Ich könnte wanken, zagen! Die ins Antlitz
Ruf' ich das Leben wieder, halt' es feſt —
Und wie Antäos an der Mutter Erde
Nicht' ich mich ſtärkend auf an ſeiner Bruſt.
Ja, ringen, ſchaffen will ich, Schweiß im Antlitz
Und Sieg im Herzen, und des Mannes Wert,
Des Lebens Wert bezeugen und behaupten!

Longinus (der verwundert horchte). Wohl dir; doch wen beſchwörſt du ſo? Was ruft du So feierlich ihn an? Den Arzt —

Apelles (faßt ſich, lächelnd). Mein Geiſt
Ging irre, ſcheint es. Schreck und Weh . . . Nun wach' ich.
(zu Pauſanios) Wie ſagteſt du? Um dieſen Preis kann ich
Die alte Frau behalten. Wohl; das will ich.
Das ſei mein erſter Troſt! — Komm, Philoſoph;
Laß uns zur Mutter gehn.

Pauſanias (während die beiden gehen, mit gedämpfter Stimme).
Wir ſehn uns wieder.

(Der Vorhang fällt.)

(Die weiteren Akte folgen.)

Eines zu wenig.

Warum doch ging es, das geliebte Kind?
Das kommt und kaum, daß unſer Glück beginnt,
Iſt's auch ſchon fort! Was wir zu haben meinen,
Gehört, ich weiß nicht wem! Doch hier, die Kleinen,
Siehſt du ſie nicht? Nun ja, ich ſehe: zwei!
Zwei eben nur — und waren ſonſt doch drei! —

Nun iſt's die Stunde für die Waldesfühle!
Dort ſingen Vöglein, Gott nur weiß, wie viele,
Die auch bald wandern. — Keck, mit weißem Huk
Stolziert der Knabe; ſie iſt unbeſchuht.
Die Sonne funkelt, richtig geht's ins Weite,
Ich hinterm Wagen, er an ihrer Seite.
Die blühnden Fluren ſind wie Edenstraum,
Rotkelchen flattert nach dem Weidenbaum,
Um deſſen Stamm ſich die Lacerten regen.
Jeanne zählt erſt fünfzehn Monde, George dagegen
Zählt dreißig faſt. Er wirft ſich in die Bruſt,
Denn ſolche Mädchen, die ſind ſeine Luſt!
Erſtaunt beſchaut er ihre roſ'gen Finger,
Schwätzt tolles Zeug, hält an die zarten Dinger
Sein eignes Händchen, mißt den Unterſchied
Und zeigt die Schweſter jedem, den er ſieht.
Poſt Blitz, er geht! der Knirps da ſitzt im Wagen!
Jeanne lacht, weil George lacht, und im Frohbehagen
Wie eine Kön'gin iſt ſie anzuſehn.
Die Eiche ſagt zum Ahorn: Sie iſt ſchön!
Der grüßt ſie tief und zeigt ſie dann der Linde,
Denn alles beugt auf Erden ſich dem Kinde;
George iſt voll Selbſtgefühl: wenn er auch lacht,
Er ſchützt ſie doch! und ſie traut ſeiner Macht.

George blickt gar mutig drein aus ſeinen Augen,
Und ihr macht's Spaß, am Fingerchen zu ſaugen.
Doch ſieh: vom Wege ſind wir abgeirrt.
George, weil der Wald von Schmetterlingen ſchwirrt,
Will hinterdrein. Jeanne jubelt auf vor Freuden,
Und ich — zum Kinde werd' ich mit den beiden!
Ihr holder Frohſinn iſt wie Himmelsklang,
Aus ihrem Kichern tönt's wie Lobgeſang!
Jeanne greift begehrend nach den Vöglein droben;
George will den Hanswurſt durch und durch erproben:
Da bricht die Feder. Wie ſich beide freu'n!
Aus tauſend Augen blickt der Wald darein.
George bringt mir, einen Apfel noch im Munde,
Sein Spielzeug her; ich, reich an Menſchenkunde
Und mehr als George mit der Welt bekannt,
Ich ſetze ſeinen Hanswurſt ihm in Stand. —
Hier atmet Gott. Es mengt das Waldesdüfter
Sich traut ins Spiel der jubelnden Geſchwiſter.
„Geh nicht ins Gras, George; trocken iſt's noch kaum!"
Jeanne wiegt ihr Püppchen und der Wind den Baum;
George kommandiert: wir ſind ihm zu Gefallen;
Ein heitres Liedchen läßt die Amme ſchallen,
Wie's oft am Abend von den Straßen klingt.
Jeanne klatſcht ins Händchen, George hüpft und ſpringt.

Das Herz im Buſen fühl' ich weit ſich dehnen
Und lache laut, — doch ihr ſeht meine Thränen,
Ihr alten Bäume, hab' ich recht? und wißt:
Des Kleinen denk' ich, der nicht bei uns iſt!

Nach dem Franzöſiſchen des **Victor Hugo** von **Martin Zehn.**

Digitized by Google

Ul von Haslach.

Von **Otto Roquette.**

(Schluß.)

„Ach glaubt nur nicht, gestrenge Herrn,“
Sprach Ul, „daß zu entfliehn ich dächte
Und Schmach auf meinen Namen brächte!
Ich will mich halten gar nicht fern,
Zum Tode thu ich mich nicht drängen,
Doch will ich, soll's gehangen sein,
Am liebsten noch zu Fünsing hängen
Und euch den Ruhm davon verleihn.“
Und als er so gesprochen, ward
Der Eid in feierlicher Art
Vom hohen Rat ihm abgenommen.
Darauf nicht mehr so gar beklommen,
Begann der Ul: „Ihr Herrn, vergebt —
Vier Wochen dauern doch gar lange!
Und hat man nichts, wovon man lebt,
Macht einem Bot und Hunger bange.
Ach Gott, es ist in solcher Zeit
Der Weg der Tugend leicht zu fehlen
Und könnt', in Widerwärtigkeit
Ums liebe Brot, ich wieder stehlen!
Und stehl' ich wieder, kann's geschehn,
Daß sie an andrem Ort mich fangen,
Und könnt' ich, würd' ich dort gehangen,
Nach Fünsing nicht zurücke gehn.
Das aber wär' auch euch nicht lieb,
Dieweil ich eur geschworner Dieb,
Dem ihr nur Urlaub habt gegeben.
Drum bitt' ich recht, daß ihr mir hold
Auf die vier Wochen einen Sold
Gewährt für das liebe Leben,
Daß ich, bis meine Zeit verrann,
Lebendig wiederkehren kann!“

Der Wunsch erschien den Ratsherrn billig,
Und wog man ihm zum Unterhalt
Ein Sümmchen aus der Kasse willig.
Da fuhr Herrn Sümmlers Jorngestalt
Doch einmal auf: „Das hieße sparen?
Um sich vor Kosten zu bewahren,
Den Dieb jetzt gar mit barem Geld
Ausstatten? Nein, nicht um die Welt —!“
Doch diesmal ward er überstimmt.
Denn Ungeduld schon lästig brannte
Wie Feuer unter jedem Stuhle;
Zu Hause stand gedeckt der Tisch,
Die Kinder mußten in die Schule,
Die Hausfrau wurde rednerisch,
Man wußt' es ja, wenn gar zu lange
Man die Verhandlung hielt im Gange;
Drum nichts von Einspruch mehr: „Da ist
Das Geld für deine Galgenfrist!“
Der Bürgermeister steht nicht an,
Um nur die Sitzung abzuschließen,
Aus eigner Tasch' es vorzuschießen:
„Nun, Ul von Haslach, sei ein Mann
Und denk an das, was du versprochen!“
Der Ul nicht lange sich besann,
Griff hastig zu, wie neugeboren
Zu freud'gem Thun, und meint, es wär'
Das Zauberland in Fünsings Mauern
Und wahrhaft jede Wundermär.
„Ihr sollt auf mich umsonst nicht tauern,
Vielleble Herrn!“ rief er vergnügt.
„Und da so gut sich alles fügt,
Verspürt man's wohl, daß unterdessen
Das Wiedersehn ich nicht vergessen!“
Und schon, beflügelt, wie der Wind,
Ist Ul zur Thür hinaus gesprungen;
Der Büttel hinterdrein geschwind,
Denn was dem Gaudieb heut gelungen,
Vor Staunen ihm die Sprache raubt,
Und hätt' er so was nicht geglaubt,
Wär' er nicht selbst dabeigestanden!
Nun treibt's ihn immer noch, zu sehn,
Wohin des andern Schritte gehn.
Allein kein Ul war mehr vorhanden,
Nicht vor der Thür und nicht im Haus,
Als hätt' er sich mit Teufelswitze
Verwandelt gar und wär' als Maus
Entschlüpft durch eine Treppenritze.
Und auch die edlen Herrn vom Rat
Bereiten jetzt sich, sonder Streiten
Versöhnt und froh nach Haus zu schreiten
Nach segensreich vollbrachter That. —

Digitized by Google

Nun gingen so vier Wochen hin,
Wie sonst vier Wochen auch im Jahre.
Man dacht' an Groß- und Kleingewinn
Und wie man vor Verlust sich wahre.
Die liebe Sonne meint' es gut
Und schien mit voller Strahlenglut
Auf Gärten, Wiesen, Äcker, Fluren,
Und selbst die Ältsten Leute schwuren,
Daß solch ein Herbst zu Fünfings Frommen
Im Leben noch nicht vorgekommen.
Die liebe Sonne fragt nicht viel,
Ob sehr gescheit, ob dumm die Leute,
Ob groß, ob klein ihr Lebensziel,
Sie giebt, was stets die Welt erfreute,
Gleichgültig, ob den guten Tag
Jedweder auch verdienen mag. —

Die Gerste war nun auch geschnitten,
Und in des Gänsemägdleins Hut
Kam durch das Stoppelfeld geschritten
Herrn Hauboldo weiße Federbrut.
Doch, ob die Scheuern auch geschwellt,
Die Vorratskammern wohl bestellt,
So gab's im Haus und in den Straßen
Doch Ärger auch und Nachbarnstreit,
Dieweil zu Fünfing außer Maßen
Gestohlen ward in dieser Zeit.

Und als nun in den letzten Tagen
Ein großer Markt die Stadt erfreut',
Da Trödelbuden aufgeschlagen,
Wo allerlei sich wohlfeil beut
Und gern jedwede Hausfrau kaufte,
Des billigern Besitzes froh —
Entstand ein Zeternmordio,
Daß man sich beinah' schlug und raufte!
Denn jeder in des andern Haus
Entdeckt, was kürzlich ihm gestohlen,
Und schilt und will sich's wieder holen,
Und glaubt nicht, daß der andre draus'
Auf offnem Markt es sich erstanden.
Der eine trägt den Sonntagsrock
Des andern, und die Frau'n erst fanden
Vom Waschkorb bis zum Feuerbock
Im andern Haus- und Hofreviere
Mit Ingrimm das verschwundne Ihre.
Dem Bürgermeister schwirrt der Kopf
Von all den Klagen und Verhören —
Es fehlt nur, daß der Kirchenknopf,
Hoch wegkommt und die Stadtwaldföhren!
Doch da nun Dame Haubold gar
Ihr seidnes Tuch, das ihr entkommen,
An Dame Sümmler ward gewahr,
Die um die Schultern es genommen
Und auch gekrost es tragen kann,
Da sie's gekauft beim billigen Mann:
Ja, da nun Dame Hanbold schrecklich
Vom Zorne fort sich reißen ließ
Und kurz sie eine Diebin hieß,
Und Dame Sümmler stark und heftlich
Ihr Antwort gab, da ward es graus!
Denn schon rief in die Welt hinaus
Die Dame Dich, was nach geheimer
Erspürung sie gesehen auch:
Daß ihre grün gestrichnen Eimer
Bei Dame Haubold in Gebrauch!
So ging es weiter. An der Damen
Mit Leidenschaft geführtem Krieg
Die Ratsherrn thätig Anteil nahmen,
Daß oft der Zorn sich hoch verstieg
Und mancher Tag in manchem Falle
Sah wütend alle wider alle.

So kam herauf des Tages Licht,
Zwar den Gemütern sonder Klärung,
Wo, trotz der allgemeinen Gärung,
Man feiern sollt' ein Ratsgericht,
Da heut der Urlaub abgelaufen,
Den Ul von Haslach man gesetzt.
Der Bürgermeister, abgehetzt
Schon früh durch neue Klägerhaufen
Und Kreuzverhör und Schreibelast,
Hat gar die Stunde schon verpaßt
Zur Ratsversammlung, wo nach Fug
Und Recht den Ul man will erwarten,
Und wo die Herrn gewiß schon harrten,
Bereit zum allgemeinen Zug!
Da kommt der Büttel angerannt:
Die Rathausuhr sei stehn geblieben,
Und die am Stadtturm durch Verschieben
Des Zeigers außer Rand und Band!
Die Ratsherrn wären kaum beisammen,
Denn keiner wisse, was die Zeit,
Und stünde drum in hellen Flammen
Bei ihnen schon der Redestreit! —
Hinaus jetzt treibt der Bürgermeister
Die Klag- und Plag- und Hadergeister,
Zur Sitzung drängt ihn ernste Pflicht.
Doch — wieder neuen Anfalls Tücke!
Er sucht umsonst die Staatssiegel,
Die heut notwendig zum Gericht!
Die Hausfrau fühlt ein bittres Kränken,
Daß ihrer Ordnung das geschah,
Sie forscht in Truhen, Kasten, Schränken,
Umsonst, der Hauptschmuck ist nicht da!
Der Büttel schwieg, doch stand zu lesen
Die Frag' um Augen ihm und Mund:
Ob etwa vor bemessner Stund'
Der Ul am End schon dagewesen? —
Und so, nach neuem Zeitverthun,
Läßt man die Sachen endlich ruhn,
So daß das Haupt der Stadt die Bürde
Des Amts in bitterstem Verdruß
Heut ohne Zeichen seiner Würde
Verwalten und ertragen muß.

Digitized by Google

Schon drängt sich's draußen bis zum Galgen,
Die halbe Stadt ist marschbereit
Zum Festzug nach dem neuen Galgen.
Und wahrlich ist's die höchste Zeit!
Man hat ihn anberaumt um Achte,
Und jetzo war es Zehn vorbei,
Und Groll und Ungeduld erwachte,
Ob denn der Ul auch drinnen sei?
Und drinnen an geweihter Stätte
Des Sühnungssaales war es auch,
Als ob man's abgesehen hätte
Auf böser Stimmung Dunst und Rauch!
Da tritt der Bürgermeister ein.
Man wirft auf ihn entsetzt die Blicke —
Er aber eilt, sie einzuweihn
In dieses Tages Mißgeschicke,
Und fragt gefaßt, mit Amtesmienen,
Ob Ul von Haslach schon erschienen?
Doch hat ihn keiner noch gesehn,
Und keinem scheint die Sach' ergötzlich,
Denn kommt er nicht — was wird geschehn?
Da zieht der Bürgermeister plötzlich
Aus den Papieren auf dem Tisch
Ein Blatt, beschrieben flott und frisch,
Und liest — was all Erstaunen macht:
„Ich, Ul von Haslach, war Gloch acht
Dahier am Platz, dem Schwur getreulich.
Doch da bis Heim kein Richter kam,
Papier und Feder bald ich nahm
Und schreib, daß es mir ganz erfreulich
Ergangen in der Urlaubszeit.
Und bitt' ich, will man noch mich henken,
Zum Festesplatz den Schritt zu lenken,
Der Tag ist schön, der Weg nicht weit.
Ich bin derweil vorausgegangen,
Die Herrn am Galgen zu empfangen."

Die Ratsherrn sahn sich schweigend an.
Doch unten rief und schrie die Menge,
Und so, getrieben in die Enge,
Der Bürgermeister ernst begann:
„Es muß denn sein! Er war am Platz,
Uns hielt des Morgens Plag' und Hatz
Und Wirrwarr, daß wir ihn verfehlten.
Wenn ihn Gefühl und Schwur beseelten
Zur Wiederkehr auf Tag und Stund,
So haben wir den besten Grund
Zur Hoffnung, daß wir heut ihn henken.
Zum Richtplatz laßt den Zug uns lenken!"
Und so geschah es. Aus dem Chor
Der Zug der Ratsherrn trat hervor.
Der Henker folgt. „Doch zum Gericht
Die Hauptperson, sehn sie nicht!"
So fragt mit Drängen, Drücken, Schieben
Das Volk: „Wo ist der Ul geblieben?"
„Der ist schon draußen!" ruft der Büttel,
Der sich mit amtsgemäßem Knüttel
Gedankenbrütend und verdrossen
Dem Zug der Ratsherrn angeschlossen.

Nun war's noch ein gar heißer Tag
Und nicht mehr fern die Mittagsstunde,
Und was ein rechter Staub vermag,
In hosten war es aus dem Grunde.
Kein Schatten, Stoppeln links und rechts,
Ein Schwitzen gab's, es war nichts Schlechts,
Bis endlich, halb gekocht, gebraten,
Auf sandigem Weg die Pilger waten,
Der hügelauf zur Stätte führt.
Nun stand man ernst, wie sich's gebührt,
Im Halbkreis um den Galgenstuhl.
Man sieht und sieht, — wo ist der Ul?
Von dem war freilich nichts zu finden.
Doch neben einem Dornbusch saß
Das Gänsemägdlein auf dem Gras
Und wußt' ein Kränzlein sich zu winden
Von allerlei, was farbenhell
Noch blühen mocht' auf kahler Stell.
Ein rosig Ding, barfüßig zwar,
Von dürft'gem Röchchen nur bekleidet,
Mit Augen, rein und kinderklar,
Und Zöpfen, deren goldnes Haar
Ein Fürstenkind ihm wohl beneidet.
Vom Hergang eines Halsgerichts
Und seinem Ernst noch wußt' es nichts
Und saß gar sehr verwundert da,
Als es die vielen Leute sah.
Doch ohne Furcht erhob sich's bald,
Und als der Zug gelangt zum Halt,
Sie zu den Ratsherrn trat gemach
Und so, in Unschuld lächelnd, sprach:
„Der Ul von Haslach läßt euch sagen,
Daß er auch diesmal dagewes't,
Ihr braucht sein Zeichen nur zu fragen,
So meint er, wenn ihr's richtig les't.
Da oben hängt's. Doch da die Stunde
Auch diesmal wiederum verpaßt,
So geb' er damit euch die Kunde,
Er sei nun nicht mehr euer Gast,
Denn viel noch brauch' er seine Kräft'
In anderweitigem Geschäft.
Drum müß' er fort auf hurt'gen Füßen,
Und läßt euch all zum Abschied grüßen."

Nun fand ein großes Schweigen statt,
Dieweil man viel zu denken hatt',
Und jeder Blick nur auf das Zeichen
Des Ul gerichtet stand — ein Ding,
Das von dem Galgen niederhing —
Was war's? — Wo sah man schon dergleichen?
Da schrie der Büttel: „Ei, verflucht!
Das Zeichen, das er ließ zurücke,
Das ist ja, die wir lang gesucht,
Des Bürgermeisters Staatsperücke!"

Digitized by Google

Da ſcholl Gelächter und Geſchrei
Und Hohn und Jubelruf im Kreiſe.
Man wünſchte, da er doch mal frei,
Dem Al von Haslach gute Reiſe.
Und war ein Halsgericht verloren,
Vergnüglich war auch ſolch Erſatz,
Drum eilt zurück zu Fünfings Thoren
Das Volk, und ſtiller ward der Platz.
Der hohe Rat nur ſtand noch ſinnend,
Jedwedem ſchien die Red' entflohn,
Bis Ratsherr Rich den Räuſperton
Vernehmlich machte, ſo beginnend:
„So viel erhellt, daß, wenn wir klug,
Ein Amtsgeheimnis dies muß bleiben!
Und darf Herr Sulor keinen Zug
Davon in Fünfings Chronik ſchreiben!"
Ja, Amtsgeheimnis! Einig ſtand
Der Rat und ſchwur's mit Mund und Hand.
Auch wußte wohl man's zu bewahren
Und hat von dem, was hier geſchehn,
Wer's ſelber nicht mit angeſehn,
Kein Menſch ein Sterbenswort erfahren.

Beim Schäferhaus.

Beim Schäferhaus am grünen Rain
Da lag ich einmal, ſaß und lag,
Da war wie nirgend Sonnenſchein,
Ein Leuchten, wie an keinem Tag.

Des Weges kam ein kleiner Fuß,
Das ſchönſte Kind vom Dorfe kam,
Wir beide boten uns den Gruß,
Den jedes gab und jedes nahm.

Das war ein Duft und Sonnenſchein! –
Und wenn ich nun vorübergeh'
Beim Schäferhaus am grünen Rain,
Iſt mir's wie ewig wohl und weh.

Doch wer das alles wollt verſtehn,
Am ſchönſten Tag und Sonnenſchein
Da müßt ihm ſo wie mir geſchehn
Beim Schäferhaus am grünen Rain.

J. G. Fiſcher.

Frage.

Steht eine Eiche am Waldesrand,
Rauſcht geſchüttelt vom Winde,
Trägt ein Herz und Namenszug
In der verwachſenen Rinde.

Auf dem Friedhof drin im Dorf
Beugen ſich dunkle Cypreſſen
Über zwei Gräber blumenleer,
Längſt von den Menſchen vergeſſen.

Und ein Fink ſteigt auf vom Kreuz,
Kehrt zur Eiche die Flügel,
Bringt er einen Geiſtergruß
Von dem Totenhügel?

Gottfried Poehler.

„Ich träume ſo manche Nacht . . ."

Ich träume ſo manche Nacht von dir,
Es wären beiſammen wir zwei;
Es hielte den Finger kein Reif dir umſpannt,
Kein Weib an die Heimat, kein Kind dich gebannt,
Du wanderteſt, Liebſter, mein eigen, mit mir,
Wie die Wolken des Himmels ſo frei.

Ich rufe mir oft mit des Tages Licht
Mein Elend zurück in den Sinn.
Was nützen mir Schönheit und Jugend und Luſt,
Der Kranz in den Haaren, die Roſ' an der Bruſt,
Ich ſchau' deinem Knaben ins holde Geſicht —
Und all meine Hoffnung iſt hin.

Anna Klie.

Lenzduft.

Der Frühlingshauch weht über die Stadt
Auch in mein Kämmerlein.
Du müde Seele, nun trinke dich ſatt
An Duft und Sonnenſchein!

Nun atme tief und blühe nun auch
Im neuen, frohen Licht,
Bis dieſer warme, ſelige Hauch
Den letzten Kummer bricht!

Martin Beck.

Sprüche.

Wie hat der See die Landſchaft umgekehrt!
Zu unterſt ſpiegelt ſich des Baumes Wipfel;
Jäh in die Tiefe ſtürzt, von Duft beſchwert,
Den Abhang über ſich, der Alpengipfel.
Was hoffſt du noch von Tag zu Tag, o Cropf,
Des eignen Weſens Rätſel zu entſiegeln?
Stellt doch Natur die Dinge auf den Kopf,
Verſucht ſie es, ſich ſelber zu beſpiegeln!

*

Aberglaube knechtet, aber Glaube befreit;
Aberglaube rechtet, aber Glaube verzeiht.

Emil Taubert.

Digitized by Google

Schillers Räuber.

Von **Otto Brahm.**

(Schluß.)

‚Schauspiel‘, nicht Trauerspiel nannte Schiller die ‚Räuber‘, eben mit Rücksicht auf ihre ‚merkwürdige‘ Katastrophe. Ihm schwebte ein Ausgang vor, wie ihn nun dieselbe Zeit Goethe fand in einer dem Schillerschen Werk scheinbar freilich konträren Dichtung: der ‚Iphigenie‘; einen Sieg der ethischen Mächte wollte er, und gleichwie Iphigenie, in herrlichem Aufschwung der Empfindung, zu den Göttern flieht: ‚Verherrlicht durch mich die Wahrheit‘, so sollte die heroische Selbsterkenntnis des Karl, seine Rückkehr unter die beleidigten Gesetze ihre unverletzbare Macht und Größe verherrlichen: ‚Sie bedarf eines Opfers — dieses Opfer bin ich selbst. Ich selbst muß für sie des Todes sterben‘. Die Kraft, dies Gewollte auszudrücken, hat der Dichter freilich nicht, Schwulst und Geschmacklosigkeit drängen sich gerade hier wuchernd vor; aber die Intention kennzeichnet die sittliche Höhe seiner Auffassung, mit welcher er die Weltanschauung Rousseaus und der Genies überwindet, in demselben Augenblick, da er ihr den leidenschaftlichsten Ausdruck gleichen hat. Und weil Schiller selber empfand, wie unvollkommen er seine Absicht dichterisch ausgesprochen, weist er immer wieder theoretisch auf sie hin, und er faßt den Plan eines zweiten Teils der Räuber, welcher ‚alle Immoralität des ersten in die erhabenste Moral‘ auflösen soll; von einem ‚Nachtrag in einem Akt: Räuber Moors letztes Schicksal‘ spricht er 1785, und noch bis in seine letzte Weimarer Zeit hinein verfolgt ihn die Gestalt des Karl, noch um 1803 entwirft er einen Plan: ‚Die Braut in Trauer, zweiter Teil der Räuber‘, der in der Technik der ‚Braut von Messina‘, mit Geistererscheinungen und frevelhafter Geschwisterliebe, das alte Problem vollenden soll.

Schiller würde diesen Plan nicht so lange festgehalten haben, hätte nicht die lärmende Aufnahme der ‚Räuber‘ ihn genügthigt. Sein Werk würde ihm mehr gefallen haben, wenn es weniger gefallen hätte. Aber von der sittlichen Wirkung, auf welche er künstrebte mit noch unsicheren Mitteln, empfanden die Zeitgenossen nichts; nicht Moor, der sich unter die Gesetze beugt, — Moor, der den Gesetzen Trotz bietet, dessen Geist nach Thaten, dessen Atem nach Freiheit dürstet, war der Held ihrer Wahl. Und wie hätte auch eine Gesellschaft, welcher der Räuber selbst eben den Fehdehandschuh hingeworfen, eine Gesellschaft, die der Dichter nicht verrottet genug hatte schildern können aus dem Munde Moors und Kosinskys, mit ihrer ohnmächtigen Halbheit, ihrer Paschawirtschaft und Blutsaugerei, mit ihrem einengenden Schneckengang von Konvenienz und lahmer Kultur — wie hätte sie plötzlich erscheinen sollen als eine erhabene, unverletzbare Macht? Was denn hatte der Dichter gezeigt von dieser Gesellschaft, wer war, ihr Repräsentant? Niemand besseres als der Pater, eine Karikatur, die unter dem Hohne Moors und der Bande von der Bühne gejagt wird. Wenn die anerkannte Ordnung aus diesen Augen sah — wie konnte sie würdig, heilig erscheinen? Vergebens versuchte der Dichter aus der Negation herauszukommen zu einer Position, seine eigenen Voraussetzungen schlugen seine Bemühung zu Boden; und weil er seine Handlung auch noch unmittelbar in die deutsche Gegenwart versetzt hatte, wurde diese flammende soziale Satire um so begeisterter hier, um so entrüsteter dort empfangen: ‚Wäre ich Gott gewesen, im Begriff die Welt zu erschaffen,‘ so sprach ein Fürst zu Goethe, ‚und hätte in dem Augenblick vorausgesehen, daß Schillers Räuber darin würden geschrieben werden, ich hätte die Welt nicht erschaffen‘.

Nur Eine Bedingung hatte Schubart ausgesprochen, als er seine Geschichte von den Brüdern Karl und Wilhelm einem Genie preisgab: daß nämlich dies Genie ‚nicht aus Zaghaftigkeit die Scene in Spanien und Griechenland, sondern auf teutschem Grund und Boden eröffne‘. Von solcher Zaghaftigkeit war Schiller frei; die ideale Ferne der ‚Emilia Galotti‘, der Klingerschen und Leisewitzschen Dramen überwand er schnell, und er wagte, im Deutschland von 1781 eine Handlung zu schildern, die sich im Deutschland von 1760 zutrug. Da er ein ‚Kopist der wirklichen Welt‘ sein will, nimmt er unmittelbar aus dem Leben Elemente seines Stoffes unbefangen auf; er entlehnt von den Akademisten von Mohr und Schweizer Namen des Stückes, von andern ‚Karaktere‘ (nach dem Zeugnis seines Lehrers Abel); er ergreift die Idee eines Eleven, nach dem gelobten Lande zu wandern, welche dieser prahlerisch auszumalen pflegte, und gestaltet sie in der Erzählung Spiegelbergs von dem neuen Jerusalem; und selbst in der durch Schubart überlieferten Fabel hatte er ein wirkliches Geschehnis, so scheint es, mit Bewußtsein aufgefaßt: denn daß die Geschichte des alten Moor nicht erfunden war, sondern einen wahren Grund hatte‘, bezeugt die Gattin Schillers.

Aber auch die politischen Elemente des Dramas zeigen sich völlig unverkleidet. Alle Farben wurden so brennender, jedes Wort schneidender. Kein unbekannter Fürst von Gnastalla hier — der deutliche Hinweis vielmehr, in der Erzählung Karls von dem verräterischen Minister und falschen Freunde und in der Geschichte des Kosinsky, auf wirkliche Geschehnisse aus der württembergischen Vergangenheit. Und waren die Vorgänger dabei stehen geblieben, einzelne Lebensformen der Zeit anzugreifen, die Vorurteile des Standes, den Übermut der Soldaten, die verlnöcherte Mode der Erziehung, so um-

Digitized by Google

faßte nun Schiller sogleich die ganze Breite der deutschen Welt, und allen bestehenden Mächten, in Staat und Gesellschaft, schien er den Krieg zu erklären. Die Möglichkeit einer politischen Revolution innerhalb der deutschen Zustände scheint für ihn so undenkbar noch, wie sie undenkbar war für den Verfasser der ‚Emilia Galotti‘; aber der Dichter, der durch die Stunde seiner Geburt um ein Jahrzehnt näher an die französische Revolution gerückt ist als Goethe und die Genossen — er geht doch kühner, unbedingter in den Kampf gegen das Bestehende, und als das rechte Motto für sein Werk erscheint ihm das Wort des Hippokrates: ‚Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat, quae ferrum non sanat, ignis sanat‘. Das war innerhalb der Lehre des großen Arztes, welche ihm die Schule überliefert hatte, die ihm zusagendste Erkenntnis. Diese Seite seiner Dichtung verdeutlichte sich noch in den späteren Ausgaben des Werkes durch eine neue Titelvignette: den großaufsteigenden Löwen, der grimmig die Tatze erhebt; die Richtung seiner Geste aber zeigt sich durch die Unterschrift an: ‚In Tirannos‘. Jene berühmten Worte des Karl Moor von dem lastenden Joch des Despotismus und von der Freiheit, welche Kloffe und Extremitäten ausbrütet, hatten nun ihr Sinnbild gefunden.

Der Gegensatz von Freiheit und Zwang aber bewegt noch in einem andern, als in dem politischen Sinne, Karl Moor. Unter den Themen, welche Schiller für seine Dissertation vorschlug, hieß eines: ‚Über die Freiheit und Moralität des Menschen‘. Da die Lehrer dieses nicht annahmen, blieb der Aufsatz ungeschrieben; aber wie die Ideen der Schrift von der tierischen und geistigen Natur in den ‚Räubern‘ wiederkehren, so haben auch jene Gedanken des Dichters sich Ausdruck gesucht in Worten des Karl und des Franz. Die Frage der Willensfreiheit ist es, die (unter Garves Einfluß) Schiller beschäftigt, und bedeutungsvoll steht dieses wichtigste philosophische Problem des modernen Dramatikers, das über die Bedingungen zwischen Charakter und Schicksal, zwischen dem Wollen des Individuums und dem Zwange der Umstände entscheidet, gleich am Eingang von Schillers dramatischer Produktion da. Freilich, ein Zwiespalt der Anschauung macht sich auch hier geltend, und zur Klarheit gelangt der jugendliche Dichter noch nicht. Wie er gegen das Joch des Despotismus anstürmt, so stürmt er gegen das ‚eiserne Joch des Mechanismus‘; aber das ‚unbeugsame Fatum‘, das über dem Menschen waltet, glaubt Karl doch zu erkennen, und in seinem Hamletschen Monologe versucht er es, die Schwere seiner Taten hinüberzuwälzen auf einen Zwang des Schicksals: ‚Geister meiner Erwürgten! Euer Sterbegewinsel — eure Wunden sind so nur Glieder einer unzerbrechlichen Kette des Schicksals und hängen zuletzt an meinen Feyerabendstunden, an den Launen meiner Ammen und Hofmeister, am Temperament meines Vaters, am Blut meiner Mutter‘.

Eine Fülle von Motiven und poetischen Tendenzen, von sozialen und philosophischen Anschauungen hat so der Dichter in sein Drama eingeführt; und es fragt sich nun, wie bei diesem zuströmenden Reichtum der Ideen und der Stoffe die Form des Werks geraten ist. Es fragt sich, was die Räuber, künstlerisch und dramatisch, bedeuten.

Zwar für die Bühne, wenn man Schiller beim Wort nehmen will, hat er sein Werk überhaupt nicht geschaffen. In einem angeblichen Hasse gegen die ‚allzuengen Palissaden des Aristoteles und Batteux‘, für welchen man in Lenz‘ ‚Anmerkungen über das Theater‘ das Motto finden kann, erklärt er, in die Schranken eines Bühnenstücks sich nicht einzwängen zu wollen; und mit manchen Ausfällen gegen die Alten und die Franzosen, gegen Sophokles, Menander und den Eid des Corneille, dessen reflektierende Menschen selten mehr seien, ‚als eiskalte Zuschauer ihrer Wut oder altkluge Professore ihrer Leidenschaft‘, setzt er, der ‚die Natur gleichsam wörtlich abgeschrieben hat‘, sich die Fülle der ‚Realitäten‘ und ganzer Charaktere zum Ziel, welche sein Werk, wie er meint, vom Theater ausschließen. Aber nachdem er alle Bedenken, ästhetische und moralische, sich herunterdemonstriert, kommt, wie zufällig, doch noch seine Sehnsucht nach der Scene zu Wort: ‚Ich würde mich übrigens glücklich schätzen‘, sagt er, ‚wenn mein Schauspiel die Aufmerksamkeit eines deutschen Roscius verdiente‘.

Auf dem Boden der Ästhetik von Sturm und Drang hatte sich Schillers Theorie gestellt mit dieser Polemik gegen ‚den‘ Franzosen und die einengende Regel, mit der Vergötterung des ‚britischen Aschylos‘ und der Nichtachtung der Form; aber stärker in ihm als alle Theorie ist der Instinkt des Bühnendichters und, ohne noch das moderne Theater recht zu kennen, stellt er ein Werk hin, welches an dramatischem Gehalt und Zug schlechthin alles übertrifft, was in deutscher Sprache bis dahin geschaffen worden. An den Freiheiten der neuen Epoche nimmt er zwar teil und fliegt über Raum und Zeit, den Franzosen zum Tort, zwanglos hin; er unterscheidet keine ‚Auftritte‘ mehr, sondern beginnt nur nach jedem Ortswechsel, in Shakespearescher Art, mit einer neuen Scene; allein von den Übertreibungen der Genie-Technik hält er sich klug zurück, von Anfang an. Hier sind nicht die kurzen, abgebrochenen Scenen des Götz von Berlichingen, gleich Momentbildern hingeworfen, die bloß charakterisierenden, aber nicht nach vorwärts führenden Situationsskizzen, die, kaum daß sie begonnen haben, auch schon wieder verklungen sind, sondern der Dichter sammelt und steigert seine Wirkungen mit natürlichem Bühnensinn, und zu großen Höhepunkten führt er das Drama empor. Gleich mit Handlung setzt er ein und knüpft Geschehen an Geschehen; indem er das Stück exponiert mit dem vortrefflich geführten Gespräch zwischen Franz und dem Vater, erzielt sich sofort ein wichtiger Fortschritt: die Verstoßung des Karl wird ausgesprochen; die Wirkung dieser Scene springt unmittelbar hinüber auf die nächste in der Schenke, und nicht gehemmt durch die Nötigung einer zweiten Exposition, welche Karl und die Freunde einführte, schreitet die Handlung fort und schwillt an zu dem Entschlusse: ‚Räuber und Mörder!‘ Pläne, eben wenn sie ausgesprochen, auch zu verwirklichen, treibt es das energische Temperament des Dichters; kaum daß Franz den Vorsatz der falschen Todesbotschaft gefaßt hat, so kommt auch, mitten in seinen Satz hinein, Hermann, ‚deus ex machina‘; und gleich schließt sich an die Beratung der beiden die Ausführung, Hermann tritt ab, der ‚Verkappte‘ tritt auf. In der großen Räuberscene dann drängt der Dichter, ganz im Gegensatz zu der dissoluten Methode der Stürmer, die charakterisierenden Momente hart aneinander; nach einer neuen Exposition, die das Räuberleben breit abmalt in seinen verschiedenen Strömungen, den idealen und den

Digitized by Google

gemeinen, lernen wir diese Strömungen selbst rasch kennen: die Teilnahme für Rollers Schicksal, durch die mit fliegender Hast auf die Scene geworfene Nachricht seines Todes geweckt, löst sich, in echt theatralischem Umschlag, durch sein Erscheinen freudig auf; Bericht wird in Handlung umgesetzt in der Spannung des Moments, die in wechselweisem Erzählen bald den Roller dem Schweizer das Wort entreißen macht, bald in der Gegenrede der Spiegelberg und Razmann die Wirkung des Geschehnisses lebendig wiederspiegelt. Die Stellung Moors in der Bande, mit diesem Auftritt, kennzeichnet sich schlagend, auch ohne daß Moor noch redend eingreift; und gleich schließt ein zweiter Vorgang sich an den ersten charakterisierend an: die Verstoßung des Schusterle durch den Hauptmann. Und wie Plan und Ausführung in den Scenen des Hermann sich unmittelbar folgen, so folgt auch unmittelbar auf die Befreiung Rollers schon der Gegenstoß der feindlichen Stadt, höhnische Reiter rücken an, Hörner tönen, Säbel blinken; die Entwicklung des Kampfplans erfolgt, die Vermittlung des Paters und Moors große Tendenzrede, alles Schlag auf Schlag, bis daß die Scene sich unter immer neuer, kühner Steigerung gipfelt und krönt in dem Edelmutsstreit zwischen Karl und der Bande. Mit vollem dichterischem Anteil hat Schiller diese Scenen von Kampfeslärm und Getümmel entwickelt, er gruppiert die Massen mit sicherem Griff, und seiner dichterischen Anschauung stellt sich jede Bewegung, jede Geste deutlich vor Augen, treffe sie nun Spiegelberg, Schweizer, Roller oder Razmann; er hört zum Angriff blasen, sieht die Menge mit gezogenem Degen abgehen, und aus seiner eigenen Stimmung kommt des Karl Moor Bekenntnis, wie sehr er sich ‚aufs Getümmel freut': ‚Jetzt sind wir frei, Kameraden! Ich fühle eine Armee in meiner Faust — Tod oder Freiheit!'

Auf dieser Höhe gesammelter Wirkung aber erhält sich Schillers Schauspiel nicht, und er selbst, als er dem Werke etwas ferner gerückt war, bekannte offen, daß ‚das ganze Schauspiel in der Mitte erlahmt'. Das Thema, die Räuber, organisch und stetig fort zu entwickeln und auch aus der Existenz Moors in dieser ‚Republik' sein Schicksal herzuleiten, hat der Dichter nicht gestrebt. Eine ältere Intention, welche durch Spiegelbergs gewichtig gesprochenes Wort: ‚Dein Regiter hat ein Loch. Du hast das Gift weggelassen' angedeutet scheint, hat er wieder fallen lassen; und: ‚Du hast Verräterei weggelassen' ruft dann Spiegelberg in der spätern Bearbeitung, als der Dichter des Widerspruchs inne geworden. Früh, in der ersten Scene schon, welche Moor, den Räuber, vorführt, kommt ihm der Rückschlag seiner zu hoch gesteigerten Empfindung und aller Thatenlust will er entsagen: ‚Geh, geh, du bist der Mann nicht, das Rachеschwert der obern Tribunal zu regieren, du erlagst bei dem ersten Griff'. Die Ulmkehr des tragischen Helden, statt in das ausgehende Drama zu fallen, leitet hier, infolge seiner ethischen Ziele Schillers, sich schon im zweiten Akte ein, und der dritte, welcher Karl auf der Höhe seines Pathos zeigen sollte, führt ihn vielmehr völlig passiv vor; nur die Stimmung des Helden wird gemalt, nur Erinnerungen werden aufgeweckt, und auch Kosinskys Episode bringt erst durch einen äußerlichsten Behelf die ermattende Handlung in Gang: sein Erscheinen hat, dramatisch betrachtet, keinen Zweck als diesen: den Namen Amalia auszusprechen; denn nun erst kommt über Karl der plötzliche Entschluß, zur Heimat zurückzukehren, den jene schöne Stimmungsscene vorbereitete.

Die zweite Epoche der Geschichte', nach Schillers Wort, eröffnet sich jetzt: Karl Moor in Franken. Die zweigeteilte Handlung des Stücks, die zwischen Scenen des Karl und Scenen des Franz fort und fort wechselte, wie etwa in Goethes Drama die Götz- und die Weislingen-Scenen sich ablösten, fließt nun zu einem Strome zusammen; aber von den drei Gestalten, mit welchen Karl jetzt zusammenzuführen war, tritt die lebendigste, Franz, ihm nicht entgegen; und der seiner Kunst noch nicht gewisse Dichter verzichtet auf eine Scene, deren theatralische Spannung hätte locken sollen. Denn jetzt treibt es ihn an, von den ‚stürmischen Empfindungen der Räuberscenen auszuruhen' in sanftern und weichen, — und er führt Karl zu Amalien: ‚vermittelst einer einzigen Erfindung ist der Verbrecher mit tausend Fäden an unser Herz geknüpft. Er liebt und wird wieder geliebt.' Es zeigt sich, daß Schiller nicht nur Richard und Götz, daß er auch Werther und Siegwart gelesen hat; die handlungsreich stürmenden Scenen werden abgelöst von sentimentalen Phantasien, denen der Hauch der Wirklichkeit fehlt; und es erzielt sich ein Triumph der Empfindsamkeit. Der Dichter, der unter Männern aufgewachsen ist, verfehlt die weibliche Gestalt, und von Amalia gilt wirklich, was er übertreibend von allen Figuren des Dramas später gesagt hat: daß er hier Menschen zu schildern sich vermaß, ehe ihm noch einer begegnete. Nur wo Amalia eine männliche Eigenschaft, den Stolz, aussprechen darf, ist sie wahr, in den empfindsamen Scenen zerfließt sie in eitel Schwärmerei und sehr übel steht ihrer Mädchenhaftigkeit die glühende Erinnerung an selige Stunden, welche der Dichter aus der eigenen, sinnlich träumenden Phantasie ihr zuschreibt: ‚Sein Umarmen — wütendes Entzücken! Seine Küsse — paradiesisch Fühlen! Lippen, Wangen brannten, zitterten.' Wie sie schwärmt, wo sie handeln sollte, und das weißlockige Haupt des alten Moor thatenlos bewundert, statt Franzens Ränke bei ihm zu durchtrenzen, so besteht die Echtheit ihrer Empfindung übel, als sie Karl wiedersieht: mit wahrendem Franz ‚was oft Geschenes' in dem wilden, sonnenverbrannten Gesicht erkennt, bleibt für sie Karl allzulange der fremde Graf aus Mecklenburg. Dem Dichter schwebte vor, was er später eine interessante Situation zu nennen pflegte und mit Virtuosität gestaltete: eine ‚drangvolle' Situation, in der gemischte Empfindungen streiten in Amalia, weil ihre Sinne sich dem unerkannten Geliebten zuwenden, während ihr Herz der Treulosigkeit im selben Augenblick sich anklagt: aber noch fehlt ihm der Ausdruck für solchen Widerstreit des Gefühls und nur der Schwulst herrscht. Reiner als für Amalia findet der Dichter das Wort der Empfindung für Karl, weil er hier die eigene Stimmung nur lyrisch auszuströmen hatte: die Sehnsucht nach der ‚Zeit unschuldiger Kindheit, da er nicht schlafen konnte ohne Nachtgebet, die Fülle der Erinnerungen, die dem Heimkehrenden aufwacht in ‚Vaterlandsthälern', ist mit ganzer Wahrheit ausgesprochen. Man denkt daran, wie Schiller die alten Stätten seiner Knabenjahre in Lorch aufsuchte nach der Befreiung aus der Akademie, wenn Karl die Schwalbennester im Hof, das Gartenthürchen und die Ecke am Zaun mit verweilender Liebe begrüßt: ‚Die gol-

Digitized by Google

denen Maienjahre der Knabenzeit leben wieder auf — da warst du so glücklich, warst so ganz, so wolkenlos heiter.' Und auch in der Scene mit Amalia bleibt sein Wort der Wirklichkeit näher, und der verhaltene Ausdruck der Empfindung ergreift uns, wenn er das Lied der Geliebten von Hektor und Andromache aufnimmt, um sogleich, der Rede unmächtig, bedeutungsvoll wieder abzubrechen: ‚Laß — mich — fort — zum wilden Kriegestanze.'

Aber noch einmal erhebt sich die Dichtung zu voller dramatischer Größe und eilt, nach so viel Hemmungen, um so stürmischer der Katastrophe zu. ‚Den Römergesang muß ich hören, daß mein schlafender Genius wieder aufwacht', fordert Karl; und zugleich mit seinem Helden kehrt auch dem Dichter die volle Kraft zurück, am Turme des alten Moor. ‚Schaut her, schaut her, die Gesetze der Welt sind Würfelspiel worden, das Band der Natur ist entzwei, die alte Zwietracht ist los', so bricht im vollen Pathos der heilige Unwille des Sohnes zürnend aus. Seit die Eleven der Militärakademie von dieser Macht tragischer Empfindung, die ersten, getroffen wurden, hat immer von neuem die fortreißende Gewalt jener Scenen gesiegt auf der Bühne und hat niedergeschlagen, was an jugendlicher Übertreibung, an Kraftheit und Verzerrung gerade hier die Dichtung zu Schaden bringen will. Von solchem echten Ansturm der Leidenschaft, von solcher Wucht dramatischer Wirkung hatte die deutsche Bühne bis auf diese Stunde nicht genußt; und der jugendliche Dichter ist stark genug, eine Scene von gleicher Gewalt dieser ersten zuzufügen: die Vergeltung an Franz: wirklich einen Tag des Gerichts sehen wir stürmend hereinbrechen und eine Stimmung erzeugt sich wie in jenem machtvollen Finale des ‚Don Juan', als den Frevler seine Rache ereicht. Nichts, in Schillers gesamtem Drama, übertrifft an tragischer Tiefe diese Scenen. Aber nun ist auch seine Kraft am Ende und der letzte Auftritt, mit der Ermordung Amaliens durch Moor, hat eine nur äußerlich reiche Handlung; unendlicher Stimmungswechsel erfolgt ohne Grund, bald rennt Moor wie sinnlos gegen eine Eiche, bald zeigt er sich aufblühend in ekstatischer Wonne', bis die Stärke seiner sittlichen Anschauung den Dichter doch zu dem Aufschwung des Schlusses führt: ‚Dem Manne kann geholfen werden.'

Nach seinen einzelnen Scenen, den fallenden und steigenden, muß so die Betrachtung das Drama scheiden; und scenenweise auch, nicht nach einem vorher bestimmten, durchgearbeiteten Plane ist es entstanden. Ruckweise löste es sich ab aus der Seele des Poeten, mit einer plötzlichen Explosion; und die dadurch bedingte Ungleichheit der Anlage wird durch einen Wechsel der Intentionen noch verstärkt. So verlor der Dichter mehrere Figuren, den Hermann, den Kosinsky, ganz aus den Augen, plötzlich waren sie aus seinem Stück verschwunden. So ließ er einen Auftritt im Nonnenstift, in welchem Karl die eingesperrte Amalia befreien will, unter trassen, die Unschuld der Nonnen bedrohenden Worten, auf Zureden seiner Freunde fallen, ohne doch eine ausreichende Erklärung zu finden für das nun andauernde Verweilen Amaliens bei Franz: denn wie diese nach den stürmischen Bewerbungen des Schloßherrn noch ungefährdet in seiner Nähe leben kann, wird durch das hingeworfene Wort: daß sie ihm stets Rauber abkappte', keineswegs motiviert. Aber dem jugendlichen Dichter wird es schwer, wenn ihn die Inspiration verlassen hat, den Ausgang zu finden; und weil er die Stimmung erzwingen will, häufen sich die Greelheiten eng zusammen und die Motivierung wird dürftig. ‚Bordem', so schreibt er 1796 an Wilhelm von Humboldt, ‚legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des einzelnen, jetzt werde ich mich bemühen, denselben Reichthum im einzelnen mit ebensoviel Aufwand von Kunst zu verstecken, als ich sonst angewandt ihn zu zeigen, und das Einzelne recht vordringen zu lassen.' Und gegen Christian Gottfried Körner bekennt er 1789: ‚Bis jetzt haben mich die Pläne, die mich ein blinder Zufall wählen ließ, aufs äußerste embarrassiert, weil die Komposition zu weitläufig und zu kühn war'; und er faßt nun erst den Entschluß, in Zukunft keine Feder mehr anzusetzen, bevor er mit dem Plan in Richtigkeit ist.' Die Gesetze der Komposition, welche er später frei beherrscht, und von denen aus er die Gestalten erst regeln und gewinnt, sind ihm in dieser frühen Zeit noch nicht das erste; und auch in der ausführlichen Selbstkritik seines Werkes hat der Dichter von den Fehlern der Charakteristik sehr viel, von denen der Komposition nichts zu sagen.

Bezeichnend für das Wesen des Dichters aber, für den Schiller von jetzt und später, bleibt diese Selbstkritik. Ernst ist es ihm um die Sache zu thun, und von allen Seiten, theoretisch und praktisch, sich seiner Kunst zu bemächtigen, ist sein Wille. Wie er von den Freunden ein eindringliches Urteil, keine ‚superficielle Anzeige und thörichte Schmeichelei' erbittet, so sucht auch er sich dem eigenen Werk objektiv gegenüberzustellen wie ein Fremder. Nicht Schiller, ein sicherer K . . . . . r recensiert die Räuber in dem von Schiller und seinen Freunden begründeten Journal ‚Wirtembergisches Repertorium'. Er bezeichnet offen seine Vorbilder und schlägt denselben derben und foppenden Ton, den seine Mitschüler an ihm kannten, auch gegen sich an. Die beiden schwächsten Gestalten des Dramas, Amalia und den alten Moor, giebt er völlig preis: die eine hat ihm ‚zu viel im Klopstock gelesen', der andere empfängt das Prädikat ‚kindisch', und das ‚zähe Froschleben' dieses Greises wird bespöttelt. ‚Doch der Dichter ist ja auch Arzt', ruft Schiller ironisch, ‚und wird ihm schon Diät vorgeschrieben haben'. Und kritisch stellt er sich auch dem Franz gegenüber und wiederholt die Fragen anderer Recensenten: woher denn dem Jüngling, aufgewachsen im Kreise einer schuldlosen Familie, eine so herzverderbliche Philosophie komme? Kurz überall, wo er nicht die eigene Empfindung unmittelbar ausgesprochen hat (wie in der Gestalt des Karl), zeigt er das unbarmherzige Urteil eines leidenschaftlich nach vorwärts Strebenden; und nur wo ihre warme Subjektivität unmittelbar ins Spiel kommt, scheint diese rastlos an sich selbst arbeitende Begabung gehemmt.

Hatte noch die Vorrede zu den Räubern einen unbedingten Naturalismus keck ausgesprochen und als das ‚Ziel des Dichters hingestellt, ein ‚getreuer Kopist der wirklichen Welt' zu sein, so wünschte Schiller jetzt im Sinne Lessings ‚Anstand und Milderung': ‚Laokoon kann in der Natur aus Schmerz brüllen, aber in der anschaulichen Kunst erlaubt man ihm nur eine leidende Miene'. Hatte das Vorwort die ‚Fülle ineinander gedrungener Realitäten', welche das Stück enthalte, den Pallisaden des Aristoteles noch stolz entgegenstellt, so tadelte nun die Kritik, daß der Dichter ‚zu viele Realitäten hineingedrängt,

Digitized by Google

die den Haupteindruck belastet'. Hatte Schiller dem Stil seines Dramas alle Ausdrucksmittel der Wirklichkeit, die Besonderheiten des schwäbischen Dialektes so gut wie die Eigentümlichkeiten der Gaunersprache, frei zugeführt, und hatte er für die Meditationen des Franz, nach der Art junger Ärzte, gerade die häßlichsten medizinischen Vorstellungen reichlich genutzt, so wird nun dieser ganze Sturm- und Drangstil, all dies Unverhüllte und Brausende, dieser Reichtum der Idiotismen und Vulgarismen angezweifelt: ‚Der Verfasser kann vorwenden, ich habe Räuber geschildert, und Räuber bescheiden zu schildern, wäre ein Versehen gegen die Natur. — Richtig, Herr Autor! Aber warum haben Sie auch Räuber geschildert?' Und es wird also der Dichtkunst die Forderung gestellt: nicht mehr die Natur zu kopieren schlechthin, sondern zu mildern und auszuwählen und zwischen den Stoffen zu unterscheiden nach ihrer ästhetischen Tauglichkeit, nach dem ‚Anstand' und der ‚Bescheidenheit', welche in ihrer Durchführung walten können. Entscheidendes für die künstlerische Entwicklung Schillers war in solchen Sätzen ausgesprochen; und gleichwie in seiner ethischen und sozialen Anschauung ein tieferes Wollen nach Klärung rang, so rang auch seine künstlerische Anschauung aus jener Gärung von Sturm und Drang, in welcher die Lenz und Genossen untergingen, dämonisch empor. Und auch im Ausblick so ernster Selbstzucht konnten darum die ‚Zeitgenossen zu Recht hoffen: ‚Haben wir je einen deutschen Shakespeare zu erwarten, so ist es der Verfasser der Räuber'.

Frühlingsgruß.

O Lenz, wie ist dein Zauber alt,
Daß sich noch heut das Herz uns wendet,
So oft es wieder keimt im Wald
Und ihren Gruß die Drossel sendet!

Da streift beim ersten Wandergang
Wohl mancher still die grünen Ranken;
Es blüht dem Sänger neuer Sang,
Dem Denker sprossen die Gedanken.

Und jeder sinnt dem Frühling nach —
Da wird in dieses Werdens Segen
Mir wohl das Bild der Kleinen wach,
Die lachend folgen unsren Wegen.

Das ist der Lenz! — Wer hält' es nicht
Erlebt von uns zu seiner Stunde?
Wir alle kämpfen um das Licht —
Ein Kinderaug' ist Frühlingskunde!

O Lenz, wenn ich dich grüßen muß,
Grüß ich dich also nicht vergebens:
All unsren Kindern gilt mein Gruß —
Dem tiefsten Frühling unsres Lebens!

Karl Stieler.
(Ungedruckter Nachlaß.)

Im Lenz.

Der Weißdorn prangt im schnee'gen Kleid,
Ihm droht nicht mehr ein Winterleid,
Es lacht der Lenz auf Erden.
Da alles blüht in Berg und Thal,
Willst du, o Herz, nicht noch einmal
Auch jung, ja jung mir werden?

Martin Greif.

Einer Kranken.

Schau nur in die Frühlingspracht,
Laß dich einmal noch umfassen
Von des Lenzes süßer Macht —
Einmal noch vor dem Verlassen.

Auf die weiße Stirne streut
Dir sein Odem Blütenflocken,
Der zu dir das Ferngeläut
Trägt von dumpfen Kirchhofglocken.

Siehe hin! Vor deinem Fuß
Sproßt ein reiches Kranzgewinde:
Einen sehnsuchtsvollen Gruß
Schickt die Erde ihrem Kinde.

Über deinem Haupte bebt
Lerchenjang wie schmerzzerrissen,
Und der junge Frühling webt
Blüten in dein Sterbekissen.

P. Heyse.

Abendsegen.

Versinke sanft in Abendglut,
Du strahlenvolle Sonnenleuchte,
Und frischen Taus erfehnte Flut
Erquickend reich die Flur besenchte!
Und breite, Nacht, die Flügel aus,
Die leisdurchwehten, sterndurchflammten,
Und hauch uns Träume hold ins Haus
Von Freuden, treuer Huld entflammten!
Und, Schlaf, umfang uns schlummerstill,
Wie liebevolles, mildes Mahnen
An Frieden, der nicht enden will,
Und wie von ew'ger Ruh' das Ahnen!

Hermann Kolett.

Der Regenbogen.

Das ungebrochne Sonnenlicht
Enthüllt den höchsten Reiz noch nicht:
Das wunderbarste Bild erscheint
Erst, wenn der Himmel lacht und weint;
Je dunkler dann der Hintergrund,
Je heller glüht des Bogens zartes Bunt.

So schwebet zwischen Glanz und Grau'n
Das Schönste, was wir jemals schau'n,
Entfaltet nur auf Wolkennacht
Die volle, ewig ferne Pracht
Und dauert — thränenwert Geschick!
Wenn's hoch kommt, einen ganzen Augenblick.

Wilhelm Fischer.

Digitized by Google

Ulrich von Hutten.

Von Ludwig Geiger.

An zwei Stellen erwähnt Goethe Ulrichs von Hutten. An der einen (Dichtung und Wahrheit 17. Buch) überspeit er eine Stelle aus dem merkwürdigen Schreiben, welches Hutten an Wilibald Pirckheimer richtete, in welchem der jugendliche Humanist sein Streben nach allseitiger Ausbildung darlegte und den wahren Adel als den Inbegriff der Tugend, nicht als den Besitz von Wappen und vornehmem Titel definierte; an der andern („Zahme Xenien") ersehnt er, aber in der sichern Erwartung, daß diesem Sehnen Erfüllung werde, auch für sich einen Hutten, damit dieser ihn von den „obscuren Kutten" befreie, „die ihm zu schaden sich verqualen".

Diese doppelte Erwähnung vermag nicht das Gesamtbild einer Persönlichkeit vor uns zu entwickeln, aber sie hebt zwei Momente hervor, die für den einen Mann und für die ganze Zeit besonders charakteristisch sind: sein Verlangen nach universaler Ausbildung und seinen Kampf für Geistesfreiheit. Und wenn es sich jetzt geziemt, bei dem vierten Säkulartag von Huttens Geburt, an diesen wackern Kämpen zu erinnern, so geschieht es vornehmlich um dieser beiden Eigenschaften willen.

Das Verlangen nach universeller Ausbildung erfüllt Huttens Leben und charakterisiert seine Schriften. Er studierte auf verschiedenen Universitäten, begnügte sich aber nicht damit, einer einzelnen Fakultät anzugehören. Mit vollem jugendlichem Eifer wandte er sich den Humaniora zu, beschäftigte sich, auf Drängen seines Vaters, aber wider seinen Willen, mit der Jurisprudenz, gab sich infolge einer schweren Erkrankung, die ihn wohl nicht ohne eigene Verschuldung befallen hatte, mit der Medizin ab und nippte an den theologischen Streitfragen. Freilich wurde Hutten kein Gelehrter strenger Observanz. Aber die Alten nahmen ihn tüchtig in ihre Zucht, sie lehrten ihn ihre Ideen, ihre Kenntnisse, ihre Sprache. Er bereicherte an ihnen und durch sie sein Wissen, er schärfte seine Kritik, so daß er zwischen richtiger und unrichtiger geschichtlicher Überlieferung sehr wohl zu unterscheiden verstand, er bildete sich einen eleganten, leicht verständlichen lateinischen Stil, der, obwohl durch die Alten bestimmt, doch ein im hohen Grade persönliches Gepräge erhielt. Zu der allseitigen Kultur gehörte aber ebensowohl die Beschäftigung mit den praktischen Angelegenheiten der Zeit, als die körperliche Ausbildung und die Pflege der Kunst. Für den Ritter galt damals die körperliche Ausbildung als die einzige und die höchste; manche Ritterbürtige betrachteten es als eine Schande, sich geistig zu beschäftigen; die wenigen litterarischen Adligen mochten es für eine Entweihung halten, das Ritterliche weiter zu pflegen; Hutten gehört zu den seltenen Ausnahmen, denen miles et doctor zu sein in gleicher Weise erstrebenswert däucht. Als Ritter denkt, spricht und handelt er in der Politik; diese Beschränkung erregt manchmal eine Beschränktheit seiner Ansicht, aber schärft oft seinen Blick für die allgemeinen Angelegenheiten, für welche seinen Standesgenossen bei deren ausschließlichen Hervorhebung des Adels und Rittertums das Verständnis verloren gegangen war. Auch für Kunst besaß Hutten einen feinen Sinn: er pries ein damals in Italien vielgeschätztes Bildwerk und rühmte Albrecht Dürer als den zweiten Apelles, dem die Italiener ihre Kunstwerke unterschöben, um sie verkäuflicher zu machen. Auch in Italien war Hutten gewesen, um seine litterarische Ausbildung zu vollenden; und wenn ihm auch der italienische Aufenthalt hauptsächlich dazu gedient hatte, sein patriotisches Gefühl, seinen nationalen Stolz zu erhöhen und seine Abneigung gegen Rom und die Kurie zu schärfen, so waren doch die dort verbrachten Monate nicht unfruchtbar für die Vermehrung seiner Kenntnisse in der Altertumswissenschaft, besonders aber für die Erstarkung seines Bewußtseins von der geistigen Einheit, die alle Kulturstaaten, in erster Linie jedoch Italien und Deutschland, umschließen müßte. Seitdem war er auch von dem Bewußtsein durchdrungen, daß Deutschland durch seine Geisteskultur einen vordern Rang unter den übrigen Mächten einnehmen und die Vorwürfe, die man früher gegen seine Unkultur erhoben, siegreich zu Schanden machen würde. In dem schon erwähnten Briefe an Pirckheimer, in dem er sein Lebensprogramm aufstellt, spricht er die frohe Hoffnung aus, „daß die bessern Wissenschaften wieder aufleben, die Kenntnis beider Sprachen uns mit Griechen und Italienern verbinde, in Deutschland Bildung ihren Wohnsitz nehme, die Barbarei über die hyperboräischen Berge hinaus und bis zum baltischen Meere verbannt sei. Unterdessen wollen wir das Holz der Palme nachahmen, indem wir, je schwerer uns jene auflegen, um so beharrlicher emporstreben und gegen die lästigen Unterdrücker mit unbeugsamer Hartnäckigkeit uns erheben".

Die „lästigen Unterdrücker" waren die stöckern Dunkelmänner. Der Kampf, welchen Hutten gegen diese führte, ist sein schönster Triumph. Er stand in diesem Kampfe nicht allein und führte keineswegs ausschließlich seine eigene Sache. Denn entstanden war, wie bekannt, der Streit durch Reuchlins mannhaftes Eintreten gegen Joh. Pfefferkorns Bemühungen, die Bücher der Juden zu vernichten. Was den wackern Gelehrten zu seinem Einspruch bewogen hatte, war in erster Linie die Vorliebe für die hebräische Sprache und Litteratur gewesen; aber aus dieser Hinneigung zu den Unterdrückten gestaltete sich eine Predigt der Toleranz und die Rettung des Schrifttums einer Glaubensgenossenschaft gab den Anstoß zur Verherrlichung geistiger Selbständigkeit und des freien Gedankens überhaupt. Nicht Reuchlin allein schien der Bedrohte, sondern alle diejenigen, welche, unter dem Banner des Humanismus vereinigt, für die neue Geistes- und Studienrichtung kämpften. Denn als die Kölner theologische Fakultät gegen Reuchlin vorgehen wollte, da konnte dieser sonst so bedächtige und zurückhaltende Mann mit Selbstbewußtsein und Stampfuß auf seine Bundesgenossen hinweisen und schreiben: „Denn

Digitized by Google

welche Bewegung müßte es verursachen unter den Kriegsleuten von Adel und Unadel, auch jenen, welche die Brust ohne Harnisch, aber voller Narben haben, wenn ein Redner mit der Kraft eines Demosthenes ihnen Anfang, Mitte und Ende dieses Handels entwickeln und ihnen zeigen würde, wenn es dabei nun Christus, und wenn nun den Beutel zu thun gewesen ... Und glaube nur, zu jener Schar der Starken würden sich auch die Poeten und die Historiker gesellen, deren in dieser Zeit eine große Anzahl lebt, die mich als ihren ehemaligen Lehrer, wie billig, ehren; sie würden ein so großes Unrecht, von meinen Feinden an mir verübt, ewigem Andenken übergeben und mein unschuldiges Leiden schildern zu eurer hohen Schule unvergänglicher Schmach".

Mit dieser Verheißung deutete Reuchlin überhaupt auf seinen einzuleuen, am wenigsten auf Hutten, der, damals noch unberühmt, gewiß nicht in Reuchlins Gesichtskreis getreten war, obgleich er den Alten gelegentlich als Dichter, als Erneuerer der Komödie gepriesen hatte. Aber wenn auf einen, so paßt die Verheißung auf Hutten. Zwar für die hebräische Sprache hegte der einseitige Klassicist geringe Bewunderung und den Juden brachte er, als echter deutscher Ritter, gründliche Antipathie entgegen, aber er faßte den Streit von dem höhern Standpunkte aus, von dem er gefaßt werden mußte. Ihm ist es der Kampf des Lichtes gegen die Finsternis, der Wissenschaft gegen die Unwissenschaftlichkeit. Zu diesem Kampfe ist ihm keinen Moment bange um den Erfolg; während manche Mitglieder der Fortschrittspartei aus dem Zweifel nicht herauskamen, einige geradezu der Verzweiflung sich ergaben, ist er von dem Glücksgefühl geschwellt, das den Starken innewohnt. Schon 1514, also zu einer Zeit, da der Sieg noch keineswegs entschieden war, singt er Reuchlins Triumph; schon damals entringt sich ihm der Freudenruf über die selige Zeit der Blüte der Wissenschaften und der Geistesfreiheit. Er ist es dann, der die Genossen zu neuen litterarischen Unternehmungen für den Meister sammelt, der die Zögernden anstachelt und dem verzagenden Meister selbst Mut einflößt. Ihn unterrichtet er von Rom aus über den Gang des Prozesses; ihm meldet er, freilich in etwas unklaren Worten, Pläne und Absichten der Genossen. Reuchlin muß ihn einmal beschworen haben, die Sache der Wahrheit nicht zu verlassen; darauf entgegnete Hutten mit voller Entschiedenheit, bei aller Ehrerbietung vor dem Gebieter: „Ich die Wahrheit, oder dich, ihren Führer verlassen? Kleingläubiger Capnion, der du Hutten nicht kennst! Nein, wenn du sie heute verließest, würde ich, soviel in meinen Kräften stünde, den Krieg erneuern." Und dieser Wahrheit diente er als treuer Knecht. Als deren Feinde aber betrachtete er nicht bloß die Theologen zu Kölu, sondern die Gewaltigen zu Rom, in deren Dienste auch jene nur gestanden hatten. Gegen die Römlinge innerhalb und außerhalb Roms richtet er seinen Kampf. Dieser Kampf ist nur zum geringsten Teil ein theologischer, etwa hervorgerufen aus Widerwillen gegen einzelne kirchliche Gebräuche und Einrichtungen oder aus der Überzeugung, daß die ganze Institution des Papsttums dem Bibelwort widerspreche, sondern es ist ein Kampf der Wahrhaftigkeit gegen die Lüge. Ihn, den Wahrheitsfreund, erbittert es, daß die Kirche sich erdichteter Zeugnisse bedient, daher giebt er die „Schenkung Constantins" heraus, mit Anmerkungen, in denen der lebhafteste Protest gegen jene Erdichtung sich zeigt; die Heuchelei empört ihn, die sich oft in der Verdammung der Guten, der Ehrlichen und Aufrichtigen gezeigt, und wo es gilt, das Andenken solcher Verkannten und Verfolgten zu retten, mögen sie Deutschland oder dem Auslande, den Zeitgenossen oder den Vorfahren angehören, steht Hutten voran. Er muß allen Guten mitteilen, was ihn erfreut, denn er vermag das dem gemeinen Nutzen Dienliche nicht im Verborgenen zu lassen; er bricht offen los, nachdem er die Bande der Geduld gesprengt hat:

Um Wahrheit ich ficht,
Niemand mich abricht
Es brech oder gang,
Gotts Geist mich bezwang.

Diesen Kampf für die Wahrheit führte Hutten in kleinen Schriften und Gedichten, in prosaischen, lateinischen Reden und Dialogen, in welchen sich seine Eigenart am deutlichsten ausspricht, aber auch in deutschen Prosaschriften und Dichtungen, die, wenn an diesem Orte Huttens Erwähnung geschieht, gerade besondere Hervorhebung verdienen.

Latein ich vor geschriben hab,
Das was eim jeden nit bekannt.
Jetzt schrei ich an das Vaterland
Teutsch nation in ihrer Sprach,
Zu bringen diesen Dingen rach.

Mit diesen Versen bezeichnete Hutten selbst seinen Übergang von der lateinischen zur deutschen Sprache, von den kleinen Anliegen und Anforderungen seines Ritterstandes und seines gelehrten Berufes zu den großen Angelegenheiten seines Volkes, der deutschen Nation. Aber ohne Hutten nahe zu treten, darf man sagen, sein deutscher Stil kommt seinen lateinischen nicht gleich; zwischen seinen ungefügen zerhackten Sätzen und Luthers klarer, gefälliger und doch kraftvoller Sprache ist ein himmelweiter Abstand.

Wer Huttens gesamtes Wirken schildern wollte, müßte, wie dies D. F. Strauß in seinem unübertrefflichen Buche gethan hat, die ganze Zeit des Humanismus und der Reformation in ihren bewegenden Fragen und in ihren bestimmenden Männern darzustellen versuchen.

Kürzer und geistreicher aber kann seine Stellung nicht definiert werden, als es in einem kleinen satirischen Stück (1524) geschieht, das als „stumme Komödie" oder als „Spil zu Paris" bezeichnet wird und in verschiedenen Fassungen, einmal als Pantomime, dann als ausgeführte Komödie überliefert ist. Vor einer im königlichen Saal zu Paris sitzenden, Papst und Kardinäle vorstellenden Versammlung brennt ein Feuer, das durch eine Aschendecke verhüllt ist. Vor dieses Feuer tritt zuerst ein Mann, bezeichnet als Johannes Reuchlin, welcher der Versammlung den traurigen Zustand der Kirche vorhält, die Schäden abzustellen mahnt und, um das Gesagte sinnbildlich zu erklären, mit einem Stabe die Asche von dem Feuer entfernt und die Flamme hell auflodern läßt. Als zweiter tritt Erasmus hinzu, der, da er mit den hohen geistlichen Würdenträgern befreundet ist und befreundet bleiben will, keinerlei Maßregeln anrät, das Feuer ansieht, aber ruhig brennen läßt, ohne es anzuschüren oder zu löschen, und sich zu den Kardinälen setzend ihre Ehrenbezeugungen willig entgegennimmt. Nach ihm kommt Hutten, der, nachdem er den Papst Antichrist gescholten und die ganze Versammlung mit Schmähungen überhäuft hat, zum Feuer tritt und es zu furchtbarem Brande mit so gewaltiger

Digitized by Google

Anstrengung anfacht, daß er infolge der Anstrengung tot niederfinkt. Endlich kommt Luther, der schon vorher von dem Feuer Kenntnis erhalten, mit einem Haufen Holz herbei, wirft nach ein paar lauten, zornigen Worten seine Bürde ins Feuer und erregt dadurch eine Glut, welche die Versammelten zu eiligem Rückzug zwingt und die ganze Erde zu vernichten droht.

Hutten bläst das Feuer an und stirbt infolge der Anstrengung. Es giebt keine gedrungenere und dabei doch erschöpfende Kennzeichnung seines Wesens als diese Worte. In seinem kurzen Leben ist kein Moment der Ruhe und des Stillehaltens, sondern ewige Bewegung, stetes Vorwärtsschreiten. Aber in seinen Bewegungen herrscht kein schönes Maßhalten, keine wohlthuende Harmonie; er überstürzt sich, weil er weder das Maß seiner Kräfte, noch die Entfernung des Zieles kennt, und geht ebensosehr durch eigene Schuld als durch die wider ihn einstürmenden Gewalten zu Grunde.

Die Gegenüberstellung Huttens und der drei anderen Koryphäen der geistigen Bewegung jener Zeit ist indessen nicht bloß für ihre Beziehungen zur Reformation wichtig, sondern von hoher Bedeutung für die Kenntnis ihres Wesens und ihrer Entwicklung.

Alle vier gehören der reformatorischen Bewegung an. Reuchlin ist einer ihrer Begründer, ein Reformator vor der Reformation, der, um mit Goethe zu reden, die heiligen Bücher aufschließt und der durch dieses Erschließen der „hebräischen Wahrheit" den Nachkommen den Stoff zur Erneuerung des Denkens und des Glaubens liefert, der sich aber schen zurückzieht, als die Bewegung in Fluß gekommen ist und von den Geistern nichts wissen will, die er selbst heraufbeschworen. Erasmus sieht lächelnd dem Treiben zu; seine Kreise läßt er sich weder durch die Rechten noch durch die Linken stören; er bleibt der Forschung geweiht und wahrt sich Unparteilichkeit und Unantastbarkeit in dem wüsten, oft handgreiflichen Toben der Parteien. Luther setzt die ganze Wucht seiner Persönlichkeit ein, er erregt einen Weltbrand, aber er fühlt sich wohl in Sturm und Fehde; Kampf ist das Element, in dem er gedeiht und an Kräften wächst, statt die Kraft zu verbrauchen. Nur Hutten verzehrt sich in fruchtlosem Ringen. Nachdem er von der kurzsichtigen Betrachtung der Reformation als eines Mönchsgezänks zurückgekommen, sich Luther als seinem „liebsten Bruder" angeschlossen, verdirbt er es mit diesem gehrten und gefürchteten Parteihaupt durch revolutionäre Ansichten und Pläne und wird infolge seiner maßlosen Angriffe bei den Gegnern der Reform der gehaßteste Mann.

Alle vier waren politisch thätig. Reuchlin diente dem Kaiser und dem Fürsten seines Landes, Luther war eng befreundet mit seinem Kurfürsten und wirkte bestimmend auf dessen Regierung und Entschließungen ein, Erasmus war von einem Stabe von Fürsten umgeben, die ihn umschmeichelten und ihn gelegentlich um Rat fragten, mit dem festen Vorsatz, nicht auf denselben zu hören. Wenn Luther bestimmte Ratschläge erteilte, gegen die Bauern in schriftstellerischen Drohnoten losfuhr, nachdem die Fürsten ihre vernehmlicheren Geschütze wider dieselben hatten reden lassen, oder wenn er den Fürsten ihre Stellung zum Kaiser anwies, so bewegte er sich, mochte er sich auch oft der Worte und der Beweisgründe der Bibel bedienen, durchaus auf dem Boden realer Politik, rechnete mit vorhandenen Kräften und erreichte viel, sowohl durch die Autorität seines Wortes, als auch durch die Klugheit seines den Umständen und den Personen wohlangemessenen Rates. Nur Hutten hatte ein bestimmtes politisches Programm: er war ein Idealist inmitten der Realisten seiner Zeit und seiner Umgebung, ein Romantiker mitten unter den unendlich praktischen Leuten um ihn her; er wagte es, den Fürsten, die freilich auch ihn nicht säuberlich anfaßten, derb und rücksichtslos die Wahrheit zu sagen, er wollte die Ritter zu neuer politischer Geltung bringen und deren geschworene Feinde, die Städte, mit ihnen vereinigen, er ahnte die Bedeutung der Bauern, wenn er auch nicht gerade Verfechter ihrer Interessen wurde. Aber er verdarb alles durch seine täppische Ehrlichkeit und seine rebellische Offenheit; und statt sich durch einen Bund, den er erträumte, stark zu sehen, fand er sich wieder schwach, elend und vereinsamt.

Reuchlin war ein angesehener Jurist, Jahre lang Richter des schwäbischen Bundes, Luther Professor und Prediger; Hutten verschmähte wie Erasmus die Bürde eines Amtes. Aber wenn er wie sein großer Antagonist auch frei sein wollte von den ewig sich wiederholenden Mühseligkeiten des Amtes und den beständig sich erneuernden Verpflichtungen des Berufes, um als unabhängiger Schriftsteller zu leben, so waren die Beweggründe, die ihn leiteten, wesentlich verschieden von denjenigen, durch welche Erasmus bestimmt wurde. Bei Erasmus war es die ausgebreitete litterarische Thätigkeit, die keinen Zeitabbruch vertrug, der hohe über dem Schulmäßigen stehende Sinn, welcher ein Eingwängen in bestimmte gebotene Meinungen nicht dulden mochte; bei Hutten die Kampfeslust, die ihm jede Rücksichtnahme aufs strengste verbot. Wie in politischen und religiösen Dingen, so kennt er auch in litterarischen Dingen keine Autorität und in der Politik keine Grenze; Ritter und Schriftsteller stehen bei ihm in so engem Bunde, daß er seinen litterarischen Gegnern am liebsten Rittersehde ansagen möchte und den Charakter desjenigen aufs schwerste verdächtigt, der gelegentlich eine gegenteilige Ansicht geäußert.

Überhaupt war es auch ein anderes mit seiner Schriftstellerei und ein anderes mit der litterarischen Thätigkeit der Genannten. Jene waren Gelehrte, er war Publizist; von jenen erschienen dicke Quartanten und Folianten, von ihm Flugblätter und Büchlein; jene schwelgten in Anmerkungen und richteten sich mit Vorliebe an die Liebhaber derselben, an den kleinen Kreis der Gelehrten, er verstand wenig von gelehrtem Kram und hatte mindestens das große gebildete, damals des Lateinischen kundige Publikum, später den großen Haufen des gemeinen Mannes im Auge. Und so waren auch die Gegenstände, denen er sich hingab, ganz andere als die, zu denen es die Genossen drängte. Für Reuchlins kabalistische Träume hegte Hutten höchstens kühle Achtung, Ausgaben und Übersetzungen der Kirchenväter, wie sie Erasmus veranstaltete, blieben von ihm ungelesen, Luthers erste theologische Streitschriften konnten, ja mußten ihm als Mönchsgezänk erscheinen, bevor er ihre nationale, ja menschheitliche Bedeutung erkannte. Denn Altertum und Gelehrsamkeit, welche im Interessenkreise der anderen an sich die erste Stelle einnahmen, gewannen für ihn erst Bedeutung, sobald sie sich praktisch erwiesen, sobald sie in den Dienst großer Zeitfragen gestellt werden konnten, und wenn jemand damals den nahen Zusammenhang von Wissenschaft und Leben betonte, so war gewiß er es.

Digitized by Google

Das Unterscheidendste aber zwischen Hutten und seinen Genossen ist der persönliche, der individuelle Zug. Die anderen, am meisten Reuchlin, dann Luther, am wenigsten Erasmus, stellen sich hinter die Sache, verwandeln das Persönliche ins Allgemeine; Hutten drängt seine Person vor und macht die allgemeine Angelegenheit zu seiner eigenen. Nicht als ob er für sich eine ganz besondere Achtung oder Bewunderung erheischte — er ist zwar selbstbewußt, aber nicht eitel, — sondern weil er sich für eine Sache erst erwärmen kann, wenn sein Inneres daran beteiligt war. Es war gewiß ein niedriges Beginnen, daß die Löwe ihn, den armen Studenten, niederwarfen und das Wenige ihm abnahmen, das er teilweise ihrer Güte verdankte, aber was kümmerte Deutschland diese Unthat, das er zur Rache aufrief? Hans Huttens Ermordung war gewiß eine frevelhafte That, die energische Bestrafung verlangte, aber wer hätte wie er Kaiser und Fürsten, den schwäbischen Bund und das Volk unaufhörlich, mit immer neuen Wendungen gereizt und angestachelt, bis endlich von ihnen das Verlangte erfolgte und der blutige Tag der Vergeltung erschien? Humanismus und Reformation sind gewiß allgemeine Angelegenheiten und Hutten ist auch dieser allgemeinen Ideen treuester Sohn, aber die schärfsten Töne findet er doch, wenn er persönlich angegriffen wird oder Personen angreift, wenn er seinen Zorn oder seine Liebe bewähren kann. Darum wird er erst dann recht energisch, wann er selbst von Acht und Bann bedroht ist, wenn er die Gegner, die er freilich gegen sich erbittert hat, hinter sich spürt. Auch in diesen Fällen merkt man bei ihm immer das Ritterliche; er ist stets nahe daran, die Faust zu ballen oder mit der Hand ans Schwert zu greifen und auf den Feind loszugehn. Diejenigen seiner Schriften sind die besten, in denen dies persönliche Element am klarsten hervortritt. Der Jubel über die zu Mainz erfolgte Verbrennung der Bannbulle, in welcher er selbst mitgetroffen ist, der Triumphgesang für seinen Meister Reuchlin, der ja nicht für sich allein, sondern für seine ganze Partei und somit auch für ihn, den Ritter selbst, mit triumphiert; der neckische, höhnende Angriff gegen die Gegner, die unwissenden, eingebildeten, tugendstolzen und dabei in ihrer Lebensführung so wenig sittlich reinen Kölner Mönche (Dunkelmännerbriefe), die sich über den unglücklichen Ritter so erhaben dünkten und doch so tief unter ihm, dem aufrichtig und ohne Prunk (sincoriter et citra pompam) Lebenden stehn.

Mit allen drei Koryphäen, denen Hutten ihre Siege erkämpfen half, verfeindete er sich schließlich und wurde von ihnen und ihren Jüngern verstoßen. Er war, eben weil er durchaus individuell war und seine mächtige Persönlichkeit nicht unterdrücken wollte, zwar ein helltönender Ruf im Streit, ein brauchbarer Augenblickshelfer, aber kein bequemer Bundesgenosse. Reuchlin konnte er es nicht verzeihen, daß dieser sich dem Papste gebeugt, schrieb ihm daher einen bitterbösen Brief, den der Alte von seinem Jünger nimmermehr erwartet hatte; gegen Erasmus richtete er eine heftige Herausforderung, eine energische Abrechnung zweier grundsätzlich verschiedenen Richtungen innerhalb des Humanismus, der entschieden, rücksichtslos vorwärtsdrängenden und der bedächtigen, alle Umstände erwägenden zurückhaltenden; mit Luther kam es nicht zum offenen Bruche, aber ihre Wege trennten sich und Luther hatte für den gefallenen feurigen Apostel kein Wort der Klage.

Der anderen Kreis erweiterte sich immer mehr, Huttens Kreis verengerte sich. Die andern lebten geachtet und geehrt in einer Gemeinde, welche sie als Häupter betrachtete und venerierte; Hutten, der „all sein Sach auf sich gestellt“ hatte, wurde auch von den anderen immer mehr allein gelassen. Er führte ein freudloses, vereinsamtes Leben. Selbst der ernste Luther konnte mit seiner Käthe scherzen und zärtlich-neckisch seinen kleinen Hans schreiben; Hutten ist zeitlebens heimatlos geblieben. Er streckte seine Arme vergebens aus nach einer sorgenden und liebenden Hausfrau — denn seine Anstrengungen, eine reiche Frankfurter Patrizierin heimzuführen, scheiterten schmählich — er ward nie entzückt durch das Lächeln und Stammeln seines Kindes und durch das Wiederaufleuchten des eigenen Geistes und Gemütes in dem sonnigen Blicke eines kleines Menschenwesens, das er ganz sein eigen hätte nennen können.

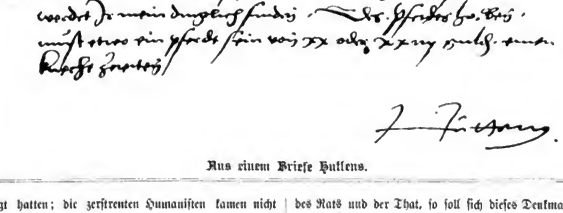
In Huttens Geburtsstunde funkelte kein heller Stern und in seiner Todesstunde herrschte trübes Dunkel. Er war der Sohn eines unbegüterten Ritters, der Nachkomme eines harten Geschlechts. Sein kleines Erbteil mußte er mit mehreren Geschwistern teilen; er, der Ritterbürtige, mußte schon in früher Jugend den Gegensatz zwischen seinen Ansprüchen und den von der Wirklichkeit gewährten Umständen fühlen und besiegen. Er starb fern von der Heimat, verlassen von den Freunden, verkannt von den Anhängern, die ihm ebenen begeistert zugejubelt hatten.

Zwingli giebt uns sein Inventar: „Er hinterließ lediglich nichts von Wert. Bücher hatte er keine, Hausrat auch nicht, außer seiner Feder.“ Seine Feder hatte er bis zuletzt zu brauchen gewußt. Er hatte sich ihrer bedienen müssen, um sich gegen schmähliche Angriffe zu verteidigen, welche seinen moralischen Wert verdächtigten und die großen Güter angriffen, deren Erringung und Verteidigung sein Streben geweiht war. Aber er hatte auch noch in seinen letzten, durch schmerzhafte Krankheit übel bereiteten Tagen einen Dialog „Arminius“ geschrieben, der erst mehrere Jahre nach seinem Tode veröffentlicht werden sollte: eine Art politischen Vermächtnisses an seine Nation.

Wie Dichter und Politiker vor und nach ihm, so vergleich auch er gern seine Zeit mit der der gewaltigen und verhängnisvollen Kämpfe zwischen den alten Deutschen und den Römern. Wer mag es ihm, dem sterbenden Helden verdenken, daß er in diesem Vergleiche auch sich eine Stelle einräumte? Er hatte nie gering von sich gedacht, und wie jeder Mann von Kraft und Selbstbewußtsein wuchs er in seinen Augen um so mehr, je weniger der augenblickliche Erfolg ihm recht zu geben schien. Und wahrscheinlich hat er in folgender Schlußrede an sich selbst gedacht, welche er seinem Arminius in den Mund legt: „Nicht um Ruhm, Reichtum oder Herrlichkeit kämpfte ich, sondern das Ziel meines ganzen Strebens war, dem Vaterlande die ihm gewaltsam entrissene Freiheit zurückzugeben. So lebte ich in der Ausübung der höchsten Tugenden, bis mich einheimischer Neid und die Argliſt der eigenen Verwandten (bei Arminius Bluts-, bei Hutten Geistesverwandte) fällten und ich den freien und über alles siegreichen Geist im Bewußtsein der größten Verdienste um mein Vaterland und eines in allen Stücken wohlgeführten Lebens zu euch hinüberschickte.“

Huttens Grab schmückt kein Stein und kein Denkmal. Die Gesinnungsgenossen verhielten sich dem Toten gegenüber ebenso kühl, wie sie sich zuletzt dem Lebenden

Digitized by Google



Aus einem Briefe Huttens.

gezeigt hatten; die zerstreuten Humanisten kamen nicht mehr zu Wort, und die Reformatoren wollten von dem Revolutionär nichts wissen. Nur einer, wahrscheinlich Justus Menius, erneuerte das Andenken an den gefallenen Helden. Als einer der eifervollsten Gefährten Huttens, Crotus Rubeanus, der heftigste und wichtigste Bekämpfer des Papsttums und des Pfaffenunwesens, selbst zu den Feinden überging, eine Verherrlichung seines Übertritts und eine Verteidigung seiner ehemaligen Gegner schrieb, da wurde er durch eben jenen Menius, der übrigens nie zu Huttens Vertrautesten gehört hatte, an seine Vergangenheit erinnert. Als der treueste Repräsentant dieser Vergangenheit erschien dem Strafredner Hutten und als das schlagendste Argument wurde Huttens Andenken dem Abtrünnigen vorgeführt. Was würde Hutten dazu sagen?

Aber nicht nur dem einzelnen, sondern der ganzen Nation wurde Hutten später als guter Genius, als Gewissen Deutschlands vorgehalten. Als in den Tagen der Aufklärung noch einmal die Mächte der Finsternis den freien Geist unterdrücken wollten, da wurde Huttens Schatten heraufbeschworen: Wieland erneuerte 1776 sein Andenken und lenkte durch seine warmen Worte auch die Aufmerksamkeit der Gelehrten und Forscher auf einen der Wiederbegründer geistiger Selbständigkeit. In den Zeiten schwerlastender Reaktion, in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts, erschien die erste Gesamtausgabe der Schriften Huttens, und es ist gewiß kein Zufall, daß ihr Herausgeber, zwar ein recht unzuverlässiger und seiner Aufgabe gar nicht gewachsener, Ernst Münch, unter den Litteraten jener Zeit einen hervorragenden Platz einnahm. Als man Schillers hundertsten Geburtstag mit einer in Deutschland seltenen Einmütigkeit und einer Begeisterung feierte, zu welcher sich die Deutschen nicht häufig erheben, als man sich an den hellen Strahlen der „neuen Ära" sonnte, da erschien, wie zur Feier des jungen Glücks, zur Belebung des nationalen Gedankens, Strauß' prächtige Huttenbiographie und Ed. Böckings mustergültige Huttenausgabe, in welcher der Ritter zwar mit schwererem Gepäck auftrat, als er je in seinem Leben getragen hatte, aber von seinem Editor in elegantestem Latein ebenso mutvolle und begeisterte Lobsprüche erhielt, wie von seinem kongenialen Biographen in klassischer deutscher Prosa. Und wenn heute auf der Ebernburg, der ehemaligen „Herberge der Gerechtigkeit", dem Zufluchtsort der Unterdrückten, der Grundstein zu dem Doppelstandbild Huttens und Sickingens gelegt wird, der Männer der Feder und des Schwerts, des Rats und der That, so soll sich dieses Denkmal nicht nur aus dem Grunde erheben, weil es einmal Sitte ist, Verstorbene, zumal solche, gegen die man während ihres Lebens und lange Zeit nach ihrem Tode undankbar gewesen, durch Denkmäler zu ehren. Auch soll es keineswegs nur eine Verherrlichung des Protestantismus gegenüber dem Katholizismus sein, die Besiegung eines religiösen Gegensatzes, der die Nation gespalten hat, sondern es soll grade die Verklärung des einheitlichen nationalen Gedankens sein gegenüber allen Spaltungen und Trennungen, ein Denkmal des festen Zusammenhaltens des ganzen Volkes zur Bekämpfung der inneren und äußeren Feinde. Es soll eine Ehrensäule werden für einen Sendboten des Lichtes, für einen unerschrockenen Bannerträger geistiger Freiheit. Es soll die innige Verehrung bekunden, welche die Nachkommen einem edlen Vorfahren weihen, der sie zur Mannhaftigkeit aufrütteln wollte aus Feigheit und unschlüssigem Zagen; der sein Motto: „Ich hab's gewagt" nicht bloß im Munde führte und auf seine Bücher schrieb, sondern durch sein Thun bewährte; der nicht aufhörte zu rufen und zu mahnen, daß der Moment des Handelns gekommen sei: „Wohlauf! 's ist Zeit, wir müssen dran."

Solche Empfindungen und solche Gedanken soll die Erinnerung an Hutten in uns erwecken. In allen, die in diesen bangen Tagen zum trostlos-grauen Himmel blicken und die „dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen" fröstelnd und sputend sich durchkämpfen, möge dieser unerschrockene Zukunftsbote treten und durch seinen trostreichen Zuruf die Gewähr bieten, daß es trotz alledem Frühling werden müsse. In allen, die in diesen Zeiten, da wir Großes und Schmerzliches erleben, die frische Trauer um einen Gewaltigen im Herzen tragend, der Sorge für einen Allgeliebten uns nicht entschlagen können, soll dieser Kaiserherold, dieser in seiner Hoffnungsfreudigkeit unerschütterte Apostel von Deutschlands Einheit und Größe die ruhige Gewißheit festigen, daß es gut stehe um Deutschland, solange die Deutschen ihres Wertes inne bleiben und ihrer selbst nicht vergessen. Allen Freunden des Lichts, die trübselig und mutlos das Hereinbrechen der Nacht zu schauen wähnen und fürchten, daß Geisteshelle und Wahrheitsfreude durch Anstrengungen zelotischer Glaubenswächter auf dieser und jener Seite verdunkelt oder gar vernichtet werden könnte, soll dieser glaubensstarke und geistesfreie Gedankenheld das siegessichere Wort entgegenhalten, daß „die Wahrheit herfür müsse."

Digitized by Google

Ein ungedruckter Brief Huttens.

Mitgeteilt von **Johannes Bolte.**

Der nachstehend mitgeteilte, bisher ungedruckte Brief Huttens giebt ein ansprechendes Zeugnis für die kampfesfreudige Stimmung, mit der Hutten von der Burg seines Freundes Sickingen aus in der bewegten Zeit vor dem Wormser Reichstage das Ringen der geistigen und irdischen Mächte anschaute. Der junge Kaiser Karl V. hatte durch die Willfährigkeit, mit der er in den Niederlanden dem Drängen der päpstlichen Legaten nachgegeben hatte und gegen die neue Lehre Luthers eingeschritten war, die Hoffnungen vieler getäuscht; er hatte am 17. Dezember 1520 dem sächsischen Kurfürsten gegenüber die Zusicherung, Luther selbst in Worms anhören zu wollen, zurückgenommen,*) die allgemeine Aufregung war so groß, daß viele, wie Hutten angiebt, an eine Verbindung mit Franz I. von Frankreich dachten. So läßt uns der Inhalt des Briefes keinen Zweifel darüber, daß mit dem Datum ‚Johannis Evangelistae' der 27. Dezember des Jahres 1520 gemeint ist.

In dem Adressaten haben wir einen jugendlichen Gesinnungsgenossen Huttens vor uns, den Humanisten Wilhelm Nesen (1493—1523), der kurz zuvor das Rektorat der Lateinischen Schule zu Frankfurt übernommen hatte und als ein begeisterter Anhänger Luthers bekannt war. Mit Erasmus hatte er schon längst gebrochen; wie sehr er Hutten schätzte, lehrt uns eine Äußerung in einem Briefe an Zwingli vom April 1518,**) wenn uns auch sonst keine Dokumente des freundschaftlichen Verkehrs dieser beiden Männer erhalten sind. Drei und ein halbes Jahr später ereilte ihn ein frühzeitiger Tod, als der Mahn, welcher ihn bei Wittenberg über die Elbe führen sollte, umkehrte. Über die Frankfurter Familie Glauberger, welche Hutten hier grüßen läßt, vgl. Böckings Ausgabe seiner Werke 1,255 und 7, 796.

Der Brief lautet:

Wilhelmo Neseno viro Docto et forti amico syncero salutem.

Vlrichus ab Hutten Eques *Guilelmo Neseno* Salutem. Nihil hic me peius habet [?], quam quod rarissime doctorum ad me scripta perueniunt. Tamen *Colonienses* pauca scripserunt nuper, *Erasmus* nihil pro sua imbecillitate veritus, ne prodantur quae scribat. In *Cesare* nulla modo reliqua spes est, nihil petit ab illo pontifex quod non impetret, quorum est quòd cum *Luthero* statuisset licentiam, ad conuentum hunc ac[e]dens, paulo post reuocauit mandata timens scilicet magnanimus imperator, ne pontificio edicto perecellatur. Habet vero in concilio tot cardinales, protonotarios, et episcopos, hi utilia consulent? imo honesta suadebunt? O rem eximie perditam. Me quoque ferebant auditum iri, quòiam videtur non uentura res. Nam pontificij negant se visuros aut me aut *Lutherum* et aperte iàm minantur interdictum. Etiam mandatum apparatur multum atrox, ne quis audeat nostra scribere, excutere, circumferre, etiam legere, quae me terrent putas? imo animant magis. Sunt uerò refugia prospecta mihi longe tutissima, si hinc auellor, Ne una [?] et de ijs quae proposui ne tantillum quidem immutabitur. Nudiustertius allatum huc est quendam maxime potentem et metuendum defecisse ad Gallos, is est *Ruprecht von Arnbergk.* Forsitan idem facturi et alii, atque haec fiunt iniquitate eorum, qui iniquiora suadent iuueni inexperto, imo adolescenti quem misere produnt. Sunt et alia quae non ausim committere cartis. Vale et scribe sed [?] *Glaubergos* familiariter saluta. forte mittam proxime amanuensem intuc ad uos. Iterum vale ex *Ebernburgo* Johannis Euangelistae. raptim.

Heri accepi Epistolam a principe quodam vere Germano consolatoriam multum fortem, utinam uideas ea quae scribat, quam alacriter nobiscum sentiat.

Wir fügen eine deutsche Übersetzung bei:

Wilhelm Nesen, dem gelehrten und tapfern Manne, dem aufrichtigen Freunde sendet Ulrich von Hutten herzlichen Gruß.

Ich empfinde es als besondere Unannehmlichkeit meines hiesigen Aufenthalts, daß so selten die Schriften gelehrter Leute an mich gelangen. Die Kölner haben jüngst einzelnes geschrieben, Erasmus nichts, denn er fürchtet, seiner Feigheit gemäß, es möchte das, was er verfaßt, veröffentlicht werden. Auf den Kaiser (Karl V.) darf man keinerlei Hoffnung setzen, denn er gewährt alles, was der Papst verlangt; so hat er die Zusicherung, Luther auf dem Reichstage hören zu wollen, später wieder zurückgenommen, weil er, der mächtige Fürst, fürchtet, durch einen päpstlichen Befehl gezwungen zu werden. Werden ihm denn die vielen Kardinäle, Protonotare, Bischöfe, die in seinem Rate sitzen, Nützliches, ja Ehrenhaftes raten? O wie schändlich sehn die Sachen! Man behauptet auch, ich werde verhört werden, aber dahin scheint es nicht zu kommen. Denn die Päpstler leugnen, Luther oder mich aufs Korn zu nehmen, und drohen doch schon offen mit dem Bann. Auch wird ein gar scharfes Edikt vorbereitet, daß niemand wagen solle, unsere Schriften abzuschreiben, zu drucken, zu verbreiten, ja sogar zu lesen. Aber all das schreckt mich nicht, sondern stachelt mich noch mehr an. Denn ich habe durchaus sichere Zufluchtsorte, wenn ich von hier fortgerissen werde, und lasse mich in keinem meiner Pläne auch nur im mindesten erschüttern. Vor einigen Tagen kam die Nachricht hierher, Anprecht von Arnbergk, ein sehr mächtiger und furchtbarer Herr, sei zu den Franzosen übergegangen. Vielleicht werden dies auch andere thun. Solches geschieht durch die Schlechtigkeit derer, welche Ungerechtes einem unerfahrenen Jüngling, ja einem Knaben raten, welchen sie elend verderben. Noch anderes geschieht, was ich aber dem Papier nicht anzuvertrauen wage. Lebe wohl, schreibe und grüße mir die Glauberger herzlich. Vielleicht schicke ich nächstens einen Schreiber von hier zu euch. Lebe nochmals wohl. Auf der Ebernburg, am Tage Johannis des Evangelisten (27. Dez. 1520). Eilig. Gestern empfing ich von einem wahrhaften deutschen Fürsten einen starken Trostbrief; möchtest du doch sehen, was er schreibt, wie mutig er mit uns fühlt.

Obiger Brief ist einer 1686 von dem kurfürstlich brandenburgischen Rate Martin Friedrich von Seidel (1621—1693) in Berlin angelegten Sammlung von Autographen entnommen, welche sich gegenwärtig auf der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen als Mscr. Thott Fol. 494—496 befindet. Sie führt den Titel ‚Archivum epistolare' und enthält unsern Brief im 2. Bde., Bl. 31.

*) Köstlin, Martin Luther, 3. Aufl. 417 f. Strauß, Ulrich von Hutten 1871, S. 423 f.

**) S. J. Haupt, Wilhelm und Konrad, Brüder Nesen, Zittau 1843, S. 61. Vgl. C. Kämmel, Allgem. deutsche Biographie 2, 438—441.

Digitized by Google

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Erzählende Schriften.

Von den mir vorliegenden neuen Eingängen mag der großen Anlage wegen „Gepa. Ein Roman von Karl Bömer“ (Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing) an erster Stelle genannt werden. Der Stoff gehört der Zeit Friedrich Barbarossas an. Die beigegebenen gelehrten Noten und wissenschaftlichen Belege allein schon beweisen, welchen Wert der Verfasser darauf legt, seiner Dichtung die Grundlage streng philologisch-historischer Forschung gegeben zu haben. Die Darstellung selbst läßt davon glücklicherweise weniger merken, eher dürfte man glauben, daß der Dichter bei aller Treue der Schilderung bisweilen ins Phantastische schweife. Möglich, daß er gerade hierdurch die Zeit, welche er vorführt, und in welcher die Menschheit in weit höherem Maße, als jetzt, unter dem Einflusse der Phantasie stand, zu charakterisieren geglaubt hat. Jedenfalls spricht in seiner Darstellung neben seiner poetischen Begabung fast mehr noch, als der historische, der künstlerische Ernst der Auffassung und Behandlung an. Ihr Held ist ein junger Klosterschüler, den der Verfasser mit der Person des Architecten, des bedeutendsten lateinischen Dichters des Mittelalters, identificiert hat. Vom Hof seines Paten, des mächtigen Erzbischofs von Mainz aus, im Kampf zwischen sinnlicher und geistiger Liebe, jene in der verführerischen Gestalt eines Kindes fahrender Leute, diese in Gepa, der edlen und frommen Schwester des Bischofs verkörpert, wird sein eigenes zum Teil selbstverschuldetes Schicksal in die Geschicke und Händel der Welt verflicht. Der Dichter führt auf diese Weise in mannigfach wechselnden und zum Teil fesselnden und ergreifenden Bildern das Leben der Zeit in großer Breite am Auge des Lesers vorüber, das Leben der Höfe und Klöster, der fahrenden Schüler und Leute, den Aufruhr der Bürger von Mainz gegen den gewaltthätigen Erzbischof Arnold von Seelenhofen, den Aufstand der Bevölkerung Palermos gegen den in Lüsten versunkenen König Wilhelm, die Kämpfe um Mailand und das Schicksal der endlich überwundenen Stadt. Daß der noch junge Architect aus dem freilich übel besandenen Kampfe zwischen sinnlicher und geistiger Liebe endlich als völlig Entsagender hervorgeht, der sich nur noch dem Dienst seines Kaisers weiht, dann aber im Dunkel der Geschichte verschwindet, dürfte vielleicht nicht ganz im Sinn mancher schönen Leserin sein.

„Eine heilige Familie.“ Roman von Gerhard von Amyntor (Pagobert von Gerhardt) (Leipzig, Wilhelm Friedrich) behandelt die Herzens- und Entwicklungsgeschichte eines Lieutenants, der mit der Liebe zu einem edlen doch armen Mädchen im Herzen (das, um seinem Glück nicht im Wege zu stehen, hochherzig auf seinen Besitz Verzicht leisten will) seine Laufbahn mit Spiel und Schulden beginnt, um nach mancherlei Wechselfällen doch noch mit der Geliebten in den Hafen des erträumten Glückes einzulaufen. Allerdings spielt in diesem Entwicklungsgange, welcher zugleich einen Läuterungsprozeß darstellen soll, der Zufall, durch dessen plötzliche Ablenkungen derselbe sehr im Zickzack verläuft, eine sehr große Rolle. Am meisten aber ist man betroffen, die Ehe des schwergeprüften Paares, nach des Dichters unerforschlichem Rathschluß schließlich kinderlos bleiben zu sehen, nur damit beide fortan sich der praktischen Lösung der bis dahin noch ganz unberührt gebliebenen sozialen Frage zu widmen vermögen und hierdurch sowohl ihre Ehe, als auch der Roman des Dichters den Anspruch auf den Namen einer „heiligen Familie“ erwirbt. Im übrigen ist die Darstellung leicht und gewandt, klar und ansprechend, wenn auch ohne alle Tiefe.

Vier mir vorliegende neue Bändchen von „Bachems Novellensammlung“ (J. P. Bachem, Köln) enthalten meist nur poetisches Mittelgut. Wenn auch in einigen derselben Talent nicht zu verkennen ist, so fehlt es doch auch noch ihnen meist an wirklichen künstlerischen Antrieben. Dilettantismus und schriftstellerische Betriebsamkeit müssen dafür öfter Ersatz bieten. Ich würde kein Gewicht darauf legen, daß in dem Romane „Die Komödianten-Toni“ von Herm. Hirschfeld (Bd. 26) der Leser durch den Titel in Beziehung auf die Hauptperson irregeleitet wird, wenn sich nicht auch in den Zügungen und in der Motivierung des Romans öfter ein Mangel an künstlerischem Urteil und Geschmack, ja selbst an sittlichem Taktgefühl zeigte. — Die in A. v. Wegerers „Schicksalswechsel“ und in „Gräfin Eva“ von C. A. Lenze (Bd. 27) behandelten Motive sind keineswegs neu. Auch hier läßt die Entwicklung öfter zu wünschen übrig und besonders die letzte dieser Novellen bereitet dem Leser in ihrer zweiten Hälfte eine kaum minder empfindliche Enttäuschung, als sie darin die Heldin „Gräfin Eva“ erfährt. Inwieweit der Roman „Im fernen Westen“, nach dem Amerikanischen von Lina Freifrau von Berlepsch (Bd. 29) in den Bereich der Kritik dieser Zeitschrift fällt, vermag ich um so weniger zu sagen, als die Verfasserin den Namen des amerikanischen Dichters verschwiegen hat. Der Anlauf zu einem Roman ist hier zwar genommen und der ihm zu Grunde gelegte Gegensatz würde sicher eine interessante Gestaltung und Entwicklung gestattet haben. Leider ist aber das Ganze mit so nüchterner Phantasie entwickelt und in einem so flachen, breiten, lehrhaften Gouvernantentone zur Ausführung gebracht, daß ein tieferes und wärmeres Interesse dafür nicht aufkommen kann. Schlimmer ist es noch mit der Novelle „Das Geheimnis des Königssees“ von Sophie Gräfin Brockdorff (Bd. 30) bestellt. Das Geheimnis, der Selbstmord eines jungen Weibes, ist nämlich hier nur benützt, um den Leser durch irrtümliche Beziehung auf die Heldin der eigentlichen Erzählung in unheimliche Spannung zu versetzen und ihm hierdurch die Schmächtlichkeit und das Geschmacklose dieser letzteren weniger fühlbar werden zu lassen. Am Schluß muß er freilich zu seiner Beschämung erkennen, daß er die ganze Zeit das Opfer einer Täuschung gewesen ist, da jene Selbstmordgeschichte gar nichts mit der übrigen Erzählung zu thun hat. Die in demselben Bändchen enthaltene Novelle Djamar von Andrä H. Fogowitz ist ansprechender. Die Gestalt der Heldin und einzelne Situationen sind nicht ohne poetischen Reiz. Allein auch hier hat der Dichter anfänglich mit zu starken Effekten gearbeitet. Die Vorgeschichte ist viel zu dunkel, als daß das schließliche Schicksal Djamars die volle Befriedigung und Beruhigung gewähren könnte, die der Verfasser beabsichtigt.

Ungleich erfreulicher mutet dagegen das „Maulbronner Geschichtenbuch“ von Paul Lang (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.) an. Hier ist mit einem angenehmen Erzählertalent künstlerischer Ernst und Geschmack und, wo nötig, ein behaglicher Humor verbunden. Stoff und Motive dieser Erzählungen sind dem Archive des einstigen Cistercienser-Klosters entnommen. Als die bedeutendste von ihnen darf wohl die zugleich umfangreichste: „Der Türkenknabe“ bezeichnet werden. Vielleicht weil hier die Phantasie des Verfassers sich weniger durch die historische Treue gebunden fühlte, als bei den ersten beiden Erzählungen: „Angelus pacis“ und „Gerhard von Entzberg“. Die letzte Erzählung des Bändchens, „Der Klosterschlüssel“, spricht trotz des einfachen Motives durch die humoristische Behandlung an.

„Unausgesprochene Liebe und andre Novellen“ von Marie Charlotte*** (Stuttgart, Karl Krabbe) verleugnen in ihrer Empfindsamkeit, die zwar nicht ohne Anmut und Feinheit ist, nirgends die weibliche Natur des Verfassers. Die darin behandelten Motive sind keineswegs neu und zeigen dabei, sowohl an sich selbst wie in ihrer Auffassung, eine große innere Verwandtschaft. In allen handelt es sich um stille, entsagende oder verkannte Frauenliebe.

„Wie anders“ — ist man dagegen bei Betrachtung von „Wolken und Sunnschein.“ Gesammelte Dorfgeschichten von L. Anzengruber (Berlin und Stuttgart, W. Spemann) auszurufen versucht — „wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!“ hier, wo eine echte Dichternatur in ihrer kernhaften Gesundheit und urwüchsigen Frische uns wohlthuend anspricht. Die hohen, diesem Dichter eigenthümlichen Vorzüge: der tiefe Blick in die Seele und das

Digitized by Google

Leben des Volkes, die gemütvolle Auffassung des mit scharfem Auge Beobachteten, die hier ergreifende, da erschütternde, dort behaglich von einem milden Humor durchleuchtete Darstellung zeichnen auch diese kleinen Dichtungen wieder aus, die zum Teil nur Charakterstudien sind, zum Teil sich aber auch zu durchgebildeten Erzählungen abrunden.

Ein interessantes Buch liegt mir endlich in „Almanaccando", Bilder aus Italien von Ludwig Hevesi (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.) vor. Almanaccando — das heißt wörtlich: „In Grillenfangen" — ist hier im Sinne des wandernden Beobachtens, Sinnens und Träumens gebraucht. Für derartige Darstellungen eignet sich der moderne Feuilleton-Stil sehr gut und Hevesi stellt sich in diesen Schilderungen als ein sehr begabter Vertreter desselben dar. Phantasie, Humor, malerischer Sinn, treffendes Urteil und erschöpfende Sachkenntnis wirken mit zwanglosem, sprachgewandten Geplauder zu anmutigem Einklang zusammen. Wie viel man auch über Italien gelesen hat, so wird man doch dies Buch vertrauend zur Hand nehmen dürfen; man wird darin viel Neuem und dem Bekannten in neuem, eigentümlichen Lichte begegnen, denn auch dies gehört zu den Vorzügen des Buches, daß es uns zu wenig betretenen Pfaden und fast unbekannten Zielen hinführt. Diesbezüglich sei namentlich auf die Wanderungen nach den Ruinen Canossas, den italienischen Schlachtfeldern, sowie auf die Abschnitte, welche das Innere Korsikas schildern, hingewiesen.

Dresden. **Robert Prutz.**

Lyrische Gedichte.

Der unermeßliche Bereich des Lebens und der Welt, der Wirklichkeit und der Phantasie ist der Dichtkunst aufgethan; aber nur der große Dichter wird es mit Glück wagen können, diese ganze Unermeßlichkeit zu durchlaufen. Einem Geringeren wird sich vieles in diesen unabsehbaren Weiten nicht zum Gedicht verklären, wird ihm nüchterne Prosa bleiben. Zum Teil hat dies Georg von Oertzen erfahren, der in seiner Sammlung „Eines Lyrikers Chronik" (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich 1888) in der That den gesamten Umkreis des Seins und Denkens zu umspannen suchte. Er deutet diese Absicht schon durch sein Motto an: „Ich sah der Welt ins Angesicht, und was ich sah, ward mir Gedicht." Die erste Hälfte des Spruches ist wahr: wir sehen in Oertzens Gedichten wirklich Scenen aus den verschiedensten Gegenden der Erde, aus den verschiedensten Lagen des Lebens; die mannigfachsten Stimmungen und Gefühle des menschlichen Herzens, die vielfältigen Bestrebungen des menschlichen Geistes erkennen wir in ihnen; Humor und Ernst, Erzählung, Betrachtung und Lehre wechselt darin. Aber für diese Fülle von Anschauungen, Empfindungen und Gedanken findet der Verfasser nicht überall eine eigenartige, künstlerisch wahre Form; vieles wird ihm nicht zum Gedicht, sondern nur zu Versen und Reimen. Diese äußerliche, metrische Form gelingt ihm meistens gut; weniger schon die Sprache. Da ist manches gesucht und künstlich gemacht, manches unklar, manches hohler Schwulst. Im Innern aber vermißt man oft die rechte dichterische Kraft und Leidenschaft; das gedankliche Element herrscht zu sehr vor, und die Phantasie, die tiefe Empfindung kommt dabei zu kurz; der Dichter bleibt zu oft bei der im Grunde stets nüchternen Reflexion stehen. Ohne Zweifel ist ihm auf den mehr als dreihundert Seiten seines Buches auch manches liebenswürdige, manches vollendet schöne Kunstgebilde gelungen; aber neben dem Vortrefflichen wuchert doch gerade in dieser Sammlung viel Mittelmäßigkeit mit empor.

Auch die Gedichte „Aus dem Leben" von Karl Arno (Koburg, Verlag von G. Sendelbach 1887) sind stellenweise zu sehr das deutliche Erzeugnis der Reflexion, nicht der unmittelbaren Empfindung. Auch hier bleibt manches zu sehr Begriff, statt zur sinnlichen Anschauung zu werden. Gerade die Fülle guter und richtiger Sentenzen, die sie enthalten, thut ihrer rein lyrischen Wirkung mitunter Eintrag. Ihr geistiger Gehalt überhaupt, der edle Sinn, der sich in ihnen kundgiebt, verdient allen Beifall. Freudige Anerkennung sei dem Dichter aber auch dafür gezollt, daß er nicht bloß, wie er es im „Prolog" verheißen, „glückliche Lieder ohne Trost und Hoffen", Lieder von vertorenem Liebesglück und Lebensleere zum „tollen Reigen" vereinigte. Ein Buch mit solch absolut düsterem Inhalt würde wenig künstlerischen Genuß gewähren. Nun aber besingt er auch frisch und munter die Freude und den Genuß des Augenblicks, und wenngleich der Ernst in seinen Liedern vorherrscht, so ist doch von einem trüben Haß der Welt oder von bitter Verachtung der Menschen in ihnen nichts zu bemerken. Etwas Besonderes hat uns Arno freilich nicht zu sagen; seine Gestalt hebt sich aus der Schar unserer neueren Lyriker nicht eigenartig bedeutsam hervor. Aber in seiner Auffassung und Darstellung der Dinge verrät sich doch ein entschiedenes Talent; selbst die Sprache echter Leidenschaft vermag er hie und da zu reden. Zahlreich ist die Wattung des Sonetts unter seinen Gedichten vertreten; die Form beherrschen ist allerdings selten streng richtig nach der nunmehr bei uns allgemein geltenden Regel gebildet.

Sonette in einer gleichfalls bei uns jetzt nicht mehr gebräuchlichen Form, in Trochäen, finden wir nebst andern kunstvollen oder auch gekünstelten Strophenmaßen bei Cheriander, „Aus Lenz und Sommer" (Gedichte, 1. Folge, 2. Auflage; Leipzig, Litterarisches Verlagsinstitut: G. Stein 1883). Der Verfasser besitzt überhaupt ein hübsches Talent, mit künstlichen Dichtungsformen zu spielen und doch den Fluß des Gedankens, die Kraft des Empfindens ungestört und ungeschwächt zu bewahren. Gleichwohl ist seine Sprache dem Vers oder Reim zu liebe öfters verrenkt, durch harte Elisionen, Hiatus, auch durch Nachlässigkeiten entstellt (z. B. „Ich wag's zu denken nimmer" S. 73, „Bleib, herr'sche Alpenwelt" S. 8 u. dgl.). Originalität, ungewöhnliche Phantasie, außerordentliche Tiefe des Gedankens oder des Empfindens vermißt man; aber Cheriander ahmt nur guten Mustern und diesen nicht sklavisch nach, er ist warm und innig und nie oberflächlich und singt frisch und heiter, ohne Trübsinn, voll Freude am Dasein, voll Hoffnung, voll Liebe zur Natur und zu den Menschen. An den Erscheinungen der Natur entzündet sich sein dichterisches Feuer; der Grund- und Zielpunkt seiner Poesie ist aber stets der Mensch. Gut sind unter anderm die Stimmungsbilder aus der Natur und mehrere balladenartige oder geschichtliche Gedichte gelungen.

München. **Franz Muncker.**

Zum Hutten-Jubiläum.

Der 21. April 1888, der 400. Geburtstag Ulrich von Huttens, wird weit über jene Kreise hinaus, welche sich aus Beruf oder Neigung mit der Geschichte unserer Litteratur beschäftigen, festlich begangen werden, und auch unsere Zeitschrift, welche in erster Linie der modernen Produktion und der Geschichte der deutschen Litteratur dieses Jahrhunderts gewidmet ist, erfüllt nur ihre Pflicht, wenn sie den Gedenktag des Dichters feiert, welcher nicht bloß von ungemeinem Einfluß auf die Entwicklung des geistigen Lebens in Deutschland gewesen, sondern auch heute noch und für alle Zeit in mancherlei Beziehung als ein rechtes Vorbild gelten darf. Dem Essay über Hutten, sowie der Mitteilung eines interessanten ungedruckten Briefs aus seiner Feder fügen wir an dieser Stelle noch den Wortlaut des Autographs bei, welches sich auf Seite 65 reproduziert findet. Dasselbe ist eine deutsche Nachschrift zu einem lateinischen Briefe, dessen Original die königliche Bibliothek in Berlin verwahrt, und lautet:

„Lieber Herr Doctor. Ich verlehe mich in des Wagenmaisters haws werdet Ihr mein dinglich finden. Des Pferdes halber muß etwo ein Pferd sein von XX oder XXIV gulden, einen Knecht zu reiten."

Da es sich für uns lediglich darum handelte, eine Probe von des Dichters Handschrift zu geben, so glaubten wir uns auf die Reproduktion dieser wenigen Zeilen beschränken zu dürfen. Das Porträt ist mit Hinweglassung des Beiwerks einem kurz nach dem Tode des Dichters erschienenen Holzschnitt eines unbekannten Meisters nachgebildet.

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

IV. Band. 3. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. Mai 1888.

Digitized by Google

Erzählende Gedichte.

Bimrod.

Von **Robert Hamerling.**

Mit einer Kriegerſchar, von blanken Schilden
Und Helmen funkelnd, goldnen Panzerhemden,
Vor Abrams Zelt, des frommen, rückte Bimrod
Und fordert ihn heraus, ihn und die Seinen.
Und aus dem Zelte trat der Patriarch.
„Wo iſt dein Kriegsherr?“ fragt hohnlächelnd Bimrod.
Voll Gottvertrauns gen Himmel Abram blickte
Und ſah ein graues Wölklein in der Luft.
Auf dieſes Wölklein wies er hin und ſprach:
„Dies iſt die Heerſchar, welche Gott mir ſendet!“
Und ſieh, das Wölklein ſenkte ſich herab!
Es war ein Schwarm von Mücken, unzählbaren.
Und dieſes Heer der allerunſcheinbarſten,
Verachtetſt von allen Tierlein warf ſich
Auf Bimrods wilde Krieger und bedeckte
Zu Tauſenden der Rieſen Angeſichter,
Einbohrend in die Wangen, Lippen, Nüſtern
Und Augen ſeine winz'gen ſcharfen Stachelu.
Geblendet, irr, von Schmerz und Unmut heulend,
Entflohn die Recken, ſtürzten in den Strom ſich,
Hinwegzuſpülen vom Geſicht den Greu'l.
Heimkehrt in ſeinen prangenden Palaſt
Bimrod, verfolgt von einer ein'gen Mücke.
Und als er nachts aufs Lager ſich geworfen,
Umſchwirrte ſein Geſicht die kleine Mücke
Und kroch zuletzt hinein in ſeine Nüſtern,
Und durch die Nüſtern bis in ſein Gehirn.
Und ſie begann an dem Gehirn zu nagen.
Emporfuhr Bimrod aus dem tiefen Schlaf
Und wußte nicht, was ihm lief innen ſchwirre
Im Haupt und ihm benage das Gehirn.
Anhielt dies Nagen, Schwirren, ruhelos,
So daß Gott läſterte mit Flüchen Bimrod,
Und Menſchen mordete in toller Wut.
Und als ſo Monde ſchwanden und die Folter
Kein Ende nahm im Haupt, im Hirn des Rieſen,
Befahl er täglich zweien ſeiner Sklaven,
Sie ſollten unabläſſig Tag und Nacht
Aufs Haupt ihm ſchlagen mit zwei ehrnen Hämmern.
Da ſchlugen mit zwei wucht'gen Hämmern ſie
Das felſenharte Haupt ihm unabläſſig.
Doch ſie betäubten nicht die Qual im Haupte.
Und immer grauenvoller fluchte Bimrod,
Und immer reichlicher floß Menſchenblut.
Da rafften, ihrer Arbeit müd, die Sklaven
Zuſammen ihre Kräfte und zerſchlugen
Das Haupt des Rieſen ganz mit ihren Hämmern,
Und ſeine Seele fuhr hinab zur Hölle.
Die Mücke aber, als hervor aus Licht
Sie kam aus dem zerſchmetterten Gehirn,
Da war ſie lahm an ihren beiden Flügeln,
Und auf den beiden Augen war ſie blind:
Doch groß geworden war ſie wie ein Sperling.

Der Beifall der Welt.

Von **Heinrich Kruſe.**

Zwei Türme ragen noch in Köln am Rhein,
Doch die Geſchlechter, deren Haus ſie ſchmückten,
Sie werden längſt ſchon ausgeſtorben ſein.

Zwei Knaben, die der Eltern Herz entzückten,
Ein ſchönes Paar wuchs nachbarlich heran
Und, als ſie in das Jünglingsalter rückten,

An Freundſchaft David gleich und Jonathan.
Der ältere, Ludolf, iſt beſonnen, ſtill,
Ihn ziehen nur die ernſten Studien an,

Er weiß bereits von früh auf, was er will;
Die Säule ſeiner Kirche will er werden,
Selbſt Petri Fiſcherring ſcheint als Sigill

Dem kühnen Schwärmer nicht zu hoch auf Erden;
Zum Höchſten ſtrebt empor die echte Kraft,
Nicht zagend vor Gefahren und Beſchwerden.

Des jüngern Sinn ſteht nicht auf Wiſſenſchaft,
Jagd, Spiel und Tanz liebt Bruno und Turnieren
Und andre Dinge, minder ehrenhaft.

Digitized by Google

Als einſt in lautem Schwarm mit Muſizieren,
Nachts Bruno ſingend zog die Straß' entlang —
Er ſchien den trunknen Haufen anzuführen —

Und ihm die Scharwach' ſeinen wüſten Sang
Verboten, zog er wutentbrannt das Schwert,
Das einem Wächter in die Hüften drang.

Er lag am Boden, blutend und verſehrt,
Doch Bruno hätte zornig ihn erſtochen
Und nicht im armen Mann das Amt geehrt,

Wenn nicht ein ſcharfes Wort zu ihm geſprochen:
„Erwache". Ludolf war's, der ihn beſchwor,
Die Macht des Weins war durch das Wort gebrochen.

Wie Petrus, als er abgehaun das Ohr
Des Malchus, ſteckt' das Schwert alsbald er ein,
Worauf er in der Stille ſich verlor.

Wohin kam Ludolf noch ſo ſpät? Mag ſein,
Daß er, um zu verſehen einen Kranken,
Gemacht noch einen Gang bei Sternenſchein.

Am Tag darauf hielt Ludolf in den Schranken
Des hohen Chors im Dom die Beichte ab,
Da ſieht herbei man einen Sünder wanken:

Bruno, ſo bleich, als ſtieg er aus dem Grab,
Kniet an des Beichtſtuhls Öffnung und bekennt,
Daß er im Weinrauſch ſchwer gefrevelt hab'

Und wert faſt ſei, daß man ihn Mörder nennt.
Ernſt wie ein Vater ſtraft ihn Ludolf zwar,
Doch mild als Bruder ihm Verzeihung gönnt.

Der ältre Freund auf dieſe Weiſe war
Für Bruno eine Zuflucht ſtets, der leicht
Verführt, doch guten Herzens immerdar.

Ihm blieb der Freund ein Vorbild unerreicht,
Mild gegen andre, ſtrenge gegen ſich;
Ihn preiſen alle, doch er ſelber ſtreicht

Mit Geißeln täglich ſich elendiglich,
Der nur „Gott ſei mir Sünder gnädig" ſpricht,
Obgleich an Frömmigkeit ihm keiner glich.

Doch wich auch von ihm ſelbſt die Demut nicht,
Erſcholl doch ſein Gerücht in Stadt und Land
Als Bild und Muſter jeder Prieſterpflicht.

Auch ward er bald erhöht in ſeinem Stand,
Ward Domherr, Weihbiſchof und wurde ſchon
Als künft'ger Hirt des Erzbistums genannt.

Doch was begiebt ſich? An Sankt Gereon,
In einem Gäßchen wird, bedeckt mit Wunden,
Die Leiche Ludolfs — o iſt das der Lohn

Für Tugenden? — blutüberſtrömt gefunden.
Da jammert jung und alt und arm und reich,
Und ſeinen Schmerz ſucht jeder zu bekunden,

Doch keiner kann dem ſeines Freundes gleich.
Er wurde aufgebahrt ins Chor gebracht
Und Bruno, liebenden Gemüts und weich,

Kniet an dem offnen Sarg die ganze Nacht,
Kann ſich nicht trennen von den ſtrengen Zügen,
Die feierlicher durch den Tod gemacht,

Ihn gleichſam noch ermahnend, vor ihm liegen.
„Mein Vater und mein Vorbild, mußt' es ſein?
Wie ſchwer iſt's, ſich in Gottes Rat zu fügen,

Mich tröſtet nur, daß, wer ſo ſündenrein,
Licht Prüfung mehr bedarf und ſchon mit allen
Gerechten oben ging zum Himmel ein."

So ſchluchzt er laut, daß die Gewölbe ſchallen —
Da richtet ſich mit halbem Leib, erwacht,
Der Tote langſam auf und horch, es hallen

Die dumpfen Worte durch die Mitternacht:
„Ich bin durch Gottes allgerechten Spruch
Vernrteilt worden." Bekel drum und wacht;

Er, laſſet nicht, wie der im Leichentuch,
Das Lob der Menſchen euren Fallſtrick ſein.
Thut dem, der ins Verborgne ſieht, genug,

Was weiß die Welt, ſie richtet nach dem Schein.

Die Wacht auf dem Rheindamm.

Von **Adolf Schmitthenner.**

Haſt du geſehn, was der Pegel zeigt?
Fällt endlich der Strom? —
„Er ſteigt! er ſteigt!" —
Um Gotteswillen! Mein Mann auf der Wacht
Am Rheindamm draußen, und ſchwarz kommt die
Nacht! —
Es flackert die Lampe, es zittert das Haus.
Sie öffnet das Fenſter und ſchaut hinaus.
Da fährt ihr der Sturmwind in das Geſicht,
Der Regen klatſcht, es verlöſcht das Licht.

Silveſter iſt heute, das Jahr iſt am End';
Zum Ende geht alles, wenn Gott es nicht wendt.

Es rauſcht der Regen, es heult der Wind,
Es ſtarrt die Nacht, und die Flut wächſt geſchwind.
Seit Morgen und Abend die Sturmglock nicht ſchweigt,
Denn der ſchreckliche Strom: er ſteigt, er ſteigt!

Den Scheitel des Dammes bändigt ſchon
Der zürnende Woge zerfließende Kron.

Digitized by Google

Hoch steht die Wehre, doch wenn sie zerbirst,
Versinkt in den Fluten das Dorf bis zum First.
Drum darf sie nicht brechen! „Ihr Männer, wohlauf,
Türmt Bäume, Faschinen und Steine zu Hauf!“

Es sprühen die Fackeln, Kommandowort hallt,
Es kracht der Stamm, es zittert der Wald,
Es rasselt der Wagen, es schnaubt das Roß,
Es rufen die Männer, — phantastischer Troß!
Sie kommen heran in verworrenem Zug
Die Bauern des Dorfes und bringen genug,
Sie schleppen den Sand, das Gestrüpp und die Erd',
Sie schleppen für Acker und Garten und Herd,
Todmüd von der Arbeit, geschüttelt vom Graus; —
Ihre Weiber und Kinder die wimmern zu Haus.

Doch dort auf des Dammes verwogenem Kranz,
Wo der Schaum aufsprüht im springenden Tanz,
Die Gestalten so hoch, in den Mantel gehüllt,
Auf die Schaufel gebückt, vom Wetter umbrüllt:
Sie jagen dem Teufel die Knochen entzwei,
Wenn der Kolben er spürt und das sausende Blei; —
Heut kämpfen sie nicht wider Fleisch und Blut.

Der Wogen Gewalt und des Sturmwinds Wut
Die haben sich schrecklich zusammengekürmt,
Ihr heulend Gemisch die Schanzung stürmt.
Hoch stehet der Wall und der Krieger darauf,
Und er gräbt und schanzt. Und hinauf und hinauf
In die Nacht wächst das Werk wie ein Erdgeisterdom,
Der dem Boden entsteigt; — und mit wächst der
Strom.

Dort steht der Hauptmann und schaut hinaus
Flut aufwärts, entgegen dem jagenden Graus.
Sturm, Regen und Finsternis treiben daher;
Darunter rauscht ein wütendes Meer.
Es stößt auf den Damm, daß er krachend sich dehnt
Und dumpfnachzitternd sich überlehnt,
Und es wühlt sich ein und stemmt und drückt;
Hier gipfelt die Woge, dort schleicht sie gebückt,
Hier Geströme, dort Gezerr, dort Geschmeichel, Gekos,
Hier zittert der Wall, dort bröckelt sich's los,
Hier will er zerreißen, dort senkt er sich ein;
„Dorthin mit den Säcken! Hier lassel es sein!“ —
„Hierher eure Körbe! Mehr Schutt noch! Geschwind!“
So gellt's durch die Nacht .... und die Nacht
zerrinnt.
Silvester ist heute, das Jahr ist am End,
Zum Ende geht alles, wenn Gott es nicht wendt! —

Wer steht bei dem Hauptmann? Was flüstern die zwei?
Was spähen sie dorten? Ist alles vorbei?
Was schmettert das Horn? Das bedeutet nicht Sieg.
So tönt's vor der Flucht nach verlorenem Krieg. —
Stumm stehen sie ringe um den Hauptmann her.
Der verkündet mit fester Stimme die Mär:
„Ihr Männer vom Dorfe, der Dammbruch ist da!
Nach Hause und rettet! Das Wasser ist nah.
Nehmt die Pferde und Wagen! Geb Gott euch Glück!
Zur Schaufel, Soldaten! Wir bleiben zurück!“

So hallt das Wort und die Hörer ringsum,
Vom Schrecken gebannt vernehmen es stumm.
Kein Laut wird erwidert, kein Schreckensruf tönt.
Nach dem Dorf schencht die Herde, vom Sturmwind
gehöhnt.
Dort ballt sich der Jammer zum gräßlichen Knäul,
Der Weiber Gezeter, der Kinder Geheul;
Mit heiserer Stimme der Mann ruft der Frau;
Es brennt in den Händen der Sturmglocke Tau.
Die Häuser und Ställe die leeren sich aus,
Auf den Gassen da drängt sich ein wirrvoller Graus:
Der Wagen Geklirr und der Rosse Gestampf
Und der Menschen Gerenn und der Fackeln Gedampf'.

O wehe dir, Reicher, was rettest du jetzt?
Das schöne Gespinst, das der Sturmwind zerfetzt?
Die glänzenden Kühe? Sie reißen den Strick!
Die gemästeten Schweine? Sie rennen zurück!
Das schneeweiße Linnen? Dort schleift es im Kot!
Den geschwollenen Sack? Dort zerstiebet dein Brot!
Dein flaumiges Bette vom Regen ist's schwer,
Jetzt fällt es vom Wagen; — das Rad drüber her!
Durch die triefenden Decken der Sturmwind pfeift, —
Die Laterne zerbricht und die Fackel erlischt ....
Glückselig der Arme! Sein Weib an der Hand
Und das Kind an der Brust, so zieht er ins Land.

Wie das wütende Heer, wenn der strahlende Lenz
Wildjauchzenden Schlachtruf erscheint an der Grenz',
Durch die Finsternis brauset entgegen dem Herrn, —
Jetzt wiehert es nah und jetzt in der Fern:
So tobet hinaus die entsetzliche Jagd
Und verschwindet im Wald, in der doppelten Nacht.

Am Damme draußen mit gieriger Lust
Schwallen Wildwogen her an des Sterblichen Brust.
Doch wie sie auch keuchet im Kampf mit der Meut',
Doch ringet die Brust, und die Stimme gebeut,
Und es hoffet das Herz.
„Ihr Leute, herbei!
Da bohrt sich der greuliche Wurm durch den Brei;
Werft den Sack in den Rachen dem hungrigen Tier.
Dort züngelt der hundertste Kopf voller Gier!

Rammt die Stirn ihm ein! Dort gurgelt es dumpf,
Bischt wieder die Schlange? Den Weidenstumpf
In den Hals ihr gedrückt! — — — Was soll das
Gelärm?
Aus der Stadt tönt es her, die kein Wasser bedräut.

Digitized by Google

So schreit nicht die Not, wenn die Gluthflagge weht.
So braust der Gemeinde lobpreisend Gebet. — —
Sei Ehre dem Herren, wie gestern, so heut,
Der in Wettern regiert und im Sturme gebeut!
Glückauf, Kameraden! Das alt böse Jahr
Dort treibt's mit dem Rheine für immerdar,
Und ein besser Jahr auf die Zinne sich schwang!"...

Es verrauschet der eherne Frühgesang
In der Höhe, wo Sternen neben Stern aufsieht.
Aus der Tiefe brüllt wieder das höllische Lied.
Und die Hölle siegt? Und der Himmel schweigt?
Barmherziger Gott, der Damm sich neigt! —

Da krachet ein Schuß. Das war überm Rhein.
Gleich Wetterflammen leuchtet ein Schein,
Raketen steigen, und feurig rot
Flackert's auf wie aus glühendem Eisenschlot.

Jetzt wimmert's dort drüben; weithin übers Ried
Verheulen die Glocken ihr grausiges Lied.
Dort brach der Damm! Gerettet sind wir!
Dort tobt das Verderben! Friede weilt hier!
Dort löschen die Lichter! Hier leuchtet der Stern!...
„Euch rette der Himmel! Wir sind zu fern!" —

Der Kampf ist aus. Die Gefahr ist aus.
Sie flehn auf des Dammes gerettetem Haus.
Der schreckliche Feind jagt achtlos vorbei.
Die Sieger so stumm. Kein Jubelgeschrei.
Nur düstere Blicke, beklommenes Wort. —
Barmherziger Himmel, hilf du ihnen dort! —

Aufgraut der Tag. Es fröstelt das Mark.
Kalt weht's von der Fluren gelbgähnendem Sarg.
Das war eine Wacht! — Wie gestern, so heut
Sei Ehre dem Herrn, der den Wellen gebeut!

Die Sendung.

Von Karl Gottfried Ritter von Leitner.

Vor Gottes heil'gem Throne stand
Ein Engelsgeist im Lichtgewand,
Jedoch sein himmlisch Antlitz trug
Von Wehmut einen leisen Zug.

Da fragt der Herr: „Was trauerst du?"
Und jener spricht: „Die sel'ge Ruh'
Stört mir's, wenn da hinab ich seh'
Auf all der Menschen Not und Weh."

„Es steht," versetzt der Herr, „dir frei,
Bring ihnen Trost, steh ihnen bei.
Hüll um dir einen Menschenleib
Und werd ein schwaches, ird'sches Weib."

Der Engel macht sich auf geschwind,
Lacht bald im Wieglein hold als Kind
Und füllt der armen Eltern Brust
Mit nie geahnter Himmelslust.

Es wächst zum Mägdlein still heran,
Die Jungfrau wandelt sittig dann
Und schlicht dahin und birgt nur schwer,
Daß sie gar stammt von oben her.

Sinkt liebend endlich dem als Braut
Ans Herz sie, dem sie angetraut;
Da ahnt wohl der beglückte Mann,
Wer blickt aus ihrem Aug' ihn an.

Bald pflegt sie drauf bei Tag und Nacht,
Die sie mit Schmerz zur Welt gebracht,
Und sorgt mit Lieb' und Emsigkeit
Für Mann und Kinder jederzeit.

Als Freundin geht im Nachbarhaus
Mit Rat und That sie ein und aus;
Hört nachts sie spät am Chor Gepoch,
Begrüßt den Gast sie freundlich noch.

Wem lacht das Glück, dem senden läßt
Sie Kranz und Strauß zum Freudenfest;
Und in dem Haus des Unglücks weint
Mit Weinenden sie treuvereint.

Sie wacht an manches Kranken Bett,
Müht mit dem Arzt sich um die Wett';
Und wiegt sich jener ganz zur Ruh,
Drückt sanft sie ihm die Augen zu.

Zu trösten und zu helfen ist
Ihr liebe Pflicht zu jeder Frist.
So lebt und strebt sie Jahr um Jahr
Der Güte voll, der Selbstsucht bar.

Dabei wird trüb der Augen Blau,
Ihr goldig Haar wie Asche grau,
Ihr Herzschlag matter allgemach,
Ihr welker Körper müd und schwach.

Da spricht der Herr: „Die Sendung hier
Ist nun vollbracht, komm heim zu mir."
Und jäh erbleicht der ird'sche Leib,
Ins Grab versinkt das Menschenweib.

Der Geist fliegt frei zu Gott empor,
Begrüßt von aller Engel Chor,
Und wieder durch die Himmel wallt
Er jetzt in lichter Urgestalt.

Digitized by Google

In der Kartauſe.

Novelle von **Wilhelm Jenſen.**

(Fortſetzung.)

Sie ſaß wie gliedergelähmt, und ſo ſtand auch er einige Augenblicke, ſie gleichfalls erkennend. Dann ging es durch ſeinen Körper wie ein Ruck des Aufwachens durch den eines Schläfers, er ſetzte den Fuß vor und trat auf ſie zu. Sie wollte ſich emporheben und davongehen, doch ſie vermochte es nicht, die jähe Überraſchung hatte ihr die Herrſchaft über ihre Füße genommen. Und gleich danach kam es ihr aus ſeinem Anblick, es ſei auch kein Grund vorhanden, der ſie zum Forteilen treibe. Sein Geſicht ſprach, ſie brauche ſich nicht zu fürchten, daß ſein Herankommen ſie mit einer Wiederholung ſeiner Gewaltübung im vorigen Mai bedrohe.

Er ſah blaß und magergeſichtig aus, doch ſeine ſchönen Augen beſaßen nichts heimlich Scheues, Unſicheres, wohl keinen Glanz, aber eine ſtille Ruhe der Beſchwichtigung lag in ihnen. So richteten ſie ſich offenen Blicks in das Antlitz des Mädchens, und nah hinzutretend ſagte er:

„Der Himmel hat meine Bitte erhört, dich noch einmal zu ſehen, Agatha, ehe dieſe Mauer mich mit ihrem Gelübde von der Welt abſchließt. Ich habe Frieden gefunden, meine Schweſter, bis auf das eine, um das ich bat: meiner Schuld losgeſprochen von dem Menſchen zu werden, an dem ich ſie begangen. Denn ich ſündigte an dir, und nicht Gott allein, ſondern auch du mußt mir vergeben, auf daß ich den vollen Frieden der Seele erlange. Der Blutstropfen an deiner Hand klagt mich an gleich einem Mörder. Ich berene es bei Tag und Nacht, Agatha, und ich gäbe freudig mein Leben dafür, daß ich es ungeſchehen machen könnte. Du aber biſt nicht irdiſcher Natur, und dein Herz hegt nicht Erdengefühle, nicht Haß und Vergeltungsſucht. Dein Name iſt ‚die Gute‘, und er bedeutet ‚die Heilige‘. So gieb mir ein Zeichen deiner Vergebung, Agatha, daß meine Seele ſich von ihrer Schuld an dir entſühnt und abgelöſt fühle.“

Mit leiſer Stimme hatte er geſprochen, und ſeltſam fremdartig war der Hörerin aus ſeinem Munde der Name „Agatha“ erklungen, den ſie früher niemals ſo von ihm vernommen. Das alles, dieſe Anrede, ſein Eintritt ins Kloſter, ſein verwandeltes Weſen mit dem Bekenntnis und der reumütigen Bitte machten ſie verwirrt, daß ſie nach Gedanken und der Sprache dafür ſuchen mußte, um ihm zu antworten. Und auch als ſie dies nun that, brachte ſie etwas ſtockend hervor:

„Das habe ich dir lange vergeben, Ignaz — du haſt dich ja nicht an mir damit — ich meine, wer Reue fühlt, dem iſt ſeine Schuld verziehn. Und das hat Gott ſicherlich gethan, darauf kommt es doch allein an, weil du gegen ſein Gebot verſtoßen, welchem Menſchen du dein Vergehen zugefügt — das ändert ja nichts an der Wägung und Vergebung einer Schuld. Ich wußte es wohl, wenn dein Name es auch nicht ſagt, du biſt doch gut im Innerſten, vielleicht beſſer als ich, und ich bin froh — ich wollte nicht, daß es nicht geſchehen wäre. Ja, ich darf froh darüber ſein, denn ſo wurde ich dir zum Heil, der Anlaß, daß deine Seele ſich auf den Weg gewandt, den meine Fürbitte oft für dich erhofft. Zwar weiß ich nicht, ob das Hilfsmittel, das du dir dafür erwählt — die Natur der Menſchen iſt ja unterſchieden und nicht für jeden das nämliche gleich geeignet. Doch du biſt ja auch noch nicht — ich meine, du haſt noch Zeit vor dir, dich zu prüfen. So leb wohl, Ignaz — ich bin dankbar gegen Gott, daß er mich heute dieſen Weg hat gehen laſſen, damit ich das von dir nehmen könnte, was dich noch bedrückte. Es war ſein Wille, ohne den nichts geſchieht. Nein, ich habe kein irdiſches Gefühl des Haſſes und der Vergeltungsſucht in mir. Laß deine Hand mir vergeben, was ich damals geſprochen. Du warſt nur zu ſchwach, doch kein ſchlechter Menſch. Vergieb es mir — wir ſind es ja alle, wie durfte ich dich richten!“

Digitized by Google

Agathe streckte ihre Hand aus, und wie er es vor einem Jahr mit der wilden Rosenknospe gethan, so dachte auch sie nicht daran, daß sie etwas in derselben trage, und bei dem Darreichen ihrer Hand schloß sie den kleinen Veilchenstrauß mit in die seinige hinein. Dann fiel der letztere, als sie den Arm zurückzog, von ihr unbeachtet zu Boden, sie sagte rasch noch einmal: „So leb wohl, und die heilige Jungfrau behüte dich, sei allzeit mit dir in deinen Gedanken und in deinem Herzen.“ Damit verließ sie schnell den Platz, schlug den Rückweg zur Stadt ein, ohne den Kopf nochmals zu wenden. Erst als sie an den Felsvorsprung kam, drehte sich ihr Gesicht zurück, doch nicht mehr nach der Stelle, auf der Ignaz noch stand, sondern nur noch einmal das stille Bild der Karkause und ihrer Umrahmung mit dem Blick zu überfliegen. Es hatte sich in nichts verändert, die Sonne war während des kurzen Aufenthalts Agathes, kaum ein wenig die Schatten verlängernd, an den Waldrändern entlang geschritten, und bis auf die beiden Laute von zuvor durchbrach nichts die Ruhe des Mainachmittags. Hochtönig schwoll noch der Gesang der Amsel vom Klosterdach herüber, nur das Geräusch der Säge scholl dem Mädchen anders als vorhin im Ohr. Es wollte ihr keinen Einklang zu dem tiefen Frieden der Natur bilden, kam mit einem harten, schrillmißstimmigen Ton durch die weiche Sonnenluft, als zerschneide das Eisen nicht empfindungsloses Holz, sondern ein lebendig unter ihm zuckendes Gefühl. Nun verhallten beide Töne hinter der Bergwand, die Agathe umschritten.

Wie anders war sie eben erst hier gegangen, von wie anderen Gedanken jetzt erfüllt. Als ob sie ein paar Minuten die Augen geschlossen, einen kurzen, sonderbaren Traum erlebt und nun wieder aufsehe. So war der innigste Wunsch ihres Lebens von Kindheit auf doch in Erfüllung gegangen, der Genosse ihrer Jugend dem gleichen unirdischen Verlangen nach dem ewigen Heil zugewandt wie sie. Und auf welch wunderbarem Wege hatte die Hand Gottes ihn dahin geleitet.

Die langsam Fortschreitende dachte nach: Ja, durch sie war es geschehen, sie hatte als Mittel dazu gedient. Ein wie geringfügiges für das hohe Ziel! Ein Blutstropfen an ihrer Hand, den seine Unachtsamkeit hervorgelockt, und darum war er sich gleich einem Mörder erschienen. Und gleich einem Räuber, weil er gewaltsam ihre Lippen geküßt hatte. Wie mancher mochte schon das Gleiche gethan haben, ohne Reue darüber zu empfinden. Nur das feinste Gefühl in einem Menschenherzen hatte die Vorsehung Gottes so zu bitterster Selbstanschuldigung und für seine Absicht nutzen gekonnt. Keinem andern wäre es in den Sinn geraten, nach jener That zur Buße, zur Sühne in ein Kloster zu treten.

Aber es war noch das alte Knabenwesen in ihm, wenn er ihr in heftig plötzlichem Aufwallen Gewalt zugefügt, in haltlose Verzweiflung zu fallen, daß sie manchmal befürchtet, er könne sich etwas Schlimmes anthun. Nun war es so geschehen — nur nichts Schlimmes — doch nach dem ersten Erkennen des von ihm begangenen Unrechtes hatte er mit jähem Entschluß eine lebenslange Buße dafür auf sich geladen. Denn als solche mußte nach seiner vorherigen Denkweise das Klosterleben ihm erschienen sein.

War er dafür geeignet? Wenn er es nicht wäre und es ihm nicht zum Heil diente — dann trüge sie die Schuld daran.

Wer kannte sich selbst dann so genau, um dies sicher voraus zu wissen, ein ganzes Leben lang? Wenn er erst wirklich als Bruder dem Kloster angehörte, mußte er Verzicht darauf leisten, je wieder außerhalb der Mauern sich an der Schönheit der Natur zu erfreuen, die ihm früher doch das Höchste gewesen.

Es fiel Agathe ein, daß nach einem neuen Verbot Kaiser Josephs des Zweiten niemand ein Ordensgelübde ablegen dürfte, ehe er das vierundzwanzigste Jahr vollendet habe. Sie zählte unwillkürlich nach; Ignaz konnte erst im dreiundzwanzigsten stehen.

Ja, sie trüge dann die Schuld daran, weil sie ihm entgegengerufen, daß er ein schlechter Mensch sei, der sich schwer versündigt habe.

Hatte er das denn wirklich gethan? War die Sünde, mit seinen Augen angesehn, eine so schwere gewesen? Er trug Liebe für sie in sich, und wenn sie ihn auch geliebt, hätte in seinem Thun keine Sünde gelegen.

Und hatte sie ihn nur aus unirdischem Gefühl so hart verdammt? War nichts davon aus dem Empfinden einer Demütigung geflossen, daß seine Kraft der ihrigen überlegen gewesen, ihr gewaltsam seinen Willen aufzuzwingen? Hätte sie nicht vielleicht mehr Stärke noch aufbieten und es dennoch verhindern gekonnt?

Agathe blickte in die Höh'. Lag da schon das Stadtthor dicht vor ihr? Ihr war's, als könne sie den Weg noch kaum halb zurückgelegt haben.

Nein, sie war nicht „Agatha“, die Gute an jenem Tage gewesen und noch weniger verdiente sie, daß er ihren Namen als den einer Heiligen dorthin

Digitized by Google

gedeutet. Nur Gott hatte alles erst zum Guten gelenkt, nicht ihr eigenes Thun damals. Als sie am Abend im Bett die Hände faltete, begann sie ihr Gebet mit dem Dank, daß Gott sie in ihrer Unwürdigkeit zu einem Werkzeug seiner Pläne ausersehen habe. Dann sprach sie ihre täglichen Bitten weiter bis zum gewöhnlichen Abschluß. Doch ein Weilchen danach, als ihr Mund verstummt gewesen, hub sie noch einmal an und fügte hinterdrein: „Und laß mich nicht die Schuld tragen, wenn es nicht zu seinem Heile wäre, sondern gieb in deiner Gnade, daß er sich zuvor reiflich prüfe, ob er auch den rechten Weg erwählt hat.“

Nach diesem Tage ging Agathe Edinger an jedem Nachmittag wieder ins Freie hinaus, doch nie bis zur Kartause hinan. Der Weg dahin an dem hellen, schnellen Wasser bedünkte sie als der schönste in der Umgebung der Stadt, und ihn schlug sie oftmals ein. Aber sie verfolgte ihn niemals weiter als bis an den Felsvorsprung, ehe um diesen her das Geräusch der Säge an ihr Ohr dringen konnte. Sie mochte den Ton nicht hören; es war zum erstenmal, daß ein körperlicher Sinneseindruck ihr Abneigung einflößte. Sonst hatte ihr Gefühl sich gegen alles derartige durchaus unempfindlich verhalten, und sie begriff nicht, was sie in jenem verletze, doch es war so. Ignaz Burkheim sah sie deshalb nicht wieder; sie hatten sich ja auch gegenseitig alles gesprochen was nötig gewesen, sich wechselnd ihre Verschuldung vergeben und konnten frei von Vorwürfen aneinander gedenken. Mutmaßlich bediente er auch die Säge nicht mehr, sondern ein andrer Laienbruder. Sogar gewiß, Agathe vernahm es zufällig von einem Geistlichen in der Stadt. Man war in der Kartause hoch erfreut über ihn, denn er brachte eine Fähigkeit mit, die bisher dort gemangelt, gab sich eifrig der Wiederherstellung alter, schadhaft gewordener Gemälde in der Kapelle und im Refektorium hin; ja, er sollte mit der Absicht umgehen, sich selbst an dem Malen eines Madonnenbildnisses zu versuchen. Und es hieß, man werde für ein so nutzbares Ordensmitglied die Laienzeit möglichst abkürzen, um ihn der Klostergemeinschaft sicher zu gewinnen.

Manchmal stieg Agathe jetzt auch auf den gleich am Stadtthor sich emporhebenden Bergrücken hinauf. Geringe Überreste einer ehemalig weithingedehnten Burg lagen droben, zu ihnen führte ein alter Weg und weiter durch dichten Laubwald auf dem Gebirgskamm entlang; ab und zu sah man weit in die Ferne. Dem Mädchen wurde allgemach dieser Ausgang der liebste; sie konnte sich dort dem Himmel näher fühlen als im Thal. War sie etwa drei Viertelstunden lang so in kleinen Tobeln und Klingen fortgewandert, dann trat zur Rechten eine größere Veränderung ein. Man erkannte nicht deutlich, welcher Art, der Wald lag zu dicht umher, aber es ließ sich unterscheiden, daß eine Einbuchtung sich in die Bergwand ziehe, und hie und da fiel einmal durch den grünen Blätterschleier ein ungewisser weißlicher Schimmer. Von ihm her stieg fast immer, wenn Agathe bis dorthin gelangte, der helle Gesang einer Amsel zu ihr in die Höh'; daraus entnahm sie, daß sie sich über der Kartause befinden müsse. Der schrillende Ton der Säge klang von drunten nicht hierherauf, nur der nähere Schlag des Vogels, und dem hörte sie gern zu. Sie setzte sich in das tiefe Moos zwischen den schattenden Bäumen, aus deren Anblick ihr jedesmal wieder der gleiche Gedanke kam. So schön, lebenskräftig, freudig, an heißen Tagen Kühle spendend, standen sie da und waren doch nicht dazu geschaffen, zerschnitten zu werden. Wenn die Sitzende das Geräusch der Säge auch nicht vernahm, so mußte sie doch daran denken. Es war ihre Feindin geworden, wie die Amsel ihre Freundin.

Doch eines Tages, als sie hinaufkam, schlug die letztere nicht mehr und ließ sich überhaupt nie wieder hören. Das lag wohl in ihrer Natur, denn der Juni war vorüber, damit verstummte auch ihr Gesang. Daran dachte indes Agathe nicht, ihr kam die feste Überzeugung, daß dem Vogel etwas geschehen, daß er eingefangen und in einen Käfig gesperrt worden sei. Noch eine Woche hindurch kehrte sie täglich hierher, indes stets vergeblich. Alles blieb tonlos, nur Südwind, der eingesetzt, trug jetzt auch den Schall der Säge bis hierher. Das stimmte sie traurig, wie etwas Erstorbenes umgab es sie. Sie mochte nicht mehr auf dem Platz sitzen und kam nicht wieder zurück.

Allein auch der Aufenthalt in der Natur überhaupt war ihr nicht mehr das, was er früher gewesen. Es zog sie nicht, wie bis dahin, ins Freie, sie saß lieber allein in ihrem Zimmer. In dieser Einsamkeit gingen ihre Gedanken schweifend umher, und hier war es auch einer, der, einmal gekommen, ihr immer wiederkehrte. Er sprach ihr, daß es für sie das beste sei, in ein Kloster zu gehen, eine Ordensschwester zu werden. Wozu verweilte sie in der Welt, unter Menschen, mit denen sie keinerlei Gemeinschaft besaß? Früher hatte sie wohl fälschlich gedacht, solches geistliche Zusammenleben mit andern biete ihr nicht dasjenige, wonach sie suche. Oder dies Gefühl mochte wahr gewesen sein, auch

Digitized by Google

jetzt noch ebenso gelten. Aber sie fand doch eine Ruhe dort, eine Beschäftigung durch die Regel, eine Unterstützung in dem Zwang, ihr Denken immer nur auf eins gerichtet zu halten. Dessen bedurfte sie; die Unthätigkeit vom Morgen bis zum Abend gab ihren Gedanken zu viel Spielraum, auseinander zu gehen.

Wie war die Vorstellung des Eintritts in ein Kloster ihr zuerst gekommen? Sie erinnerte sich, Ignaz Burkheim hatte sie durch seine Äußerung an jenem Mainachmittag zum erstenmal darauf gebracht. Danach freilich war es ihr ein Jahr lang nicht wieder ins Gedächtnis geraten. Aber er hatte schon damals richtig erkannt, es sei das beste für sie, für jeden glaubensinnigen Menschen. Er war deshalb ja auch ins Kloster eingetreten; sie hatte vernommen, daß er nicht mehr Laienbruder sei, sondern im Anfang des Herbstes sein Gelübde abgelegt habe.

Eine Sorge erfüllte Agathe dabei und bewirkte, daß sie sich im Verlauf des Winters eigentümlicherweise zugleich mit weltlichen Angelegenheiten beschäftigte. Ihre geistlichen Berater wehklagten mehr und mehr über die diokletianischen Verfolgungen, denen die Kirche durch die Maßnahmen des Kaisers Joseph ausgesetzt werde, wenn sie auch ihren vollen Zorn darüber nur in engen vertrauten Kreisen emporlodern ließen. Dem Mädchen fiel es auf, daß sie sich öffentlich aller Angriffe auf das neue Regiment in der Wiener Hofburg enthielten, nur im geheimen Widersetzlichkeit gegen dasselbe zu schüren und damit nicht auf den gebildeten Teil der städtischen Bevölkerung, sondern lediglich auf die unteren Massen einzuwirken suchten. Das erweckte Agathes Mißfallen, denn echte Glaubensüberzeugung mußte sich vor jedem frei und offen bekennen, mit Freuden, wenn es nötig fiel, für ihre Vertretung Leiden auf sich nehmen. Und andrerseits bedünkte sie, es müsse der Kirche vor allem daran gelegen sein, die geistig höher Stehenden sich zu Bundesgenossen zu erwerben. Was die Menge des Volkes anging, so bestand diese doch zum größten Teil nur aus gedanken- und verständnislosen Nachsprechern und Beobachtern der äußeren vorgeschriebenen Formeln, ohne ein innerliches Erfassen damit zu verbinden. Das sah und hörte Agathe von ihrer alten Hausgenossin, deren eintöniges Gebetableiern und leeres Erfüllen der religiösen Pflichten ihr täglich verstärkten Widerwillen einflößte. Schon deshalb fiel ihr das längere Verbleiben hier im Hause kaum mehr erträglich, und ebenso armselig an Gemüt und Sinn für alles Höhere und Schöne waren unfraglich die meisten alten Frauen in der Kirche, ja die jungen und die Mädchen gleichfalls. Darin offenbarte sich Agathe der Grund, weshalb sie auch bei der Andacht nie ein Gefühl der Gemeinschaft mit ihnen besessen. Mit den geistig Gebildeten der Stadt aber kam sie nicht in Berührung; die letzteren waren beinahe ausnahmslos keine eifrigen Kirchgänger, und ihr Beichtvater warnte sie stets vor der Unchristlichkeit derselben. Doch kam es ihr, jene könnten trotzdem ernsten, andächtigen Sinn und wahre Glaubenszuversicht in sich tragen, denn sie betraf sich selbst einmal darauf, daß sie seit mehreren Tagen die Messe versäumt hatte. Das zur Kirche Gehen, Knieen und Rosenkranzbeten machte entschieden nicht die wirkliche Frömmigkeit aus, bekundete diese nicht, hatte eigentlich mit ihr nichts gemein.

(Fortsetzung folgt.)

Prix d'amateur.

A.

Was ist an solchem Venetianer Glas,
An solcher Bronce, an solchem Porzellan,
An solcher Handzeichnung so herrlich, daß
Den ungeheuren Preis man zahlen kann?
Wie billig imitiert die Industrie,
Galvanoplastik, Guß, Photographie!

B.

Nur Narrheit, guter Freund, du hast so recht,
Verschmäht den Lügenpakt und kapriziert
So unerbittlich sich auf das, was echt,
Und haßt, was Teufelsbtendwerk imitiert;
Ich Narr, ich schätzte niemals Gyps als Erz
Und Druck als Zeichnung, und mir brach das Herz.

A. Fitger.

Aphorismen.

Ein Todesurteil spricht des Richters Mund,
Und Grausen packt das Volk mit ris'ger Kralle,
Als wären wir auf diesem Erdenrund
Nicht alle auch zum Tod verurteilt, alle!

Erst die Erinn'rung muß uns offenbaren
Den Segen, den uns das Geschick verlieh.
Wir wissen stets nur, daß wir glücklich waren,
Doch daß wir glücklich sind, wir wissen's nie.

Du darfst, willst du dein Leben nicht zersplittern,
Auf kein Versprechen baun, vor keiner Drohung zittern.

Betty Paoli.

Digitized by Google

Der Meister von Palmyra.

Dramatische Dichtung in fünf Aufzügen von **Adolf Wilbrandt.**

Dritter Aufzug.

Der freie Platz in Palmyra vor Apelles' Haus, wie im ersten Aufzug; doch verändert, wo hinten die Erhöhung mit den Palmen war, steht ein Tempel, in griechischer Bauart; rechts, an der Stelle des Olivenhains, steht eine altchristliche Basilika, Atrium Stilo, im Profil gesehen.

Erster Auftritt.

Jamlichus, des Longinus Sohn (Jüngling); dann **Longinus.** (Jamlichus kommt langsam, zögernd, wie enttäuscht, aus Apelles' Haus; blickt noch im Gehen zurück.)

Jamlichus. Apelles' Haus ist leer; von Mägden, Sklaven
Niemand zu sehn — und auch Tryphena nicht.
Wohin denn alle? Was begiebt sich?
(Longinus kommt von links, hinter Apelles' Haus; grau, gealtert, doch rüstig.)

Longinus (mit klugem Lächeln). Ei,
Mein Jamlichus!

Jamlichus. Mein Vater!

Longinus (scheinbar harmlos). Nun? Wen suchtest
Du in Apelles' Haus?
(Jamlichus will reden; schweigt.)
Die Bücher haben
Jetzt gute Ruh' vor dir; du wandelst gern
Die Säulenstraß' entlang — und bis ans Ende —
Und so auf diesen Platz — vor diese Thür.
Seit des Apelles Kind ein Mägdlein worden,
Das Jungfrau heißen kann, versäumst du nie,
Sein Haus zu grüßen —

Jamlichus (verwirrt). Vater!

Longinus. Kind! Mich freut's,
Daß du nicht lügen kannst, nicht lügen willst
Vor dem, der, weil dein Vater, auch dein Freund
Zu sein bemüht war — ja dein bester Freund.
Ich harrte nur der Stunde, wo du kämst,
Von diesem Kind Tryphena mir zu reden; —
Doch kamst du nicht.

Jamlichus. Mein Vater! Sorg' und Zweifel
Bedrückten mich —

Longinus. Ich weiß.
(Aus der Basilika ertönt Gesang, durch Entfernung gedämpft; Männer und Frauen singen den 47. Psalm: „Frohlocket mit Händen, alle Völker, und jauchzet Gott mit fröhlichem Schall".) Du horchst und staunst.
Wenn dich der Traum des jungen Herzens nicht
So ganz erfüllte, wär' dir wohl bewußt,
Daß sie die Kirche hier an diesem Morgen
Dem Gott der Christen weihn. Drum ist das Haus
Da drüben leer; denn dient Apelles auch
Den alten Göttern noch, wie du und ich,
Sein ganz Gesinde lebt im neuen Glauben —

Jamlichus. Und auch sein Weib — und auch sein Kind. Und darum
Konnt' ich nicht reden, Vater!

Longinus. Armer Sohn!
So soll auch dich der Fluch nun treffen, der
Das Reich, das vielzerrissne, ganz entzweit,
Weil er die Seelen spaltet! — Ost und Nord
Und Westen schüttet aus unzähligen Wolken
Barbaren aus, die Rom als Beute suchen;
Doch das genügt dem großen Schicksal nicht:
Es setzt die Christen auf den Kaiserthron,
Die uns nun drücken, und verfeindet alles,
Gott gegen Gott, Haus gegen Haus, und endlich
Herz gegen Herz! — Apelles' Tochter flieht
Wohl auch den Bund mit dir, weil sie getauft ist,
Du nicht —

Jamlichus. O das ist meine Sorge nicht.
Sie gab ihr Herz mir — Wort und Schwur und Treue — —
Nur ihre Eltern fürcht' ich. Persida,
Die strenge Mutter — und Apelles, der
Die Mutter liebt und ehrt wie eine Göttin —
Sie werden streng und hart, wie diese Zeit,
Uns sagen: „Trennt euch! die Getauften frein nicht
Die Ungetauften mehr!" — — Doch glaub mir, Vater,
Ich beug' mich dieser finstren Satzung nicht!
Verzweiflung auch ist stark! Eh' sie Tryphena
Von meinem Herzen reißen, reiß' ich sie
Mit mir hinweg; — wohin? wohin auch immer!
Wohin sie folgt, und sie ist treu und fest:
In Elend, Wüste, Tod — nur nicht von mir!

Longinus. Nun, nun! du Heißblut! — „Stark ist
auch Verzweiflung" —
Doch nicht zu früh verzweifeln macht den Mann.
Weisheit ist besser, glaub mir, als Verzweiflung — —
Wer hustet dort?

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen; Timolaos (sehr alt und gebückt, das dünne Haar weiß, hat vorsichtig und geräuschlos die Thür der Basilika geöffnet, mit mühsam verhaltenem Husten; tritt heraus und hustet nun stark und lange. Der Gesang hat schon früher geendet).

Jamlichus. Der alte Timolaos.

Timolaos. Ja, ja, ja, der ist's. (Hustet wieder.)

Longinus. Du schon aus der Kirche? Ist's aus?

Timolaos. Nein, sie sind erst dran; Herennianos, der Hirte der Gemeinde, weiht das neue Gotteshaus und giebt seinen Segen. Ich huste so viel, das stört; und wenn ich es aus Andacht zurückhalte, so erstickt es mich; da bin ich denn leise aus der Thür gegangen, um mich hier draußen nach Herzenslust auszuhusten. (Hustet.)

Longinus. Armer Märtyrer!

Timolaos (lacht). „Märtyrer" — das ist gut! Timolaos ein Märtyrer des Glaubens — beim Zeus, das ist gut! (Erschrickt, blickt nach der Basilika und rundum.) Sagte ich eben „beim Zeus"?

Longinus. Ja.

Timolaos. Diese alten Gewohnheiten! (Hüstelt.) Die wird man so wenig mehr los wie den alten Husten!

Longinus. Warum nahmst du denn die Pflicht auf dich, sie dir abzugewöhnen? Warum gingst du zu den Nazarenern?

Digitized by Google

Timolaos. Warum? — Rücksicht, Longinus! Notwehr! — Die Väter der Stadt gaben mir ein Ämtchen; die Väter der Stadt folgten dann dem Kaiser, dem großen Constantinus, und nahmen die Taufe; — so, nun denke weiter! Wir gehn alle nach Brod; und das Brod wird christlich — (Hüstelt.)

Longinus. Und der, der es ist!

Timolaos. Wär' es dir lieber gewesen, daß ich verhungert wäre? — Ich bin in guter Gesellschaft; die großen und reichen Herren von Palmyra, so nach und nach sind sie alle im Gänsemarsch in die Kirche hineinspaziert! — Sie wollen nun auch nicht mehr Aurelius, Septimius oder Agrippa heißen: wollen wieder Wahballath der Araber, Malku oder Mokim der Syrer sein; mich nennen sie wieder Taimila, statt Timolaos. Denn nach Rom zu schauen und vor Rom den Rücken krumm zu machen, ist nicht mehr das feinste; jetzt residieren unsre Majestäten in Constantinopolis — (Hustet stark.) Aber ich spreche zu viel. Dann husst' ich.

Longinus. So sprich weniger.

Timolaos. Will's versuchen, weiser Mann; will nach Hause gehn. — Ich huste mich so allmählich ins bessere Leben hinüber; — na, dabei gewinn' ich. (Hüstelt.) Eßt euer Brod und lebt wohl! (Links hinter dem Hause ab.)

Longinus. Gäb's keine strengre Christen, Jamlichus, Als den, dein Herzglück hätte nichts zu fürchten!
(Aus der Basilika beginnt die christliche Gemeinde herauszutreten, Männer, Frauen und Kinder aller Stände; auch die Sklaven und Sklavinnen des Apelles, doch anderer als in der ersten Aufzügen.)
Sie kommen. Gehn wir. In Apelles' Haus
Erwart' ich ihn! Er war mein Freund und ist es,
Und wird es sein. Getrost! Ich red' mit ihm
Und sag' ihm eure Not, und er wird helfen!
(Mit Jamlichus ab in Apelles' Haus.)

Dritter Auftritt.

Volk, Herennianos (der Vorsteher der Gemeinde) mit den **Presbytern** und **Diakonen, Apelles** mit **Persida** und **Tryphena** (Apelles ergraut, doch sonst in blühender Kraft, Persida noch jugendliche Matrone, Tryphena eben gereift), angesehene Palmyrener, darunter **Aurelius Wahballath** (alt, gebrechlich), auch **Krieger** mit ihren **Hauptleuten** (alle aus der Kirche).

Herennianos. Drei Worte noch, Apelles, eh' du heimgehst;
Vor diesen allen, die hier Gott gedient.
Obwohl noch nicht der Unsre, warst du mit uns,
Die heilige Weihe dieses Gotteshauses
Mit anzuschaun, das deine Kunst erbaut,
Um meiner Schwester, deiner Persida,
Der Liebe Werk zu thun und ihr Gelübde
So zu vollbringen, wie nur du es konntest.
Sie nahm die Schätze, die die Welt ihr gab,
Dem Heiligen diese Stätte zu bereiten;
Du nahmst die Schätze deines Künstlergeistes
Und schufst, von edler Gattenlieb' entflammt,
Ein Denkmal deines Ruhms! Die alte Form
Der weltlich römischen „Basilika"
Erfülltest du mit neuem Geist, erhöhtest
Die Säulenhalle zum erhabnen Raum,
Der im allheiligen Halbrund herrlich endet,
Gabst ihr der Decke Pracht, aus Cedernholz
Vom Libanon erbaut, und schmücktest Wand
Und Nisch' und Boden mit Musik der Farben,
Die, weltlich prangend, doch zum Heiligen leitet.
Dafür dich preisend, dank' ich dir —

Apelles. Nicht mir,
Herennianos. Deiner Schwester danke:
Für meine Hausfrau that ich's — — nun, ihr kennt Sie alle, jeder ehrt sie; ich, ihr Gatte,
Will sie nicht rühmen. Drum genug der Worte —
Und diese Hand zum Gruß! (Will gehn.)

Herennianos. Noch eins, Apelles,
Wenn du vergönnst. Ein Wunsch aus Persidas
Liebreicher Seele, die an diesem Tag,
Der ihr Gelübd' erfüllt, den Frieden der
Versöhnung gern auf jeder Stirne sähe.
Seit jenem Zwist, der mit Aurelius
Wahballath dich entzweite, habt ihr nie
Euch Blick und Gruß gegönnt; die Sonne stieg
Und sank viel tausendmal, ihr bliebt verfeindet.
Wahballath nun, dem Himmel zugewandt,
Am Rand des Grabes, dürstet nach Versöhnung;
Und deine Hausfrau bittet —

Apelles (verfinstert). Sie durch dich? — —
Ich hab' nicht euren Sinn, bekenn' ich dir,
Dem Feind die Hand zu reichen; hab' ich Grund, ihn
Zu hassen, hass' ich treulich; mag er leben,
Mir liegt er schon im Grab!
(Persida nimmt Apelles' Hand, mit bittendem Blick.)
Doch weil sie bittet,
An diesem Tag — und das nun alles ist,
Was von Aurelius übrig blieb — so nehm' er
Die Hand des Friedens hin!

Aurelius. Hab Dank, Apelles.
Ergebnen, frommen Dank! — Ja, ja, hast recht:
Es blieb nicht viel mehr vom Wahballath übrig.
Ich bin nun nichts mehr: andre walten hier —
Gewiß zum Besten dieser Stadt. Mein Geist
Ist nun der Stadt der Seligen zugewendet;
Lebt jenseits, jenseits! Jahr' und Leiden mahnen; —
Du bist noch rüstig — seltsam, wunderbar —
Wie keiner von den Alten. Doch der Tod
Vergißt uns nicht! — Septimius ging voran;
Mußt' alle seine Schätz' auf Erden lassen —

Apelles. Ich weiß, ich weiß.

Aurelius. Die Zeit ist fern: man kann wohl
Ein Wörtlein davon reden! Dieses Blatt hier
Ließ mir Septimius; als Erinn rungszeichen
Laß' ich es dir nun: dir gehört's.
(Ihn ein wenig bei Seite nehmend, leiser)
Das schrieb
Für dich die schöne Griechin, eh' sie starb; —
Ein frühes Ende; doch ein gottergebnes.
Nun kommt's denn doch noch — spät — in deine Hand.
(Giebt ihm ein zusammengerolltes Blatt, das er aus seinem Gewand hervorgezogen; nimmt dann Apelles' Hand.)
Noch einmal Dank, Apelles!

Persida (von derselben Schauspielerin dargestellt, welche die Zoe und die Phöbe spielte; in Haltung und Ausdruck mehr der **Zoe** ähnlich, doch in matronenhafter Milde und Würde).
Auch den meinen.

Apelles. Ich that's für dich.
(mit einem zärtlichen Blick auf die Tochter)
Und wenn Tryphena hat,
Mein junges Röslein, hätt' ich's auch gethan. —
Sie leuchtet wie die Rosen von Damaskus
Und Saron; duftet noch der Erde zu,
Lebt nicht im Reich des Friedens wie Aurelius.

Digitized by Google

Für frischen Kampf des Lebens glühn die Wangen —
(Streichelt sie.)
Herennianos (ernst). Im Dienst des Himmels, hoff' ich.
Tryphena (verschlossen, fast). Ja, mein Oheim.
Herennianos. Folg deiner Mutter: dieses Vorbild gab dir
Ein gütiger Wille! — In des Tages Feier
Hat sie — in Liebeswerken unerschöpflich —
(auf eine Schar junger Mädchen aus dem Volke deutend)
Hier diese Jugend, die mit dir erblüht ist,
Gekleidet und geschmückt; ihr Mutterherz
Will vielen Glück bereiten. Irr' ich nicht,
So sinnt sie noch auf mehr —
Persida (herzlich lächelnd). Du hast's erraten.
(zu ihren Sklavinnen, die seitwärts stehn und warten)
Geht, bringt's heraus!
(Die Sklavinnen ab ins Haus. Persida zu den jungen Mädchen, deren eines sie sanft umschlingt.)
Ihr lieben Kinder sollt
Nicht ohne Gaben gehn, die frei'n und nützen.
Ihr bleibt!
Herennianos (zum übrigen Volk gewendet).
Wir wandeln heim, im Frieden Gottes.
Leb wohl, Apelles. — Du, Tryphena, geh
Mit deinem Oheim; rechts hinausdeutend) dort in meinem Haus
Laß uns ein Wort noch reden.
(zu dem Volk, das ihn beim Abschied umdrängt)
Seid gesegnet!
Aurelius (zu Apelles). Noch einmal Dank — und Frieden!
Apelles (gefaßt). Jetzt und immer.
(Herennianos mit Tryphena rechts ab, durch das Säulenthor; ein Teil des Volks, darunter Aurelius, folgt ihm, der andre entfernt sich nach links. Nur Persida bleibt mit den jungen Mädchen im Vordergrunde; die Sklavinnen kommen zurück, mit gefüllten Körben und Bündeln, die Persida während des Folgenden unter die Mädchen verteilt. Apelles, im Vordergrund allein, öffnet das zusammengerollte Pergament, starrt eine Weile schweigend hinein. Dann, bewegt, sie sich)
So rinnt die Zeit hinweg; in Tropfen, langsam —
Zuletzt ein Meer, das uns vom Einstmals trennt.
Dies altersweiße Blatt beschrieb die Hand,
Die einst so süß mir wohl that, dann so weh;
Der armen Phöbe Hand — denn wie das Schicksal
Sie schuf, sich selbst ein unerforschlich Rätsel,
Nahm sie und gab sie Liebe, Schmerz und Tod.
Früh kam der rasche Tod; — doch nicht zu früh:
Nun lebt sie noch verklärt, entschuldigt im
Versöhnten Herzen — (in das Blatt hineinblickend, lesend)
und ihr Scheidewort
klingt wieder wie Gesang! — — Im Sterben rief sie
Den heiligen Trost der „frohen Botschaft" an,
Die Lehre des Erlösers: Christenwort
Beschwichtigte die bange junge Seele —
Dann flog sie jenem dunklen Ufer zu.
Wohin? Wo liegt's? Wie nennt sich's? Hat es Namen?
Ist's, wie das Leben selber, nur ein Traum?
Hier steh' ich — grau, nicht alt; im festen Bau
Unsterblich Mark, so scheint es; doch erfahren,
Beruhigt, (lächelnd) weise — Lieb' und Leidenschaft
Dämmern so ferne — und der Zeiten Hammer
Rings um mich schmiedet eine neue Welt.
Du dort, der Tempel meiner Glückesgöttin,
Du stehst verwundert, trauernd: hier begrüßt dich
Das Haus des neuen Gotts. Die Seelen wandeln
Sich wie die Zeiten; Welle folgt der Welle,
Meinung der Meinung, und vom Meer des Lebens
Umrauscht, ein einsam Schifflein, tauml' ich weiter!
(Die Mädchen haben sich mittlerweile hinten nach rechts und links, die Sklavinnen ins Haus entfernt; Persida betrachtet den Apelles schon eine geraume Weile, aus dem Hintergrunde. Jetzt tritt sie zu ihm und legt eine Hand leise auf seinen Arm; er fährt aus seinen Gedanken auf.)
Persida. Es sind wohl ernste Dinge, die du denkst.
Ist dieses Blatt der Inhalt, glaube mir,
Du müßtest mir verschweigen, was du denkst;
Ich weiß von Phöbe, hab' dein ganzes Leben
Dir nachgelebt, und fühl' es auch mit dir.
Wem du vergeben hast, hab' ich vergeben —
Apelles (auf das Blatt deutend). Auch ist's ein Gruß nun wie von andren Sternen:
So weltenweit! — Doch damals litt ich, wie
Giftkranke leiden; nur der Mutter Herz
Befreit zu sehen, gab dem meinen Stärke; —
Und sie beglückt zu sehn, hätt' ich vielleicht
Der guten Chrysie Tochter noch gefreit —
Da losch der Mutter freundlich Leben aus,
Ihr Wunsch mit ihr, und wieder einsam blieb ich
Mit meines Leids Gefährtin, meiner Kunst.
Und immer schaffend, sah ich dich als Kind
Lieblich und zart heranblühn; oft erstaunend,
Wie du der Phöbe glichst; — doch ernster, edler —
Doch auch ein heimlich Feuer tief im Aug',
Das zu verheißen schien: entfache mich,
So werd' ich brennen, wie's in Phöbe brannte —
Nur so vergänglich nicht! — Mir war, als wandle
Ihr Geist verklärt in dir; drum lieht' ich dich
Schon eh' ich's wußte; — und du salst mich staunend
Mit großen Augen an, als du, die Knospe,
Die kaum erst aufbrach, zwischen Tau und Tag,
Den ernsten Mann von Liebe reden hörtest
Und fragen: willst du meine Hausfrau sein?
Du schmiegtest dich in deiner Mutter Arm,
Verschüchtert, fast geängstigt . . . Doch das Feuer,
Es ward entfacht! Es kam ein Tag, da flogst du
In meinen Arm. (Nimmt ihre beiden Hände.)
Und sonnige Jahre kamen —
Gleich Frühlingstagen, wo die Lerche weckt
Und Philomeles Lied die Nacht verkündet;
(gedämpfter) Und Friedensjahre, die die Arbeit segnet —
(ihre Hände langsam wieder sinken lassend)
Und Jahre dann voll Eifer, Heiligkeit,
Aufwärts gekehrtem Trachten — gleich dem Adler,
Der sich emporschraubt in das Blau des Himmels,
Bis er dem Aug' des Sterblichen entschwindet!
Persida. Du sagst es lächelnd, doch mit Bitterkeit.
Mein Herr und Gatte! dient' ich je dem Himmel
So übertreu, daß ich der Lieb' und Treue
Vergaß, die dir gehört?
Apelles. Hab' ich dich je
Verklagt? verkannt? — Das Schicksal fügt' es so!
Es kam ein neuer Geist in deine Seele,
Nach Glaub' und Opfer dürstend; jenes Feuer
In dir ward Andacht, Himmelsglut — geschürt
Von Herennianos, deinem feurigen Bruder,
Dem „Knecht des Herrn". Ich ließ dir Freiheit, schwieg —
Doch Narben trag' ich; — nun wer trüg' sie nicht.
Die Frühlingstage kommen uns nicht wieder;
In unsrem Herbstland raschelt noch der Vogel,
Derselbe Vogel ist's — nur singt er nicht.
Genug. Gehn wir ins Haus!

Digitized by Google

Perſida. Wie ſchwermutsvoll
Heut deine Stimme klingt. — Nun ſag' ich ſchon,
Zu ſagen, was ich wollte.
Apelles (freundlich). Sprich.
Perſida. O gieb mir
Ein gutes Wort; dann hab' ich Mut!
Apelles (lächelnd). Ich will
Dich „liebe Thörin" nennen, ſo zu bitten —
Perſida. So hold geſagt, iſt's gut! — Mein Freund und Gatte!
Du, der ſo liebreich (auf die Baſilika deutend) mein Gelübd' erfüllteſt,
Tritt über die Schwelle noch, die du gelegt,
Und trinke drin mit uns den Kelch des Lebens!
Apelles. Perſida! Perſida!
Perſida. Was rufſt du ſo?
Apelles. Und kennt denn nie das Weib den Mann? Iſt alles,
Was wir bezeugen durch die That des Lebens,
Wie nicht gethan? — Der Wurm zu deinen Füßen
Bleibt, was er iſt und ſein muß, wie dein Fuß auch
Ihn dreh̃n und wenden mag; und Mannesſinn,
In Geiſtesſen'r und Schickſalswind gehärtet,
Iſt dir ein Wölkchen, das dein Hauch verändert?
Ich ſollte ſagen: „Weil ſie bittet, glaub' ich,
Was ich nicht glauben kann?"
Perſida. Apelles —
Apelles. Laß mich!
Ich ließ dem Geiſt dich folgen, der dich führte,
Ich gab die Tochter deinem Glauben hin,
Ich baute dieſen Tempel eures Gottes,
Weil Kunſt und Weisheit, meine Göttinnen,
Mir dieſes Werk der Liebe nicht verwehrten;
Doch wo ich lügen müßte, bet' ich nicht.
Ich kann das Leben keines andern leben,
So auch ſein Wort nicht ſprechen; was der Abgrund
Des dunklen Schickſals trennt, das bleibt geſchieden!
(Er geht ab ins Haus. Perſida blickt ihm in düſterer Schwermut nach.)
Perſida. „Das bleibt geſchieden." Ja, nach Gottes Willen.
Weh' uns, daß er's gewollt!

Vierter Auftritt.

Perſida; Herennianos (von rechts durch das Thor).
Herennianos. Du hier noch, Schweſter.
Dich ſuch' ich; — dich, Tryphenas Mutter. Gehn wir
Zu dir ins Haus.
Perſida. Was willſt du? Dein Geſicht
Iſt ſtreng und finſter und erſchreckt mich. Wo
Blieb meine Tochter?
Herennianos. Wo ſie bleiben wird,
Bis wir Vernunft in ihre Seele flößten:
In meinem Haus.
Perſida. Du ſprichſt ſo herriſch. Iſt ſie
Doch meine Tochter. Was beging ſie?
Herennianos. Noch
Des Willens Sünde nur; doch die von Herzen.
Mir ahnt' es wohl, darum befragt' ich ſie;
Und hart bedrängt geſtand ſie's. Hingegeben
Hat ſie ihr junges Herz dem Jaulichus,
Der noch den Heidengöttern dient, ſich weigert,
Auf Gottes Wort zu hören; doch Tryphena
Will ihren Abgott frein. Sie will! das Mägdlein! —
Ich aber ſag' dir: das wird nie geſchehn.
Gott will's nicht mehr. Die Zeiten ſind gekommen,
Da die Gemeinde ſeiner Heiligen
Den Sieg, den er ihr gab, vollenden muß;
Da ſie dem Tier, das aus dem Abgrund aufſteigt,
Den Kopf zertreten muß, den Namen „Heide"
Austilgen aus dem Buch des Lebens. Nie mehr
Soll Heid' und Chriſt ſich paaren! nie mehr Weltluſt
Des ſchwachen Herzens den Triumph verzögern,
Den Gottes Werk von unſerer Stärke fordert!
Perſida (mit Bangigkeit). Nun wohl; was ſoll geſchehn?
Herennianos. Tryphena ſoll
Vor dir und mir bei Chriſti Blut geloben,
Daß ihrem Abgott ſie entſagt für immer;
Sonſt ſend' ich ſie nach Antiochia, zu
Den gottgeweihten Jungfrau'n — dort zu bleiben,
Bis Gott ihr Herz erweichte.
Perſida. Und Apelles?
Herennianos. Du zauderſt, deucht mir. Zauderns iſt nicht Zeit.
Es ward ſchon ruchbar in des Herrn Gemeinde,
Daß deine Tochter dieſem Heiden hold iſt.
Sie dulden noch, daß du dem Gatten bleibſt,
Wenn auch mit Unmut; nie verſtatten ſie
Den zweiten Heidenbund! Der greiſe Jarchai,
Den ſie den Heiligen nennen — einſt ein wilder
Verfolger unſres Glaubens, jetzt der ſtrengſte
Der Gläubigen im Volk — er hat's erſpürt
Und trägt es durch die Gaſſen und erregt
Die ſchaumige Maſſe jener Eiferer,
Die ruhlos an der Oberfläche brodelt.
Ich will zum Hafen vor dem Sturm. Dein Haus
Iſt meins; nie duld' ich, daß das Ärgernis
Aus unſerm Hauſe komme!
Perſida (mit zitternder Stimme). Bruder! Und Apelles?
Herennianos. Muß ſich fügen! Muß! (Tritt ihr näher, blickt ihr feſt und dringend ins Auge. Mit gedämpfter Stimme)
Laß mich
Nicht glauben, daß du nochmals einen Menſchen
Mehr lieben könnteſt als den Herrn! — Du weißt,
Ich kenne deine Schwachheit. Ich allein.
Als du im Siechtum dalagſt und gelobteſt,
Wenn Gott noch einmal dir Geneſung ſchenke,
Dich ihm zu weihn, in Antiochia bei
Den heiligen Jungfrauen ganz nur ihm zu leben —
Perſida (ihn unterbrechend). Mein Geiſt war trüb und meine Seele matt.
Ein fremdes Feu'r entbrannt' in mir. Die Luſt
An Mann und Kind ſchien mir ein böſer Dämon,
Dem ich entſagen müſſe —
Herennianos. Was auch immer!
Du gabſt dem Herrn des Lebens dein Gelübde —
Und brachſt es, als er neu dir Leben gab!
Weil von Apelles du nicht laſſen wollteſt —
Perſida. Ich liebt' ihn allzuſehr! — Mein Herz iſt nicht
Wie deins geſchaffen; es iſt warm und zärtlich.
Und warm iſt auch mein Blut!
Herennianos. Ich weiß. Es lebte
Von Jugend auf ein Feind in deinem Blut;
Ein Geiſt von fremder, nicht von unſrer Art,
Wie durch Magie aus einer andren Seele
Gewandert in die deine. Bis der Geiſt

Digitized by Google

Des Herrn in dir erwachte . . . Dem gehorch nun,
Und ohne Zaudern! Zieh den Harnisch Gottes,
Der dich entbietet, an; ergreif den Schild
Des Glaubens und den Helm des Heils, und nimm
Das Schwert des Geistes! — Sühne deine Schuld!

Persida. O wie bedrängst du mich. — Um sie zu sühnen,
Hab' ich dem Herrn dies Haus erbaut —

Herennianos. Das tilgt
So große Schuld nicht weg. Er fordert jetzt,
Daß du dein Herz ihm opferst!

Persida. Ach, ich bebe.
Und wenn mein Kind, mein Gatte mich verdammten,
Wenn ihre Liebe mich verläßt — !

Herennianos. Unschuldig
War Abraham und opferte den Sohn.
Und der Erlöser litt das Kreuz für dich . . .
So leide du für ihn! — Du warst entheiligt;
Reinige deine Seele!

Persida (ringt die Hände). Gott, o Gott,
Vergieb mir meine Schuld!

Herennianos. Wie kann er sie
Vergeben, wenn du drin verharrst? (nimmt ihre Hände; sanfter)
Doch wer
Da überwindet, wird zum Pfeiler werden
Im Tempel Gottes; — und am Tag der Herrlichkeit
Wird er einst dastehn vor dem Herrn, geschmückt
Mit weißem Kleid, die Palme in den Händen.
Und Gottes Finger wird die Thränen ihm
Abwischen von den Augen —

Persida (gen Himmel starrend). Ja, du sagst es.
(Ihr schmerzvolles Gesicht nimmt einen ergebenen, dann allmählich einen feierlich schwärmerischen Ausdruck an; ähnlich dem der Zoe im ersten Aufzug, nur daß der Gram, mit dem er kämpft, hindurchscheint.)
„Und Gottes Finger wird die Thränen ihm" — —
O hilf mir, Herr und Gott! — Abfallen wird
Von mir das Glück des Lebens; ach, ich fühl' es; —
Doch ach, du strafst gerecht! Was mich zur Sünd'rin
Gemacht, das muß ich opfern; wo die Schuld
Erwuchs, da muß ich büßen! (Kniet.) Straf mich! Gieße
Die Schale deines Zorns auf meine Seele,
Wenn ich noch einmal zage; — doch erduld' ich
Mein Kreuz, so nimm mich an und sprich: Vergeben!

Herennianos. So wird er thun. — Steh auf.

Persida (steht auf. Mit tonloser Stimme). Was nun? Was soll ich?
Ich bin bereit.

Herennianos. So folg mir zu Tryphena.

Persida (wie abwesenden Geistes). Ja, zu Tryphena. Doch wohin?

Herennianos (verwundert). Zu mir.
Dort blieb sie.

Persida. Ja, dort blieb sie. Das vergaß ich.
(Will gehn; tritt unsicher auf, schwankt.)
So führe mich!

Herennianos (sie führend). Nur wenige Schritte sind's. —
Du wirst ihr sagen —

Persida. Ja, was Gott gebietet.
(im Gehn) „Zieh an den Harnisch Gottes — und ergreife
Den Schild des Glaubens" — (Sucht die Worte, stockt.)

Herennianos. Und den Helm des Heils —

Persida. Und sühne deine Schuld!
(Bleibt stehn, greift sich mit der Hand über die Stirn, atmet tief auf; blickt nach oben. Dann wie erwachend).
Ich komme. Gehn wir.
(Beide ab, durchs Thor.)

Fünfter Auftritt.

Apelles, Longinus, Jamlichus (aus Apelles' Hause).

Apelles (im Gespräch). Was! So an mir zu zweifeln — du, mein Freund!

Longinus. Nur weil ich dachte —

Apelles (zu Jamlichus). War das Persida,
Die durch das Thor ging?

Jamlichus. Ja, sie war's.

Apelles (wieder zu Longinus). Du dachtest,
Dein Freund Apelles sei zum Weib geworden,
Das einem Herrn gehorcht in seinem Haus!
Ein Knecht der Rücksicht, feig' —

Longinus (lächelnd). Nein, nein! So hör doch —

Apelles. Ich höre nichts mehr. Dies mein Wort, mein letztes:
Tryphena geb' ich dem, wenn sie's begehrt;
Sie findet keinen Bessern, und ich will ihn!
Und wenn die Christen kämen —

Jamlichus. Glaube mir,
Sie werden kommen, dir's zu wehren —

Apelles. Mir!
Hab' ich kein eigen Kind?

Longinus. Hör an. Wir halten
Vom Wahn uns frei, weil wir die Weisheit lieben
So laß uns weise sein, um frei zu bleiben.
Wer viel Geräusch macht, lockt den Widerhall;
Still sein und handeln, ist Vernunft! Bist du
Entschlossen, meinem Sohn dein Kind zu geben —

Apelles. Beim Zeus!

Longinus. So mach es still. Wir senden beide
Zum Gastfreund in Emesa; der vermählt sie,
Und mit den Geldern, die er uns verwahrt,
Versorgt er sie. Indessen wird hier Sturm,
Dann Wind, dann Stille; was geschehn ist, wird
Wohl auch gelitten; deines Namens Ehre
Steht in Palmyra hoch. Und endlich kehren
Die Kinder uns zurück — zu zwei'n — vielleicht auch
Ein drittes noch dazu!

Apelles (mit halbem Lächeln). Wie weise. Mir
Zu weise, Mann; mir schwillt das Herz, zu denken,
Daß ich mich würdelos verstecken soll,
Um meines Kindes Recht, des Vaters Recht
Zu retten — hier in meiner Väter Stadt,
Wo sich der Christ versteckte! — — Doch die Zeiten,
Sie ziehn dahin, dahin! — — So muß das Herz denn
Sich weise ducken, nicht zu groß sich machen —

Longinus. Es wäre besser!

Apelles. Besser! — — Wohl —
(Verworrener Lärm hinter der Scene rechts.)
Was giebt's
Dort in der Säulenstraße? Lärm —

Longinus. Mir ist,
Als hört' ich Jarchais schrille Greisenstimme,
Des wilden Eifrers.

Jamlichus (geht nach hinten). Jemand flieht hierher . . .
Tryphena!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen; Tryphena, dann **Persida, Herennianos, Jarchai** (der erste Bürger aus dem ersten Aufzug, jetzt weißhaarig, auf einen Stab gestützt, doch noch nicht entkräftet), **Polk,** später **Panfantas** (alles von rechts); **Apelles' Gesinde** (von links).

Tryphena (hereinstürzend). Vater! Vater! Rette mich
(Sinkt ihm zu Füßen hin.)

Digitized by Google

Sie kommen — horch! Sie kommen, mich zu greifen.
Du, du, verlaß mich nicht! An deine Kniee
klammr' ich mich, Vater; schütze du dein Kind!

Apelles. Wär' ich dein Vater, wenn ich dich nicht schützte? — Steh auf! — Was ist geschehn?

Tryphena. Sie wollen mich
Zum Ende zwingen — ewig lassen soll ich
Den Bräutigam meines Herzens — oder draußen
Im fernen Laude, fern von euch vergehn.
Doch sterben will ich hier zu deinen Füßen,
Als dem gehorchen. Rette mich! Sie drohten,
Da rief mir der Verzweiflung Stimme: flieh!
Und floh hinaus — und durch die Menge, die
Da draußen stand, hindurch — hinweg, hierher —
Und bin nun hier bei dir!

Apelles. Und wohl behütet.
Steh auf! (Gehebt sie.) Wer wagt die Tochter des Apelles
So ruchlos zu bedrängen —
(Der Lärm hat sich genähert.)

Persida (hinter der Scene). Schont sie, schont sie!
Es ist mein Kind!

Jarchai (hinter der Scene). Das Kind des Herrn ist sie
Und will ihm trotzen!
(Tritt ins Thor, aufgeregtes Volk ihm nach, auch Persida und Herennianos.)
Seht, dort steht sie. Seht,
's ist richtig! Dort den Heiden will sie freiu,
Und er steht neben ihr. Sie trotzt dem Herrn.
Reißt sie hinweg!

Apelles. Hinweg? Was schreist du, Alter?
Ich steh' bei ihr, der Vater!

Jarchai. Heid' auch du!
Du hast kein Wort in dieser Sache. Die da
Ist Christin; laß sie gehn. Herennianos,
Was schweigst du? Auf, und sprich!

Herennianos. Du hörst, Apelles.
Das Wort des Herrn wird laut durch diesen Mund.
Tryphena trotzt dem heiligen Gebot.
Gieb sie dem Hirten, mir; und füge dich —

Apelles (ihn unterbrechend). Ich? Hat ein Kind nicht Vater mehr, noch Mutter? — —
Dort steht die Mutter, Persida. Sie soll euch
Das Wort, das rechte, sagen; sie, die Christin —

Herennianos. Nun, Persida, so sprich!

Persida (in heftigem Kampf, für sich). O Gott!

Herennianos (leiser). Du mußt.
Der Herr erwartet, daß du ihm nun dieneſt
Und nicht den Menschen. Sprich!

Jarchai (tritt näher). So rede! rede!

Persida (mit zitternder, allmählich fester Stimme).
Tritt her, Tryphena. Beuge dich dem Herrn
Und denen, die ihm dienen. Und gelobe,
Was dir sein Zorn gebietet!

Apelles (nach starrem Schweigen, mühsam). Persida! — Ich hör' nicht recht.

Herennianos. Du hörteſt recht. Sie sprach
So, wie sie muß.

Jarchai. In ihr hat Gott gesprochen,
Und du tritt her, Tryphena!
(Die Menge wächst allmählich an, von rechts und von links. Apelles' Sklaven und Sklavinnen sind nach und nach aus dem Hause gekommen.)

Apelles. Persida!
So hör' auch du mich recht. Dies Kind, das hier
In meinen Armen bebt — von dir verlassen,
Weil du's dem Zorngott opferst — dies mein Blut
Und Leben halt' ich fest, (mit einer grimmigen Gebärde gegen Jarchai)
dem Schakal trotzend
Und allen Jarchais dieser tollen Erde.
Doch dich verwerf' ich, wenn du mich verwirfst;
Von meinem Herzen fällst du, wenn die Jarchais
In deiner Brust gebieten. Her zu mir
Und weg von ihm — sonst fahren Lieb' und Treu'
Und Pflicht und Glück wie dieser Hauch dahin!

Herennianos. Was willst du? Was bedrohst du sie so schwer
Und feierlich — und siehst, wie sie erzittert?
Sie folgt nur Gottes Spruch —

Apelles. Bist du ihr Mund?
Ich sprach zu Persida. — Gieb Antwort! Bist du
Apelles' Weib, Tryphenas Mutter, oder
Sklavin der Sklaven Jarchais? (Pause.) Sprich!
(Persida, eine Hand am Herzen, will reden, bewegt sich, wie zu Apelles hin; Herennianos tritt einen Schritt vor, dann sie durch seinen Blick.)

Jarchai. Sie schweigt.
Der Herr schließt ihr die Zunge. — Gieb Tryphena
Heraus!

Apelles. Du Schakal!

Jarchai. Hört! Der Heide will uns
Das Kind des Herrn verweigern! — Werft ihn nieder!
Reißt sie aus seinen Armen!

Volk (wild durcheinander). Her mit ihr!
Her mit Tryphena!

Persida (mit schwacher Stimme). Haltet ein!
(Sie sinkt; Herennianos hält sie in seinen Armen aufrecht. Das Volk dringt auf Apelles ein; Jamlichus tritt vor, um ihn und Tryphena zu schützen.)

Apelles (zu Jamlichus, ihn zurückweisend). Gieb mir
Nur freie Bahn. — Kommt an! Noch hab' ich Mark,
Um euch den Haß, den euer Bellen weckt,
Wie einen Donnerkeil ins Herz zu schmettern!
Ihr herrenlosen Hunde, die der Samum
Der Wüste toll macht — denn das Heilige wird
In euch zum Wahnwitz, heiß wie Wüstenwind —
Kommt an, zerschellt an mir die hohlen Schädel,
Daß ihnen dieser Irrwahn, der euch hetzt,
Als heißer Dunst entflattert!
(Das Volk bleibt in einiger Entfernung eingeschüchtert stehn, weicht zum Teil zurück.)

Jarchai (zum Volk). Was? Ihr wollt ihm
Die Christin lassen? — Her, Tryphena! Du
Bist unser; her zu deinem Volk!
(Tryphena schmiegt sich zitternd in Apelles' Arme.)
Sie will nicht!
Sie trotzt dem Volk des Herrn! — So greift sie, greift sie!

Herennianos. Halt ein!

Persida (ihm aus den Armen sinkend). Ich sterbe!

Ein Bürger (mitten in der Menge). Steinigt, steinigt sie!

Apelles. Wer ruft da „steinigt sie"? Den will ich töten
Mit diesem nackten Arm!
(Dringt wild auf die Menge ein. Alle stehn nach hinten; nur Pausirias bleibt stehen, der — mittlerweile ungesehn unter das Volk getreten, wie die Bürger gekleidet — den Apelles starr und ruhig anblickt. Apelles, ihn erkennend, tritt in der ersten Überraschung einen Schritt zurück.)
Gespenst des Abgrunds! —
Du auch hier? Rache, der das Opfer witterst? —
Bin ich unsterblich, bin ich stark wie du —
Bin Herr des Todes. Nieder, Höllengeist,
Auf deine Kniee! (Faßt ihn gewaltig, beugt ihn auf ein Knie.)
Fürcht' ich dich? Ich fürchte

Digitized by Google

Nicht Tod noch Leben; — auch das Leben nicht.
Und komm' es hundertmal mit Grimm und Haß
Und bellendem Wahnsinn und mit Herzenbrechen,
Ich trotz' ihm — halt' es fest — unklamm'r' es so,
(die zu ihm flüchtende Tryphena wieder in die Arme schließend)
Wie ich dies Kind unklamm're — und dich Erbfeind
Schüttl' ich wie Staub hinweg! (zum erschreckten Volk)
Geht Raum! Ich kann euch
Dem Tod hinwerfen, ihr könnt mich nicht töten.
Palmyra bleib' euch! Glaub' und Haß und alles —
Geht mir nur Raum, zu gehn!
Jarchai (scheu, wie betäubt). Er redet irre!
Persida (am Boden, von einigen Bürgern gehalten).
Sie gehn! — O Heiland!
Herennianos (neben ihr, leise). Sühne deine Schuld!

Es spricht der Herr: Sei treu bis in den Tod,
So will ich dir des Lebens Krone geben —
Apelles (zu Longinus und Jamlichus).
Ihr Freunde, gehn wir! Niemand, der uns hält.
Im Land des Perserkönigs wohnen Menschen,
Raum ist noch viel auf Erden! Komm, Tryphena,
(nach einem Blick auf Persida)
Nun doppelt mein! ganz mein!
(Das scheu zurückweichende Volk hat ihnen eine weite Gasse gemacht; Apelles, Tryphena, Longinus und Jamlichus ab, nach links.)
Persida (indem sie gehn, vor sich hin). „Und Gottes Finger
Wird ihm die Thränen von den Augen wischen" . . .
(plötzlich laut) Apelles! — — Helft mir! (Schlägt die Augen.)
(Der Vorhang fällt.)
(Der vierte und fünfte Akt folgen.)

Hymnus.

O Entzücken, Lustgefühl,
Herrliches Gedankenspiel,
Endlich einmal aufzuräumen
Mit des Daseins Fieberträumen,
Alles Hoffen und Erinnern
Auszumärzen aus dem Innern,
Jeden warmen Lebensdrang,
Aller Wünsche Überschwang
In dem Busen zu ertöten,
Alles Wähnen,
Alles Sehnen
Nieder in den Staub zu treten
Und beherzt und sonder Schwanken
Alle flutenden Gedanken
Hin zu einem Punkt zu lenken —
Götterlust: Sich tot zu denken!

Entrückt zu sein des Leibes Banden,
Dem Weh, drein sich der Geist verfing,
Entrückt dem Kerker, frei auferstanden
Wie aus der Puppe der Schmetterling,
Entrückt dem Drucke der Maschine,
Die heuchend und knurrend mit dumpfem Gebot
Den Geist stets zwingt, daß er ihr diene,
Zu heizen sie mit Trank und Brot,
Entrückt dem Willen, dem Herzdurchfeger,
Der in tausend Strudel die Seele reißt
Und wie ein wahngehetzter Jäger
Nur stets von Wunsch zu Sattheit kreist,
Entrückt der Vernunft, die wissenstrunken
In aller Dinge Tiefen strebt,
Doch in ohnmächtiges Brüten versunken,
Nur stets an ihren Flächen klebt,
Die ohne Rast zu Sonnenhügeln
Zu Himmelshöhn empor sich treibt,
Doch mit gelähmten, wächsernen Flügeln
Nur stets auf Erden haften bleibt,
Entrückt der herzbrennenden,
Unruhvoll drängenden,
Begehrenden, wühlenden, lohenden Pein —

Nicht mehr bedrückt von des Stoffes Schwere,
Nicht mehr umgähnt von des Daseins Leere:
O Lustgedanke, tot zu sein!

Frei hinzuschweben, durchs All ergossen,
Vom irdschen Schein nicht mehr umgleißt,
Vom Glanz der Wahrheit rings umflossen,
Ein sel'ger, gottverklärter Geist,
Lichttrunken von Welt zu Welt zu schweifen,
Von himmlischer Au zu ird'scher Flur,
Die Fesseln des Raumes abzustreifen
Und eins zu sein mit der Natur:
Bald als der Sonne goldiger Strahl
Zur Erde glutend,
Bald Berg und Thal
Als Mondlicht umflutend,
Bald als des Himmels blinkender Tau
Sich niedersenkend,
Bald Feld und Au
Als Wolke tränkend,
Bald als des Mondlichts Purpurgeflimmer
Auf Gletschern sprühend,
Bald als des Regenbogens Schimmer
Am Himmel glühend,
Bald als der Woge Schaum
Des Spiegels Saum
Leicht kräuselnd,
Bald als des Westwinds Hauch
Um Busch und Strauch
Lind säuselnd,
Bald als der Nachtigall
Sanftflötender Hall
Die stille Luft
Durchbebend,
Bald als der Rose Duft
In Gottes Schoß entschwebend;
Allimmer und allüberall
Das weite Gottesall
Zu durchpulsen, zu durchweben,
Von Sternen zu Sternen

Digitized by Google

Durch Weltenfernen
Als Friedensbote zu ſchweben,
Mit Gott, dem glorreich ſchallenden,
Weltenerhaltenden,
In unauflöslichem Verein —
Nicht mehr umzirkt von Raum und Zeit,
Hinwallend durchs Meer der Ewigkeit:
O Luſtgedanke, tot zu ſein!

Konrad Loew.

Das Wiener Burgtheater und das deutſche Drama.

Beiträge zur Geſchichte der dramatiſchen Produktion 1814—1867.

Nach ungedruckten Quellen.

V. Karl Gutzkow.

Das Kunſtprinzip des Realismus hat derzeit, wie in in allen Litteraturen, ſo auch in der unſern jenes des Idealismus beſiegt, immer breiter und wuchtiger ſchiebt ſich an die Stelle der Gedanken-Poeſie die künſtleriſche, freilich von Tag zu Tage mehr auch die unkünſtleriſche Wiedergabe des Thatſächlichen. Es iſt ein an ſich durchaus berechtigter, durch die geſamte Richtung unſeres geiſtigen Lebens notwendig bedingter Sieg, und die Auswüchſe und Extreme, in welchen ſich, wie immer, ſo auch diesmal die ſiegreiche Partei gefällt, werden keinem Unbefangenen den Blick dafür trüben, daß alles gekommen, wie es kommen mußte, und daß wir keinen Grund haben, uns über die momentane Niederlage des idealiſtiſchen Kunſtprinzips, welches ja nicht mit dem philoſophiſchen oder gar ethiſchen Idealismus verwechſelt werden darf, irgendwie zu betrüben. Wohl aber mahnt die Gerechtigkeit auch auf dieſem Schlachtfelde zur maßvollen Behandlung der Beſiegten, zur Anerkennung ihrer Verdienſte, zur gebührenden Wahrung und Ehrung ihres Namens. Dieſe Gerechtigkeit wird vielleicht keinem anderen Dichter der nun überwundenen Epoche weniger zu teil, als jenem, deſſen Name über dieſen Zeilen ſteht. Das kann unmöglich bloß daran liegen, weil er mehr ein Dichter der Tendenz, des Gedankens, der Zeit war, als ein liebevoller Ausmaler des Genrehaften, welches auch noch auf den Nachgeborenen ſeinen Reiz übt; der Grund, warum Gutzkow heute in der Gunſt der herrſchenden Litteratur-Parteien wie des Publikums hinter manchem Genoſſen zurückſteht, den er um Kopfeshöhe überragt, liegt tiefer: in der beſonderen Eigentümlichkeit ſeines Schaffens, wie in der perſönlichen Unpopularität ſeines Weſens. Auch dieſer letztere Punkt muß frank und frei berührt werden. Von den gereiften Männern, die heute in Deutſchland die Feder führen, iſt kaum einer, den Gutzkow nicht irgendwie durch ſeine anſpruchsvolle Empfindlichkeit, durch ſein Mißtrauen, durch ſeine unglückſelige, krankhafte Gereiztheit mehr oder minder peinlich berührt hätte. Über all dem aber wird vergeſſen, wie viel wir ihm ſchulden — auf allen Gebieten, auf keinem jedoch mehr, als dem des modernen Dramas.

Hier iſt Karl Gutzkow — und wir müſſen dies um ſo energiſcher hervortheben, je weniger heute daran gedacht wird — ein Pfadfinder und Wegbahner geweſen, einer der wenigen deutſchen Dichter dieſes Jahrhunderts, welche thatſächlich Neues geſchaffen und nicht bloß auf die Mitſtrebenden tiefe Wirkungen geübt, ſondern beſtimmenden Einfluß auf die geſamte Entwicklung dieſes ganzen großen Schaffensgebiets genommen. Was den damals ſiebenundzwanzigjährigen journaliſtiſchen Vorkämpfer einer neuen Zeit bewog, ſich der Bühne zuzuwenden, war freilich nicht allein der künſtleriſche Geſtaltungstrieb, ſondern auch das Streben, der Zeitung und dem Buch als mächtigſtes Agitationsmittel für ſeine Tendenzen die Bühne hinzuzufügen. „Schon im Jahre 1834“, erzählt Laube, „als ich Reiſenovellen ſchrieb und er ſeine Wally im Kopfe trug, ſagte er mir plötzlich einmal in Leipzig: „Eigentlich müßten wir für die Bühne ſchreiben!“ und dabei entwickelte er die Macht, welche von der Bühne ausgehen könnte, ſobald ſie die Intereſſen der Gegenwart darſtellt. Ich ſchüttelte damals den Kopf. Obwohl ich von Jugend auf lebhafteren Anteil an der Bühne genommen, als er, obwohl ich gleich nach der Studentenzeit der Bühne wirkſam nahe getreten und Stücke — natürlich unreife Ware! — zur Aufführung gebracht, obwohl ich alſo mehr als er berufen geweſen wäre, auf Theatergedanken zu geraten, billigte ich doch damals in Leipzig ſeine Idee gar nicht. Ich meinte, unſere Ideale lägen viel zu fern vom Leben, was auf dem Theater möglich und wirkſam wäre. Wir ruderten in Politik und ſozialer Erweiterung, ich begriff nicht, was wir mit der Bühne gemein haben konnten, welche ja doch im weſentlichen auf beſtehende Sitte und Anſchauung gewieſen ſei. Er ſah weiter als ich und beharrte auf ſeinem Gedanken, und ſo war er auch wirklich der erſte von uns, welcher einige Jahre ſpäter mit einem Theaterſtück auftrat.“

Laube meint das Drama „Richard Savage“; der beiden dramatiſchen Dichtungen Gutzkows, mit denen er begann, des „Nero“ und des „König Saul,“ erwähnt er nicht, und auch wir haben keinen Grund des Längeren bei ihnen zu verweilen; nur dem Biographen Gutzkows, der uns ſeine künſtleriſche Entwicklung eingehend zu ſchildern hätte, wäre dies Pflicht. Es ſind weſentlich Verſuche des Dichters, ſich zu den überlieferten Formen des Dramas ein individuelles Verhältnis zu ſchaffen, mit anderen Worten: Verſuche, den neuen Wein in alte Schläuche zu füllen. Der Dramatiker Gutzkow tritt thatſächlich erſt mit dem 1839 erſchienenen „Richard Savage“ auf den Plan. Es iſt nicht bloß das erſte Erzeugnis eines neuen Talents, ſondern auch einer neuen Richtung. Neu iſt zunächſt die Tendenz: Ein aufſtrebendes Geſchlecht kämpft gegen die Vorurteile, ja überhaupt gegen die Normen der beſtehenden Geſellſchaft an, und die Vertreter dieſes Geſchlechts ſind in dem Stück ein Dichter und ein Journaliſt; Richard Savage iſt das erſte Litteraten-Stück in deutſcher Sprache. Neu iſt aber auch die geſamte künſtleriſche Führung; ſie tritt zu dem barock-cynniſchen, grandioſen Realismus Grabbes, wie zu der verwaſchenen idealiſtiſchen Jamben-Tragödie Raupachs in gleich bewußten Gegenſatz; ſie ſteht dem Realismus näher als

Digitized by Google

dem Idealismus, ohne doch, und dies ist ihre Schattenseite, wahrhaft realistisch werden zu können, weil sie die Charaktere nicht so sehr aus der Beobachtung des Menschenherzens und des wirklichen Lebens, als aus der Tendenz, der geistreichen Spekulation, erstehen und sich entwickeln läßt. Aber so, wie diese künstlerische Führung vor uns steht, nötigt sie uns Respekt ab, selbst an sich und noch heute, geschweige denn gar, wenn wir erwägen, wie sie sich zu ihren Vorläufern verhält. Neu aber ist endlich auch die Technik; sie gehorcht im Gegensatze zu der Grabbeschen Richtung den Gesetzen der Bühne, sie weiß sich im Gegensatze zu der Raupachschen Richtung neue moderne Effekte auszusinnen und legt ihr Hauptgewicht in die Situation. Aus dem Finger gesogen hat ja Gutzkow diese Technik nicht, das hat auch noch nie und nimmer ein Dichter vermocht; er hat sie von den Franzosen geholt, aber die Art, wie er sie dem deutschen Geschmack anzupassen weiß, beweist siegreich die Größe seines Talents, die Schärfe seines Geistes, vor allem aber die ungemeine Geschicklichkeit und Beweglichkeit seines litterarischen Temperaments.

Wie Gutzkow nach allen diesen Richtungen hin in seinen folgenden Bühnenwerken vorgeschritten, wie abhängig seine nächsten Nachstrebenden von ihm sind, welchen Einfluß die von ihm eingeschlagene Richtung sowohl mittelbar wie unmittelbar überhaupt auf das gesamte spätere Schaffen bis zum heutigen Tage geübt, gehört nicht weiter in den Rahmen dieser Zeilen, deren Hauptzweck es lediglich ist, darzulegen, wie Gutzkows beide ersten Stücke, „Richard Savage“ und „Werner“, auf die Bretter der ersten deutschen Bühne gelangt. Die Thatsache an sich ist merkwürdig genug und mußte vollends die Zeitgenossen mit Staunen erfüllen. Daß das kaiserliche Hoftheater, dieser Hort des starrsten konservativsten Loyalismus, zuerst den „Werner“ und dann „Richard Savage“, diese verfemten Stücke eines verfemten Dichters aufführte, war einem Wunder gleich zu achten. Wirklich war ja auch alle Welt dagegen, die Tradition jener Bühne, wie die Censur, nicht minder aber die Stimmung jener litterarischen Kreise, mit welchen der damalige Direktor Deinhardtstein aufs engste verbunden war. Es ist daher sehr begreiflich, daß man sich die verblüffende Erscheinung durch allerlei Nebenumstände zu erklären suchte. Sie haben, wie die nachstehenden Briefe erweisen, nicht gewaltet; für die Stücke war weder eine Macht von oben her, noch der Einfluß eines mächtigen Kritikers thätig, sie erzwangen sich die Aufführung thatsächlich nur durch ihre eigenen Vorzüge, wie durch die Armseligkeit der zeitgenössischen Produktion. So ist es denn ein wichtiges und denkwürdiges Ereignis, welches die nachstehenden Mitteilungen in seinen Details klar stellen. Durch Gutzkow Aufnahme in das Repertoir war entschieden, daß die künstlerischen Rücksichten dem Burgtheater höher stünden als andere, und so hat jener Tag, an welchem sein erstes Stück am Michaelerplatz aufgeführt wurde, auch mit darüber entschieden, daß das Burgtheater auch ferner die führende Bühne in Deutschland bleiben sollte.

Freilich gingen jenem Tage langjährige Kämpfe voraus; vom 28. März 1839 ist Gutzkows erstes Schreiben an Deinhardtstein datiert, am 6. September 1842 erlebte das Stück seine erste Aufführung. Dieser höchst charakteristische Brief Gutzkows lautete:

Hochgeehrter Herr Regierungsrath!

Ew. Hochwohlgeboren prüfendem Urtheile erlaub' ich mir ein Drama vorzulegen, dessen Darstellung auf dem k. k. Hofburgtheater mich zu fortgesetzter Thätigkeit sehr ermuntern würde. Die vielen Mängel meines Stücks möchten vielleicht dadurch etwas in den Schatten gestellt werden, daß es der Bühne sehr angemessen erscheint; denn ich glaube, „Richard Savage“ oder „Der Sohn einer Mutter“ ist ein Stück, das nicht nur allen technischen Anforderungen des Theaters entspricht, sondern das auch mit jener moralischen Energie ausgestattet ist, ohne welche sich eine eingreifende Wirkung auf die Zuschauer nicht denken läßt. Da die deutsche Literatur jetzt so wenig Brauchbares für die Bühne zeitigt, wird es mir in der That leicht, meine Arbeit objektiv zu beurtheilen und sie, nicht ohne Ermunterung für mich, mit dem zu vergleichen, was man jetzt auf den Brettern meist zu sehen gewohnt ist.

Mein Stück erfordert ein geistig höher stehendes Publikum, erfordert aber vor allen Dingen auch eine Darstellung, wie es diese auf dem Burgtheater sicher fände. Leider wohnt' ich den Vorstellungen desselben nie bei und weiß nicht zu sagen, wem dort wohl die Rollen eines Steele oder einer Miß Ellen anzuvertrauen wären? Ludwig Löwe aber und die Schröder kenn ich. Für Jenen ist die Titelrolle wie geschaffen. L. Löwe mit den süßen Modulationen seines Organs, mit den Tönen der Schwärmerey und Naivität, die er so vorführerisch anzuschlagen versteht, würde sich mit dem Charakter und dem Unglück dieses Helden, mit seiner Kindlichkeit und Melancholie ganz wie vermählen können. Die große Schröder halt' ich nun gar für die einzige Schauspielerin in Deutschland, die das Bild wiedergeben kann, welches mir unter der Lady Macclisfield vorschwebte. Was ich im Vorwort über den Charakter der Lady gesagt habe, sagt' ich mit Beziehung auf Mad. Schröder, die ich auch würde genannt haben, wenn nicht unter den Künstlern die Rivalitäten bestünden.

Ich lege nun, hochwohlgeborener Herr! das Schicksal meines Stückes ganz in Ihre Hand. Sie haben den Geist dazu und die Kenntniß unserer gegenwärtigen Literatur, um einzusehen, wieviel darauf ankömmt, daß man Schriftsteller, die wenigstens den guten Willen haben, der deutschen Bühne einen bessern Aufschwung zu geben, ermuntere und sie, wenn sie nur irgend Talent zeigen, ihrem guten Willen durch die That nachzukommen, nicht fühlen lasse jene Zähigkeit und Indolenz der meisten Bühnenverwaltungen, die nicht wissen, worauf es ankömmt. Sie wissen es; von Ihnen kann ich ein gewiegtes Urtheil erwarten, auf das mit ungeduldiger Spannung harrt

Ew. Hochwohlgeboren

ganz ergebenster

Leonhard Falk.

p. A. der Buchhdlg. Hoffmann & Campe.

Hamburg d. 28. März 1839.

Am merkwürdigsten muß uns an diesem Schreiben die Unterschrift berühren. Als „Leonhard Falk“ reicht Gutzkow sein Stück dem Burgtheater ein und verrät zunächst durch keine Silbe, daß dies ein Pseudonym sei. Dies aber ist nicht bloß das Klügste, was er thun kann,

Digitized by Google

sondern thatsächlich auch das einzig Mögliche. Die Werke Karl Gutzkows sind in Österreich ein für allemal verboten und wenn er eine Kinderfibel verfaßte, sie dürfte innerhalb der schwarz-gelben Pfähle nicht frei vertrieben werden; sein Name darf in österreichischen Zeitungen nicht genannt werden; thut dies irgend ein unvorsichtiger Redakteur doch und entgeht die Stelle der Censur, so wird er hinterdrein empfindlich gestraft. Ein Schriftsteller dieses Namens existiert für Österreich nicht und darum darf er auch für den Direktor des k. k. Burgtheaters nicht existieren. Liest Deinhardstein zufällig auch in Deutschland erscheinende Blätter — und wie sollte er dies nicht? — dann muß er allerdings wissen, daß Gutzkow der Verfasser des „Richard Savage" ist, aber dieser selbst darf es ihm nicht sagen. Interessant ist ferner, wie Gutzkow zu seiner Empfehlung das Hauptgewicht auf die Bühnengerechtigkeit, die praktische Wirksamkeit seines Stückes und nicht auf dessen künstlerischen Wert legt. Auch die Vorschläge, welche er bezüglich der Rollenbesetzung macht, beweisen sein richtiges dramaturgisches Empfinden. Daß ihm aber in jener ersten Zeit auch die Fähigkeit nicht fehlte, die Menschen zu nehmen und zu behandeln, wie sie sind, mag der Schlußpassus des Schreibens erweisen.

Mit einer Raschheit, die wir ihm in diesen Aufzeichnungen selten nachzurühmen Gelegenheit hatten, erledigte Deinhardstein den Einlauf; er las das Stück und acceptierte es sofort. Dies aber geschah sicherlich nur deshalb, weil Deinhardstein thatsächlich ein feiner Kenner war, weil ihm die Vorzüge des Stückes einleuchteten und weil er, dem die schlechten dramatischen Ernten jener Zeit so bittere Sorgen verursachten, das neue Talent hoffnungsfreudig als einen Retter in der Wüste begrüßte. Vor der Gefahr, mit Rücksicht auf den Dichternamen einen Einspruch der Censur zu erfahren oder sich selbst ein Verbot geben zu müssen, war Deinhardstein durch Gutzkows Vorgehen geschützt. Seine Pflicht war nur, das Burgtheater den bestehenden Normen gemäß zu leiten, nicht aber Blätter des Auslandes zu lesen. Wie der Dichter des „Savage" wirklich heiße, brauchte er nicht zu wissen, er hatte es nur mit Herrn Leonhard Falk zu thun und hat sich sicherlich gehütet, in seinem Antwortschreiben, welches uns leider nicht vorliegt, eine Anspielung auf diesen heiklen Punkt zu machen. Für das Komödienspiel, zu welchem der vormärzliche Polizeigeist Direktoren, Censoren und Dichter zwang, ist wenigstens so bezeichnend wie dieser Fall. Im übrigen verlangte Deinhardstein nur einige Änderungen, welche ihm mit Rücksicht auf die Censur unbedingt notwendig erschienen. Wichtig und entscheidend war nur die folgende: In Gutzkows Schauspiel ist der Held ein illegitimer Sohn der Mutter, deren Liebe er sich vergeblich erringen will, aber das Reglement des Burgtheaters verbot die Vorführung unehelicher Kinder und so mußte Deinhardstein dem Dichter zumuten, Richard einen legitimen Sohn der Lady sein zu lassen. Doch schien Deinhardstein an der Bereitwilligkeit Gutzkows nicht zu zweifeln, denn er ging bereits in diesem ersten Schreiben ernsthaft auf die Frage der Aufführung ein, erkundigte sich nach dem Kostüm, welches dem Dichter vorgeschwebt, und erwähnte zu den Rollenvorschlägen unter anderem, daß Frau Schröder nicht mehr dem Verbande des Burgtheaters angehöre. Hier Gutzkows Antwort:

Hochzuverehrender Herr Regierungsrath!

Die Freude, binnen zwölf Tagen hier und in einigen Monaten in Weimar, Stuttgart, Hannover, Carlsruhe, München, Hamburg und vielleicht auch in Berlin mein Stück aufgeführt zu wissen, kann für mich nicht erhebender sein, als die Hoffnung, die Sie mir für Deutschlands erste Bühne eröffnen. Folgte Ihrem nachsichtigen Urtheile nicht die wirkliche Hindeutung auf die That, so würd' ich gezweifelt haben, ob wohl meine Arbeit einigen Werth hat; so aber ermuthigt mich Ihr Zuspruch, an dem Gedanken, für die Bühne zu wirken, festzuhalten, ermuthigt mich, dem Erfolge des Richard mit einigem Vertrauen entgegenzuharren. Die Veränderungen, die Sie für Wien wünschen, sind leicht gemacht, schwerer verschmerzt. Grade in der Natürlichkeit des Verhältnisses liegt mehr Wahrscheinlichkeit für die Fabel; ein legitimer Sohn würde schneller zu seinem Ziele gelangt sein, die Behörde würde ihm schneller Recht verschafft haben. Sie finden in dem beifolgenden Exemplar noch sehr viel wesentliche Änderungen, wenn sie sich auch nur auf kleine Sätze beziehen. Außer dem, was Sie hier von mir selbst schon gestrichen finden, gesteh' ich, ungern mehr zu opfern. Die Monologe des Savage, schön gesprochen, verfehlen ihre Wirkung nicht und wie herrlich wird sie Löwe sprechen! Die Hauptsache für die Darstellung dieses Stückes ist: Rapidität! Das Gedächtniß muß sicher sein, die Worte müssen wie am Schnürchen gehen. Presto! Presto! ist das Vorzeichen fast jeder Scene, die Reflexionen Savages ausgenommen, die gerade als Ruhepunkte dienen müssen, wo sich das Publikum wieder sammelt und im Zusammenhang orientirt.

Das Costüme wird wohl passender Weise etwa auf 1690 zurückgehoben. Das Haar der Cavaliere muß lang wallend sein. Savage nicht spanisch; sondern in Schuh und Strümpfen (dunkelfarbig) (die Schuh mit Schleifen); enganliegender Rock; Manschetten, kurze Rockärmel, bloßer Hals, vorn an der Brust weiße Spitzen, ganz so, wie Voltaire en vacances. Es sieht, enganliegend, sehr originell aus. Wird der Rock geöffnet, so sieht man eine gebliimte lange Weste; alles festanliegend, so daß die Bewegung ganz frei ist. Das Haar wallend.

Was die Besetzung anlangt, so bedaur' ich, Mad. Löwe nicht selbst gesehen zu haben. Aber ich hoffte, da ich den Abgang der Schröder erfuhr, auf Mad. Rettich. Soll ich schreiben und sie bitten, mir zur Liebe einmal eine ältere Rolle zu spielen, bei der dennoch sehr viel Grazie, Koketterie und Anmuth entwickelt werden muß? In betreff der übrigen Partheien habe ich gedacht: Miß Ellen: Mad. Fichtner. Steele: Herr K. La Roche. Viscount Marischall: Herr Marr. Lord Tyrounel: Herr Lucas. Für den Schneider muß Jemand sein, der es versteht, ja das Komische an der Rolle niederzuhalten, damit keine Störung der Katastrophe eintritt.

Sollte mir die am 15. hier stattfindende erste Aufführung des Savage noch nachträgliche Bemerkungen nothwendig machen, so werd' ich die Ehre haben, diese Ew: Hochwohlgeboren einzusenden. Ihr Brief giebt mir die Hoffnung, daß die Entscheidung zu jenem Tage nicht so gar ungünstig sein wird. Die hiesige Bühne

Digitized by Google

hat wenig Kräfte zu verwenden; ein mittelmäßiger Savoyarde, die Lindner als Lady (es ist ihr Genre nicht) u. s. f. Nur Döring von Stuttgart als Steele ist ein Pfeiler, auf den sich das Ganze stützen darf. Er giebt das Stück zu seinem Benefiz.

Mit der Bitte, mich Herrn L. Löwe zu empfehlen zeichn' ich mit vorzüglicher Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster

Leonhard Falk.

p. A. des Generalkonsuls Freinsheim.

Frankfurt am Main,
d. 3 July 1839.

Es versteht sich von selbst, daß, wenn noch fernere Abänderungen nothwendig sein sollten, ich die passende Verknüpfung der Übergänge und die Integrität des Sinnes ganz der Sorgfalt des Dichters des Hans Sachs und des Garrick anvertraue. Ich wüßte nicht, auf welche geschickere Hand ich mich da in Wien verlassen dürfte. Aber ich hoffe noch immer, daß diese beifolgende Revision nicht mehr vielen Änderungen ausgesetzt zu werden braucht. Es kömmt alles aufs Spiel, auf den Vortrag an!

Wie man sieht, war Gutzkow zu den gewünschten Konzessionen sofort bereit, gab auch die Anschlüsse über das Kostüm und teilte einen detaillirten Besetzungsvorschlag mit. Auch hier hielt er sein Pseudonym fest, was nun freilich nachgerade einen komischen Eindruck machte, da er ja unter anderem auf die bevorstehende erste Aufführung des Stückes in Frankfurt verweist, welche natürlich unter seinem eigenen Namen erfolgte. Dieselbe hatte, wie man weiß, einen vollen Erfolg und ermutigte Gutzkow, dem vorstehend mitgeteilten Schreiben schon etwa nach zwei Wochen das nachstehende folgen zu lassen:

Ew. Hochwohlgeboren

hab' ich das Vergnügen, anzeigen zu können, daß mein Richard Savage am verwichenen Montag mit ausserordentlichem Glück über die hiesige Bühne gegangen ist und schon am Donnerstag wiederholt wurde. Schade, daß der Darsteller des Savage, ein Herr von (Name unleserlich) den 28. v. hier abreist und 4 Wochen lang anderwärts gastirt, so daß mein Stück vor der Messzeit wohl nur noch einmal wiederholt werden kann. Die Scenirung (mit der Theaterloge z. B. wo der geöffnete Vorhang hier ein niedliches, mit Menschen besetztes Theater zeigt) das Costüme, alles Rococo, machte sich prächtig. Sammtne, seidne Röcke wurden mit Gold gestickt, lange, natürliche Locken, dreieckige Hüte mit Goldborten und Federn an den Ecken.

Ich erlaube mir, Ihnen noch ein Exemplar des Savage beizulegen in der Absassung und Zurichtung, die ich für die Darstellung nöthig halte. Der Schluß ist gekürzt, die Monologe sind es gleichfalls; doch hängt hier das Mehr oder Weniger von der Vorzüglichkeit des Savage-Darstellers ab.

Blätter, die mir feindlich sind, suchen das Gerücht auszusprengen, Savage enthielte politische Anspielungen. Ich hoffe, daß diese Insinuation in Wien nicht allzu nachtheilig auf die Rolle des Steele wirkt. Graf Münch-Bellinghausen wohnte der ersten Vorstellung mit unverwandter Aufmerksamkeit von Anfang bis zu Ende bei. Es erfolgte keinerlei Anweisung, hie und da Änderungen zu machen.

Wär' es nicht möglich, in Wien für den Pseudonymus Falk meinen inzwischen durch die Zeitungen Ihnen wohl bekannt gewordenen wahren Namen zu substituiren? In Berlin ist er bewilligt worden. Leider kann Savage dort erst aufgeführt werden, wenn Seydelmann und die Crelinger von ihren Urlaubsreisen (August bis November) zurück sind.

Ich werde noch einige Wochen hier verweilen und dann nach Hamburg zurückreisen. Ew: Hochwohlgeboren erfreuen mich inzwischen gewiß mit einigen Zeilen und geben mir gefälligst die Zeit an, wann ich wohl hoffen darf, meine Arbeit aufgeführt zu sehen. Ich freue mich, bei dieser Gelegenheit Ihnen wiederholt auszudrücken, daß mir diese nähere Beziehung zu einem der ausgezeichnetsten Schriftsteller Oesterreichs ungemein werthvoll ist und zeichne

hochachtungsvoll

Ihnen

sehr ergeben

Leonhard Falk.

p. A. des Generalkonsuls Freinsheim.

Frankfurt a. M.
d. 20. Juli 39.

Gutzkows Behauptung, daß sein Stück keine politischen Anspielungen enthalte, ist, buchstäblich genommen, nicht unwahr, in Wirklichkeit aber ist das Drama thatsächlich von Anfang bis zu Ende eine einzige große politisch-soziale Anspielung, ein Kampfstück für die Rechte der Individualität gegen die Vorurteile der Gesellschaft. Natürlich weiß dies Gutzkow mindestens ebensogut wie seine Beurteiler; wenn er sein Stück als ein völlig harmloses darstellt und sich unter anderem darauf beruft, daß der österreichische Vertreter am Frankfurter Bundestage, Baron Münch-Bellinghausen (nicht mit dem Dichter Friedrich Halm zu verwechseln) der Vorstellung beigewohnt und keine Einwendungen dagegen erhoben, so geschieht es eben, um Deinhardstein, dessen Entgegenkommen ihm selbst unerwartet gewesen sein mag, nicht irgendwie kopfscheu zu machen. Er bedurfte aber der Gunst des Wiener Theaterleiters um so mehr, als ihm nun die Aufführung an sich nicht mehr genügte und er den ganz berechtigten und begreiflichen Wunsch hatte, sie auch unter seinem wirklichen Namen erfolgen zu lassen. Daß man in Berlin das Versteckenspielen nicht mehr wünsche, durfte er als weitere Unterstützung seines Wunsches anführen.

Diese beiden Zuschriften erwiderte Deinhardstein wieder in jener Weise, der wir so oft begegnet: er legte sie schweigend ad acta. Ohne ein Wort des Vorwurfs hierüber suchte Gutzkow seine Angelegenheit einen Monat später durch das nachstehende Schreiben zu fördern:

Ew. Hochwohlgeboren

werden ohne Zweifel meine letzte Sendung, das revidirte Manuscript des Savage erhalten haben. Reifliche Überlegung veranlaßt mich, dem Schluß meines Dramas eine durchgreifende Änderung zu geben. Ich fand bei der ältern Abfassung, daß Savage zu lange entfernt vor den Augen des Publikums liegt, daß der plötzliche Ausbruch der Gemüthsstimmung bei der Lady zu schnell kömmt. Ich beeile mich, Ihnen beifolgend den geänderten Schluß zu übersenden. Jetzt ist der Lady

Digitized by Google

in die Hand gegeben, daß sie mehr durch stummes Spiel die Aufmerksamkeit des Publikums von dem todten Helden allmälig auf sich ablenkt und erst in dem Augenblick mit der geänderten Farbe ihrer Gesinnung hervortritt, wo das Stück auch schon zu Ende ist. Beifolgender Carton ist S. 92 unten anzuheften und der Rest des alten Mscpts. zu kassieren.

Nächsten Montag wird Emil Devrient hier die Hauptrolle in meinem Stück spielen.

Wenn die Ihrer Leitung anvertraute Bühne recht bald mit der Aufführung hervorträte, so wär' es mir auch um deswillen lieb, weil ich nicht hindern konnte, daß sich mehre Oesterreichische Provinzialbühnen das Stück aneigneten und es zur Darstellung bestimmt haben. Wenn ich den Zeitpunkt ganz genau wüßte, wann das Hofburgtheater mit meinem Drama hervortritt, so würd' ich eine frühere Aufführung bei andern Oesterreichischen Bühnen womöglich zu hintertreiben suchen.

Ich kehre nach acht Tagen von hier über Weimar nach Hamburg zurück und bitte Ihre gefälligen Eröffnungen mir dorthin unter Adresse des Dr. Gutzkow, Redacteur des Telegraphen, zukommen zu lassen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ew: Hochwohlgeboren

Frankfurt ganz ergebenster

d. 23. August 39. Leonh. Falk.

Wie man sieht, läßt es Gutzkow an Versuchen, den säumigen Mann aufzurütteln, nicht fehlen, unter anderem hebt er auch hervor, daß Deinhardstein durch weiteres Zögern leicht das Burgtheater um die Priorität der Aufführung in Oesterreich bringen könne. Es war dies, nebenbei bemerkt, kein bloßer Schreckschuß, denn unter den vielen merkwürdigen Eigenthümlichkeiten der österreichischen Censur war vielleicht jene die merkwürdigste, daß sie in jeder Stadt anders gehandhabt wurde. Was in Wien verboten war, konnte in Prag anstandslos gesprochen und geschrieben werden, während es vielleicht in Linz wieder verpönt, in Graz oder Triest erlaubt war. Auf die Namensfrage kommt der Dichter diesmal nicht zurück, wohl aber nennt er zum erstenmale indirekt seinen Namen, indem er die „Zusendung der Antwort Deinhardsteins „unter Adresse des Dr. Gutzkow, Redacteur des Telegraphen" erbittet. Ob Deinhardstein diese Antwort gab, vermögen wir nicht mit Bestimmtheit zu sagen; kam Gutzkow eine solche zu, so enthielt sie gewiß nur eine unbestimmte Vertröstung auf die Zukunft. Mit viel größerer Bestimmtheit als diesen äußeren Umstand können wir den inneren Grund angeben, der Deinhardstein abhielt, sein Wort einzulösen. Es war dies ebensosehr die Furcht vor der Censur, als die Scheu, es mit Gutzkows einflußreichen Feinden zu verderben. Ein Probe der Intriguen, welche diese gegen Gutzkow anzuzetteln suchten, haben wir bereits durch den Abdruck des Briefes, welchen Raupach am 10. Oktober 1839 diesbezüglich an Deinhardstein gerichtet, in Band III., Seite 240 dieser Zeitschrift gegeben. Welche Ungeduld sich Gutzkows bemächtigte, erweist sein nachstehendes Schreiben:

Hochwohlgeborener Herr!

Beifolgend hab' ich die Ehre, Ihnen eine Aenderung im fünften Akt meines Savage einzusenden, die das Gute haben wird, den Schluß ein wenig populärer zu machen.

Ich erstaune über die Consequenz, mit der sich die österreichische Censur der Existenz meines Stücks entgegengesetzt. Ich muß oft lachen, wenn ich in den österr. Journalen die Narben finde, wo früher das verpönte Wort: „Richard Savage von Gutzkow" stand, und durch den Censurstrich nun ein gesperrter Druck, um die Lücke einzuholen, nöthig wurde.

Ich hoffe, dieser Widerstand gegen die Existenz meines Stücks wird nur vorübergehend sein, zumal, da Ew. Hochwohlgeboren im Namen der Direktion des K. K. Hofburgtheaters mir die genehmigte Annahme des Stückes meldeten. Ich ließ mich durch Ihre Zusage verführen, auf eine in der ersten Hälfte des Winters bevorstehende Aufführung meines Stücks zu hoffen, und auf die Einnahme zu rechnen, die mir dadurch zufließen würde. Sollte es dem Gebrauch nicht zuwider sein, so würd' ich mich für die Anweisung des Honorars, das mein einmal angenommenes Drama zu erwarten hätte, sehr verpflichtet fühlen. Auf den Betrag desselben wird doch der Umstand, daß mein Stück in Prosa geschrieben ist, keinen Einfluß haben?

Hier war der Erfolg des Savage entschieden glücklich. Morgen findet die vierte Vorstellung statt.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren

Hamburg sehr ergebener

d. 5. Dez. 39. K. Gutzkow.

Sollte der Anstoß beim Savage in meinem Namen liegen, so bitt' ich, lassen Sie den „Leonhard Falk" fallen und das Drama anonym über Ihre Bretter schreiten!

T. O.

Die vorgenommene Maske wirft nun der Dichter ab, er unterzeichnet mit seinem Namen, macht sich über die Beharrlichkeit lustig, mit welcher die Censur denselben in den österreichischen Blättern unterdrückt, und reklamiert energisch die Aufführung unter Hinweis auf die ihm gegebene offizielle Zusage; ebenso verlangt er sein Honorar. Auf die Benützung des Pseudonyms verzichtete er nun endgültig auch der Öffentlichkeit gegenüber; sei sein wirklicher Name noch immer verpönt, so möge das Werk ohne jeden Autornamen über die Bretter gehen.

Wie bereits angedeutet, war es uns leider nicht möglich, die Antworten Deinhardsteins zu erhalten; sie befinden sich im Besitze der Witwe Gutzkows und konnten uns von ihr, da sich der Briefnachlaß in größter Unordnung befindet, nicht mitgeteilt werden, weil sie dieselben trotz mühevollen Suchens in den chaotisch aufgehäuften Papiermassen nicht herausfinden konnte. Wir wissen also auch nicht, wodurch Deinhardstein Gutzkow zunächst wieder zu beruhigen suchte, und da sich hier leider auch unter den Briefen Gutzkows eine Lücke findet, so sind wir über den nächsten Fortgang der Korrespondenz überhaupt im unklaren. Nur soviel können wir aus dem nächsten Schreiben Gutzkows, welches neun Monate später datiert ist, erkennen, daß vom „Richard Savage" zunächst weiter nicht die Rede war, wogegen Deinhardstein das nächste Stück Gutzkows, das Schauspiel „Werner" oder „Herz und Welt" acceptierte. Seltsamerweise hat dieselbe Censur, welche den „Richard Savage" nicht einmal in den Zeitungen nennen ließ, gegen die Aufführung dieses Stückes nichts einzuwenden, obwohl es vom Standpunkte des

Digitized by Google

Polizeistaats doch wahrlich noch weitaus bedenklicher ist, da sich ja hier der Konflikt auf dem Boden der Ehe, also einer wirklich heiligen und vom Staate zu schützenden Institution, abspielt. Doch gehört es ja überhaupt zu den müßigsten Verrichtungen, sich über die Akte der Censur den Kopf zerbrechen oder bei denselben nach vernünftigen Motiven fragen zu wollen, und so sei denn nur kurz verzeichnet, daß Deinhardstein die volle Wahrheit schrieb, wenn er Gutzkow mitteilte, die Censur habe nur Unbedeutendes gestrichen und das Stück werde demnächst zur Aufführung kommen. Hier Gutzkows Antwort:

Ew: Hochwohlgeboren

nennen mit Recht Ihre letzte Mittheilung sehr erfreulich für mich. Ich wünsche nun nichts sehnlicher, als daß der Zulassung des Stückes auch bald die Darstellung folge. Die kleinen Wunden, die die Censur geschlagen, haben Sie wohl selbst die Güte, zu heilen. Ich verlasse mich hierin ganz auf den — Schriftsteller. Wird Herr Löwe den Jordan spielen? Korn ist wohl zu befahrt für diese Rolle. Wenn der Wiener Erfolg dem Münchener entspricht, kann ich mich glücklich schätzen. Dem. Enghaus kann vielleicht über Eins oder das Andere die Hamburger Tradition angeben.

Wir geben uns hier der angenehmen Hoffnung hin, Sie in den Ferien bei uns zu sehen. Am Theater haben die Herren und Damen umsonst ein paar Glacehandschuhe für die Bewillkommnung schon zurückgelegt und wir Literaten machten schon Miene, so lange einig zu sein, als Sie hier wären. Nun sparen Sie uns die Ueberraschung fürs nächste Jahr auf!

Mit vorzüglicher Hochachtung und ganz ergebenst

Hamburg Gutzkow.

d. 2. Sept. 1840.

Kurz darauf, am 14. Oktober 1840, ging das Stück zum erstenmale in Wien über die Bretter. Mit jener Konsequenz, welche sie auszeichnete, gestattete die Censur diesmal die Aufführung des Autornamens. Der Erfolg war ein starker, wenn auch nicht unbestrittener, und blieb dem Stücke sehr lange treu; es ist erst 1869 nach zweiundfechzigmaliger Wiederholung aus dem Repertoir verschwunden. Das Schreiben, in welchem Gutzkow Deinhardsteins Meldung von dem Erfolge beantwortete, lautet:

Hochwohlgeborener Herr!

Nehmen Sie meinen aufrichtigsten Dank für die Theilnahme, die Sie meinem Debüt auf Ihrer Kaiserlichen Bühne schenkten. Ist es mir doch, als erkennt' ich selbst aus den Urtheilen in den Wiener Blättern Ihre wohlwollende Verwendung heraus! In auswärtigen Zeitschriften (Nürnberg, Leipzig) kommt' ich übel weg.

Ich that Unrecht, meine ursprüngliche Fassung des Stückes zu opfern. Ich wollte kein zu grelles Bild hinstellen und gerade dadurch, daß ich das Grelle vertuschte, entstand ein Fragment und die letzten anderthalb Akte arbeiteten zu auffallend nach einer Wiedereinfügung des excentrischen Sujets ins Gewöhnliche. Ich lege hier diejenige Fassung des Stückes bei, welche in der Hauptsache die ursprüngliche war. Wie ist hier die Spannung bis zum letzten Moment gesteigert! Ach, ich war ein rechter Thor, mich von dieser Anlage zu entfernen! Freilich, würde diese (in der letzten Scene mein' ich,) die Censur passiert haben? In Berlin, Hannover, Stuttgart, Frankfurt kehr' ich zur beifolgenden weit poetischeren, kühneren, meiner würdigeren Fassung zurück. Dürfte sie auch in den Provinzstädten Oesterreichs gegeben werden! In Wien müßte freilich die alte Form bleiben. Auch dieser hätten Sie durch einige Striche aufhelfen können. Act V. mußten die Worte Heinrichs als er Julien wiedersieht: „wenn ich zurückdenke" und mit ihnen die ganze Seite wegfallen bis gleich die übrige Gesellschaft hereintritt: ebenso die letzten Worte Heinrichs, so daß Julie den Schluß hat. Wenn Herr Löwe das Stück für Brünn nicht in der neuen Form, wie ich sie hier sende, geben darf, dann möchte er wenigstens auf diese Andeutung aufmerksam zu machen sein. So verliert der Schluß seine schleppende Länge. Von einem Theater wie Brünn glaub' ich ein Honorar von 30 Gulden Münze ansprechen zu dürfen.

Mein neues Stück: Paikul — wie gern zeigt' ich mich den Wienern einmal von einem höhern Aufschwung, als den die bürgerliche Sphäre zuläßt! Da gäb' es Rollen für Ihre Kräfte! Aber — die Censur! In dem Stück tritt ein König auf (Friedrich August, der Galante) den ich sehr gemüthlich, edel und gut, aber auch etwas leichtsinnig, wie er's war, geschildert habe. Paikul ist Opfer eines Verraths am Völkerrecht. Die delikaten Conflikte mit unsern Cabinetten hab' ich sehr sorgfältig vermieden, Fr. August steht gerechtfertigt, sehr edel da, die Leidenschaften richten sich in dem Stück nur gegen Schweden und gegen die sächsischen Minister von damals — man sagt mir, die Polemik gegen die Schweden könne in Wien nicht mißfallen; aber die ganze Haltung des Stücks ist eine, ich möchte sagen, liberale, demokratische und gestrichen, geändert dürfte da nichts werden. Möglich übrigens, daß dies Drama noch früher in München, als hier herauskritt. Hier hab' ich auch immer die härtesten Kämpfe zu bestehen. Und wo man 2mal siegte, bekommt man das dritte Mal eine natürliche Angst. Dieser feurige Paikul wäre so recht eine Rolle für Löwe.

Wenn Löwe den Werner außer Oesterreich spielen will, so möcht' ich ihm wohl rathen, den 4 und 5ten Akt nach beiliegender Fassung zu lernen. Wenn einmal das Stück von Ihrem Repertoir verschwindet und Sie nehmen es in künftiger Zeit vielleicht einmal bei einem Gastspiel wieder auf, so könnten Sie (falls die Censur nicht Einsprache macht und natürlich auch am Schluß mit der Aenderung, daß Heinrich den Namen Jordan behält,) es in aller Stille so geben, wie hier beifolgt. Jetzt natürlich bleibts beim Alten. Jedoch auch hier bitt' ich die obigen Striche, die ich bezeichnete, eintreten zu lassen.

Verfasst ist Paikul noch nicht, doch schon mehrfach bestellt. Könnt' ich in Wien zuerst damit auftreten! Ein schöner Traum! Um ihn zu verwirklichen, hielt' ich hier die Vorstellung noch etwas auf. Freilich in der ersten Hälfte Januars spätestens müßte es dann in Wien gegeben sein.

Beifolgend die Quittung über das Honorar, das mich für den nicht durchgreifend glücklichen Erfolg des Werner ein wenig trösten half. Allen Mitwirkenden meinen herzlichsten Dank! Ihnen selbst verehrter Herr, die Versicherung, daß Sie mich dauernd verpflichtet haben.

Mit wahrer Ergebenheit

Hamburg Gutzkow.

d. 10. Nov. 40.

Digitized by Google

Die Fassung des „Werner“, welche diesem Schreiben beiliegt, umfaßt den vierten und fünften Akt, und da Deinhardstein dieselbe nicht an Loewe gab, sondern ruhig zu seinen Papieren legte, so vermögen wir einiges hierüber mitzuteilen. Das Heftchen trägt auf einem Vorsatzblatt folgenden charakteristischen Vermerk:

„Ich ersuche jede Bühne, die mein Drama Werner noch nicht aufgeführt hat, den vierten und fünften Akt nach dieser Einrichtung zu geben. Sie ist wirksamer, spannender, in der Lösung befriedigender; in dieser Form wurde auch das Stück in Hamburg gegeben.

Folge doch Niemand dem Rath sogenannter guter Freunde!

Fürchte doch Niemand das Lärmen der Kritik!!

Der Verfasser.“

Wer nach dieser Vorrede das Manuskript mit großer Erwartung in die Hand nimmt, wird sich recht enttäuscht fühlen. Die geänderte Fassung, auf welche Gutzkow, soweit wir wissen, in der Folge nicht wieder zurückgegriffen, unterscheidet sich von jener, in welcher das Stück von der Bühne herab, sowie durch den Druck bekannt geworden, nur dadurch, daß sie kürzer, auch in einzelnen Scenen prägnanter ist. Eine so große Bedeutung jedoch, wie sie ihr der Dichter zuschreibt, wird ihr der unbefangene Beurteiler nicht zuerkennen vermögen. Insbesondere ist der fünfte Akt, der schwächste des Stückes, auch in dieser neuen Fassung kaum besser geworden.

Gutzkows Drama „Patkul“, dessen dieser Brief gleichfalls erwähnt, ist am Wiener Burgtheater niemals aufgeführt worden, obwohl sich Deinhardsteins Nachfolger Holbein, der sein Amt im April 1841 antrat, auch für dieses Stück der Censur gegenüber sehr warm einsetzte. In diesem Falle vermochte er den Widerstand von oben her nicht zu besiegen, hingegen gelang ihm dies bezüglich einer Reihe anderer Stücke Gutzkows. Bereits am 26. Oktober 1841 brachte Holbein das fünfaktige Schauspiel „Die Schule der Reichen“ zur ersten Aufführung, und das Stück, welches in Hamburg einen entschiedenen Mißerfolg hatte, weil das dortige Publikum an der angeblich inkorrekten Wiedergabe des kaufmännischen Lebens und Treibens Anstoß nahm, hat sich in Wien bis 1843 erhalten. Holbein war es aber auch, der am 6. September 1842 endlich das von Deinhardstein gegebene erste Versprechen einlöste. An diesem Tage ging „Richard Savage“, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Gutzkow, zum erstenmale über die Wiener Bühne. Das Stück hatte keinen großen äußeren Erfolg und ist bereits im Februar 1843 nach sechsmaliger Aufführung wieder vom Repertoir verschwunden. Gleichwohl bleibt der Tag, an welchem es zum erstenmale unter Nennung des Autornamens über die Bretter ging, ein denkwürdiger in der Geschichte des Burgtheaters, wie in jener der dramatischen Produktion Deutschlands. Es war ein Tag, an welchem der künstlerische Sinn über das Vorurteil, die neue Zeit über die alte siegte.

Aus fremden Sprachen.

In Egypten.

Im Versteck auf Palmbastmatten halten Rast' sie nachts gesucht,
Und die Mutter mit dem Sohne und der Mann am Stab gebückt

Nun am schwülen, dünstefallen Tag ging weiter ihre Flucht.
Hielten Rast an dem Pylone, das mit Massen reich geschmückt.

Sie ein holdes Kind im Arme, er zur Hand den Wanderstab,
Silberweiß am Wasserrande feierlich ein Ibis schrill

Zogen durch die tropenwarme Wüste sie zum Nil hinab.
Regungslos im Ufersande eine Sphinx lag von Granit,

Gelbe Kalksteininselfelsen streblen in den Himmel bleiern schwer,
Lag ein Rätsel da von Steine, ein Musterinm allen rings —

Keine Sonnenstrahlen beblen durch das Qualmgewölke her.
Ob die Menschheit lache, weine: unbeweglich ist die Sphinx.

Im Papyrusschilf am Weiher blühten Lotosblumen still,
Ruhen will das Kind, und sorgsam auf das mächt'ge Steingebild

Durch die Lüfte zog ein Reiher, seine Schreie tönten schrill.
Hebt's der Mutter Arm; aufhorchsam lhront' es dort nun göttermild.

Plötzlich kamen sie beim Wandern an ein Heiligtum; es lag
Übers Antlitz flog ein Lächeln — kreulich hielt's ja Mutterhand —

Zwischen blühnden Oleandern eines Teichs im Palmenhag.
Durch die Luft ging da ein Fächeln, und ein Leuchten ging durchs Land.

Sperberköpfig am Gemäuer, an der bildgeschmückten Wand,
War's die Sonn', ein Hauch des Windes, der die Welt verwandelt ganz?

Horus, der Natur Erneuer, jugendlich als Lichtgott stand.
War's das klare Aug' des Kindes, das verbreitet solchen Glanz?

Digitized by Google

Räſſelhaftes Steingefüge, Sphinx am Teich im Palmenhain,
Dir verklärt die Frauenzüge dieſes Kindes Glorienſchein!

Er, vor dem die Welt wird knieen, der die Menſchheit einſt befreit,
Leben Joſeph und Marien thront auf dir der Heiland heut,
Thront auf deinem Löwenrücken, der Erlöſer, der die Welt
Mehr als Horus wird beglücken, er des Lichtes wahrer Held!

Nach dem Schwediſchen des C. D. af Wirſen von P. J. Wilhelm.

Die zerbrochene Vaſe.

Wie Vaſe hier, drin, kaum gereift,
Die Blüte krankt und welket ſchon,
Ein Fächerſchlag hat ſie geſtreift,
Verriet es auch kein lauter Ton.

Der leichte Sprung mit ſichrem Gang
Zog weiter ſich von Tag zu Tag,
Bis den Kriſtall er ganz umſchlang,
Ob niemand es auch ſehen mag.

Das friſche Waſſer ſickert aus,
Es ſtirbt der Blume Duft und Licht;
Ob keiner ahne es im Haus:
Die Vaſe brach — berührt ſie nicht!

So, wenn verletzt auch noch ſo leis
Ein Herz wird von geliebter Hand,
Ein Sprung zieht langſam ſeinen Kreis,
Bis daß der Liebe Blüte ſchwand.

Die Welt glaubt es noch unverſehrt,
Wie auch die Wunde brennt und ſticht,
Die heimlich an dem Leben zehrt:
Es brach das Herz — berührt es nicht!

Nach dem Franzöſiſchen des Sully-Prudhomme von Eduard Mautner.

Kroatiſche Volkslieder.

I.

Des Mägdleins Klage.

Blaublümlein im Walde
Sammelte ein Mägdlein.
Und da es geſammelt
Voll das ſeidne Tuchtuch,
Hub es an zu klagen:
Weh mir armer Waiſe,
Um mich freit ein Witwer,
Und kein Jüngling will mich!

Sag mir doch, du Witwer,
Wieviel Kinder haſt du? —
„Vier hab' ich am Tiſche,
Fünf noch hinterm Ofen;
Dies beträgt, du Liebchen,
Volle neun zuſammen.“
Weh mir armen Mägdlein,
Mir elender Waiſe!
Lieber nenn der Kühe
Wölk' ich meiner Mutter,
Als der Witwer-Kinder
Launen mich zu ſügen!
Herbe Pein und Trübſal
Iſt des Witwers Eh'ring;
Honigſeim und Zucker
Iſt des Jünglings Eh'ring.
Wenn mich küßt der Witwer,
Iſt mir's wie die Hölle;
Wenn mich küßt der Jüngling,
Iſt mir's wie der Himmel.

II.

Erinnerung.

Haſt, o Liebchen, du vergeſſen
Jene ſchöne Zeit,
Da wir unterm Bußbaum Kinder
Hüteten ſelbander?
Du warſt, Liebchen, eingeſchlafen
Und ich wedte dich;
Mit dem Wallmußzweiglein ſchlug ich
In dein Angeſicht.

III.

Der Genügſame.

Bin ein armer Burſche,
Will ein armes Mädchen,
Das nicht allzuſchön ſei
Und nicht allzuhäßlich.
Nehm ich eine Schöne,
Lieben ſie die andern;
Iſt ſie aber häßlich,
Dann mag ich ſie ſelbſt nicht.

IV.

Stille Liebe.

Weißen Weizen ſchneidet neben mir die Liebſte,
Lieben mir und hat noch keinen Blick geſchenkt mir —
Keinen Blick geſchenkt mir, mir kein Wort geſagt noch.
Wenn die Liebſte wüßte, wie mir's iſt ums Herze,
Thränen ihr entfielen, wie der Schote Erbſen.

Überſetzt von Georg Rosen.

Digitized by Google

Ludwig Steub.

Von **Franz Muncker.**

Am 16. März dieses Jahres starb zu München ein Veteran der bayrischen Schriftsteller, Ludwig Steub.

Ein langes Leben war ihm beschert gewesen, reich an Leistungen und an Erfahrungen, an Erfolgen und an Enttäuschungen, ein Leben, das, obenhin betrachtet, bisweilen im Sande zu verlaufen schien, und doch, alles in allem genommen, ein glückliches Leben voll fruchtbarer Arbeit, deren Gewinn in unserer Wissenschaft und Litteratur noch eine geraume Zeit hindurch zu verspüren sein dürfte. Als juristischer Beamter wie als kulturgeschichtlicher Beobachter und Schilderer des Volkes stand Steub mitten im praktischen Leben; als Schriftsteller versuchte er sich volle fünfzig Jahre lang auf verschiedenen Gebieten. Was er so nach und nach in Zeitungsartikeln oder in selbständigen Büchern den Lesern vorlegte, ist von der Kritik bald mit überschwenglichem Lobe, bald auch mit schroff absprechendem Tadel aufgenommen worden; er selbst klagte später nur zu oft, daß seine Werke langsam und spärlich vom Publikum gekauft worden seien. Nichtsdestoweniger aber sind sie stets und zwar im nördlichen Deutschland so gut wie im südlichen viel gelesen worden, und in Altbayern und Tirol, dem hauptsächlichen Schauplatz seiner Forschungen und Geschichten, und desgleichen überall, wo man sich um diese Länder litterarisch kümmert, gehört Steubs Name zu den bekanntesten und mit Recht zu den geachtetsten des modernen Schriftthums.

Seine eigne Abkunft führt in diese Alpenbezirke zurück. Aus Schruns in Vorarlberg wanderte sein Urgroßvater in die schwäbische Reichsstadt Ravensburg ein. Sein Vater kam in den bayrischen Staatsdienst, und während er als Stiftungsadministrator in dem freundlichen Landstädtchen Aichach bei Augsburg wirkte, wurde ihm hier am 20. Februar 1812 sein Sohn Ludwig geboren. Unter kindlichen Spielen und Träumen, aus denen ihm später Motive für eine durch dichterischen Reiz und Schwung besonders ausgezeichnete romanhafte Darstellung erwuchsen, vergingen dem Knaben in und bei Aichach die ersten Kinderjahre; manche Woche war er freilich auch ans Krankenbett gefesselt. Der Stadtkaplan gab ihm lateinischen Unterricht; überhaupt rührte sich bald sein Lerneifer und seine Wißbegierde, von Anfang an verbunden mit einer zunächst unklaren Vorliebe für alles, was griechisch hieß. Fleißig las der Junge allerlei Bücher, namentlich auch Übersetzungen antiker Geschichtschreiber, und erregte daher, als er 1822 bei einer Versetzung seines Vaters nach Augsburg in die dortige Lateinschule kam, hier bald durch seine verhältnismäßig vielseitigen Kenntnisse die Aufmerksamkeit des Lehrers. Das Jahr darauf kam der Vater als Rentenverwalter der Universität nach München; Steub trat hier in die Lateinschule über und rückte als strebsamer, ja ungeduldig fleißiger Schüler durch die verschiedenen Klassen des Gymnasiums vor. Mehr als in der Schule, wo ihn namentlich Spengel und Söltl mannigfach anregten, die übrigen Lehrer aber selten befriedigten, lernte er im emsigsten Privatstudium zu Hause. Wieder wurde massenhaft gelesen und wieder gehörte dabei den Griechen seine wärmste Teilnahme. Daneben trieb er der Reihe nach die wichtigsten neueren Sprachen, Französisch, Englisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Dänisch, Schwedisch. Auch mit Botanik gab er sich gelegentlich ab, zeichnete und malte, wie es scheint, nicht ohne Geschick und lernte auf den Wunsch des Vaters mehrere Jahre lang geigen, ohne es aber in der edlen Musika erheblich weit zu bringen.

Sein Lieblingsautor war damals Byron, dem er auch in seiner Lebensart mancherlei nachmachen wollte. In späterer Zeit ist von den Einflüssen dieses Dichters bei Steub nicht gar viel mehr zu merken, in seinen litterarischen Arbeiten am allerwenigsten. Byronisch möchte noch vielleicht die Wanderlehnsucht erscheinen, die den Jüngling erfüllte und schon in den Gymnasialferien nach der Schweiz, nach Tirol, an den Rhein, ja bis nach Oberitalien trieb, die Wanderlehnsucht, die hernach ihn ins Land der Griechen lockte und noch den Mann und den Greis den deutschen Norden und Osten, Paris, Italien und Ungarn auffuchen, vor allem jedoch immer wieder sein bayrisches Heimatland und Tirol durchstreifen ließ. Aber die gesunde Art und Weise, wie Steub diese Wanderungen fast wissenschaftlich vorbereitete und dann nicht bloß mit offenen, scharf beobachtenden, sondern auch mit gemütlich genießenden Sinnen ausführte, wie er von ihnen für Körper und Geist in gleicher Weise Gewinn zog, hatte wenig gemein mit der weltschmerzlichen, durch Laune und Melancholie fast beständig getrübten Stimmung, in die den genialsten Dichter des Pessimismus auch seine Reisebetrachtungen und Reiseerinnerungen regelmäßig versetzten.

Der Übertritt vom Gymnasium an die Universität veränderte wenig in Steubs Lebens- und Arbeitsweise. Nach wie vor studierte er am liebsten zu Hause, wenn er auch die philologischen Fachkollegien pflichtgemäß besuchte und nachschrieb, und nach wie vor blieb er mit ganzer Seele den schönen Wissenschaften zugethan, auch als er, vornehmlich durch äußere Umstände bestimmt, von der Philologie zur Jurisprudenz übergegangen war. Und nach wie vor suchte er sich fleißig in fremden Sprachen zu üben — jetzt auch durch persönlichen Verkehr mit Ausländern — genoß einfach und heiter im Kreis froher, braver Gefährten die Tage der Jugend und wanderte Jahr für Jahr mit ihnen einmal munter hinaus in die herrliche Alpenwelt. Im November 1833 bestand er das juristische Examen, ohne daß er dieses Abschlusses seiner Studien

Digitized by Google

recht froh werden konnte: er fühlte zu dem Beruf, den er gewählt hatte, keinen innern Drang, keine Liebe; er fing schon jetzt an zu fürchten, daß von seinen litterarischen Plänen und Hoffnungen manche im Staube der Akten verkümmern werde.

Indes ließ er sich als Praktikant am Landgericht An bei München ein paar Wochen lang die gewohnheitsmäßigen Mahnreden seines Vorgesetzten nicht verdrießen, um so weniger, weil sie bei dem Mangel an amtlicher Beschäftigung so ziemlich das einzige waren, was ihn jetzt mit der Juristerei zusammenhielt. Seine Gedanken, seine Wünsche waren ganz anderswo: in dem jungen, von einem bayrischen Prinzen beherrschten griechischen Königreiche. Er erreichte es auch, daß er im Februar 1834 als Regentschaftssekretär dort angestellt wurde. Froh zog er im Frühling über Venedig und Triest in das ersehnte Land. Im Bureau des Präsidenten der Regentschaft und nachmaligen Staatskanzlers Grafen Armansperg hatte er hier allerlei zu thun, was die innere Verwaltung des Landes, namentlich das schlimm verwahrloste Schulwesen betraf. Auch als Dolmetsch mußte er seine neugriechischen Kenntnisse mehrfach verwerten. Dabei verlebte er erst in Nauplia, dann in Athen, bisweilen auch auf kleinen Ausflügen und Reisen nach den nahen Inseln sonnig-schöne, unvergeßliche Tage. Ein Kreis junger, geistvoller Bayern, von denen mancher bald zu Würden, selbst zu Ruhm gelangte, umgab ihn heiter anregend; doch auch mit den Griechen entspann sich rasch ein ausgebreiteter, freundlicher Verkehr, und der sprachkundige bayrische Sekretär war in vielen edlen hellenischen Familien ein willkommener Gast. Freilich dauerte die Herrlichkeit nicht gar lange. Nach einem Streit mit einem Kabinetsrat, der eben aus Bayern neu eingetroffen war, wurde Steub seiner Stellung im Staatskanzleramt enthoben und zum Bezirkskrichter in Chalkis auf Euböa ernannt. Da er sich ohnehin schon seit einiger Zeit mit Gedanken an die Heimkehr trug, benützte er die Gelegenheit, um sich zuerst Urlaub, dann seine Entlassung aus dem griechischen Staatsdienste zu erbitten. Im Januar 1836 trat er die Rückreise über Korfu, Ancona, Rom, Florenz und Venedig nach München an. Die deutschen Freunde und ebenso die Griechen, denen er sich vielfach gefällig erwiesen hatte, ließen ihn ungern ziehen. „Die ganze Welt kennt dich und liebt dich“, sagte ihm der Erzbischof von Korinth dankbar schmeichelnd zum Abschied.

In München machte Steub zunächst im Dezember 1836 den juristischen Staatskonkurs, zwar mit der besten Note, aber auch jetzt noch ohne Liebe und Lust zu seinem Berufe. Die nächsten Jahre waren teils der weiteren praktischen Vorbereitung auf denselben, teils schon selbständiger schriftstellerischer Arbeit gewidmet; sie führten den angehenden Beamten einmal geraume Zeit (vom August 1838 bis zum Herbst 1839) von München fort nach Neuburg an der Donau, ließen ihm dann aber auch wieder Muße zu langen Sommerreisen, deren Ziel jetzt schon meistens Tirol war. Im März 1845 wurde er zum Rechtsanwalt in der Vorstadt An bei München ernannt. 1863 vertauschte er diese Stellung mit der eines Notars. Im Herbst 1880 zog sich der Alternde von dem amtlichen Wirken ganz zurück, um die letzten Jahre seiner geistigen Frische vollständig der litterarischen Thätigkeit zu widmen, der bereits in den voranzugehenden Jahrzehnten seine besten und liebsten Stunden großenteils gehörten.

Nachdem sich Steub schon als Gymnasiast und Student mit verschiedenen litterarischen Entwürfen abgegeben hatte, wurde für ihn die Erinnerung an die griechische Reise der Anstoß, der sein schriftstellerisches Talent zur Entfaltung brachte. „Bilder aus Griechenland“ betitelte er sein erstes Buch, für das er lange ringsum im ganzen deutschen Reich nach einem Verleger suchte. Endlich, im Sommer 1841, trat das Sorgenkind seiner Muse ans Licht, von den Lesern und Kritikern mit Lob alsbald überhäuft, ohne jedoch nachhaltig zu wirken. Es schilderte auch die Heimreise des Verfassers von Athen bis Korfu; in diesen äußeren Rahmen war aber eine Fülle geschichtlicher, sprachlicher, litterarischer Kenntnisse eingefügt. Mit klarem, scharf und tief eindringendem Blicke hatte Steub das griechische Land und in ihm die Sitten, sowie die uralte geschichtliche Entwicklung seiner Bewohner erschaut, und er wußte die Bilder, die sich so aus unmittelbarer Erfahrung und wissenschaftlichem Studium in ihm gestalteten, mit eigenartiger Anmut und Kunst des Stiles auch andern vorzustellen. Die hervorragende Gabe der ethnographischen und topographischen Schilderung, die Steubs Namen hernach vor allem zu Ehren brachte, bekundete sich vielversprechend schon in diesem Erstlingswerke.

Die Reisen in Tirol, zu denen die Sommermonate nach der Rückkehr aus Hellas wiederholt Gelegenheit gaben, dazu der Auftrag eines Karlsruher Buchhändlers, Tirol und Vorarlberg nach Land und Leuten zu beschreiben, richteten jetzt Steubs ganzes Augenmerk auf das nahe Alpenland. Diese Forschung zeitigte schon 1843 eine wissenschaftlich schätzbare Frucht, die sprachgeschichtliche Untersuchung „Über die Urbewohner Rhätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern“; 1854 folgte weiter ausführend und ergänzend eine Schrift „Zur rhätischen Ethnologie“. Aus allerlei methodisch gesammelten und erforschten historischen Denkmälern, namentlich aus den Ortsnamen, die Steub scharfsinnig bis auf die ältesten Formen zurückverfolgte, lieferte er den unbestreitbaren Nachweis, daß die Urbevölkerung in Rhätien (Tirol, Vorarlberg, Graubünden und der übrigen Ostschweiz) nicht keltisch, sondern tuskisch-rasenisch war, daß dann seit der römischen Eroberung das rhätische Land und Volk mehr und mehr romanisiert wurde und, obwohl es bald nach der Völkerwanderung unter deutsche Herrschaft kam, bis tief ins Mittelalter hinein romanisch blieb. Die schwierigen linguistischen und ethnographischen Fragen, auf die Steub dabei Antwort geben mußte, hat auch er noch nicht endgültig entschieden; er aber hat das Verdienst, daß er überhaupt zuerst seine Zeit und Mühe auf sie verwandte und ihre richtige Lösung für alle späteren Forscher sicher anbahnte.

Sind diese Schriften in ein streng wissenschaftliches Gewand gekleidet, so gewannen die „Drei Sommer in Tirol“ (1846, vermehrt in zweiter Auflage 1871) schon durch ihre kunstvolle Form, durch den anmutigen, dabei ungemein reichen Wechsel der Töne, durch den belebenden Humor, die feine Grazie der Darstellung, die frische Sinnlichkeit der Rede sich rasch einen dankbaren Leserkreis. Und wie die Form des Buches entzückte, so zog sein Inhalt die Fremde unserer Alpenwelt dauernd an. Wieder verstand es Steub, Land und Leute, Gegenwart und Vergangenheit, Sitten und Geschichte neben- und miteinander zu schildern, das eine durch das andere zu erklären, zu

Digitized by Google

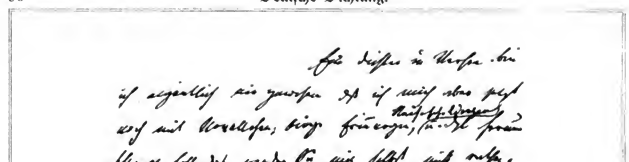
veranschaulichen, zu beleben. Geschickt verteilte er den unter der Arbeit stets wachsenden Stoff, so daß er niemals Eintönigkeit zu fürchten hatte, obwohl der verhältnismäßig gleiche Charakter der einzelnen Bezirke Tirols und ihrer Bewohner, ihrer Sagen und ihrer Geschichte fast ein gewisses Einerlei der Darstellung zu bedingen schien. Aus genauester eigner Anschauung und Erfahrung kannte er alles, was er beschrieb; aber damit wußte er wieder sein reiches, aus Büchern gewonnenes Wissen zu verbinden, das es ihm oft erst ermöglichte, das, was er im Lande wandernd sah, in seinem innersten Wesen zu erkennen und zu verstehen.

Die „Drei Sommer in Tirol“ wiesen, namentlich in der ersten Ausgabe, manche Lücken auf. Nicht alle Landschaften des deutschen, die wenigsten des welschen Tirol waren darin geschildert, und besonders über das dortige Literaturleben der Gegenwart hatte Steub, der zu den geistigen Celebritäten des Landes die innigsten persönlichen Beziehungen hatte, sich keineswegs so ausführlich ausgesprochen, wie er konnte und eigentlich auch wollte. Diese Lücken ergänzte zum Teil die zweite Auflage; zum Teil füllte der Verfasser sie durch zahlreiche Aufsätze aus, die er zuerst meist in der „Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichte, dann gewöhnlich gesammelt noch einmal dem Publikum vorlegte. So entwarf er 1855 ein anschauliches und interessantes Lebensbild von Johann Friedrich Lentner, der, gleich ihm ein geborener Bayer, doch sein schönes schriftstellerisches Talent vorwiegend dem Lande Tirol gewidmet hatte; die geistvolle litterarhistorische Skizze, die mit Lentners Leben zugleich die ganze Zeit schilderte, die derselbe durchlebte, diente als Einleitung einer größeren Tiroler Novelle, die Steub aus dem Nachlasse des früh verstorbenen Freundes mitteilte. Ein ähnliches Lebensbild eines andern Tiroler Schriftstellers, dem er sich innig befreundet fühlte, Philipp Jakob Fallmerayers, des Fragmentisten, zeichnete Steub 1867 in den „Herbsttagen in Tirol“, die namentlich zur Geschichte der Tiroler Vorzeit wertvolle Beiträge enthielten. Dann folgten 1878 „Lyrische Reisen“, eine ansehnliche Sammlung behaglich plaudernder Feuilletons voll Geist und Humor, die überaus anregend und fesselnd nicht sowohl eine Reihe von Landschaften besonders des westlichen und südlichen Tirol, sondern vielmehr Steubs Erlebnisse, Anschauungen, Gedanken, Empfindungen, Träume beim Durchwandern dieser Gegenden schilderten, dabei aber in der alten, rühmlichen Weise des Verfassers den Leser über alles gründlich belehrten, was von Land und Leuten in neuer oder älterer Zeit zu berichten ist. Auch die spätere Sammlung zerstreuter Feuilletons und Aufsätze „Aus Tirol“ (1880) gewährt mannigfachen kulturgeschichtlichen Unterricht; leider tritt jedoch der persönliche, dazu oft polemische Charakter der Darstellung mitunter zu stark und nicht eben erfreulich hervor. Das ist auch bei dem „Sängerkrieg in Tirol“, den Steub 1882 aus Erinnerungen, Briefen und Tagebüchern der Jahre 1842—1844 zusammenstellte, hie und da der Fall. Gleichwohl verschafft uns das Buch mit seiner reichen Fülle urkundlichen Materials einen klaren Einblick in das merkwürdige Treiben innerhalb der litterarischen Kreise der gefürsteten Grafschaft zur Zeit des Vormärz, und eine stattliche Anzahl wissenschaftlich oder künstlerisch thätiger Männer zieht darin, meistens sich selbst umständlich, wenngleich nicht immer schmeichelhaft charakterisierend, an unsern Augen vorüber. Die Hauptintendenzen bleiben in allen diesen Schriften dieselben: Steub kämpft für die Interessen des Deutschtums in Tirol, für religiöse Duldung, Geistesfreiheit, gesellige Bildung; er sucht kräftig darauf hinzuwirken, daß auch der Tiroler dem Norddeutschen, überhaupt dem Fremden und den Geistesschätzen, die derselbe etwa besitzt, die schuldige Rücksicht und die (lange verwehrte) freundliche Aufnahme gewähre.

Was Steub in den „Drei Sommern“ und deren späteren Ergänzungen für das nachbarliche Gebirgsland geleistet hat, das that er in gleicher Weise für seine nähere Heimat. Nach mehrjährigem Sommeraufenthalt im bayrischen Gebirge gab er 1860 sein liebenswürdiges, geistreich unterhaltendes und unterrichtendes Buch „Das bayerische Hochland“ heraus, eine landschaftliche und kulturgeschichtliche Schilderung des ganzen Alpenlandes von Füssen bis Berchtesgaden, anschaulich, treu und wahr ohne jede Schönfärberei, aber wieder belebt durch eigenartigen, oft ironischen Humor. Den Beifall der Leser gewannen in noch höherem Grade die 1862 folgenden, bald darauf wieder aufgelegten „Wanderungen im bayerischen Gebirge“, neue Skizzen im gleichen Stil, ursprünglich zu Ergänzungen des vorigen Werkes bei einer etwaigen zweiten Ausgabe desselben bestimmt. Hier kam auch der litterarhistorische Autor mehr zu Worte, den unter anderm die Bauernkomödien im Chiemgau und die lateinischen Gedichte der mittelalterlichen Mönche von Benediktbeuern lebhaft anzogen. Daran schlossen sich 1869, wieder großenteils aus Zeitungsaufsätzen erwachsen, die „Altbayerischen Kulturbilder“, deren Hauptstück, die geschichtlich wahre Darstellung des Deggendorfer Judenmordes im vierzehnten Jahrhundert, sich, wie vorher schon mancher der Artikel über Tirol und manche novellistische Arbeit Steubs, gegen die geistig und sittlich beschränkte Unduldsamkeit wühlerischer Geistlichen richtete. Verschiedene altbayrische und Tiroler Miscellen sammelte Steub auch 1873—1875 nebst andern kürzeren Aufsätzen in seinen „Kleineren Schriften.“

Der dichterische Erzähler, der sich in diesen Reiseberichten und ethnographischen Versuchen stets blicken ließ, bewährte sich aber ebenso als Meister in mehreren Novellen, deren Schauplatz gleichfalls in der Regel Tirol oder das bayrische Hochland bildete (1853, zuletzt 1883 gesammelt). Mehr noch als der dreibändige, besonders im Anfang an poetischen Schönheiten reiche, später jedoch nicht mit der nämlichen künstlerischen Kraft fortgeführte Roman „Deutsche Träume“ (1858), der, im Laufe mehrerer Jahre öfters überarbeitet, allerdings zu einer Zeit erschien, als die Teilnahme des Publikums an den darin dargestellten Zuständen schon erkaltet war, bekunden jene Novellen Steubs bedeutendes episches Talent in durchaus erfreulicher Weise. Es sind lauter echte Novellenstoffe, die diesen Geschichten zu Grunde liegen, einfache Vorgänge des äußeren Lebens, in denen sich merkwürdige seelische Zustände oder Handlungen eigenartig offenbaren, Vorgänge, die entweder typisch bedeutsam oder nach ihrer ganzen Erscheinung so außerordentlich sind, daß sie jedem Leser erzählenswert dünken müssen. Seine ganze Kraft und Sorgfalt hat dabei Steub auf die Charakteristik der handelnden Personen verwendet. Diese stehen alle vollkommen anschaulich und lebendig vor uns mit allen ihren kleinen, so überaus bezeichnenden Eigentümlichkeiten; kein

Digitized by Google



Aus einem Briefe Ludwig Steubs.

Zug, kein Fältchen, kein noch ſo zarter Schatten iſt an dem Bilde vergeſſen. Gewöhnlich iſt es ein ziemlich enger Lebenskreis, in dem ſich dieſe Charaktere bewegen; es ſind meiſtens Geſtalten der bäuerlichen oder kleinbürgerlichen Welt, geiſt- und leidenſchaftsloſe Staatsdienſtaſpiranten, deren regelmäßig-langweiliges Leben in einem bayriſchen Landſtädtchen ohne alle Langeweile geſchildert wird, herrſchſüchtige Dorfvikare und unduldſame Geiſtliche, die das Landvolk gegen alles Proteſtantiſche und Norddeutſche, das ſich etwa in den Bergen zeigt, aufzuwühlen ſuchen, gemütliche, bisweilen auch recht unbeholfene Landrichter, fein gebildete, doch zu Neckereien und überhaupt zu Extravaganzen neigende Stadtfräulein mit ihren Eltern, Geſchwiſtern und Tanten, und endlich die ganze Stufenleiter der verſchiedenſten Bauerncharaktere, Burſchen und Mädchen, Junge und Alte, heftige und gelaſſene Naturen, plumpe und beſſer gebildete, biedere und ſchlaue Köpfe. Sie ſind alle auch mit einer gewiſſen perſönlich-menſchlichen Zuneigung gezeichnet: Steub hat uns in allen dieſen Novellen keinen ſittlich ſchlechten Bauern vorgeführt. Bei ſeinem durchgängigen Streben nach einem heiteren Abſchluß ſeiner Geſchichten war für große, tragiſche Leidenſchaften und für ſtarke ſittliche Konflikte, die wohl auch mehr ſolche dunkle Farben verlangt hätten, überhaupt wenig Raum gegeben. Gleichwohl verſtand es Steub vortrefflich, die Konflikte, zu denen die Charaktere und Motive ſeiner Erzählungen unbeſchadet des fröhlichen Ausgangs Anlaß geben konnten, künſtleriſch vollkommen auszunützen; ſeine (auch in der Form meiſterliche) Geſchichte „Die Trompete in Es“ und ſeine letzte Novelle „Die Roſe der Sswi“ bieten dafür glänzende Beiſpiele. Da kommt dann ein faſt dramatiſcher Zug in die epiſche Handlung, mitunter ſo ſtark, daß eine jener Erzählungen, „Das Seefräulein“, die Umſchmelzung in ein Luſtſpiel durch den Bühnenerfolg, den dieſes in München hatte, unbedingt rechtfertigte. Eine gewiſſe Behaglichkeit des Vortrags liebte Steub ziemlich überall in ſeinen Geſchichten; doch muß der Vorwurf einer unnötigen Breite namentlich ſeinen älteren Novellen erſpart bleiben. Kein Wort iſt darin zu wenig, keines aber auch zu viel geſagt. Die ſtiliſtiſche Darſtellung rückt ebenſo ſchnell oder langſam vorwärts wie die innere Handlung. Ein in dieſer Hinſicht gerade für den Epiker wünſchenswertes ſchönes Gleichmaß von Form und Inhalt iſt ſtets ſorgfältig angeſtrebt und auch erzielt worden, und ſo machen dieſe älteren Erzählungen trotz mancher vollauf berechtigten ſubjektiven Züge den Eindruck reiner, echter Objektivität. In Steubs letzter Geſchichte hingegen, der „Roſe der Sswi,“ tritt die Subjektivität des Verfaſſers viel ſtärker hervor, und manchmal ſcheint es faſt, als ob der Autor mit Bewußtſein ſeine Darſtellung im Gegenſatz zur reinen Epik durchgeführt habe. Damit iſt hier denn auch eine unverhältnismäßige Breite der Erzählung verbunden. Aber, ſo wenig dies der Novelle eben zum Vorteil gereicht, der Leſer wird doch kaum unangenehm davon berührt. Denn der kernige, draſtiſche, bisweilen auch ironiſche Humor, der uns ſchon beim Leſen der früheren Geſchichten in eine köſtliche, angenehm erregte Stimmung bringt, unterhält und erquickt uns auch hier auf jeder Seite. Wir empfangen — hier wie bei allem, was Steub geſchrieben — edle Nahrung zugleich für den Geiſt und für das Gemüt. Gediegenes Wiſſen, echte Erfahrung von dem äußeren Leben der uns nächſten und verwandteſten Volksſtämme und von den ewig gleichen und doch beſtändig wechſelnden inneren Verhältniſſen des menſchlichen Lebens wird uns geboten, und dabei wird durch die eigenartige, feine und graziöſe Form, die Steub regelmäßig ſeinen Gedanken zu geben weiß, unſer Kunſtſinn ſtets befriedigt. Seine Schriften ſind alle, wie er ſelbſt nach der Wahrheit verſichern konnte, aus ganzem Herzen, mit voller Kraft, in der angenehmſten Aufregung zu ſtande gebracht, und darum werden ſie, wenn ſie auch niemals eine Lieblingskoſt der großen Menge werden können, dem kleinen, doch nicht gar ſo kleinen Kreis ihrer Freunde ſtets neuen, ſtets vollen Beifall entlocken.

Digitized by Google

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Neue Werke des Grafen A. F. v. Schack.

Als ich vor mehr als Jahresfrist an dieser Stelle (I. Bd. 9. Heft) über den Dichter zu sprechen hatte, fehlten mir noch fast alle einigermaßen genügenden äußeren Anhaltspunkte, um in seinen Bildungsgang und seine künstlerische Entwickelung einen sicheren Einblick zu gewinnen. Was einst etwa die Werke selbst verrieten, darüber gab der Dichter nur vereinzelt und ausnahmsweise spärlichen Aufschluß; chronologische Anordnung der Gesammtausgabe hatte er grundsätzlich abgelehnt, von dem an sich nicht unberechtigten Gedanken ausgehend, den Leser kümmere nur der Wert der Dichtung an sich, und es könne ihm gleichgültig sein, wann und unter welchen Umständen sie entstanden sei. Es war daher eine nichts weniger als freiwillige Entsagung, wenn ich in meiner damaligen Charakteristik auf historisch genetische Entwickelung, soweit sie einem Mitlebenden gegenüber möglich ist, verzichtete. Mit um so größerer Spannung erwartete und las ich das dreibändige Werk, das Schack kürzlich unter dem Titel „Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen" (Stuttgart und Leipzig, deutsche Verlagsanstalt) veröffentlichte. Es zerfällt in zwei Bücher. Das erste, die „Erinnerungen", erzählt in zusammenhängender Folge sein Leben, das zweite enthält „Aufzeichnungen — Tagebuchblätter" vom April 1839 bis Dezember 1881, größtenteils Reiseerinnerungen aus dem Süden und Orient, aber auch einige interessante Blätter aus der Heimat.

Die Zeit, in welche des Dichters Leben fällt, ist in jeder Beziehung, wir mögen die äußeren politischen Umgestaltungen oder das innere, geistige Leben ins Auge fassen, eine der ereignisreichsten, und mit Recht stellt der Verfasser eine darauf bezügliche Betrachtung an die Spitze seines Werkes; dazu kommt, daß er in der besonderen Lage war, vielen bedeutenden Menschen näher zu treten und auf zahlreichen Reisen in Europa, Asien und Afrika vieles wiederholt zu sehen und mit raffinem, immer weiter greifenden und neue Bildungselemente aus den Gebieten der Kunst und Wissenschaften sich aneignendem Geiste zu verarbeiten. An fesselndem Reiz von dieser Seite konnte es also dem Buche eines geistvollen Mannes, der so viel erlebt, von vornherein nicht fehlen, und daß der Dichter dem Reichtum des Stoffes werde den Reiz der gestaltenden Form hinzuzufügen wissen, ließ sich ebenso erwarten. Nur freilich eine erschöpfende Selbstbiographie, die alles enthielte, was wir zu erfahren begehren, hat er uns nicht gegeben; wie er über manche intim persönliche Erlebnisse, innere Kämpfe und Leiden mit einer gewissen begreiflichen Scheu leise hinweggeht und sich mit kurzen, in ihrer beredten Kürze aber nur um so ergreifenderen Andeutungen begnügt, so schweigt er auch hier wieder fast vollständig über seine Dichtungen und ihre Entstehung. Wir erfahren einiges über seine wissenschaftlichen Arbeiten über das spanische Drama und die Poesie und Kunst der Araber, über seine Bearbeitung des Firdusi, von seinen eigenen selbständigen Dichtungen aber kaum ein Wort; eher hören wir gelegentlich etwas über geplante Werke als über die fertig vorliegenden. So erwünscht und wertvoll uns aber solche Aufschlüsse aus des Dichters eigenem Munde gewesen wären, mit ihm ob seiner Selbstbeschränkung rechten zu wollen, wäre undankbar und unbillig; doppelt unbillig, als uns der Titel keine erschöpfende Selbstbiographie, sondern „Erinnerungen und Aufzeichnungen" verspricht, und diese auch so noch ungewöhnlich reich und wertvoll sind. Auch nach der rein biographischen Seite erhalten wir doch manchen überraschenden Aufschluß über Einflüsse und Anregungen, die auf ihn gewirkt, namentlich aber wird bei der seine Persönlichkeit nicht in den Vordergrund drängenden Darstellung des Verfassers der seine Rechnung finden, der sich von ihm mit den bedeutenden Menschen seines Verkehrs und mit den großen Eindrücken fremder Länder und ihrer Kultur bekannt machen lassen will. In letzterer Beziehung wäre Schack durch sein glänzendes Talent für Schilderung allein stets einer ungewöhnlichen Wirkung sicher, und ich brauchte dafür nur auf die Besteigung des Pic von Teneriffa zu verweisen, wenn es eines Beleges bedürfte. Dazu kommt aber sein Bedürfnis, überall wo er will „den Fußstapfen großer Männer nachzugehen", sein geschichtlicher Sinn, der die Gegenwart stets mit der Vergangenheit verknüpft und mit seinem Zauberwort die Schatten dieser zu neuem Leben weckt, endlich seine Vorliebe für hohe weltschauende Standpunkte, von denen sich überraschende Fernsichten nach rück- und vorwärts ergeben, und der unwiderstehliche Drang, sich mit den höchsten die Menschheit beschäftigenden Fragen an der Hand der wissenschaftlichen Forschung unserer Zeit auseinander zu setzen und sich so zu einer befriedigenden Weltanschauung durchzuringen. Das giebt diesen Aufzeichnungen auch Tiefe und Gehalt, der in hohem Maße anregend wirkt. Es kann bei einem Werke, in dem so viele Personen und Sachen zur Sprache kommen, nicht fehlen, daß die Urteile des Verfassers und Lesers öfter auseinander gehen; überall aber wird man jenem eine durch augenblickliche Strömungen unantastliche Selbständigkeit, Vielseitigkeit und bei aller Fähigkeit, zu lieben und zu hassen, doch auch vorurteilslose Gerechtigkeit zugestehen müssen, die nicht selten für Verkannte und Zurückgesetzte eintritt, überall, es mag von Politik und Geschichte, Kunst und Wissenschaft oder Religion die Rede sein, jene edle Humanität, die nicht trotz, sondern in ihrem Widerwillen gegen jeden Geisteszwang und darum besonders gegen konfessionelle Beschränktheit und ihre traurigen Folgen zugleich echt religiös ist. Freilich alles Eigenschaften, die dem Kenner seiner Dichtungen längst aus diesen geläufig sind. Daß übrigens auch hier ein Dichter rede, ließe der Schwung der Phantasie und Gedanken an vielen Stellen kaum verkennen, auch wenn man sonst nichts von seinen Werken wüßte; das dieser kühne Schwung ihn manchmal weiter fortreißt, als nüchterne Betrachtung oder die auf möglichst sicheres Ergebnisse ausgehende Forschung ihm folgen möchte, ist leicht begreiflich, und ich müßte den bedauern, der an solchen Stellen den Dichter nicht als Dichter zu lesen verstände. Und so zurückhaltend dieser mit unmittelbaren Aufschlüssen über seine Dichtungen war, gelegentlich ergeben sich doch, und für den Kenner seiner Werke ganz ungesucht, deutliche Beziehungen zu diesen; man kann mehrfach die poetischen Keimgedanken oder doch Voraussetzungen zu einzelnen Dichtungen mit Bestimmtheit nachweisen, und die Vergleichungen sind in hohem Maße anziehend und belehrend. Allerdings gilt mehr für kleinere Dichtungen als für die größeren, aber auch für eines der Hauptwerke, die „Nächte des Orients", fehlen sie nicht.

Wie schon gesagt, berichten die Lebenserinnerungen mehrfach über unausgeführte dichterische Pläne. Die meisten scheinen wohl entschieden fallen gelassen zu sein, ein und der andere mag aber den Dichter vielleicht noch beschäftigen und im stillen der Vollendung entgegenreifen. Denn daß seine Schaffenslust und Kraft noch nicht seiert, das zeigen in erfreulichster Weise die neuen Dichtungen, die dem großen dreibändigen Werke fast auf dem Fuße folgten. Da sind zunächst 26 „Erzählungen und Bilder" vereinigt unter dem Titel „Aus zwei Welten"(Stuttgart, Cotta), seiner Sammlung von Dichtungen ähnlich, den vor drei Jahren erschienenen „Tag- und Nachtstücken". Mehrere derselben wurden schon früher einzeln in Zeitschriften gedruckt, so z. B. „Rose und Nachtigall" und „Medusa", die den Lesern der „Deutschen Dichtung" bereits bekannt sind. Diese beiden Stücke erläutern auch den Titel, womit der Dichter auf die teils morgen-, teils abendländische Herkunft der behandelnden Stoffe deutet. Es ließe allerdings auch noch eine andere Deutung zu; denn teils sind es Märchen, Mythen und Sagen, teils Bilder des realen geschichtlichen Lebens, die uns vorgeführt werden. Zu den orientalischen Stücken gehören zunächst noch zwei arabische, „Der Prinz von Hira", ein finniges Märchen von glänzendem Kolorit der Darstellung, und die Erzählung „Meisuna", deren Motiv, die unwiderstehliche Sehnsucht der Beduinentochter nach der Wüste und ihrer Freiheit, dem Dichter in eigenen Reiseerlebnissen lebendig ward (Ein halbes Jahrh. II. 144 f.), die liebliche persische Mythe von der schönen, zur Belohn-

Digitized by Google

nung für ihre mutige Selbstaufopferung auf den Morgenstern versetzten „Anahid“ und die fürs erste vielleicht etwas seltsam anmutende, ägyptisch-indische Liebesgeschichte „Seelenwanderung“, deren gleichwohl schöne, tiefere Idee offenbar durch die Reiseeindrücke in Ägypten vom Jahr 1872 eingegeben ist (Ein halb. Jahrh. III. 258 ff.). Auch „Das Gedicht des Franz Xaver“, die Übertragung des Motivs des ewigen Juden auf Judas Ischariot gehört in diese Gruppe. In den abendländischen Stücken ist selbstverständlich auch wieder des Dichters Lieblingsland Hellas vertreten durch Erzählungen aus dem Leben seiner Dichter, Rischlos, dessen Tod „Der Fremdling im Gelo“ erzählt, Homer („Der Sänger von Smyrna“) und „Theokrit“, und Kultur- und Sittenbilder wie „Die Bacchantin“ (Der Zug des Bacchos) und „Die Opferfahrt“. Die warme Luft des portugiesischen Südens weht uns entgegen aus der sehr stimmungsvoll gehaltenen Erzählung der Schicksale des aus Camoens bekannten Liebespaares Ines de Castro und dem Pedro „Die Villa der Thränen“ (vergl. Ein halb. Jahrh. II. 436 ff). Mehrere andere Stücke führen uns namentlich nach Italien. So „Ein Mönch von St. Bernhard“ (Schuld und Sühne), „Lolla die Korsin“, ein grausiges Bild wilder leidenschaftlicher Rache, „Mirone Ubaldino“, ein pisanischer Aristides, und, eines der bedeutendsten Stücke, „Der Gesang des Normannen“. Indem dieser die Frevel Heinrichs VI. am normannischen Königshause mit dem Untergang des letzten Hohenstaufen als Sühne in Verbindung bringt, berührt er sich mit dem geplanten Epos Konradin, von dem wir jetzt durch die Lebenserinnerungen (III. 334 ff.) wissen. Auerdings was der Dichter dort zugiebt, daß der Schluß „niederdrückend für ein deutsches Gemüt“ sein würde, gilt wohl auch mehr oder weniger von diesem Vorwurf, aber die Kunst der Darstellung läßt Bedenken kaum aufkommen. Auch italienische Künstler- und Dichtergestalten werden uns vorgeführt, wie der über witeuden Parteihaß und Verfolgung in die reinen Höhen der Kunst und ihren Frieden sich erhebende „Luca della Robbia“ und der unglückliche Tasso, dessen tragisches Ende in „Lorbeer und Dornenkrone“ in so schönen und wirkungsvollen Kontrast gebracht ist zu dem lieblichen Idyll im Hause der Schwester Cornelia. „Der Tod des Dichters“ aber führt uns versöhnenden und verklärenden an das Sterbelager Holderlins, eines „Lieblings“ unseres Verfassers „von Jugend her“ (Erinnerungen II. 262, vgl. I. 63, 67). Und wenn schon eines der genannten Stücke auch in die ältere deutsche Geschichte zurückgreift, so liefert die neueste, das Ringen um die Einheit Deutschlands und seine Erfüllung das Motiv zu einem andern „Theodor“. Mythus und geschichtliche Überlieferung werden aber unseren Dichter gern zum Gefäße, in das er hohen Gedankengehalt legt, und Stücke solcher für ihn charakteristischer Art fehlen nicht leicht in einer Sammlung Schackscher Dichtungen. Erhebung über religiöse Engherzigkeit und Unduldsamkeit, der Fortschritt der Menschheit im Kampf des Lichts gegen Despotie und Finsternis sind bekanntlich Lieblingsideen Schacks und sind durch Stücke wie „Der Prophet“, „Die Predigt des Abdul Wahid“ und „Der Feuerbringer“ (Prometheus) vertreten. Ein großartiges, weitschauendes Geschichtsbild entrollt das Gedicht „Auf dem Folden“, die Vergänglichkeit alles Irdischen zugleich beklagend und sich kühn darüber erhebend (vgl. Ein halb. Jahrh. II. 428 ff., III. 177 ff., bes. 181 ff.). Aus einem größeren, ungedruckten Gedicht „Der Weltmorgen“ (daselbst, wovon Erinnerungen II. 246 die Reise“) erhalten wir eine Episode „Eine Abendgesellschaft in Rom. Sechzehntes Jahrhundert“, worin die ungemeine Erweiterung des Gesichtskreises durch die geographischen Entdeckungen und den Aufschwung der Astronomie im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit zur Anschauung kommt. Hoffentlich bleibt uns das ganze nicht vorenthalten.

Zugleich mit dieser so reichhaltigen Sammlung beschenkte uns der Dichter auch mit zwei Trauerspielen „Walpurga“ und „Der Johanniter“ (Stuttgart, Cotta). Das erste in fünf Akten mit einem Vorspiel ist infolge des bekannten Münchener Konfliktes schon oft genannt worden und wird wohl bald auf deutschen Bühnen zur Darstellung kommen. Es führt uns in das Heidelberg des 16. Jahrhunderts, (um 1524) und der Kampf einer neuanbrechenden Zeit freierer Entwicklung mit den finsteren Vorurteilen der alten ist das Thema. Der Vertreter jener ist der gelehrte, von seinen Schülern an der Heidelberger Universität vergötterte Meister Gerbert. Er hat seine geliebte Walpurga aus dem elsässischen Kloster, in das sie von ihren Eltern gezwungen eingetreten war, entführt und zum Weibe genommen, und schon deshalb, nicht minder aber als Anhänger der neuen humanistischen Richtung und Alchymist, als Beschützer der Juden gegen den Fanatismus des Pöbels und verdächtig der Hinneigung zu Luther wird er angefeindet. Selbst Walpurga folgt trotz hingebendster Liebe seinen Bestrebungen nicht ganz ohne Scheu. Seine Schwäche liegt in seinem nach dem Wahne der Zeit besonders eifrig, aber in hoherem, humanen Sinn betriebenen alchymistischen Studien und einer bei dem begeisterten Verehrer der Antike begreiflichen Entzündbarkeit der Phantasie; daran knüpft die tragische Verwicklung an. Er hat in der ersten Freude über den vermeintlich gelungenen Fund des Arcanums zu früh geredet, und um nicht als Lügner dazustehen, giebt er seine Schätze, das Vermächtnis eines von ihm bei einer Verfolgung mit einer Gefahr geschützten, später aber doch von dem Dolch eines bedrängten Schuldners ereilten Juden, für das Ergebnis seiner Kunst aus. Als er dann beinahe in die Netze einer solchen Kourtisane gerät und, schon von ihr zur Flucht nach Italien beredet, aber im Begriffe ist, sich doch loszureißen, liefert ihn Walpurga selbst in wahnsinniger Verblendung der Eifersucht, um ihn von jener zu trennen und sich zu erhalten, in die Hände seines Gegners, der den auf Gerbert fallenden Verdacht der Brandung und Ermordung des Juden benützt, ihn zu verderben. Zu spät erkennt Walpurga die früher unterschätzte Gefahr und Gerberts Unschuld. Gebrochen folgt sie ihm, in demselben Augenblick, da die mit ihren Nonnen nach Heidelberg vertriebene Äbtissin ihres Klosters sie wieder zu sich nehmen will. Die Zeitverhältnisse, Bürgerkrieg, Bauernunruhen, Pestgefahr sind geschickt als Hintergrund zur Verstärkung der Wirkung verwertet, auch der originelle Pater Prudentius mit seinem mit Walpurgas Ende in Verbindung gebrachten Totentanz trägt dazu bei. Wir bestehen von Schack Tragödien von wuchtigerem Rothurnschritt und gewaltigeren Charakteren; aber an Interesse und tragischer Wirkung, meine ich, könne es auch dem Schicksale Walpurgas und Gerberts nicht fehlen, und ich hoffe, die Aufführung werde dies bestätigen. Das einaktige Trauerspiel „Der Johanniter“ spielt in einer südteutschen Residenz um 1760. Oberst Sternberg mit Prinzessin Katharina, mit der ihr Vater, der Herzog, ehrgeizige Pläne hat, in heimlichem Einverständnisse, naht ihr in der Verkleidung eines Johanniters, der sich nach der Schlosslage zeigt, wenn ein Sproß des Herzogstammes sterben soll. Dabei wird er aber von dem jugendlichen Neffen des Herzogs, der Katharina leidenschaftlich liebt und schon früher Verdacht geschöpft hat, erkannt und im Zweikampf getötet. Die Prinzessin vergißt sich über seiner Leiche. Bei einzelligen Tragodien ist die Schwierigkeit, daß sie Personen und Verhältnisse nicht immer genügenden Raum zur Entfaltung gewähren; ganz scheint mir diese Klippe auch hier mit Bezug auf Sternberg nicht vermieden. Im übrigen ist das kleine Stück eine interessante Studie und verrät in mehr als einem Zuge die feine Hand, aus der sie kommt und aus der wir neue Gaben stets dankbar entgegennehmen, sicher, daß sie uns nicht leicht etwas darbieten wird, was uns nicht durch Geschmack und tieferen Gehalt zu fesseln vermöchte.

Prag. **H. Lambel.**

Dramen.

Von Stephan Milow liegen mir mehrere Dramen auf einmal vor, von denen „König Erich“, geschichtliches Drama in fünf Aufzügen (Norden, Hinricus Fischer Nachfolger 1888), das bedeutendste ist. Es behandelt die Geschichte Erichs XIV. von Schweden. Der Dichter stellt darin die düstre, zum Mißtrauen geneigte Gemütsart dieses Fürsten als eine Folge der Zurücksetzung dar, welche er von seinem Vater erfahren, sowie der Geringschätzung, mit welcher seine Brüder und ein Teil des zur Aufsehung geneigten schwedischen Adels ihn bis zu des letzteren Tode behandelt. Er ist anfangs wirklich ernstlich bemüht, gutes zu wirken, und bereit, seinen Brüdern das ihm bisher zugefügte Unrecht zu verzeihen. Das Mißtrauen, der Ungehorsam und die Unzufriedenheit, die ihm aber von ver-

Digitized by Google

schiedenen Seiten entgegentreten, verbunden mit Verdächtigungen, die ihm ein ränkesüchtiger Däne zuflüstert, verdüstern immer mehr seine Seele und regen die in ihr verborgen liegenden Leidenschaften auf. Er läßt sich zu Härten und Gewaltthaten, zu ja offenem Morde hinreißen und ist doch wieder zu weich und zaghaft, um dem hierdurch in seine Seele geworfenen Zwiespalt standhalten zu können. Von jetzt an erscheint er als eine Art Richard II., dessen Schicksal er teilt, ohne daß ihm doch eine der Größe des thatkräftigen Bolingbroke ebenbürtige Gestalt gegenüberstebt. Das in gebundener Rede und in edlem Stile geschriebene Stück ist verständig, wennschon etwas sprunghaft entwickelt, die Gestalten sind zum Teil mit kräftigen Strichen gezeichnet, und einzelnen Zügen, ja Scenen fehlt es nicht an dramatischem Leben und charakteristischer Vertiefung. — Das dreiaktige Schauspiel: „Getilgte Schuld" (Stuttgart, Bony & Comp. 1887) zeigt denselben Verfasser auf dem Gebiete des modernen Dramas. Obschon er in der Behandlung des novellistischen Stoffs eine beachtenswerte Gewandtheit zeigt, ist es ihm doch nicht gelungen, denselben mit dem vollen dramatischen Leben zu durchdringen, wie schon die lange Vorgeschichte des Stücks beweist, welche dem Zuschauer erst am Schlusse des zweiten Akts bekannt gegeben wird und hier zu zwei langen Erzählungen führt. In ihnen liegt auch erst das Grundmotiv dieses Dramas: der Widerstreit, in welchen zwei in die ererbte Schuld ihres Vaters verstrickte Brüder geraten, von denen der eine schon immer geheimen Mitwisser derselben, der andere jedoch bisher ganz ahnungslos war. Nach längerem Kampf mit dem mitschuldigen Bruder, welcher aus Eigennutz noch neue Schuld auf die alte zu häufen sucht, wird die Liebe endlich das bisher verschmähte Mittel, beide zu sühnen. — Zwei einaktige Lustspiele „Bedrängte Herzen" und „Die ungeheuerliche Frau", welche recht hübsche, wennschon etwas gesuchte Motive in gefälliger Form behandeln, sind vom Dichter dieser Veröffentlichung beigefügt worden. Sie würden jedoch hier und da durch eine feinere Behandlung des Tons, der Empfindung und ihres Ausdrucks noch gewinnen können.

E. G. Bruno behandelt in „Königssohn und Bebell", Drama in fünf Akten (Berlin, Franz Ebhardt & Co. 1887) in sehr freier Weise das Zerwürfnis des deutschen Kaisers Friedrich II. mit seinem Sohn Heinrich. Ob die Änderungen, die sich der Dichter erlaubt, überall Billigung finden werden, ist sehr zu bezweifeln. Die Verunglimpfung, welche durch ihn die Gestalt der heiligen Elisabeth und ihr Verhältnis zu ihrem Beichtvater Konrad von Marburg erfahren, muß berechtigten Anstoß erregen. Am meisten ist ihm die Charakterzeichnung Friedrichs II. gelungen. Besonders in den Scenen zwischen diesem und seinem Sohn ist Talent nicht zu verkennen. Auch die Behandlung der metrischen Sprache, der es nicht an dramatischem Ausdruck fehlt, verdient vielfach Lob.

Dresden. **Robert Prölß.**

Lyrische Gedichte.

Regen Natursinn und heitres Naturgefühl bekundet Martin Beck Liederstrauß „Aus Fels und Wald" (Berlin, Wilhelm Zikeli: Gustav Schuhr 1885). In gewandten, korrekten Versen vorherrscht er das mannigfache Leben in der Natur sowie die Wohlthaten, die sie dem Menschen spendet. Die Sprache hingegen ist bisweilen schwerfällig, bisweilen unbeholfen; spezifisch dichterische Anschauung oder Empfindung ist nur selten vorhanden, künstlerische Eigenart nie. Es sind harmose, nette Verse ohne selbständige Bedeutung. Daß der Dichter seither gewachsen und erstarkt ist, hat er in dieser Zeitschrift erwiesen.

Ohne selbständige Bedeutung sind auch die „Gedichte" von Philipp Cuntzer (Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung 1887). Auch sie besingen Lenz und Liebe, das akademische Leben in Heidelberg und das Badeleben in Kissingen in frischen, oft humoristischen und burschikosen, doch selten recht poetischen Weisen. Am ersten sprechen mehrere der beschaulichen Gedichte durch ihren sinnigen, sittlich schönen und religiös frommen Gehalt an, ebenso die vaterländischen Gedichte durch ihre Begeisterung für die großen Männer und Thaten, für die Sitten und die Sprache des deutschen Volkes, und einige ganz schlichte Versuche in den einfachsten Formen des Volksliedes sind trefflich geraten. Sonst aber hapert es fast überall mit der poetischen Auffassung und Anschauung und sehr oft selbst mit der Schönheit des Rhythmus und Metrums. Entsetzlich holperig sind die meisten Hexameter und Pentameter ausgefallen: für den Unterschied von langen und kurzen Silben hat Cuenzer absolut kein Gehör, auch für den Hiatus nicht. Beispiele wie die folgenden kommen zahlreich vor:

Sonnenschein zieht durch fünf Staubfäden ein in die Seele der Blume
Und durch der Sinne Kanal schlürfte ich Freude ins Herz. (S. 61)

oder (S. 77; der Vers soll ein Pentameter sein!):

Schmutzbärtchenstolz war der Burich, buntenstolpend die Maid.

Auch in August Röpkes „Wald- und Wiesenblumen" (Wolfenbüttel, Druck und Verlag von Julius Zwißler 1887) hat sich manches mangelhafte Diktion eingeschlichen; aber wenn sich bei Röpke auch sonst noch dann und wann eine kleine Ungelenkigkeit der Form findet, mit Cuenzer verglichen ist er doch geradezu ein Meister der Verskunst. Ohne besondere Größe, Tiefe oder Eigenart verfaßt er hübsche vaterländische Gedichte, inhaltlich vortreffliche Sinn- und Sittensprüche und behandelt gelegentlich ganz gut die Gegenden, die er eben besucht, die Lokalsagen, die dort erzählt werden. Das meiste und beste in seiner Sammlung sind Lieder aus der Natur. In ihr lebt er ganz, und so belebt er auch in seinen Gedichten alle ihre Teile und Gebilde; jeder Zweig, jedes Blatt, jede Blüte, jeder Vogel, jede Quelle zieht seine liebevolle Aufmerksamkeit auf sich.

In ähnlicher Weise geht Moritz Plaeschke in seinen „Gedichten" (2. Auflage; M. Gladbach, Druck und Verlag von Emil Schellmann 1887) stets von der Naturbetrachtung aus, um daran sein menschlich-dichterisches Empfinden anzuknüpfen. Seine Stoffe sind die herkömmlichen Gegenstände der Lyrik. Diese stellt sein Gesang, wie er im Schlußwort selbst zugiebt, nicht mit gewaltiger Leidenschaft himmelstürmend oder meerstarmartig bar, auch schwärmt sein Gedankenflug nicht hoch über der Erde hinweg. Neuheit und Originalität sucht man oft vergeblich; aber Wärme ist in seinen Liedern und in vielen auch eine gewisse „Musik der Zeilen". Sein Buch ist keine tiefe oder große Schatzgrube unserer Lyrik; doch liegt neben vielem minderwertigem Metall auch manches echte Goldkorn von Poesie darin verborgen.

Einfach und bescheiden, aber liebenswürdig tritt uns auch Georg Papperitz mit seinen Gedichten „In der Dämmerung" entgegen (Münden, Verlag von Fr. Bassermann 1887). Scherzend vergleicht er sich nicht mit den Nachtigallen, sondern gar nur mit dem Spatz, der auf dem Dache pfeift. Allerdings ist seinen lyrischen Versuchen keine bestimmte, bedeutende Individualität aufgeprägt; es sind alte Stoffe, in der herkömmlichen Weise behandelt. Aber nicht bloß die äußere Form verdient Lob, der sprachliche Ausdruck ist einfach, klar, fließend und ansprechend; sondern mehr noch gewinnt uns die herzliche Wärme der Empfindung, namentlich in den Liebesliedern, die freundliche Heiterkeit der Auffassung. Wir gewahren froh ein in sich befriedigtes Gemüt, das dankbar und fromm genießt, was das Leben bietet, und im Gefühle dieses Genusses noch lange behaglich schwelgt. Gutes und Wahres enthalten vor allem auch die Sprüche und Aphorismen.

Eine ähnliche Stimmung klingt uns aus den Gedichten August Hagedorns entgegen, von dem Verfasser als „Dürre Reiser" bezeichnet (2. Auflage; Bernburg und Leipzig, Verlag von J. Bacmeister). Auch hier gewinnen wir den frohen Eindruck frommer, beglückter Zufriedenheit. Auch hier vermissen wir die rechte Eigenart des Dichters, flammende Leidenschaft, unergründliche Tiefe, zauberreiche Phantasie; aber schön und innig tönt Hagedorns Gesang, durch gute Vorbilder bestimmt. Die äußere Form beherrscht der Dichter gleichmäßig, ob er sich volkstümlicher oder kunstvoller Weisen bedient. Seine poetischen Übersetzungen aus dem Englischen, Italienischen und Lateinischen lesen sich leicht und natürlich wie deutsche Originalarbeiten.

Wirkliche dichterische Begabung verraten die „Heimaten" von Anton Thorn (Leipzig, Verlag von Ernst Keils Nachfolger 1884). Zwar enthält auch diese Sammlung das eine oder andere schablonenhaft empfundene und

Digitized by Google

dargestellte Lied; daneben aber treffen wir Gedichte an, die uns durch die weiche Innigkeit oder Tiefe der Empfindung, durch die Reinheit und Schönheit der Darstellung, durch den Adel der Sprache anziehen. In ihnen offenbart sich kein kühner, von wilder Phantasie oder heftiger Leidenschaft gewaltsam vorwärts getriebener Geist, aber eine ernste Dichternatur, die liebenswürdige Milde mit männlicher Kraft vereinigt. Dadurch erhält selbst an sich Unbedeutendes, z. B. Ohorns Gelegenheitsgedichte im engeren Sinn, einen künstlerischen Wert. Besonders verdienen einzelne lyrische Lieder und die im allgemeinen düster gefärbten Balladen, unter ihnen wieder am meisten die in kurzen Reimpaaren, hervorgehoben zu werden.

Weichheit, Innigkeit, Wärme und oft Tiefe der Empfindung, weniger freisich poetische Eigenart, zeichnet auch eine kleine Liedersammlung aus, die Franz Woenig unter dem Titel „Vom Wegrande“ veröffentlicht (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich). Wie die Stimmungen, denen diese Lieder entsprangen, durchaus dichterisch und die Gesinnungen, die sich darin aussprechen, stets edel und sittlich erfreulich sind, so ist auch der sprachlich-metrische Ausdruck immer gewandt und meistens kunstvoll. Einige zwischen Lyrik und Epik in der Mitte schwebende Gedichte, wie „Seevsper“, „Christglaube“, sind ganz besonders schön ausgefallen.

Freudigen Genuß schöpft der Leser vielleicht in noch vollerem Maße aus Julius Freunds Gesängen „Von der Burschenwanderung“ (2. Auflage; Wien, Verlag von Moriz Perles 1885). Es sind lauter fröhliche und flotte Burschenlieder vom Lieben und Trinken und Wandern, vom Genuß der Natur und den flüchtigen Freuden des Lebens, die der Sänger leicht entzündlichen Gemütes ohne ernste Tiefe und Beständigkeit harmlos und munter kostet und wieder aufgiebt, wie die rasch wechselnde Gelegenheit sie ihm darbietet oder entzieht. Mehwütige Melodien haben in diesem muntern Liederbuch keinen Platz. Bezeichnend erklärt der Dichter dem Zweifler, der an den süßen Genuß des Lebens, von dem seine Verse berichten, nicht glauben will: weil jeder schon selbst genug des Leids in der eigenen Seele trage, verhehle er das seine und lasse die andern nur seine Freuden im Sange mitgenießen. Im Volkston und in der Sprache des Volksliedes, deren Behandlung aber, sobald man genauer zusieht, große Kunst verrät, erklingen diese Burschenlieder; ihr Verfasser bekennt sich als einen Nachfolger der mittelalterlichen Spielleute und Vaganten, und er trifft die einzelnen Töne wie den gesamten Charakter dieser Poesie vortrefflich.

An künstlerischer Vollendung reicht Adolf Frey in seinen „Gedichten“ (Leipzig, Verlag von H. Hässel 1886) nahe an Freund heran; als menschlich-dichterische Persönlichkeit übertrifft er den modernen Spielmann. In seinen Gesängen erkennt man stets den im Leben und Studium gereiften Mann, der über einen bedeutenden, klar geordneten und poetisch verarbeiteten Gedankenreichtum verfügt. Eine kühne, oft überkühne und dann wohl mitunter etwas verwirrte Phantasie ist ihm eigen, ein Phantasie, die ihn oft in ein der Wirklichkeit fernes Traumleben entführt, aber auch hier ihn meistens klar umrissene Gestalten, seltener klar sakliche Vorgänge schauen und schaffen läßt. Zu ihr gesellt sich ein warmes, leidenschaftliches Empfinden, das manchmal wehmütig ernste, niemals trostlos trübe Stimmungen hervorruft. Neben kunstvollen Formen nehmen wir die einfach-kräftigen Weisen und Wendungen des Volksliedes wahr; Vers und Sprache zeichnen sich gleichermaßen durch strenge, doch zwanglose Korrektheit, durch Wohllaut und durch eine gewisse Größe aus. Der Verfasser weiß aber auch bisweilen kindlich naiv zu erzählen und doch hinter den einfachen Worten einen tiefen Sinn zu verstecken (so in mehreren Legenden) oder gelegentlich durch muntern Humor seine Rede gut zu würzen. Freilich fehlt es dazwischen auch an seltsam kühnen, fast barocken Einfällen nicht. Unter den rein lyrischen Gedichten sind die am besten gelungen, welche die Formen des Volksliedes in künstlerisch veredelter Weise nachbilden. Die epischen Versuche sind bald Bilder aus dem Leben, bald aus der Geschichte und Sage, alle anschaulich und stimmungsvoll ausgemalt; richtige, mustergültige Balladen sind nur wenige darunter.

Noch übermütiger sprudelt der Humor in einer ähnlichen poetischen Sammlung in Leipziger Mundart, „Von Gamerun bis zun Schwandeiche. Dritter Band der Poesien ännes alden Leibzigerich, ze Bobier gebracht von Edwin Bormann“ (Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1887). Lyrische Gesänge für die Ureinwohner der deutschen Kolonialbesitze, darunter vorzügliche Parodien bekannter Lieder, leiten das Buch ein; halbepische Scenen aus dem Kleinbürgerlichen Familienleben, Genrebilder und chronikartige Berichte aus dem Welt- und Gesellschaftstreiben, auch einige Gelegenheitsgedichte im engeren Sinne folgen darauf. Objektiv anschauliche Darstellung in einfachster, gemütlichster Sprache ist dabei der Hauptzweck des Dichters; der Ton seiner Verse ist in jeder Zeile dem Charakter der Mundart angemessen. Die heitere Laune ist hie und da etwas gewiß durch leichte, harmlose Satire, und nicht selten klingt selbst durch die ausgelassenen Scherze ein ernster Grundgedanke hindurch. Echte komische Einfälle, nicht gekünstelt oder gemacht, begegnen uns in jedem Gedicht; ihre Wirkung wird aber noch gehoben durch die ganz außerordentliche Kunstfertigkeit, mit welcher Bormann, auch hier humoristische Zwecke verfolgend, Vers und Reim handhabt. Fremden einfach-harmloser Heiterkeit kann diese Sammlung als eine reiche Fundgrube des liebenswürdigsten und ergötzlichsten Humors und zugleich als ein kunstlerisch nicht zu unterschätzendes Erzeugnis unserer modernen Dialektdichtung warm empfohlen werden.

München. **Franz Muncker.**

Ein Brief Ludwig Steubs.

Die Probe der Handschrift Ludwig Steubs, welche wir im vorliegenden Hefte bieten, ist einem Schreiben entnommen, welches er im Juli 1886 von München aus als Antwort auf die Einladung zur Mitarbeit an unserer Zeitschrift an den Herausgeber derselben gerichtet. Gleich den autographierten Zeilen ist das gesamte Schreiben für Steub sehr charakteristisch und wir teilen es daher mit Hinweglassung einiger Stellen, welche die Bescheidenheit wiedergezogen verbietet, im Folgenden mit. Nachdem Steub über den Plan der Zeitschrift einige freundliche Bemerkungen gemacht und sein lebhaftes Bedauern ausgesprochen, der Einladung nicht folgen zu können, motiviert er dies durch nachstehende Ausführung:

„Ich bin heutzutage viersndfiebig Jahre alt; mit mir ist's aus und meine Zeit ist vorbei — ist vielmehr nie dagewesen, denn ich hatte seit fünfundvierzig Jahren immerdar sehr günstige Recensenten, aber kein Publikum und daher immerdar unzufriedene Verleger — nie einen schönen, namenswerthen Erfolg. In den letzten Jahren bin ich ganz außer Acht gekommen und die zweite Auflage der Bilder aus Griechenland konnte ich nur nach tausend Schmerzen bei S. Hirzel in Leipzig unterbringen. Ich schreibe nur etwa noch auf- und abgedrungene „Anzeigen“, zum Beispiel über unsern Geschichtsschreiber F. Aventinus, vielmehr dessen neue Ausgabe, welche Anzeige mir in diesem Augenblicke von den hiesigen „Neuesten Nachrichten“ wieder zurückkommt, „weil das hiesige Publikum dafür nicht gebildet genug sei“. Ein Dichter in Versen bin ich eigentlich nie gewesen, daß ich mich aber jetzt noch mit Novellchen, biogr. Erinnerungen, Reiseschilderungen und dgl. herumschlagen soll, das werden Sie mir selbst nicht raten. Mein ganzes lit. Leben ist eine lange, bange Enttäuschung — vgl. allenfalls „Mein Leben“, ein Brochürchen, das 1879 erschienen. Ich habe wirklich nur noch Freude an so kleinen, bald gelebten, vielmehr populären Studien über Alt- und Neu-Rätien, für die aber das dortige Publikum auch nicht gebildet genug ist, sodaß ich sie nicht einmal umsonst anbringe. Sie gehen wohl zu, daß nach solchen Erfahrungen und in solchem Alter stille Resignation die sachgemäßeste Stimmung ist und daß es lächerlich wäre, wenn ich zu unserer Jugend in die Rennbahn herunterstiege, um mit ihr nach dem Kranze zu laufen, da ich schon seit Jahren keinen Athem mehr habe.“ —

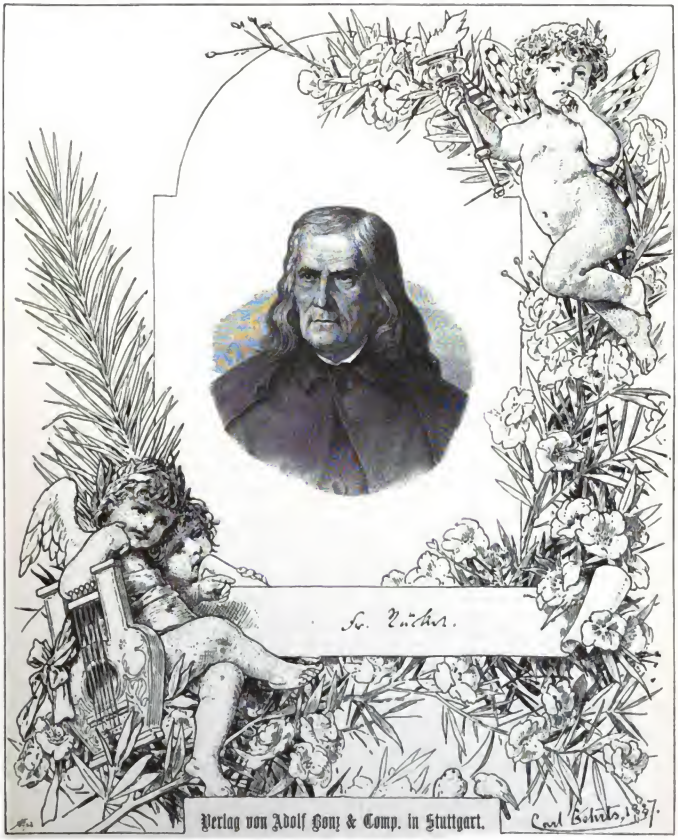
Der weitere Inhalt, sowie der Schluß des Briefes sind wieder rein persönlicher Natur.

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von J. Gotz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

IV. Band. 4. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. Mai 1888.



Digitized by Google

Aus Friedrich Rückerts Poetischem Tagebuch.

(Ungedruckter Nachlaß.)

Vorbemerkung der Redaktion. Wir verdanken es dem freundlichen Entgegenkommen der J. D. Sauerländerschen Verlagsbuchhandlung in Frankfurt a. M., unsern Lesern die nachstehenden Proben aus einer neuen Gedichtsammlung Friedrich Rückerts bieten zu können, welche um so freudiger begrüßt werden wird, je weniger sie erhofft werden durfte. Wir entnehmen diese Proben den Aushängebogen des Werkes, soweit dieselben an dem Tage, da dieses Heft unter die Presse geht (1. Mai) bereits gedruckt vorlagen. Die Ernte der letzten vier Lebensjahre des Dichters, 1863—1866, war darin noch nicht enthalten. Über die Entstehungsgeschichte dieser Gedichte und den Zweck, den die Veröffentlichung verfolgt, entnehmen wir dem Vorwort der Herausgeberin, Fräulein Maria Rückert, die nachstehenden Mitteilungen:

„Der hundertjährige Geburtstag Friedrich Rückerts gab der Familie des Dichters, wie seinem alten, langvertrauten Verleger den naheliegenden Wunsch, aus dem Poetischen Nachlasse desselben einiges als schuldigen Tribut der Verehrung und des Dankes veröffentlichen zu sollen.

In kleinen vergilbten Blättern und Zettelchen liegt ein reichhaltiges Material aufbewahrt, das der Dichter zu seinen Lebzeiten, selbst vor seinen ihm Nahestehenden, streng geheim hielt, zum Teil in Tagebuchform, anfänglich mit fortlaufenden Daten versehen, die er später jedoch fast gänzlich fallen ließ.

Es umfaßt seine vollkräftigste, satteste Lebensperiode, bis zu den letzten Wochen, ja Tagen seines erlöschenden Lebens. Und wie ein Strom sich breitet und voller wird, ehe er sich ins Meer ergießt, so wird diese große Seele, wie sie dem Meere der Ewigkeit zuströmt, immer tiefer und herrlicher, bis endlich die letzten düstern Schatten, die der nahende Tod über ihn breitet, ihm schmerzliche Klagetöne wecken. — In keiner seiner andern Poesien hat sich die schöne und große Individualität des Dichters so ausgeprägt, das rein Menschliche in ihm sich so klar gespiegelt, als in diesen nachgelassenen Gedichten, die er möglichster, ja höchst wahrscheinlicher Weise gar nicht zum Drucke bestimmt wissen mochte. Es mag deswegen hier und da unterlassen worden sein, die letzte Feile an eines und das andere Gedicht zu legen. Wer aber dürfte wagen, den Dichter dafür tadeln oder korrigieren zu wollen?"

Das Werk wird unter dem Titel: „Poetisches Tagebuch von Friedrich Rückert. 1850—1866. Aus seinem Nachlaß." erscheinen.

Für den Wert der Gabe werden die nachstehenden Proben genügend sprechen, besser als dies irgend ein Lob aus anderem Munde vermöchte. Es ist ein Wahrwort, mit welchem die Herausgeberin ihre kurze Vorrede schließt: „Dem Lorbeerkranze, der das edle Dichterhaupt umflicht, wird dies poetische Tagebuch ein neues und unverwelkbares Blatt hinzufügen können."

1850.

Gottes Furcht der Weisheit Anfang,
Und ihr Ende Gottes Rat;
Sein das Ende, Sein der Anfang,
Das was End' und Anfang hat!

Göttlich schwelgt' ich, aber nur im Traume,
Träumend saß ich unterm Lebensbaume;
Wie der Wind die Wipfel regte, fielen
Reife Früchte, ich fing sie auf im Samme,
Aprikose, Pfirsich und Granate,
Birn' und Äpfel, Pomeranz und Pflaume;
Doch die Traube, die nicht selbst fiel, pflückt' ich,
Drückte sie und trank vom süßen Schaume:
Ströme trank ich, doch als ich erwachte,
Klebte mir die trockne Zung' am Gaume.

Wenn ich allein bin, ist gar vieles Schöne
Aus Ost und West um mich vereint;
Da spielen alle Farben, alle Töne,
Und die Erinn'rung lacht und weint.

Wie ich mich wiege so in meinen Chören,
Da tritt ein Kind der Welt herein,
Das will mich unterhalten, will mich stören,
Und nun erst fühl' ich mich allein.

An die schönen Jugendtage,
Deren Glück so schnell verging,
Kann mich nichts so leicht versetzen
Wie ein kleiner Schmetterling,
Der mir so vorüber schaukelt,
Wie den Knaben er umgaukelt.

O Aurora, schön von Namen
Wie von Farben, Himmelskind,
Wieder mir entgegen schweben
Seh' ich dich im Sommerwind:
Damals hab' ich dich gefangen,
Heute bist du mir entgangen.

Ackermann, du mußt nach alter Weise
Dich beim Pflügen vorwärts nieder bücken;
Willst du nach den Sternen aufwärts blicken,
Kommt die Pflugschar aus dem Gleise.

Digitized by Google

Du einst ein Gast der Unschuld-Kinderwelt,
Was bist du jetzt? Ein armes Kind der Welt.

Verloren hast du an die Welt dich erst,
Und dann verloren den Gewinn der Welt.

Gestellt auf Weltgunst hast du Herz und Sinn
Und doch getroffen nie den Sinn der Welt.

Ich seh', die Welt wird neu und ich werd' alt,
Und fühle mich ein Fremdling in der Welt.

Sollt' ich nicht klagen? Jeder klagt, es klagt
Welt über Welt von Anbeginn der Welt.

Mich wundert nur, daß bei so viel Verdruß
Ich noch nicht überdrüssig bin der Welt!

Nimm von der Welt dich selbst zurück, und was
Du von der Welt hast, gieb es hin der Welt.

Reich ist nicht, wer allein in eignen Schätzen wühlt.
Reich ist, wer reich sich auch in fremdem Reichtum fühlt.

1851.

Den Gehalt in meinem Busen
Und die Form in meinem Geist
Habt ihr mir bewahrt, ihr Musen,
Da die Locke mir ergreift.

Euer Hauch mein Odem, euer
Anblick meines Lebens Licht.
Nur gedämpfter ward das Feuer,
Aber kälter ward es nicht.

Das Lieben und das Hassen
Ist beides heiß und scharf;
Ich freu' mich, daß ich lassen
Nunmehr all beides darf.

Den ganzen Tag hab' ich im Sonnenbrand geglüht,
Am Abend fiel ein Tau in mein Gemüt,
Davon ist mir ein Lied erblüht.

Im Jahr, als von Mongolenschwerten
Ging über Bagdad das Gericht,
Schrieb Saadi seine Blumengärten
Und sah der Welt Zerstörung nicht.

So schwinge dich aus diesen Tagen,
Die unser Hoffnung Traum verwehn,
Und laß, aus Persien übertragen,
Die Gärten Saadis neu erstehn.

Wie oft aus diesem Fenster, von
Klematis grün umrankt,
Sah ich, o schöner Stern, dich schon,
Der dort im Westen schwankt.

Du scheinst zu mir herab zu sehn,
Wie ich zu dir hinauf;
Und werd' ich nun von hinnen gehn,
So geht zu dir mein Lauf.

Dann mit einander wollen wir
Von dort hernieder sehn,
Wer im Klematisrahmen hier
An meiner Statt wird stehn.

Fragst du mich nach meinem Glaubensbekenntnis?
Nimm nicht Anstoß am Geständnis,
Daß es ganz verschiedentlich steht,
Je nachdem der Wind sich dreht.
Ist es so schlechtes Wetter wie heute,
So scheint mir zerrüttet das Weltgebäude,
Ein' abgenutzt ausgelaufne Maschin',
Und ich ein rolliges Rad darin;
Ich wünschte, daß man uns gleich zerschlüge,
Damit man besser neu uns füge.
Aber ein einziger Sonnenblick
Bringt die Verstimmung wieder in Schick:
Ich fühl' die ewige Weltharmonie
Und mich harmonisch gefügt in sie.

Ich bin nicht krank, ich bin nicht matt,
Aber ich bin des Lebens satt,
Seit ich der Hoffnung mich begeben,
Ein neues Deutschland zu erleben.

So oft schon hat ein schöner Traum
Besucht mich in der Nacht,
Von seinem Glanz ist hell der Raum
Noch lang, wann ich erwacht.

So selten hat das Traumgesicht
Mich eine Nacht versäumt,
Daß mir's dann ist, als schlief' ich nicht,
Wenn ich nicht auch geträumt.

Dann ist der Tag mir ohne Licht
Und ohne Glanz der Raum;
Im Winterschlaf verlaß mich nicht,
O schöner Frühlingstraum!

Was sprecht ihr von Natur und Kunst
Als ew'gen Gegensätzen?
Sie sind vereint durch Himmelsgunst
Nach ewigen Gesetzen.

Natur ist eine Künstlerin,
Die erst' im Künstlerorden;
Und wenn ich selbst natürlich bin,
Bin ich's durch Kunst geworden.

Digitized by Google

1852.

Für dich und für die Welt gewannſt
Du keine veſtere Veſte:
Thu das Beſte, was du kannſt,
Und hoffe das Beſte.

„Fünf Tage währt wie Roſen unſer Leben."
Fünf Menſchenalter ſind darin gegeben,
Die alle, jedes wie ein Tag, entſchweben:
Die Knoſpe, Kindheit, Knabe die Entfaltung
Der Jugend Fülle, Mannes ernſte Haltung
Und weiterhin die mähliche Veraltung.

Gott hat die Welt erſchaffen,
Und dich darein;
Doch deine Welt zu ſchaffen,
Dies Werk iſt dein.
Was außen ſteht und gehet,
Iſt Gottgeſchöpf,
Doch was in dir ſich regel,
Schaffſt du allein.
Gott hat dich nicht geſchaffen
Zu Pein und Luſt;
Du ſelber ſchaffſt dich ſelber
Zu Luſt und Pein.

Perſiſch.

Ein alter Flickeſchneider
Der flickte kümmerlich
Mit Flicken alter Kleider
Den Haushalt hin und ſich.

Doch wann die neuen Früchte
Zu Markte trug das Jahr,
Kauft' er ein Dutzend Äpfel
Für ſeine Kinderſchar,

Verteilte ſie und ſagte:
Verzehrt ſie mit Verſtand;
Euch mehr als die zu bieten,
Iſt nicht in meiner Hand.

Drum denke genügſam jeder
Beim Apfel, den er leckt:
Es ſchmecken hunderl Äpfel
Nur wie der eine ſchmeckt.

Perſiſch.

Ein Alter ging mit grauem Haar
Am grauen Wintertage
Im Garten, der erſtorben war,
Am abgelaubten Hage.

Er ſah ein Jugendbild, gemalt
Mit wärmſtem Frühlingsſchmelze;
Ihr Aug' aus einem Häubchen ſtrahlt
Von flockenweißem Pelze.

Da fing er zwiſchen Schnee und Eis
Im dürren Herzen Feuer
Und forderte vom jungen Reis,
Der Alte, Minneſteuer.

Sie lächelte: Du irrſt an mir,
Was für die weiße Haube
Du anſtehſt, weißes Haar iſt hier,
So weiß wie deins, das glaube.

Da ſchrak er auf, zurück er fuhr,
Als ob er trek' auf Blattern.
Sie, löſend ihrer Haube Schnur,
Ließ dunkle Locken flattern.

Er ſprach: Wie ſcherzeſt du mit mir!
Sie ſprach: Geh heim und lerne:
Was du nicht gerne ſähſt an mir,
Seh' ich an dir nicht gerne.

Perſiſch.

Wenn ich der Greuel denke,
Von Menſchen je vollbracht,
Und mit dem Geiſt mich ſenke
In der Verderbnis Nacht,
Beginn' ich mich zu grämen,
Als ſei ich mitten drin,
Und mich vor mir zu ſchämen,
Ob ich wohl beſſer bin?

Sie ſind vom ſelben Stamme
Wie du, die das gethan,
Sie hat die gleiche Flamme
Des Lichts gezündet an;
Das helle Licht, verglommen
Wie iſt es ſo in Rauch?
Von Giftqualm eingenommen
Der reine Himmelshauch?

Ich ſteh' an dem Geſtade,
Wo dumpf der Abgrund brauſt;
Mich hält nur Gottes Gnade,
Sie hält mit ſtarker Fauſt;
Ich fühle, wie mich trunken
Weht die Verſöhnung an;
Und daß ich nicht verſunken,
Das haſt nur du gethan.

Von allem, was ich täglich, ſtündlich pflanze,
Das meiſte geht dahin wie Tag und Stunden,
Das ſind die Blumen, die mir heut zum Kranze
Gedient und morgen ſpurlos ſind verſchwunden;
Doch unter meiner Pflanzung ſind auch Bäume,
Von denen Wuchs und Schatten, wie ich träume,
Wird überreichen des Jahrhunderts Räume.

Digitized by Google

Nun ich nah' herangekommen,
Wo sich soll der Vorhang heben,
Wie zur Christbescherung frommen
Kindern Einlaß wird gegeben, —

Lausch' ich horchend an der Thür,
Um ein Zeichen zu gewinnen;
Aber ich bin außen für,
Und verborgen ist, was drinnen.

Aber meine Schuldbeschwerung
Leg' ich an der Schwelle nieder;
Drinnen bei der Christbescherung
Sind wir alle Kinder wieder.

1853.

Ich denke, wie als Knabe,
Wenn ich mit andern Knaben
Ihr lärmend Spiel ein Weilchen
So mitgespielt, auf einmal
Zurücktrat überdrüssig
Und sagte:
Ich spiele nicht mehr mit.

So, wenn ich, alter Knabe,
Die jungen alten Knaben
Mit solchem Lärm und Eifer
Ihr Spiel fortspielen seh',
Cret' ich zurück mit Lächeln
Und sage:
Ich spiele nicht mehr mit.

Ein Wandrer sah Wedschnun im Wüstensande schreiben.
Wenn sich ein Wind erhebt, wird deine Schrift nicht bleiben,
Sprach er, was schreibest du? — Da sie mir Leila nahmen,
Blieb, sprach er, mir ihr Nam', ich schreibe Leilas Namen.
Und wenn ich statt auf Sand auf Felsengrund ihn schriebe,
Verwittern würd' er doch und bleiben nur die Liebe.
Die Liebe liebet nur, zu zeichnen ihre Spur,
Und klagt nicht, wenn ein Wind darüber lilgend fuhr.

Wohin ich rückwärts blick', ist nirgends reines Licht;
Und blick' ich vorwärts dann, was giebt mir Zuversicht,
Daß nicht der Schatten stets dem Licht sich werde gatten?
Ein Trost ist: In der Nacht vergehn des Tages Schatten.

Nicht ein Bienchen, schöne Blume,
Wird hier im Versteck dich finden,
Deinen Honigkelch zu nippen;
Nicht ein Vöglein dich beachten,
Wenn es pickt nach Regenwürmchen
Oder nach der Fliege schnappet;
Nicht ein Häschen, das sein Gräschen
Neben dir nagt unaufblickend.
Ich auch fände dich zum andern
Male nicht im Dickicht wieder;
Lieber will ich gleich dich pflücken
Und mit mir nach Hause tragen,
Daß du dort noch eine Weile,
Statt im angenlosen Walde,
Unter meinen Augen blühest.

1854.

Wenn ich noch zehn Jahre lebe,
Du arbeiten hab' ich genug;
Wenn ich morgen sterbe,
Gearbeitet hab' ich genug.

Der Vogel, dem vors Fenster du sein Futter streust,
Nimmt's dankbar hin; wem aber dankbar? Seinem Glück,
Nicht dir, denn eilig flieht er, wo er dich erblickt;
Anstalt von dir es anzunehmen, flieht er sich's.
So laß ihm seinen Willen, laß ihm seinen Wahn,
Es sei von ihm gefunden, nicht von dir geschenkt;
Machst du's mit dem, was Gott dir schenkt, doch ebenso!

Ein heller Schmetterling, den man zuerst sieht schweben
Im Lenz, bedeutet Tod, ein dunkelfarbner Leben:
Ein Aberglaube sagt's, mit Recht, denn dunkel bist
O Leben du, da hell des Todes Aussicht ist.

Das Feld wird leer, die Scheune voll,
Des Sommers Kranz von Ähren
Wird einer Sichel Raub und soll
Nunmehr den Winter nähren;
Die Schönheit blühte lang genug,
Nun soll sie nützen auch mit Fug,
Das will der Herbst mit scharfem Hauch erklären.

Überleg
Am Scheideweg,
Aber nicht zu lange!
Still stehn oder irre gehn,
Was ist von mehr Belange?

Digitized by Google

1855.

Wo du den Blick hinwendest, erblickest du reizend ein andres
Bild der erwachten Natur, das dir die Seele bewegt.
Willst du aber das Auge der drängenden Fülle verschließen,
Tief im stillen Gemüt quillet sie leuchtender nur.

Träufele, träufele nieder, o komm vom glänzenden Äther,
Frühlingsregen, es nimmt reinstes Gefäße dich auf,
Tausend Teller und Becher geöffneter Blüten empfahn dich,
Daß kein Tröpfchen von dir fall' in befleckenden Staub.

Alters-Erinnerung an Amaryllis.

Im Feld die Blumen blühn in Gottes Namen,
So schön, wie sie kein Gärtner zieht; du Schöne
Vom Land bist schöner als die schönsten Damen.

Der dich zur harten Arbeit angehalten,
Der harte Vater will (ich muß ihn schelten)
Mit einem Rosenblättchen Brennholz spalten.

Der Sense Schwung führst du so unverdrossen,
Die armen Wiesengräser müssen's büßen,
Die zart und schlank wie du sind aufgeschossen.

Bist du ein Blumenkranz,
Gewebt aus Rosen, Veilchen und Jasminen?
Ist eine Blume ganz
Dein Leib, zu dessen Gliedern Blumen dienen?

In deinen Augen, deinen Lächelmienen
Ist aller Blumen Glanz;
Es hallen aller Wünsche trunkne Bienen
Um deine Blumen Kranz.

1856.

Die Lerche sang dem Veilchen zu:
So lief am Boden schweigest du,
Doch steigen deine leisen Düfte
Mit meinen Liedern in die Lüfte.

Du blühest hier auf einem Beet,
Auf dem ein Stock der Rosen steht;
Bis dessen Gluten sich entzünden,
Hast du vorahnend es zu künden.

Wenn dann die trunkne Nachtigall
Umgirrt den blühnden Rosenwall,
Sing' ich ob deinem Grab im Moose:
Du warst, o Veilchen, meine Rose.

Nicht von Rosen, die nur Dorne
Tragen, kommt ein solcher Duft,
Wie vom blühnden Sommerkorne
Mir ihn bringt die laue Luft.

Denn es wird zum Vorgeschmacke
Der Geruch, daß sorgenquitt
Bald ihr Brot die Armut backe,
Wann den Halm die Sichel schnitt.

Zwei ehrwürdige Schweizer* begegneten heut mir im Traume,
Sehr unähnlich einander, doch hatten sie eines gemeinsam:
Alttestamentliche Namen; denn Salomo nannte der beiden
Einer sich mir, Jeremias der andere. Süßliches Dudeln
Blies auf der Hirtenschalmei Freund Salomo; rauhes Gekreische
Pfiff Jeremias darein. Das machte mir vieles zu denken,
Aber zu hören war jenes mir lieblicher. Sollt' ich
Und müßt' ich
Zwischen den beiden nun wählen, ich weiß nicht, darf ich es sagen?
Aber ich sag's: Ich wählte den Salomo vorm Jeremias,
Schwächliches Zephirgesäusel vor sausendem Föhn,
Und ein fades
Rosengedüftel vor alle dem kräftigen Wiesianchduste.

Dein, o Hölty, gedenk' ich! dein Lied ist der liebliche Knabe,
Der in Goethes Gesang reifte zum herrlichen Mann.

1857.

An eines Bildes reinem Glanz
Entdeckst du einen Flecken;
Und willst du nun deswegen ganz
Mit Dunkel es bedecken?

Verdamme nicht voreilig, was
Dir scheinen mag vom Bösen;
Betrachte es als ein Rätsel, das
Du nur hast aufzulösen,

Vereinzelt nur betrachtet es nicht,
Dem Ganzen kommt's zu statten;
Es ist vielleicht, besehn beim Licht,
Vom Lichte nur der Schatten.

---

* Salomo Geßner und Jeremias Gotthelf.

Digitized by Google

An Luise.

Dein verblichnes Angesicht,
Dir verfallne Wange,
Und des Augs erloschnes Licht
Machl ums Herz mir bange.

Trüb ist nicht dein Auge nur,
Auch mein Blick ist trübe;
Blühtest du auf dieser Flur,
Frühling meiner Liebe?

Kann verblühn, was man geliebt,
Gleich des Frühlings Laube?
Zwischen Bild und Auge schiebt
Sich ein Netz von Staube:

Doch ein Tau vom Himmel fliebt,
Daß der Staub zerfliebe:
Ja, du bist, die ich geliebt,
Du bist, die ich liebe!

Ich gönne dir die stille Ruh
Und wollt', ich hätte schon wie du
Sie auch gefunden.
Von unsern Klagen unerweckt,
Ruhst du von Blumen zugedeckt
Nun ohne Wunden.
In meiner Brust die Wunden sind
(Sie kühlt kein Sommerabendwind),
Die dir gelind
Des Todes Hand verbunden.

Blumen, wie du sonst gepflückt,
Blühn in unserm Garten noch,
Und wiewohl dir nun entrückt,
Sollen sie dir werden doch.

Diese trag' ich hin als Strauß
In die Kirche maibelaut,
Und zum Kirchhof dann hinaus,
Wo dein Grab ist angebaut.

Diese leg' ich hin, und ab
Pflück' ich andre, die da blühn,
Und es freut mich, daß dein Grab
Auch ist wie mein Garten grün.

Schmücke mich! ich schmücke dich,
Wie der Tod dazwischen steht,
Haben wir gemeinschaftlich
Nun ein doppelt Blumenbeet.

Halb gewelkte bring' ich dir,
Denn ich selbst bin halb verdorrt;
Frisch erblühte reichst du mir,
Wie du selbst nun blühest dort,

Im Anfang ist Ein ganzer Mensch gewesen,
Der schon zur Halbheit kam,
Als Gott das Weib, das er für ihn erlesen,
Aus seiner Seite nahm.

Seitdem zersplittert hat sich auf der Erde
Die Menschheit scharenweis;
Ob einst aus allen Splittern wieder werde
Ein ganzer Mensch, Gott weiß!

Doch taugte nur der Wirrung zum Entwirrer
Ein ganzer Mensch allein,
Der schlösse so viel Irrung, so viel Irrer
In Eine Wahrheit ein.

1859.

Noch einmal laßt mich schauen
Des Frühlings Licht
Und seinen Glanz bethauen
Mein Angesicht.

So lange durft' ich saugen
Den Glanz ins Herz;
So schließ' ich nun die Augen,
Und ohne Schmerz.

Nun mögen andre schauen,
Wo ich geschaut,
Und mög' es andern tauen,
Wie mir's gethaut!

Gott ihnen allen schenke
Glück, Lust und Heil,
Und dem, der mein gedenke,
Ein doppelt Teil.

Ich war ein Müßiggänger,
Ein junger Grillenfänger;
Und als ihr Ruf erklungen,
Ward ich der Freiheit Sänger;
Und als sie war errungen,
Ertrug ich sie nicht länger:
Mein Herz gab sich gefangen
Eros, dem Herzenfänger.
Da rief er seinen Bruder,
Der zog das Band noch enger;
Das trug ich, bis es löste
Der Tod, und trag' es länger.
Und wie ich einst begonnen,
Als junger Müßiggänger,
So hab' ich nun zu enden
Als alter Grillenfänger.

Wir irren alle mannigfach; ich sehe wohl,
Wo andre irren; wo ich irre, seh' ich nicht.
Wie soll' es mich verdrießen, wenn es andre sehn?

Digitized by Google

Was helfen ſolche Weisheitsſprüche:
Wie Wohlgerüche,
Womit man Kopfweh ein Veilchen vertreibt,
Doch das Übel bleibt.

1860.

Nachruhm? Kann die Zukunft mir bezahlen,
Was verſagt die Gegenwart?
Kümmert, wann ich dort trank Lethes Schalen,
Mich, was hier auf Erden ward?
Aber wenn in dunklen Thalen
Sieht ein Wandrer einen fernen Gipfel ſtrahlen,
Stärkt's ihn doch auf ſeiner Fahrt.

An welchem Tag kein Sonnenlicht,
Kein Glanz von liebem Angeſicht
Das Herz erſchließen mag, der Tag
Zählt' in der Zahl der Tage nicht.

Hier ſitzt mir gegenüber
Die erſteſte der Muſen
Und heißt mich ſchreiben koptiſch.
Und ſehr andächtig ſchreib' ich,
Ihn' auch nur aufzublicken.
Doch einmal huſcht durchs Zimmer
Ein Glanz und trifft mein Auge.
Es iſt die jüngre Schweſter,
Mir lieb aus allen Tagen;
Die haucht mir zu ein Verſchen,
Ein deutſches, das ich zwiſchen
Das Koptiſche verſtohlen
Einſchiebe, daß den Schmuggel
Die Alte nicht gewahr wird.

Die Roſe wies die ſchleierloſen Wangen,
Die Knoſpe hüllte ſich beſcheiden ein;
Zur Roſe ſprach ich: O wie ſchön dein Prangen!
Zur Knoſpe: Doch wie ſchön wirſt du einſt ſein.

1861.

Ein Sanskrit-Liebesliedchen.

Wenn du den Abſchied nun mir geben willſt, mein Glück,
So mag es ſein, ich habe nichts dawider:
Gieb die Umarmungen, die ich dir gab, zurück,
Gieb die gegebnen Küſſe mir nur wieder!

Dieſes nichtige,
Uns ſo wichtige
Stückchen Leben,
Das von Weh und Ach
Hunderttauſendfach
Iſt umgeben:
Unſere und anderer
Lebenwanderer
Laſt zu lindern,
Dieml uns ſterblichen,
Der unſterblichen
Mutter Kindern.

Mir iſt ein tönendes,
Lebenverſchönendes
Wort gegeben;
Möcht' es nicht mich allein,
Andere, groß und klein,
Auch erheben!

Aber ehren doch
Und in Ehren hoch
Muß ich halten,
Die, ſtatt tönenden
Worts, verſöhnenden
Wirkens walten.

Der Dichter iſt
Ein Akrobat, Äquilibriſt,
Auf Redeſeilen ſchreitend, ſtraff geſpannten,
Mit Windungen Wendungen vielgewandten.
Durch ſeiner Sprünge Launen
Weckt er Erſtaunen,
Und ſelber kleine Schrecken
Will ſeine Kühnheit wecken;
Doch wenn man denkt: nun fällt er,
So hält er
Im Gleichgewichte wieder
Den Leib und alle Glieder.
Und wenn er einmal wirklich ſtürzt,
So fliegt er leicht, wie luſtgeſchürzt,
Und ſein Beruf bleibt unverkürzt,
Denn weder Hals noch Knochen
Hat er gebrochen.

An Luiſe.

Reſeda, farbenarm und reich an Duft,
Dir einſt vor allen lieb im Leben,
Reſeda leg' ich dir auf deine Gruft,
Reſeda ſelber war dein Leben.

Zum „Liebesfrühling".

Himmelfahrt 1861.

Ich denk' an alte Zeiten
Und werde jung dabei;
Mein Schifflein ſeh' ich gleiten,
Als ob es heute ſei.

Es glitt auf ſtillem Weiher
Und ihm zur Seit' ein Schwan;
Da ſpannt' ich meine Leier
Und hub zu ſingen an.

Digitized by Google

Ich höre noch mich singen,
Nicht aber, was ich sang,
Wie auf des Liedes Schwingen
Ich mich zum Himmel schwang.

Die Wellenmädchen lauschten
Mit schüchterner Begier,
Doch aus den Lüften lauschten
Die Engel Gruß mit mir.

Doch war's unausgesungen,
Mein Schifflein war am Land,
Da ich mich hold umschlungen
Von meinem Engel fand.

Du hast mich sanft geleitet
Durch lauter Frühling hin,
Die Flügel dann gebreitet,
Zum Himmel zu entfliehn.

Dich hab' ich nicht verloren,
Solang ich fühlen kann,
Du siehst mich neugeboren
In jedem Frühling an.

Wie ist der Abend labend
Im duft'gen Feierkleid!
Wie labend ist der Abend,
In einem Grad begrabend
Des Tages Lust und Leid.

Das Leiden, wenn vergangen,
Ist selber eine Lust,
Die Lust ist ohne Bangen,
Das stürmische Verlangen
Entschläft in stiller Brust.

O Mutter Nacht, entsende
Den Traum nun deinem Schoß,
Den Traum, der alles ende,
Was wachend uns verdroß.

Nun spar' ich viel Papier und mehr noch Zeit,
Da mir gelang die Verse wegzuräumen,
Die mir sich drängten in die Tagsarbeit,
Hin wies ich sie, wo nichts ist zu versäumen:
Wann Halbschlaf gegen Morgen nicht mehr weil
Vom Wachen ist, da mögen sie mir träumen,
Sich drängen, breit sich machen nach Belieben
Und beim Erwachen in ihr Nichts zerstieben.

Die Epik ist vom Vers Homers
Längst in die Prosa des Romans gefallen;
Das Drama hält noch jetzt den Vers,
Doch den unschönsten, hinkendsten von allen;
Wird man es künftig auch in Prosa schreiben
Und nur der Vers der Lyrik bleiben?
Denn aus der Welt läßt sich der Vers nicht treiben.

1862.

Von Wahrheit soll ich dir Bericht,
Von Wirklichkeit erstatten?
Der Dichter sieht die Dinge nicht,
Er sieht nur ihre Schatten:
Die Schatten sind für ihn ein Licht,
In dessen Glanz erglommen
Die Welt ist ganz verschwommen.

O Gärtner, kannst du wie den Wind
Mich aus dem Garten treiben?
Ich will wie er mich still und lind
Verhalten, laß mich bleiben!

Und Deiner Rose wird es auch
Gereichen nicht zum Schaden:
Nur frischer wird sie blühn am Strauch,
Wenn meine Thränen sie baden.

Wenn des Frühlings Sonnenkraft
Leben weckt im Blande,
Keimen Lieder wonnenhaft
Gleich dem jungen Laube.

Doch die Frühlingssonne lischt
In des Herbstes Düster,
Und ins Lied der Wonne mischt
Wehmut ihr Geflüster.

Duell der Lieder ist das Licht,
Ob es rein uns rühre
Oder Dichters Inversicht
Es in Wolken spüre.

Geister sah ich auf Wolken fahren,
Stürmende Geister Heere scharen,
Gegen einander streitend,
Schreckengetümmel verbreitend:

Blitz' und rasselnde Donnerhörner,
Biederprasselnde Hagelkörner,
Bis ein friedlicher Regen
Löste den Fluch in Segen.

Wenn dich Schrecken des Himmels schlagen,
Erde, willst du darum verzagen,
Oder sollen die Schrecken
Neue Kräfte dir wecken?

Bei ihren großen musikalischen Gaben,
Wie wunderbar kommt es mir vor,
Daß unsre Deutschen solch ein hartes Ohr
Für Wohllaut, Vers und Rhythmus haben.
Selbst unsere Sänger singen wie vernarrt
Am liebsten, was recht kracht und knarrt,
Wie unsanft ihrer Kehl' es thut;
Sie gießen drüber ihrer Töne Flut
Und denken, so ist alles gut.

Digitized by Google

Der Meiſter von Palmyra.

Dramatiſche Dichtung in fünf Aufzügen von **Adolf Wilbrandt.**

Vierter Aufzug.

Einſame Gebirgsgegend in der Nähe von Palmyra. Im Hintergrund kahler Fels, an dem ein Pfad herabführt; vorne zu beiden Seiten Pflanzenwuchs, wilde Feigenſträuche, ein ſpärlicher Kaſtanienbaum, Felsſtücke mit blühendem Gebüſch. Neben dem Kaſtanienbaum, links, Trümmer eines alten Gebäudes, der noch aufrechte Teil als (nur im Profil geſehene) Hütte eingerichtet, deren Thür ſich gegen die Bühne öffnet. Unter dem Kaſtanienbaum eine Steinbank und rohe Seſſel. (Kurze Decoration.)

Erſter Auftritt.

Longinus (im höchſten Alter, weißhaarig, ſchwach, ſitzt unter dem Kaſtanienbaum); dann **Apelles.**

Longinus (ſieht gen Himmel). Ich ſeh' ihn; dann wieder nicht. (Ruft.) Apelles! — — Nun zieht es wieder im Bogen durch das Blau dahin. (Ruft.) Hörſt du nicht, Apelles?

Apelles (tritt aus der Hütte; äußerlich nicht mehr gealtert, troſtvoll, in einfacher Kleidung). Ich höre; da bin ich.

Longinus. Iſt das ein Geier, was da oben kreiſt?

Apelles (ſpäht hinauf). Nichts kreiſt da; ich ſehe nichts.

Longinus. Gar nichts?

Apelles. Nein. — Es muß ein ſchwarzer Fleck in deinem Aug' ſein, Longinus.

Longinus (nickt; ergeben). Ja, muß wohl ſo ſein. In meinem Aug'. (Eine Hirtenſchalmei erklingt hinter der Scene, rückwärts.) Das Licht ſchwindet mehr und mehr, und das Dunkel wächſt! — Aber ich höre gut. Das iſt eine Schalmei, nicht wahr?

Apelles (ſteht ſich). Ja; unſer Hirtenbub, der das Schaf und die Ziegen weidet, unſre kleine Herde.

Longinus. Wenig Futter, Apelles, auf dem Steingehänge.

Apelles (tadelnd). Und doch wird noch Milch daraus! (ernſthaft) Die Mutter Erde gönnt es ihren Kindern, ohne heiliges Wenn und Aber. (Nymphas ſingt hinter der Scene, rechts.) Hörſt du auch den Nymphas? Er ſingt über der Schlucht.

Longinus (horcht). Hm! — Wohl! — Das Lied ſollt' ich kennen.

Apelles. Ein altes Lied vom Adonis, das die Jünglinge und die Jungfrauen ſingen.

Longinus. Weiß wohl, Apelles; weiß wohl. Die Mutter des Nymphas ſang's, die Nachtigall, die Tryphena; als wir noch am Euphrates, in Bologeſias lebten —

Apelles. Nicht doch, Longinus.

Longinus. Warum „nicht doch"; weiß ich doch, was ich ſage. Ihre flötende Stimme ſang's, als ſie und mein Jamlichus noch wie die Zwillingsſtämme einer Ceder unter uns wandelten —

Apelles. Du irrſt. Sie ſang's nie.

Longinus. Nie. — Hm! — Ich dachte.

Apelles. Dein Gedächtnis iſt gut; aber zuweilen verſagt's.

Longinus. Bin alt, alt! Über neunzig.

Apelles. Ich auch.

Longinus (nickt). Du auch. Älter als ich. Zeus mag wiſſen, wie du es anſtellſt, ſo im Saft zu bleiben; wandelſt noch wie ein Hirſch bei Tage, wie ein Löwe bei Nacht. Als wärſt du nur geatmet bis zu einem Tag, der dir als letzter beſtimmt war; dann gab dir ein perſiſcher Magier einen Zaubertrank und nun lebſt du unverdünnlich wie die Götter weiter! (Lacht.)

Apelles. Vielleicht.

Longinus (drückt die Augen zu). Ich hab' genug. — Wie kommen wir zwei dazu, daß wir noch über der Erde ſind? All die andern, die modern längſt, oder ſind eine Handvoll Aſche. Ja, ja, ſind nun alle gleich! Die Brennneſſel Timolaos, und die Kletterraute, der Aurelius, und Septimius, der Goldregen — niemand ſieht ſie mehr für verſchieden an; Aſche iſt Aſche, Erde Erde. — So werden auch wir vergehn, du und ich, und nicht wiederkommen!

Apelles. Weißt du das? Ich nicht. — Seit ich wie die Adler lebe, die Welt von oben betrachte, beinahen mich in ſtillen Nächten wunderliche Gedanken. Nicht wiederkommen? Warum? Die Weiſen in Indien ſagen: wir werden ſein — und ſind ſchon geweſen! Langſam, ſagen ſie, reift der Menſchengeiſt, nicht in Einem Leben. Um gottähnlich zu werden, muß er durch viele und mannigfaltige Geſtalten gehn . . .

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen; Nymphas (erſcheint auf dem Felspfad; ein blühender, anmutiger Jüngling, von der Darſtellerin der Perſida geſpielt, ihr ſowohl, wie der Phöbe ähnlich; ſteigt langſam herab).

Apelles (bemerkt nicht, daß Longinus zinnickt, ſieht auch Nymphas nicht; ſpricht vor ſich hinblickend weiter). Warum könnt's nicht ſein? — — Wenn ich zuweilen daſiege und mir ſage: Wer war wohl jene Zoe, mit dem Geiſterblick? Und Phöbe, und Perſida — wanderte in ihnen Zoes Seele weiter? Und du, mein Nymphas, mein Liebling — hätt' ich auch dich ſchon gekannt? — Zuweilen iſt mir, als hätt' ich dich ſchon gekannt —

Nymphas (ſteht ſchon eine Weile hinter Apelles; legt ihm eine Hand auf die Schulter. Übermütig lächelnd). Ich war ein heiliges Ichneumon am Nil, oder auch eine Prieſterin der Veſta, die man lebendig begrub; die Geſchichtsforſcher haben es noch nicht ergründet.

Apelles (wie die Gedanken von ſich abſchüttelnd, mit liebevollem Blick). Du biſt's! — — Schau, Longinus ſchläft.

Nymphas (lächelnd). Aber er wird's leugnen. (an Longinus' Ohr, nicht laut) Großvater Longinus! ſchläfſt du?

Longinus (erwacht). Ich? Wie ſollt' ich ſchlafen. Schlafe bei Tage nie! (für ſich) Wie er heut der Perſida gleicht. (laut) Du warſt in Palmyra, ſagte mir Apelles.

Digitized by Google

Nymphas. Ja, diesen Nachmittag, indes du — wachtest. Ich war klug — mehr als sonst! — hab's mit Vorsicht erforscht. Sie wissen es schon in Palmyra, daß wir hier hinter ihren Bergen leben; ein alter Bettler, der neulich nachts unter diesem Baum schlief, hat am Morgen den „Meister von Palmyra" gesehn. Aber sie kümmern sich nicht um uns, werden uns nicht aufsuchen; die sich damals an euch ärgerten, die sind alt oder tot. Auch haben die Palmyrener jetzt andre Dinge im Herzen —

Longinus. Hm! — Was thun sie denn?

Nymphas. Hadern und streiten —

Longinus. Glaub's wohl; sie sind Menschen. — Um was hadern sie?

Nymphas (feurig). Um den Mann, der die Welt nun wieder umkehrt, um den großen Kaiser Julianus! Die einen verwünschen ihn — laut auf dem Marktplatz, ich hört' es — weil er wieder abgefallen ist vom Glauben seines Oheims, des christlichen Constantinus, nennen ihn den „Abtrünnigen", den Apostaten; die andern predigen dem Volk, wie weise und groß er ist, und verkündigen die Wiedergeburt der alten Zeiten. Wenn er die Perser überwunden habe, die er jetzt bekämpft, dann werde er als Sieger nach Palmyra kommen und auch hier den Christentrotz vor sich niederwerfen. Und die gefallene Herrlichkeit des alten römischen Reichs wird wieder auferstehn —

Longinus (trübe lächelnd). Glaubst du? — Die liegt; wird nicht auferstehn. Einem im Sumpf versunkenen Elephanten können wieder nur Elephanten helfen. So ein Riese kommt nicht. Dahin sind die Zeiten!

(Der Hirt bläst wieder die Schalmei.)

Apelles. Lassen wir die Zeiten. Zeitlos leben, wie wir, ist des Menschen Glück! — Mir ist so wohl in dieser Abendstille. Streit und Not hatten wir genug; lange, ruhlose Irrfahrt durch der Menschen Länder! Hier trächst uns die Sorge nicht an, und die Wünsche schlafen. Das wilde Palmyra, unsrer Väter Stadt, so nah' und so fern; das schweigende Meer der Wüste unter unsern Füßen; (blickt auf) und über uns die ewig feste Friedensburg, die Kuppel des Weltbaumeisters, im unergründlichen Blau, — bis die silbernen Rätsel, die Flammen der Nacht, sie durchbrechen. Erhabene Einsamkeit! nur du entzündest in uns erhabene Gedanken; die nicht erlöschenden Feuer unsrer Seele, auf des Lebens Gipfel!

Longinus (mild). Am Giftbaum des Lebens wachsen zwei gute Früchte: Weisheit — und Freundschaft!

(Nimmt Apelles' Hand, drückt sie.)

Nymphas (hat vor sich hin geblickt). Andre, meinst du, nicht.

Longinus (wieder müde). Giftige genug!

Nymphas. Weiß wohl. So jung ich bin, hab' ich viel erlebt. Aber die Götter, denk' ich, gaben uns die Welt, damit wir sie besser machten —

Longinus. Hm! (Nickt wieder ein.)

Nymphas (lächelnd). Da schläft er.

Apelles (ebenso). Deine junge Weisheit singt
Ihn in den Schlaf. — — Doch, Kind, ich fühl' dir's an,
In Blick und Wort, in jedem Zeichen deines
Beschwingten Lebens: dich bewegt die Welt;
Du strebst ihr zu! — Mein junger Philosoph,
Mein früh gereifter Schüler — fühlst dich doch
Zu einsam? lebst zu alt hier mit den Alten? —
Nur noch ein Weilchen, Kind, gedulde dich.
Dann brechen wir dies Lager ab und wandern,
Da es denn sein muß, in die Welt zurück,
Die du noch bessern willst! — —

(ihm beide Hände auf die Schultern legend)

Doch glaube mir,
Sie wird dich bald enttäuschen. Du, so redlich
Und gut und edel, und so klug zugleich,
Wirst bald ins Herz ihr sehn! Es dreht sich drinnen
Ein Rad mit bunten Speichen auf und ab;
Die Dinge wechseln, doch sie kehren wieder; —
Und all die Menschenseelen sind verschieden
Gefärbte Gläser, die der eine Geist
Des Lebens — nenn' ihn, wie du willst — durchleuchtet.
Der sieht, unsichtbar, hinter Jeglichem,
Sein wahres Ich, und lebt in uns sein Leben!

Nymphas. Doch wir, die ihn nicht sehn, wir sollen ihn
In diesen Andern, Unsersgleichen, suchen
Und in den Besten lieben.

Apelles. Lieben! — Du
Bist jung, und fein, und liebevollen Herzens;
Du wirst auch Frauen lieben. Guter Nymphas,
Doch glaub' mir, sie sind keine Göttinnen;
Und keine, fürcht' ich, wird dich ganz beglücken.
Die lieben können, können nicht berauschen;
Und die berauschen, lieben mehr den Zauber,
Der dich berauscht, als dich! — — Doch schweigen wir
Von dem, was war und nicht mehr ist. — Du bist mir
Nun Weib und Kind und alles!

Nymphas. Und du mir
Das Teuerste auf Erden!

Apelles. Bin ich's, Nymphas?
Dann sag mir, was dir ist. Bekenn mir's ehrlich.
Seit Tagen, Wochen bist du ruhlos worden,
Strebst nach Palmyra, findest immer Grund,
Hinabzuwandern; kommst du dann zurück,
Bist du bewegt und träumst. — Ein Weib?

Nymphas. Nein, nein.

Apelles. Gewiß nicht?

Nymphas. Lüg' ich je?

Apelles. Was dann? — Ich fand
Dich gestern hinterm Fels, du schwangst und zücktest
Das alte Schwert, das im Gemäuer hier
Vergraben lag, und kämpftest, wangenglühend,
Mit einem unsichtbaren Feind. Was hat dich
So kriegerisch gemacht? Wenn dieser Hader
Da drunten — —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen; Pausanias (kommt den Felspfad herab; in griechischer Kleidung, vollbärtig, eine vergoldete Leier über die Schulter gehängt). (Es ist dunkel geworden; nach einer Weile kommt helleres Mondenschein.)

Apelles (rüstig hinschauend). Wer ist das? der Hirtenbub?

Nymphas. Ein fremder Mann.

Apelles (erstaunt). Was führt ihn her in diesen
Verborgnen Winkel? — Frag ihn, was er will.

(Nymphas geht dem Pausanias einige Schritte entgegen. Longinus erwacht, blickt verwundert umher.)

Die Nacht ist da, Longinus. — Doch der Mond
Wird kommen; gestern war er voll.

Longinus (nachsinnend). Ja, gestern.

Nymphas (zu Pausanias). Sei mir gegrüßt. Was führt dich her?

Pausanias. Die Wand'rung.
Fernher vom Euphrat komm' ich.

Digitized by Google

Nymphas. Du vom Euphrat?
Wie kommst du dann zu uns?

Longinus (nach hinten deutend). Dort liegt der Westen und Damaskus, nicht der Euphrat.

Pausanias. Ich ging irre,
Will nach Palmyra; — doch ermüdet bin ich.
Wenn hier der Gast nicht unwillkommen ist,
So gönnt mir kurze Rast.

Longinus. Der müde Wanderer
Wird nie vertrieben. Setz dich.

Nymphas. Trink auch eins —

Pausanias (ablehnend). Ich danke dir. Ich trank schon.

Nymphas. Wo?

Pausanias. Ich stieß
Auf eine Karawane, wohl mit fünfzig
Kameelen, die nach Norden zog, gen Sura.
Zu meiner Leier hörten sie ein Liedlein,
Lobten und labten mich, dann zog ich weiter.
(Legt die Leier ab. Sie sitzen unter dem Kastanienbaum; nur Apelles steht nach seitwärts, in seine Gedanken versunken, dann den Mond betrachtend, der — unsichtbar, von rechts vorne — zu schinen beginnt.)

Longinus (verwundert). Ein fahrender Sänger bist du?

Pausanias. Wohl.

Longinus. Und wanderst
Durch diese Wüste?

Pausanias. Will ans Meer; zur Heimat.

Nymphas. Du bist ein Grieche?

Pausanias. Ja. Pausanias heiß' ich.

Nymphas. Pausanias! Guter Name für den Sänger: „Der Sorgenlöser".

Pausanias (dem Nymphas fest ins Antlitz blickend).
Ja, man kann mich auch
Den „Sorgenlöser" nennen.

Nymphas. Wenn du nicht
Zu sehr ermüdet bist, sag mir noch Eins.
Du kommst vom Euphrat; was erfuhrst du dort
Vom Heereszug des Kaisers Julianus?

Pausanias. Ich sah den Kaiser.

Nymphas (steht vor Überraschung auf). Du?

Pausanias (lächelt). Wie sollt' ich nicht? —
Ich kreuzte seinen Zug. Die Götter hatten
Ihn schwer getroffen: er, der große Feldherr,
Siegreich in West und Ost, daß schon die Schmeichler
Mit Herkules und Bacchus ihn verglichen,
Die West und Ost bezwungen, — er, am Tigris
In seines Feindes Hauptstadt Ktesiphon,
Er muß zurück! Es lockt ihn unterwegs
Ein schurkischer Überläufer in die Wüste,
Wo Sand und Glut und Durst und Perserpfeile
Das Heer verzehren; und der Siegesmarsch
Wird Irrfahrt, Rückzug. Doch in dieser Not
Bewährt sich nun der edle Held! Geduldig,
Enthaltsam, weise, tapfer — — Ich erlebt' es,
Als ich ihn sah. Er saß vor seinem Zelt,
Feldherrn und Krieger um ihn her; von Siechtum,
Das ihn befallen, war sein Antlitz bleich
Und mager, gelblich, und die Schläfen grau;
Doch dunkles Feu'r im Aug', hoch aufgerichtet,
Als läg' der Perser eben ihm zu Füßen,
Wie auf dem Throne saß er, und die Stimme,
Noch leidend, klang doch wie Trompeten durch
Die klare Wüstenluft. Und sind wir erst
In Syrien wieder, sprach er, daß ich's höre,
So rollen wir das Rad! Die Glücksgöttin
Des alten Rom soll wieder oben stehn;
Der Götter Feinde nieder in den Staub!

Nymphas (der dem Bericht mit lebhafter, wechselnder Bewegung — wieder stehend — gehorcht hat, springt unwillkürlich auf).
Schlag zu! Schlag zu!

Longinus (fährt zusammen). Was ist —?

Apelles (hat etwas seitwärts gesessen, nur sich hin blickend, schaut betroffen auf). Wie wird dir, Nymphas?

Nymphas (faßt sich, sucht zu lächeln). Vergieb. — Mir fuhr's hinunter in die Glieder —
Und dann zur Zung' hinauf. — Ich bin schon wieder
Des Philosophen Schüler. (zu Pausanias) Wie verließest
Du dann den Kaiser?

Pausanias. Jenen Abend noch —
Dies war das letzte — da sein Aug' mich sah,
Ließ er mich rufen: spiel und singe mir!
Ich that's — und ihm gefiel's.

Nymphas. Der Kaiser, sagst du!
Hier diese Leier hat vor ihm erklungen —

Pausanias. Ja; vor dem großen Julianus.

Nymphas. Laß mich
Die Leier sehn!
(Nimmt sie in die Hand; fährt einmal über die Saiten.)
Ich bitt' dich, spiel auch mir
Dasselbe Lied!

Pausanias. Gewiß. — Ein Lied von eurem
Adonis, doch im griechischen Geist gedichtet.
Wie zwischen Unterwelt und Oberwelt
Adonis wechselt, nach der Götter Willen —

Nymphas. Das sing' auch ich.

Pausanias. So singe du; ich spiele.

Nymphas (nach kurzem Vorspiel des Pausanias, singt).
Also will's der ewige Zeus: du mußt nun
Niedersteigen unter die blühnde Erde,
Mußt die dunkle Persephoneia küssen,
Schöner Adonis.

Apelles (hercht eine Weile gleichmütig, sich der Stimme des Nymphas freuend; dann befremdet, erregt. Für sich).
Was für ein Saitenspiel ist das? — So spielt
Nur Einer, den ich hörte —

Nymphas (beginnt die zweite Strophe).
Wenn im Lenz dann wieder die Quellen rauschen —

Apelles (ist aufgesprungen, tritt vor Pausanias hin).
Schweig! Du bist — —
Nun kenn' ich dich! (Longinus und Nymphas schauen verwundert auf; Pausanias rührt sich nicht.)

Pausanias. Wer bin ich?

Apelles. Schweig, du Unhold!
Nenn deinen Namen nicht! nicht du, noch ich.
Doch diese Leier, die mein Haß verfluchte,
Nimm sie und geh!

Pausanias. Du irrst —

Apelles. Hinweg!

Pausanias (steht auf). So geh' ich; —
Doch irrst du. Sahst du mich doch nie. Was schiltst
Du diese Leier; ist sie doch nicht anders
Als andre; schau sie an. Und wenn ihr Spiel
Dem Jüngling dort gefiel — (Nymphas nickt.)

Apelles (steht es; entsetzt sich). Hinweg mit dir! (Da Nymphas ihn befremdet und fragend anblickt, sucht er sich zu fassen. Ruhiger)
Laß ihn und uns; geh nach Palmyra weiter —
Und kehr nicht wieder!

Digitized by Google

Pausanias. Wohl denn; nach Palmyra. — Doch mich verkennst du — (auf eine Bewegung des Apelles) Doch ich schweige. — Hell Scheint mir der Mond. Lebt wohl! (Geht vorne rechts ab. Apelles schaut ihm nach, bis er verschwunden ist. Nymphas betrachtet schweigend Apelles; legt ihm endlich schüchtern eine Hand auf den Arm.)

Nymphas. Was ist dir, Vater Apelles —

Apelles. (zu sich) Nun ist er fort.

Longinus. Du sagst, Du kanntest diesen Mann?

Apelles. Ich sah ihn einst — — Vielleicht auch irrt' ich. — Laßt es, wie es ist. Mög' ihn sein Weg denn nach Palmyra führen. Spät ist's, Longinus. Deine Zeit ist kommen. Ich führe dich ins Haus.

Longinus (lehnt sich auf Apelles, um zu gehn). Er spielte gut, So deucht mir —

Apelles (fährt zusammen). Laß ihn; geh!

Longinus (lächelt galmütig). Ei doch, wie herrisch. — Du folgst uns, Nymphas?

Nymphas (aus seinen Gedanken geweckt). Bald. — Die Nacht ist schön, Mein Geist noch schlaflos.

Apelles (von seiner Bewegung übermannt). Nymphas!

Nymphas. Rufst du?

Apelles (faßt sich; ruhig). Nein. — Wir sehn uns noch.

Longinus (an der Hütte). Schlaf wohl!

Nymphas. Schlaf wohl! (Longinus und Apelles ab in die Hütte.)

Vierter Auftritt.

Nymphas; Jabbäos (jung, barfuß, ein Schwert umgegürtet, kommt leise, spähend von rechts, tritt hinter ein Felsstück, das ihn gegen die Hütte deckt).

Nymphas. Er kränkte Den Fremdling. — Muß man Erdenkinder kränken? Ist nicht ihr Anrecht Mitleid? (Jabbäos tritt behutsam hervor.) Wer ist dort? —

Jabbäos!

Jabbäos (leise, rasch). Ja. Ich komme, dich zu holen. Heut nacht geschieht's.

Nymphas (in plötzlich aufwallender Freude). Geschieht's! — O Jens! Im Tempel

Jabbäos. Der Glücksgöttin sammeln sich die Freunde, Geheim, bewaffnet. Wird ein Feu'r entzündet Aufwärts am Gräberweg — durch dessen Schein Die Stadt erschreckt soll werden und verwirrt — So brechen wir hervor und thun das Unsre, Wie's abgemacht ist.

Nymphas. Wohl!

Jabbäos. So waffne dich Und komm.

Nymphas (hinter ein Felsstück deutend). Dort liegt mein Schwert. (Geht hin.)

Jabbäos (mit Gebärde gegen die Hütte). Und er? Apelles?

Nymphas (bleibt stehn). Unmöglich war's! Nie hätt' er zugestimmt.

Jabbäos. 's ist schad'. Im „Meister von Palmyra" hätten Wir einen Führer, dem man Ehrfurcht zollt. (entschlossen lächelnd) Nun gut; wenn nicht mit Ehrfurcht, dann mit Furcht!

Nymphas (erschrickt). Die Thür geht auf.

Jabbäos. Dann muß ich fort! — Du folgst mir! (Entflieht hastig nach rechts.)

Fünfter Auftritt.

Nymphas; Apelles (aus der Hütte).

Apelles (steht dem Fliehenden in banger Unruhe nach). Nymphas!

Nymphas (mit unsicherer Stimme). Mein Vater!

Apelles. Wer war hier? Wer steigt dort Zur Schlucht hinab? Der — Grieche?

Nymphas. Nein.

Apelles. Der Sänger? Bei allen Göttern, sag's!

Nymphas. Ich sagte: Nein. Was macht ihn dir so schrecklich —

Apelles (aufatmend). Still. — Er war's nicht; — Wer dann? Wer sprach mit dir? zu dieser Stunde, In unsrer Einsamkeit?

Nymphas (zögernd). Vergönne mir, Zu schweigen.

Apelles (eine Weile stumm). Nymphas! Nymphas!

Nymphas (bettommen). Zürnst du mir, Vater Apelles?

Apelles. Dahin kam's denn also? Ein erst Geheimnis zwischen dir und mir? Dies Seelenbündnis, innig wie kein andres, Doch halb nur, wie sie alle?

Nymphas. Vater! (Tiefbewegt, will reden; hält wieder inne.)

Apelles. Ja, Du schweigst noch immer. — Laß denn mich dir's sagen, Denn nun errat' ich's. In Palmyra streiten Die Weißen und die Roten — oder wie Die Farben der Parteien diesmal heißen. Und du, du streitest mit!

Nymphas (nach kurzem Zögern). Und mußt du so Verächtlich davon reden? Wenn wir streiten Um das, was heilig ist? Wenn wir dem Kaiser Mitstreiten wollen, ihm vollbringen helfen, Was er zum Heil der Welt erschaffen will?

Apelles. Es ist! Es ist so! — Du! Warum nicht ich? Bin ich nicht auch ein Jüngling meines Volks? — Hast du's erraten, will ich auch nicht schweigen; Vor dir zu heucheln, drückt mir längst die Brust. (bittend) Laß mich! Ich muß hinunter nach Palmyra —

Apelles. Noch heut?

Nymphas. Noch heut.

Apelles. Des Kaisers Feinde töten —

Nymphas. Wir töten niemand, der nicht sterben will. Doch unsre Feinde — sind's doch auch die deinen — Sie sind noch Herrn und sollen's nicht mehr sein! Noch herrscht der Christen Bischof in Palmyra; Der weibische Prätor dient ihm. Beide fangen Wir diese Nacht und bannen sie hinweg, Verkünden Freiheit und die alten Götter!

Apelles. Und Bischof, Prätor werden willig gehn?

Nymphas. Die Truppen alle sind in Persien. Das Volk ist unsins — und der Feige fällt Dem muntgen Sieger zu!

Digitized by Google

Apelles. Und warum harrt ihr
Auf Julianus nicht, daß er euch bringe,
Was ihr begehrt?

Nymphas. Der Kaiser ist zu milde,
Behutsam —

Apelles. Weise —

Nymphas. Und er harrt vielleicht,
Daß ihm die Völker, selbst sich regend, helfen:
Groß ist der Christen Macht. Entheißen wird er,
Was wir vollbringen, und das Werk uns segnen!

Apelles. Und wenn er stirbt? und wieder Christenkaiser
Im Reich gebieten? — — Kind! O Kind! Wollt ihr
Das Rad zurückdrehn? Hört du nicht das Sausen
Des Windes, der es rollt? — Und sieglet ihr
Auch heut für Einen Tag, wie wird er enden?
Auch wir befreiten einst die Stadt der Väter,
Wir schufen neues Recht für alle; doch
Weil Menschen Menschen sind, ward unser Werk
Bald faul, verderbt und nichtig gleich dem Alten.
„Zum Heil der Welt!" O Kind! Wer ist die Welt?
Sie steinigt heute den und morgen jenen.
Laß deinen Wahn und bleib!

Nymphas. Vergieb! Ich ehre
Dein Wort wie das der Götter; — doch ich muß
Hinab, ich hab's geschworen. (Will gehn.)

Apelles. Nein! Nein! Nein!
Ich laß dich nicht! (Tritt ihm in den Weg.)
O Nymphas! Sieh mich an!
Auf dieser Erde hab' ich nur noch dich,
Nur dich — und du willst gehn und dich verderben.
Ja, dich verderben! Das Adonis-Lied
Tönt mir im Ohr noch, und das Spiel des Todes — —
(abbrechend) O bleib mir, Kind! Ein Todes-Grauen bebt mir
Durch diese starre Brust. Du warst das Beste,
Holdeste, Liebste mir, das reinste Glück,
Die Sonne, die mir nie versank! Dich ließ
Mir deine Mutter — und der Mutter Mutter,
Die bald der Gram erlöste — dich, ihr Abbild,
Doch aufgetrahlt vom goldnen Sonnenlicht
Taghellen Frohsinns, holden Ebenmaßes,
Drin jeder Makel wegschmolz; — ach, mein Nymphas!
Was preis' ich dich! Dein helles Auge sieht
Und weiß, was du mir bist. Und jetzt erhebt sich
Dein edler Geist auf seiner Jugend Flügeln
Und flattert mir hinweg, dem Abgrund zu; —
Doch nein, ich duld's nicht! Mit dir leben will ich
Und mit dir sterben, doch nicht nun dich weinen!

Nymphas (faßt ihm ans Herz). O du mein Vater! und mein
Gott auf Erden! — —
Doch laß mich, laß mich; denn ich muß hinab.
Mich ruft die Ehre — und die Götter rufen —

Apelles (hält ihn fest). Nur einer ruft: der Tod!

Nymphas. Ich hab' geschworen;
Soll ich meineidig werden?
(Ein Feuerschein, allmählich wachsend, fällt von rechts auf die Bühne.)
Götter! Weh mir!
Es leuchtet schon das Zeichen durch die Nacht.
Ich muß, ich muß! Fahr wohl! (Reißt sich los.)

Apelles (wild). Nun denn, so ruft
Auch mich, ihr Götter — mich mit meinem Nymphas! —
Dich laß ich nicht! Hinab denn! Edle Tollheit,
Nimm auch den Vater hin; mein Kind will ich
Beschützen, mit ihm siegen oder sinken!
Apelles von Palmyra schwingt noch einmal
Das Schwert für seine Götzen oder Götter;
Das Feuer ruft; hinab!

Nymphas. Du willst, mein Vater —

Apelles. Mein Schwert! Mein altes Schwert!
(Reißt die Thür der Hütte auf, tritt hinein. Nymphas eilt zu dem Felsblock, hinter dem sein Schwert liegt, hebt es auf.)

Longinus (in der Hütte, unsichtbar). Was giebt's? — Apelles!

Apelles (tritt wieder hervor, mit seinem Schwert).
Es wächst der Schein. Und uns das Herz. Hinunter!
„Der Götter Feinde nieder in den Staub!"
(Stürmt mit Nymphas hinweg, nach rechts.)

Longinus (in der Hütte). Apelles! — Nymphas!

Sechster Auftritt.

Longinus. (Dann eine **Stimme** hinter der Scene.)

Longinus (tritt heraus). Was geschieht? Apelles
Hinweg, und hört nicht? — Alles still? — Ist das
Ein roter Schein am Himmel oder nur
In meinem Aug'? — Apelles! — Mann, wo bist du?

Stimme (hinter der Scene, laut, geisterhaft). Der Kaiser Julianus ist gefallen!

Der Apostat ist tot!

Longinus (hoch verwirrt, entsetzt). Wer ruft? — So freund
Wie Geisterstimme . . . Wie man sagt, daß einst
Unsichtbar eine Stimme durch die Welt rief:
„Der große Pan ist tot!" Und alles horchte —

Stimme (ferner, nach rechts). Der Kaiser Julianus ist gefallen!
Der Apostat ist tot!

Longinus (erbebt). Schon wieder. Abwärts
Und gen Palmyra wandert's. — Ja, ich hört' es;
Ich träumte nicht! — — Wo seid ihr? — Nymphas! —
Laßt ihr
Den Alten hier allein?
(Wankt, auf seinen Stab gestützt, nach rechts.)
Apelles! Nymphas! (Rechts ab.)

(Offene, rasche) Verwandlung.

Der Platz vor Apelles' Hause in Palmyra, wie im dritten Aufzug. Nacht, wie bisher; Mondlicht und Feuerschein. Das Thor des Tempels hinten ist geöffnet; die Basilika scheint zu brennen.

Siebenter Auftritt.

Apelles, Nymphas, Jabbäos, eine bewaffnete Schar **junger Palmyrener** (kommen teils aus dem Tempel, teils durch das Säulenthor hinter der Basilika). (Schmetternde Trompeten von verschiedenen Seiten, schon während der Verwandlung.)

Apelles (zornig). Wer warf die Fackel in die Kirche dort?
Wer steckte sie in Brand?

Jabbäos. Wir wissen's nicht,
Edler Apelles —

Apelles. Das empört die Christen,
Die schon verzagten, zu gerechter Wut!
Das schreckt die Freunde und vermehrt die Feinde!
(Neue Trompetenrufe.)
Horcht hin! — Ich wußt' es wohl: ihr unterschätzet
Den Prätor und die Seinen!

Jabbäos. Er entkam uns —

Stimme (hinter der Scene). Der Kaiser Julianus ist gefallen!
Der Apostat ist tot!

Apelles (betroffen). Wer ruft?
Nymphas. (Alle stehn bestürzt.) Der Kaiser tot?

Jabbäos. War das 'ne Menschenstimme?

Agrippa (hinter der Scene). Hört es, Bürger!
Der Kaiser ist gefallen! Hört! der letzte

Digitized by Google

Der Heidenkaiser tot! — Greift an! Mit uns
Ist Gott, und seine Scharen!

Achter Auftritt.

Die Vorigen; Agrippa (Sohn des Jarchai, Bürger, einen Harnisch über der Brust), ein Haufe bewaffneter **Bürger** (kommen von rechts durch das Thor). (Neue Trompetenrufe, näher, von rechts und von links.)

Agrippa. Seht, dort stehn sie:
Seht, nur ein Häuflein. — Kirchenschänder ihr,
Mordbrenner! Ich, Agrippa, Sohn des Jarchai,
Im Namen Gottes fordr' euch auf: ergebt euch!

Apelles. Wir uns ergeben? — — Nymphas! sieh bei mir. —
Frei sein ist unser Ziel, nicht uns ergeben.
(seiner Schar mit dem Schwert zum Angriff winkend)
Der Götter Feinde nieder in den Staub!

Stimme (wie vorhin). Der Kaiser Julianus ist gefallen!
Der Apostat ist tot!
(Die mit Apelles vorbringenden jungen Palmyrener bleiben stehn, als die Stimme ertönt; weichen dann langsam, scheu verzagt, zurück.)

Agrippa (zu seiner Schar). Ihr hört es! Gott
Verkündet uns den Sieg durch seine Boten!
Seht die Mordbrenner, wie sie Furcht versteinert!

Nymphas (sein eigenes Grauen überwindend).
Ihr Brüder! was verzagt ihr? Kennt ihr nicht,
Menschen und Götter zu bekämpfen, und
Erschreckt vor einer Stimme? Jauchzen nicht
Die Kriegstrompeten uns Begeist'rung zu,
Sieg, Ehre, Freiheit?
(Tritt vor; reißt sich von Apelles los, der unwillkürlich ihn zurückhalten will.)
Laß mich! — Wehre dich,
Agrippa, Sohn des Jarchai! (Verwundet ihn.)

Agrippa (taumelt, hält sich aufrecht). Das bezahl' ich
Dir, eh' ich falle.
(Verwundet den Nymphas; fällt. Nymphas sinkt auf ein Knie, legt eine Hand auf die Brust.)

Apelles (aufschreiend). Nymphas!

Agrippa (am Boden). Schlagt sie nieder!
Mit uns ist Gott!
(Trompetenrufe von links.)
Auch dort die unsern — hört ihr's! —
Schickt sie dem Kaiser nach!
(Die Schar des Agrippa greift an, jagt die des Apelles — Rabbäos unter ihnen — nach links hinaus; dauchen fortdauerndes Getöse und Waffenklirren. Einige Augenblicke sind nur Agrippa, Nymphas und Apelles auf der Bühne; Apelles kniet neben Nymphas, ihn stützend.)

Apelles. O Kind! du blutest —
Doch wirst du mir nicht sterben.

Nymphas (ermattend). Doch; ich sterbe.
Verlaß mich nicht!

Apelles (in wilder Verzweiflung). Ich wehre dir's! Ich will nicht,
Daß du vergehst! so jung! so gut! — Ihr Götter,
Ihr sollt nicht, sollt nicht!

Nymphas. Ich versuch' es, Vater —
(Richtet sich langsam auf. Ein Teil der Siegenden ist von links zurückgekommen, dringt auf Apelles ein.)

Agrippa (am Boden). Sieg mit euch! Schlagt ihn nieder!

Apelles (tötet einen der Angreifer; die andern weichen zurück).
Fahr hinunter! — —
Steht aufrecht, aufrecht, Kind!

Nymphas (sinkt wieder aufs Knie). Ich kann nicht, Vater.
Leb wohl!

Apelles. So will ich sterben! So verfluch' ich
Dies Leben, das nicht endet! — Tod! wo bist du!
Zeig mir dein Angesicht! kannst du ihn töten,
So töte mich mit ihm! — Heran, ihr alle;
(wirft sein Schwert weg)
Hier bier' ich euch die unbewehrte Brust —
Hier, hier! stoßt zu!
(Einige zücken die Schwerter gegen ihn, doch ohne ihn zu treffen; weichen dann, wie die andern, scheu vor ihm zurück.)

Agrippa. Könnt ihr nicht treffen? Seid
Ihr feig, bebert, entmannt?

Apelles. So bleibt! So tötet!
Ihr Metzger, schwingt das Beil!
(Er geht ihnen entgegen; sie weichen.)
Ich bin verflucht,
Und niemand kann mich töten. — Nymphas! Nymphas!
(Tritt wieder zu ihm, sinkt neben ihm auf die Knie.)

Nymphas (schwach). O du!

Apelles. Was willst du?

Nymphas (deutet nach hinten). Dort im Tempel laß mich
Bei meiner Göttin sterben —

Apelles. Komm! Ich trag' dich;
Noch einmal du mein Kind! — Und du, mein Tempel,
Nimm hier dein letztes Opfer! Sei verflucht,
Daß keins mehr komme, wenn dir dies gefallen!

Nymphas (in seinen Armen). Mein Vater, gute Nacht!
(Apelles trägt ihn in den offenen Tempel, wirft das Thor hinter sich zu. Von links und rechts dringen die Haufen der fliehenden Bürger auf die Bühne. Ferne und nahe Trompetenrufe.)

Agrippa (zu den Bürgern, die ihm emporhelfen wollen). Ich muß hier sterben.
Werft Feuer in den Tempel! Brennt ihn nieder!
(Der Vorhang fällt.)
(Der fünfte Aufzug folgt.)

Die Treue.

Graf Erich ruft beim frohen Mahl
In seiner Gäste Kreis:
„Stoßt an! ich bringe den Pokal
Dem Höchsten, das ich weiß,
Deß ich mich rühm' und freue,
Der Liebe und der Treue!"

Da, in der Gäste Jauchzen, trifft
Ihn flüsternd dieses Wort:
„Trinkt nicht! In Eurem Glas ist Gift
Von Eurem Weibe dort!
Der Knapp an ihrem Stuhle,
Der ist der Gräfin Buhle!"

Der Graf, er wird nicht blaß, nicht rot,
Hell ruft er, hell und laut:
„Dem wird zu Gift sein täglich Brot,
Der nicht auf Treue baut!
Stoßt an mit mir aufs neue,
Es lebe Lieb' und Treue!"

Er leert das Glas und sinkt zurück:
„Es ist um mich geschehn! —
Wohl mir! Zugleich mit meinem Glück
Kann ich zu Grabe gehn!
Wähnt nicht, daß es mich reue:
Das höchste ist die Treue!"

Otto Roloff.

Digitized by Google

In der Kartause.

Novelle von **Wilhelm Jensen.**

(Fortsetzung.)

Was indes hauptsächlich Agathe nötigte, ihre früheren, nur oberflächlichen Kenntnisse der um sie her vorgehenden weltlichen Dinge zu vermehren, war die in ihr erwachte Besorgnis, daß die neue Umgestaltung im Staate ihrer Absicht, den Schleier zu nehmen, hindernd in den Weg treten könne. Um darüber unterrichtet zu werden, schaffte sie sich die seit kurzem erscheinende Zeitschrift an, welche in ihrer Zweckerklärung das Trachten aussprach, „das Recht der eigenen Untersuchung zu retten, anerkannte Wahrheiten zu verbreiten, überhaupt zur Aufklärung des Verstandes und Besserung des Herzens beizutragen.“ Aus dem Gelesenen ersah sie, daß der Kaiser in letzter Zeit mehrfach in anderen österreichischen Ländern Nonnenklöster aufzuheben und die Unterbringung der Ordensschwestern in weltlichen Häusern oder, falls sie dazu befähigt seien, ihre Anstellung als Lehrerinnen geboten hatte.

Warum that er das? Es war allerdings bei ihm leicht zu begreifen, sein Haß gegen den christlichen Glaubenseifer trieb ihn dazu. Aber warum billigte die Zeitschrift dies Verfahren so sehr, sprach ihre Freude aus, daß dadurch der Trägheit, Verdummung und Heuchelei unter den Menschen thatkräftig entgegengewirkt werde?

Agathe mußte sich sonst mit so manchem, was sie in dem Druckblatte las, völlig einverstanden fühlen. „Aufklärung des Verstandes und Besserung des Herzens“ thaten unendlich vielen, gleich ihrer alten Muhme, gewiß not, und „das Bestreiten schädlicher Vorurteile, Thorheiten und Mißbräuche, das allgemeiner Machen der Menschenliebe und Duldung“ bildete sicherlich ein schönes, erstrebenswertes Ziel. Sie verstand nicht, weshalb ihr Beichtvater so ergrimmt über die Zeitschrift sein konnte, ihr das Forthalten derselben geradezu als eine schwere Versündigung verbot. Zum erstenmal gehorchte sie ihm darin nicht; von etwas Sündhaftem konnte sie in den Blättern nichts entdecken. Und gegen das, was die eigene Überzeugung ihr nicht redete, hatte die Kraft ihrer Natur sich immer aufgelehnt.

Doch sie verfolgte die Absicht, den nicht begriffenen Widerspruch zu lösen, las deshalb viel und dachte darüber nach. Warum ward denn gesagt, daß die Aufhebung von Klöstern der Trägheit, Verdummung und Heuchelei entgegenwirke? Wenn das Wahrheit wäre, hätte das Gebot des Kaisers Joseph nicht unrecht. Dann handelte er ja nicht so aus Feindschaft gegen den Glauben, sondern aus Liebe für die Menschen.

Das Eis hing nun in langen Zapfen vor den Fenstern herab, der Winter war bitter kalt. Eines Nachts wachte Agathe einmal auf, fast unter ihrer Decke nicht warm geworden, schwarze Finsternis lag um sie, durch die vom Kirchturm ein Stundenschlag herabtönte. Aus dem metallen dröhnenden Schall überkam es sie plötzlich mit dem Gedanken und der Vorstellung, jetzt müßte Ignaz Burkheim aus dem Bett aufstehen, zur Kapelle hinüber, um in Nacht und eisiger Kälte die Hora zu singen. Ein Schauer körperlichen Mitfühlens überlief sie. War denn Gott das angenehmer, wenn seine Geschöpfe ihn nicht mit ruhigen, freudigen Empfindungen, sondern mit frostzitternden Gliedern und halb unverständlich bebenden Stimmen verehrten? Wenn sie sich Schmerz anthaten, ihren Rücken mit Geißelhieben wund schlugen? Die wach Liegende dachte nach. Gott war ja die Liebe, wie konnte er denn derartiges wollen? Hatte er etwa die Menschen nach seinem Ebenbild zur leiblichen Selbstpeinigung erschaffen? Und wie vermochte aus dieser eine wahre geistige, dankbare Erhebung zu ihm zu fließen? Nein — Agathe mußte im Dunkel den Kopf schütteln — er verlangte, wollte das auch nicht, nur eine irrige Auffassung seines Wesens durch die Menschen führte diese dazu. Er wollte im Gegenteil, daß alle der Natur gehorchten, die er in sie gelegt, nicht wider dieselbe handelten; daß sie schöne, glückliche Empfindungen in sich trügen und ihm dafür Dank

Digitized by Google

fühlten; zu sprechen brauchte sie diesen eigentlich gar nicht, denn er hörte ja in ihre Seele, ihr Herz hinein. Es kam Agathe, der helle Freudengesang der Amsel bringe Gott ein ihm lieberes Opfer dar, erfreue ihn mehr, als die dumpfen Bußlieder von Mönchen. Die entstammten nur menschlicher Selbsttäuschung, den schädlichen Vorurteilen, Thorheiten und Mißbräuchen, von denen die Zeitschrift redete. Der Kaiser that ganz das Richtige, das eigentlich von Gott Gewollte, wenn er solcher Abwendung von der Menschennatur wehrte und Klöster aufhob.

Trotzdem verblieb Agathe bei ihrer Absicht, selbst in ein Nonnenkloster einzutreten. Und zwar bestärkte sie sich darin immer mehr, wie der Winter vorüberging und die Frühlingssonne licht und warm in die Fenster zu fallen anfing. Das Haus, die Menschen, die Welt wurden ihr immer unleidlicher, alles lag völlig zwecklos um sie her, und sie besand sich zwecklos darunter. Für sie war das Kloster etwas ganz anderes — wie hatte Ignaz es noch genannt? Einen Schutz, eine Zuflucht gegen nicht länger Ertragbares, gegen diese leere Zwecklosigkeit des Erdendaseins. Und sie nahm ja ihre eignen Gedanken und Empfindungen mit dorthin.

So traf sie Vorbereitungen zur Ausführung ihres Entschlusses, das brachte sie nach langer Zeit wieder dazu, das Haus zu verlassen. Der Mai hatte abermals begonnen, doch kam ihr dies kaum zum Bewußtsein, oder wenn, nur in einem Gefühl, daß die Sonnenluft etwas Bedrückendes für Körper und Gemüt habe. Wie ein Vormittag sie über die breite Hauptstraße der Stadt führte, gewahrte sie am anderen Ende derselben, dem Thore zu, ein dichtes Menschengedränge. Sie achtete nicht weiter drauf, was ging sie all dies Thun und Treiben an? Doch um einige Minuten später kam ihr eine Bekannte ihres Alters aufgeregt, jammernd und händeringend entgegen. „Nun sind sie auch fort, alle Frommen werden ausgetrieben aus der Welt, es muß Feuer und Schwefel regnen wie über Sodom und Gomorrha, sagte mir eben der Hochehrwürdigste im Beichtstuhl."

„Wer ist fort?" fragte Agathe gleichgültig.

„Das weißt du nicht? Ja, ich habe zu meinem Seelenkummer gehört, du sollst ein sündhaftes Weltkind geworden sein, Agathe. Die ehrwürdigen Brüder Karthäuser — dort durchs Thor sind sie eben, von Haus und Hof vertrieben, in die gottlose Welt hinausgezogen; der Diokletus oder Vesperian in Wien hat ihren Orden aufgelöst und ihr Kloster aufgehoben. Der Teufel geht mit Scepter und Krone auf der Erde um, sagte mir der Hochehrwürdigste, und sucht, wen er verschlinge. Es giebt für eine lautere Jungfrauenseele nur noch ein Mittel zur Rettung, sagte er; ich will mich morgen anmelden und zu den Schwestern ins Kloster gehn."

Die laut Wehklagende lief weiter, Agathe blieb, nach dem leergewordenen Stadtthor hinüberblickend, zurück. In ihr kreuzte sich eine Menge durcheinanderlaufender Gedanken, Überraschung, ein ungewisses Schreckgefühl, halbe Befriedigung und ein plötzlich wachgerufenes Bedenken. Das Karthäuserkloster war also ebenfalls aufgehoben — wohin gingen die Ordensbrüder und was thaten sie fortan? Was ward aus der Kartause? Stand sie nun völlig menschenlos leer? Saß die Amsel wieder droben auf dem Dach über der verlassenen Behausung und sang unbekümmert fort?

Ein sündhaftes Weltkind sei sie geworden, hatte die andere gesagt? Weil sie über die Aufhebung des Ordens nicht mitjammerte, kein Werk des Teufels darin sehen konnte, sondern nur eines zur Aufklärung des Verstandes, zur Bestreitung von Thorheiten und Mißbräuchen und zur Besserung des Herzens? Ja, auch zur Besserung des Herzens, denn dies handelte im Kloster nicht nach den Schöpfungsplänen und dem Naturgebot Gottes. Wenn solche Erkenntnis ein sündhaftes Weltkind ausmachte, dann mußte die andere sie so heißen.

Und mit der sollte sie in dieselbe Gemeinschaft eintreten? Mit diesem armselig geist- und gemütlosen, aller Selbständigkeit baren, einzig die vorgesagten Worte ihres Beichtvaters gedankenleer nachplappernden Geschöpf? Wie hatte sie zu solchem Vorsatz gelangen können? Zweifellos waren fast alle Schwestern des Nonnenklosters von der nämlichen seelischen Beschaffenheit. Und obendrein würde dasselbe höchst mutmaßlich in kurzem ebenfalls vom Kaiser aufgelöst.

Agathe wandte sich heimwärts; unterwegs begegnete sie einem ihr bekannten Geistlichen, der sie begrüßte und vorübergehen wollte. Doch sie blieb stehen, sie wußte selbst nicht, warum, knüpfte ein Gespräch mit ihm an. Begreiflich wandte dies sich rasch dem Ereignis des Vormittags zu, und das Mädchen mischte die Frage ein, was die gewesenen Ordensbrüder nun beginnen, ob sie sich bürgerliche Stellungen suchen und weltlichen Beschäftigungen zuwenden würden. Doch der Pater antwortete in strengem Ton:

„So, meine Tochter, kann nur fragen, wer selbst die Versuchung des Weltlichen, des Erbfeindes in sich fühlt. Die frommen Brüder sind nicht gewesene, sondern verbleiben es bis ans Ende ihrer

Digitized by Google

Tage, wie in der Zukunftsverheißung des Herrn. Wer das Gelübde des Ordens abgelegt, der hat allem Irdischen entsagt in Zeit und Ewigkeit. Seine Seele davon zu entbinden, dazu besitzt — unser Dank stammelt es dem Höchstem — der derzeitige Stellvertreter des — des gegenwärtig in unserem Staate herrschenden Geistes doch nicht die Macht. Sei gewiß, die Liebe Gottes wird mit jedem der Brüder sein, ihn zu stärken und vor der Arglist des Teufels zu behüten."

Agathe ging allein weiter. Der Sprecher hatte hörbar das zuletzt gebrauchte Wort schon einmal vorher anwenden, den Kaiser als Stellvertreter des Teufels bezeichnen gewollt, doch sich vor diesem offenen Aussprechen auf der Straße gefürchtet, es nur in ungefährlich versteckter Art kundgegeben. Aber war es nicht eine der Grundlehren der Kirche, daß die Obrigkeit von Gott eingesetzt sei, seinen Willen ausübe, daß man sie deshalb achten, lieben, ihr in blindem Vertrauen, sie könne nur das Rechte thun, gehorchen müsse?

Bis vor kurzem hatte die Geistlichkeit dies gepredigt, doch jetzt that sie offenbar — oder was schlimmer, heimlich — das Gegenteil. Es war eine wunderlich unklare Welt, auch die der Kirche.

Also die Kartäuserbrüder blieben, wo sie auch sein mochten, durch ihr Gewissen an die Fortsetzung ihres abgelegten Gelübdes, die Weiterführung ihres Mönchslebens gebunden. Sie durften nicht wie andre Menschen leben, sich keiner nützlichen Thätigkeit widmen, nicht heiraten. Nun, daran dachten sie ja natürlich auch nicht, sonst wären sie nicht ins Kloster gegangen.

Auch der Pater hatte gesagt, daß sie die Versuchung des Weltlichen, des Erbfeindes, in sich fühlen müsse. Stand es ihr denn im Gesicht geschrieben? Und worin bestand es? Sie trug ja voll das Gegenteil in sich, die Abwendigkeit von der Welt, das einzige Trachten, aus dieser in die Einsamkeit davonzukommen. Der geistliche Herr mußte sehr blöde Geistesangen besitzen, ihr Inneres so zu verkennen.

Am Nachmittag kam Agathe ein Einfall, ein Wunsch. Es drängte sie zu sehen, wie die Kartause in ihrer Verlassenheit daliege, zu hören, ob die Amsel noch auf dem Dach über der Menschenleere fortsinge.

Sie ging hurtig an dem hellen Bach entlang. Wie sie bis zu dem Felsvorsprung gelangte, ließ indes ein Gedanke schreckhafter Art sie anhalten. Die Säge kam ihr ins Gedächtnis, der Widerwille, den ihr Ohr gegen den Ton derselben hegte. Doch nein, die Furcht war thöricht, es gab dort ja keine Menschenhand mehr, das Schneidewerk zu bedienen. Dennoch bog sie horchend vorsichtig um die Ecke, aber alles blieb lautlos. Und nun sah sie's auch: die Säge stand unbewegt.

Den Zugangsweg zum Klostergebäude hinaufschreitend, kam sie an das gewölbte Thor, durch dessen Eisengitter man in den hufeisenförmig umrahmten Hofraum hineinzublicken vermochte. Die Hand Agathes legte sich unwillkürlich auf den Drücker der Thür, doch diese war verschlossen. Das hätte sie sich vorhersagen gekonnt, wenn sie daran gedacht, hineinzugelangen. Aber das hatte ja auch gar nicht in ihrer Absicht gelegen, nur der Wunsch, das alte Gebäude einmal von nahem anzuschauen.

Sie wanderte an der hohen grauen Mauer, die das Ganze umgab, dahin, um weglos, auf den gewellten Matten nach hinten höher ansteigend, vielleicht einen Niederblick auf Haus und Garten zu gewinnen. Auch den letzteren schloß das gleichbleibende doppelmannshohe Gemäuer zugangslos ab, nur fast am Waldrand war ein schmalniedriges Thürchen sichtbar, wohl für den Austritt der Laienbrüder zur Feldarbeit bestimmt. Eigentlich fiel es zwecklos darauf zuzugehn, denn es war natürlich ebenfalls verriegelt, doch halb gedankenlos that Agathe es dennoch und legte auch hier ihre Hand auf den Klopfer. Da gab das Pförtchen nach, es hatte muthmaßlich noch jemand am letzten Morgen ein Ackergerät von draußen hereingeholt und der Bruder Pförtner in der Eile des Abzugs vergessen, die entfernt liegende kleine Thür wieder zu schließen.

Das Mädchen stand ein paar Augenblicke zögernd unter der Öffnung, doch dann trat ihr Fuß hindurch. Sie brauchte ja keine Scheu zu hegen, jemanden hier anzutreffen, und verletzte kein Eigentumsrecht. Die Kartause gehörte unfreiwillig jetzt dem Staat, einem Begriff, dem es voll gleichgültig war, ob sich ein Mensch, der keinen Schaden verursachte, hier zur Betrachtung aufhielt. So ging die Eingetretene vorwärts.

Sie befand sich am obersten Rande des großen Klostergartens, wo die Baumwipfel der Bergwand über die Mauer herabnickten, und hundertfaches Vogelgezwitscher kam aus ihnen nieder. Darunter blühten an warmem sonnigem Hang Anemonen und Erdrauch, im Rasen leuchteten wie aufblickende Augen der mütterlichen Erde blaue Flecke von Ehrenpreis und Vergißmeinnicht, und später, süßer Veilchenduft lag noch in der Luft. Er erinnerte Agathe an die Stunde des vorigen Jahres, in welcher sie ihn zuletzt so eingeatmet hatte; es mußte um diese Zeit, vielleicht am gleichen Tage gewesen sein. Der Geruch besaß eine merkwürdige Kraft, völlig ver-

Digitized by Google

gesenene Dinge plötzlich wieder wachzurufen. Sie hatte damals einen kleinen Veilchenstrauß gepflückt gehabt, doch ihn nicht mit sich nach Haus gebracht. Wo war er geblieben? Sie mußte ihn irgendwo liegen gelassen haben, aber sie konnte sich nicht entsinnen.

Wie schön, wie still, wie feierlich war alles um sie herum! Fast zu schweigsam; ein leichter Schauer überlief ihr den Rücken. Doch da klang es vom Klosterdach her auf, hell, laughingezogen, in den Himmel jubelnd. Es war die Freundin Agathes, und sie empfand nichts Unheimliches der Verlassenheit mehr; wie heimatlich lag es um sie. Von dem Amselgesang umtönt, schritt sie weiter abwärts, dem Gebäude zu.

Nun hier eine Anzahl von niedrigen steinernen Kreuzen, halmumwuchert, jedes dem andern völlig gleich. Nur die Namen verschieden: „Pater Anselmus — Pater Marcellus — Pater Nikodemus — Pater —“

Es flimmerte der Betrachtenden auf einmal vor den Augen, ihr war, als habe sie „Pater Ignatius“ gelesen, doch es war „Innocentius“. Aber an einer dieser Stellen wäre es Ignaz Burgheim auch bestimmt gewesen, unter solchem Steinkreuz zu liegen, wenn der Machtspruch des Kaisers Joseph es nicht verhindert hätte.

Ja, der Tod machte alles gleich. Wer hier lag, für den war es bedeutungslos, wie er seine Erdentage verbracht hatte. Doch waren sie alle, als sie gelebt, auch so gleich gewesen, nur von dem einzigen unterschiedslosen Gedanken der Nichtigkeit des irdischen Daseins erfüllt? Hatte keinem das Herz manchmal anders, sonderbar unverstanden in der Brust geklopft, eine Sehnsucht ihn angefaßt, namenlos — aus dem Vogelgesang, aus den Sonnenstrahlen, wie sie hier ihr Gold über die Blätter und Blüten hinschütteten — daß ihnen Auge und Ohr, alle Sinne und das Innerste der Empfindung von süßen Lebensgefühlen durchflossen worden?

Es überlief das Mädchen abermals mit einem Schauer, doch anderer Art als vorhin, mit einem schwermütigen Anhauch. Das waren arme, blinde und taube Menschen gewesen, wenn ihr Herz niemals solchen, von der Erdenschönheit wachgerufenen Schlag gekannt. Nein, nicht Menschen, arme Thoren, schon im Leben so fühllos, wie jetzt ihre Steine hier über ihnen.

Agathe wandte sich hastig von der kleinen Friedhofsstätte ab, dem Klostergebäude entgegen. Die vom Garten in die Kapelle führende Thür war unverschlossen, wie sie immer gewesen, um in jedem Augenblick einem bedürftigen Gemüt den Eintritt zu ermöglichen, und von hier aus gelangte man unbehindert weiter ins Innere des Hauses. Das Mädchen durchwanderte die langen Gänge, nur ihr eigener Schritt hallte von den Wänden zurück, sie erschien sich als die alleinige Inhaberin einer ausgestorbenen Welt. Aneinandergereiht lagen die Zellen, auch alle gleich und alle leer; die Brüder hatten ihre sämtliche Habe mit sich genommen, nur da und dort waren ein Tisch und ein Stuhl geblieben und am Boden die harten Holzpritschen ihrer Schlafstätten. Aber es kam nichts gespenstisch Unheimliches aus dieser Stille; die Sonne fiel hell durch die Fenster, und in jede Zelle klang der Amselgesang herein.

Was ward nun aus allen diesen Räumen? Durch den Kopf Agathes ging ein plötzlicher Gedanke. Sichtlich beeilte der Staat sich nicht, sein neues Eigentum thatsächlich in Besitz zu nehmen, für einen andern Zweck zu verwerten; bis dies geschah, verliefen Tage, vielleicht Wochen.

Sie hatte in ein Kloster gehen gewollt, hier befand sie sich in einem solchen. Und zwar ohne alles dasjenige, vor dem sie zurückgeschreckt war, ohne die geist- und gemütlosen Schwestern, ohne Gelübde, Unterordnung, den Zwang der Regel, all die Mißbräuche und Thorheiten der Ordensgemeinschaften. Dies Kloster bot ihr in höchst erdenklbarem Maße das von ihrem Verlangen Gesuchte, vollkommenste Selbständigkeit in tiefster Einsamkeit einer wundersam friedvollen und lieblichen Natur.

Um eine Stunde später lief Agathe beinahe zur Stadt zurück. In ihrem Kopf drängte es sich, und ihr Herz klopfte schnell; zu Hause traf sie, mit Bedacht überlegend, allerhand Zurüstungen, teilte alsdann der Muhme mit, daß sie am andern Tage sich auf den Weg nach einem Wallfahrtsorte zu machen gedenke, von dem sie vielleicht nicht vor längerer Zeit heimkehre. Die Alte bekreuzte sich in andächtigem Zuhören, trug der Wallfahrerin eindringlich auf, wie viele und welche Gebete dieselbe auch für sie unterwegs und am heiligen Ziel sprechen möge, und setzte sich in dieser außergewöhnlich hilfreichen Aussicht für ihr Seelenheil mit besonderem Appetit an die Abendkost. Auch Agathe nahm von der letzteren mehr, als sie sonst pflegte, zu sich, nicht aus Eßlust, sondern von verständiger Erwägung beeinflußt; in der ersten Morgenfrühe aber, wie die alte Muhme noch in tiefem Schlafe lag, verließ sie das Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Gletſcherfee.

Hinab mit euch! Ihr lacht,
Ihr habt's gewagt, zu treten
In meine hohe Wacht —
Ihr mögt nun fluchen oder beten,
Ich ſtürz' euch. Wie, ihr wolltet ſchauen,
Was man hier oben macht?
Gewitter macht man, Todesgrauen
Und läßt ſich nicht von eurer Welt
Und eurem tollen Mut, ihr Frechen,
Das große Schweigen unterbrechen.
Hinab mit euch, zerſchellt!

Sie liegen drunten, tot —
Es läutet aus dem Thale
Wie ſonſt bei Sturm und Not,
Man ſucht ſie auf, man giebt Signale,
Die Frauen knien, das Kreuz umſchlingend,
Und weinen ſich die Augen rot,
Sie ſchau'n empor, die Hände ringend
Zu ihr, die all ihr Glück geraubt,
Zur Gletſcherfee, der Mitleidloſen,
Und eben hüllt in Wolkenroſen
Des Tages Scheidegruß ihr Haupt.

Hermann Lingg.

Geſang in der Nacht.

Singen hört' ich holde Frauen
Durch die Nacht in lauer Ferne,
Und ich ſtand in ſel'gem Lauſchen,
Horchend ſchwieg der Wipfel Rauſchen,
In dem weiten, klaren Blauen
Standen wandernd ſtill die Sterne.

Meine Seele lauchte neigend
In den hellen Strom der Lieder,
Wie der Schwan in kühlen Fluten
Tauchet vor der Sonne Gluten,
Wohlig ſchüttelt, aufwärts ſteigend,
Silbertropfendes Gefieder.

Johann Friedrich Lahmann.

Wenn im Frühling der Flieder blüht.

Wenn im Frühling der Flieder blüht,
Brechen dieſelben Wellen der Wonne
Überſchäumend in mein Gemüt,
Welche die Lerchen tragen zur Sonne.

Mädchen, ſprudelnder Übermut ſchwellt
Dann das klopfende Ding da drinnen.
Küſſen könnt' ich die ganze Welt —
Mädchen, darf ich bei dir beginnen?

Rudolf Knuffert.

Der Orangenbaum von Cattaro.

Blühender Orangenbaum!
Zwiſchen Felſen eingekettet,
Dicht am wilden Waldesſaum,
Hat das Schickſal dich gebettet!

Was den Höchſten nur gelang
Aber hat es dir gegeben:

Dich aus Ärmlichkeit und Zwang
Eigenmächtig zu erheben.

Und ſo blickſt du, uns zum Troſt,
Aus Verlaſſenheit und Wildnis,
Blitzdurchzittert, ſturmumtoſt,
Lieber als des Friedens Bildnis.

Ferdinand von Hornſtein.

Schutzgeiſt.

Wer dem Gotte ſein volles Herz vertraut,
Welcher des Liedes heilige Tempel ſtützt,
Hat in der Dinge letzten Grund geſchaut,
Seine Hütte auf immer hält beſchützt
Deine Weihe, göttliche Cypris.

Frühling, Sommer und Herbſt vor ihm ſind eins,
Denn allgegenwärtig iſt ihm der Geiſt,
Alter und Jugend gleichen göttlichen Scheins,
Weil nicht Tod noch Leben der Stirn entreißt
Deine Weihe, göttliche Cypris.

Den umrauſchen Flüge des Todes nur,
Welcher deine heilige Macht nicht kennt;
Aber Fülle unſterblicher Jugendflur
Glänzt der Seele, welche von Gluten brennt
Deiner Weihe, göttliche Cypris.

J. G. Fiſcher.

Digitized by Google

Wallenſtein.

Schon ruft die dritte Stunde der Stephansdom herab, —
Die luſtigen Wiener ſchlafen, die Stadt liegt wie ein Grab; —
Was flimmert da und flackert in ſpäle Nacht hinein?
Es wacht in ſeiner Hofburg der Kaiſer noch allein.

Es hallt von ſeinen Schritten die marmorkahle Wand.
Die Betſchnur klingt am Boden, entglitten ſeiner Hand;
Und läßt er ſchwer und ſeufzend ſich nieder vor dem Pult,
Anſagt's ihn bald wie Reue, anſagt's ihn bald wie Schuld.

Denn zwiſchen Kreuz und Kerze, die düſterflammend brennt,
Ihm deucht ein Stück vom Leben das graue Pergament,
Darauf mit krauſen Zeichen ſich tief wie Dolch und Gift,
Tod heiſchend und nicht Gnade, die ſtrenge Kanzlerſchrift.

Ach, Tod dem Fürſtenzwinger? Dem tapfern Feldherrn Tod?
Dem Schirmer ſeiner Reiche in Schlachtenſturm und Not?
Er greift nach einer Feder — was nur ſo blutig gleißt? —
Er will das Blatt vernichten, das ihm das Herz zerreißt.

„O Wallenſtein!“ entwindet's den blaſſen Lippen ſich.
„O daß mit deiner Treue auch Deutſchlands Stern erblich!

O Wallenſtein, dem mutig ich mehr als Gott vertraut,
Verſchmettern ſoll ich wieder, was heimlich du gebaut?

Wer trägt mit ſtarken Armen, wer heilt mir eine Welt,
Zerſpalten und zerriſſen vom Arno bis zum Belt?
Bin ich's auf ſchwankem Throne? Iſt nicht in meiner Hand
Das deutſche Reich zerronnen, zerronnen wie im Sand?

Nein, Wallenſtein, du lebe! du rufe, eiſerner Held,
Aus allen deutſchen Marken die Völker auf ins Feld!
Mein Haupt iſt alt, ich ſterbe. Du lebe, Wallenſtein!
Und willſt du mich verraten, ich will verraten ſein.“

Mit lekter heller Flamme die Kerze munter brennt
Und wirft vergnügte Lichter aufs tote Pergament. —
Da, wie ein Bild vom Rahmen, was löſt ſich langſam ab?
Geſpenſtig wie ein Schatten entſtiegen welchem Grab?

Es ſpricht nicht eine Silbe, die Lippen murmeln nur;
Als wie gepeitſcht von Dornen das Antlitz trägt die Spur.
Als wie ein Flammenwirbel das dunkle Auge kreiſt,
Bald oben und nach unten fragend der Finger weiſt.

„Du biſt's, mein frommer Pater? — Vergieb dem wirren Traum!“
Der Kaiſer ruft's erbleichend und küßt des Chorrocks Saum.
Mit roten Morgenwolken der Tag durchs Fenſter bricht —
Das Urteil iſt gezeichnet, erloſchen iſt das Licht.

Engelbert Albrecht.

Mein Apfelbaum.

Wohl iſt mein Apfelbaum in Knoſpenfülle,
Entzückend in der Blüten Frühlichtglanz,
Gediegenen Ernſtes voll, wenn er ſich ganz
Umwoben hat mit dunkler Blätterhülle;
Ehrwürdig, wenn ſein Wipfel ſchwankt, ſein Aſt
Sich biegt und ſenkt von goldner Früchte Laſt.
Und märchenduftig in des Winters Tagen,
Wenn ihn kein Sturm aus ſüßem Traume ſchreckt,
Wenn ſeine Krone ſchimmert ſchneebedeckt
Und ſein Gezweige mit Kriſtall beſchlagen.

Paul Lang.

Er und ich.

Nur immer kühn hinan! hinan!
Und geht durch Wolken auch die Bahn,
Wenn nur der Gipfel erſt erſtiegen,
Wird drüber klar der Himmel liegen.

So ſchritt ich durch den Wolkenflor,
Bis er ſich mehr und mehr verlor
Und über mir der Himmel heiter.
Weit hinter mir blieb mein Begleiter.

Das Steigen war's, das ihn verdroß,
Der Schweiß, den er dabei vergoß;
Er blieb im Nebel ſtehn, zu ſchelten
Laut auf die ſchlechtſte aller Welten.

Julius Sturm.

Digitized by Google

Friedrich Rückert.

Von Ludwig Geiger.

Drei Arten von Bewunderern hat Rückert aufzuweiſen, deſſen Säkularfeier wir in dieſen Tagen begehen: die Liebenden, die ſeinen „Liebesfrühling“ für ſich geſchrieben wähnen, die Ernſten und Alten, die in ſeinen Weisheitsſprüchen das Echo ihres ſelbſtändigen Denkens und ihrer eigenen Erfahrung vernehmen, und die Versküntſler, welche in ſeinen Reimſpielereien ein Vorbild für ihre ähnliche Thätigkeit erblicken. Es hieße jedoch Rückerts Bedeutung erniedrigen, wenn man ihn als einen Dichter hinſtellte, der bloß die Bewunderung von Liebenden, Alten und Versküntſlern gefunden und verdient hätte. Er war vielmehr auch Freiheitsſänger, er rang, nicht immer glücklich, auf dem Gebiete des Dramas um die Palme des Sieges, er war ein bedeutender, vielſeitiger Gelehrter, ein formgewandter Überſetzer, der für dieſe Überſetzerthätigkeit die glücklichſte Verbindung von tiefeindringender Sprachkenntnis und wunderbarer Nachempfindung beſaß. Aber vor allem: er war ein rührend guter, ſchlichter, einfacher Menſch, der wie ein Patriarch in ſeiner Familie und in ſeinem Freundeskreiſe lebte und als ſolcher verehrt wurde, ein Ehrenmann, der ſich nicht beugte und bückte und ohne Schroffheit und ohne die Luſt, bei Andersmeinenden anzuſtoßen oder ihnen wehe zu thun, die Unabhängigkeit ſeines Weſens und Charakters ſich zu wahren wußte.

Rückerts Leben (16. Mai 1788 bis 31. Januar 1866) war ein langes gelegnetes, aber es war weder durch große Ereigniſſe bezeichnet, noch griff es in die wichtigen Augelegenheiten der Zeit, welche andere ſelbſt unpolitiſche Naturen mächtig erregten, bedeutſam ein. Rückert war Lehrer, Sekretär, Litterat, Privatgelehrter, Politiker, Univerſitätsprofeſſor. Seinen eigentlichen Beruf jedoch und ſeine wahrſte Befriedigung fand er nur in der ſtillen nichtamtlichen gelehrten Arbeit und in der ruhigen dichteriſchen Thätigkeit. Es muß doch geſagt werden, daß dieſe gelehrte Beſchäftigung und dieſes häusliche Leben, ſo tüchtige, gediegene Arbeiten ſie auch zeitigten, ſo viel Behagen und Segen ſie auch um ſich verbreiteten, ſeiner Dichtung eher geſchadet als genützt hat. Jene lehrte den Dichter zu viel Fremdes, ſchwere gekünſtelte Versformen, legte ihm das Streben nahe, ſich in Beſiegung dieſer Schwierigkeiten zu üben, ein Streben, aus dem Kunſtſtücke ſtatt Kunſtwerke hervorgingen, und veranlaßte ihn zu Wortſpielereien und Reimkämpfen, denen man das Gezwungene und Geſuchte nicht ſelten anſieht. Dieſes verſchloß ihm den Blick für das Weiſte, was außer dem Hauſe vorging, und gab ſeiner Poeſie einen bürgerlichen, um nicht zu ſagen ſpießbürgerlichen Anſtrich. Die Gegenſtände, die er für ſeine Dichtung wählt, atmen die ſichere Atmoſphäre des Hauſes, den ruhigen Frieden eines beglückten Innern, nicht Kampf und Leidenſchaft, nicht Unruhe und Sorgen eines gequälten, zerriſſenen Herzens. Wenn andere Poeten einen Dichter ſchildern, ſo ſtellen ſie ihn dar als mutigen Wanderer, der die Straßen durcheilt, als Prieſter oder Sänger Fürſten und Frauen entgegentritt, keinen Lohn heiſcht, ſondern mit einem ſchäumenden Trunk oder einem ſärtlichen Blick eines glutvollen Auges zufrieden und beglückt iſt, als fahrenden Geſellen, der vom Glück der Liebe träumt, durch Sorgloſigkeit ausgezeichnet, aber auch von Ruheloſigkeit getrieben wird, als kräftigen Greis oder blondlockigen Jüngling, der auch, wenn es not thut, das Schwert führen kann, aber zur Harfe greift, wenn er die Gefühle des Herzens ausdrücken will; bei Rückert iſt der Dichter der fleißige, häusliche Mann, der, wie ihn zahlreiche Holzſchnitte aus dem 15. und 16. Jahrhundert uns vorführen, am Schreibtiſch ſitzt vor vielen beſchriebenen Blättern und im Begriff iſt, noch mehr vollzuſchreiben, der am Morgen ruhig die dichteriſche Thätigkeit wieder aufnimmt, wo er ſie am Abend gelaſſen.

Auch Rückerts Politik zeigt dieſen etwas beſchränkten Blick des häuslichen Mannes. Nicht daß er kein lebendiges Gefühl für das Vaterland gehabt hätte. Vielmehr liebte er Deutſchland und gerade zur Zeit der ärgſten Zerriſſenheit ſeines Landes wollte er, der geborene Franke, der lange in Bayern gelebt hatte und ſich am liebſten in Thüringen aufhielt, nichts von Preußen und Öſterreich wiſſen, ſondern nur von dem ganzen Deutſchland, das alle ſeine Söhne mütterlich umſchlieſt („Die drei Geſellen“). Aber ſeine politiſche Gelegenheitspoeſie hat etwas Gezwungenes an ſich, vielleicht weil der Dichter ſich nicht klar war über das Ziel ſeiner Politik oder nicht einig mit ſich über die einzuſchlagenden Wege. Die „gebarniſchten Sonette“, ein Produkt der Freiheitskriege, werden ihren ehrenvollen Platz in der Litteraturgeſchichte behalten, aber ſie ſind, ganz abgeſehen von der gekünſtelten Sonettenform, in der ſich nun einmal ſtürmiſche, fortreiſſende Begeiſterung nicht predigen läßt, kühle Gedichte mit ſeltſamen Gedanken und geſchraubten Worten. Das 50 Jahre ſpätere „Dutzend Kampflieder für Schleswig-Holſtein“ beweiſt nur zu ſehr, daß, wie das erſte derſelben anhebt, „verlodert iſt die Jugendglut“, und bekundet zwar ein achtungswertes Mitgefühl für verlaſſene Stammesgenoſſen, aber verrät doch eine etwas kurzſichtige Politik.

Rückert war ein Dichter der Natur. Er fand ſchöne

Digitized by Google

Töne für das Lobsingen des Frühlings und auch des Septembermais, d. h. des Frühlings, der ihm auch das alternde Herz noch erwärmte; er wußte Naturempfindung mit seinen religiösen Gefühlen in Einklang zu bringen, er verstand es, Liebchens Spur in der Natur wieder zu finden und Feld und Wald sich durch Liebesgedanken zu verklären. Aber er war, wenn man das Wort brauchen darf, ein häuslicher Naturdichter. Wie ihm nämlich bei und trotz seiner Beschäftigung mit fremden Sprachen die heimische immer lieber wurde, so konnte er auch in der Fremde die Erinnerung an die Heimat nicht loswerden. Diese Erinnerung hinderte ihn, die fremde Natur anzuerkennen, ja nur recht zu sehen. Er war in Italien und brachte kein Gedicht auf die italienische Landschaft mit heim — sowenig übrigens wie auf die italienische Kunst —, sondern nur italienische Versmaße und Gedichtformen: Ritornelle, Sestinen und Canzonen. Ihm duftete keine Rose so lieblich, wie die im eigenen Garten erblühte, und keine Nachtigall hatte einen schöneren Schlag als die, welche zu Neuses ihr Nest baute.

Dieses Häusliche, in sich Zurückgezogene, auf sich Beschränkte zeigt sich bei Rückert auch sonst. Er lebte in großen Städten, in Rom, Wien und Berlin und genoß wenig oder nichts von den Dingen oder auch von den Menschen der großen Stadt. Sein Wort:

Wer ein Leben hat gelebt,
Mag sich wohl verschließen

bezog sich in erster Linie eben auf ihn selbst. Sein völlig vereinsamtes Leben in Berlin, wo ihm alles zuwider war und wo er weder mit dem König, der ihn gerufen hatte, noch mit Schriftstellern und Dichtern, zu denen er seiner Neigung gemäß, noch mit seinen Kollegen Umgang hatte, zu denen er kraft seiner amtlichen Stellung gehörte, hat P. de Lagarde in sehr eigenartiger Weise geschildert. („Mittheilungen" Bd. II, Göttingen 1886.)

Rückert war Professor, aber er liebte es nicht, von den Studierenden sich seinen Lieblingsbeschäftigungen entziehen zu lassen; er wußte es, nach einem glücklichen Ausdruck Goedeke's, geschickt zu vermeiden, daß eines seiner Kollegien zu stande kam. Er war kein Lehrer. So viel Liebe er auch für seine wenigen Schüler haben mochte, so eifrig er war, Neues mitzuteilen, so daß er z. B. ein halbes Jahr lang Tamulisch lernte, nur um diese Sprache einem angehenden Missionar beizubringen, so gingen ihm gerade die gewöhnlichen Lehrereigenschaften ab: er hatte wenig Sinn für das Einzelne und besaß nicht die Geduld, immer dasselbe zu wiederholen. Er war auch kein Erzieher, wenigstens nicht in dem Sinne derer, die unter Erziehung eine nach bestimmten Grundsätzen vorgenommene Umwandlung eines Menschen verstehen; er ließ einen jeden gewähren, sich entwickeln. Lagarde berichtet hierfür einen bezeichnenden Zug. „Rückert sagte mir einmal, als ich in Neuses sein Gast war, er freue sich, daß ich mir eine gewisse Untugend abgewöhnt, die ihm früher sehr an mir verdrossen. „Mein Gott," erwiderte ich, „warum haben Sie mir nicht eher davon gesagt, ich würde ja auf Sie gehört haben." „Mein junger Freund", war die Antwort, „ich wußte, daß Sie leben, und da wußte ich auch, daß Sie sich ohne mein Zuthun durchleben würden." Ein solches Verfahren war nicht Folge von Teilnahmlosigkeit, sondern Wirkung seiner Grundsätze und Lebensanschauungen. Er war kein Kämpfer, er besaß nicht die Neigung und traute sich nicht die Kraft zu, die Welt zu reformieren oder andere zu bessern. Die Quintessenz seiner Weisheit ist es eben:

Seht doch nur hin, wie's immer
Gewesen auf der Welt!
Und anders wird es nimmer,
Wenn's euch auch nicht gefällt.

Bei solcher Lebensauffassung mußte der Dichter häusliches Streben und gelehrte Neigung, die von jeher den Grund seines Wesens gebildet hatten, immer mehr vertiefen. Aus den Schätzen seiner Erfahrung und seiner Lektüre schöpfte er „die Weisheit des Brahmanen", er dichtete für seine Frau und seine Kinder. Rückert hatte häufig geliebt; und es ist selbstverständlich, daß ein so liederreicher Mund wie der seinige bei keinem dieser Liebesverhältnisse stumm blieb, aber die zahlreichsten und innigsten Lieder entstammen doch der Verbindung mit derjenigen, die seine Lebensgefährtin wurde. Unter den Cyklen seiner Liebesgedichte steht nur einer abgesondert mit ganz eigenartigem Charakter: der für Amaryllis (Anna Elisabeth Genß), geschrieben 1812, erschienen 1825, also zu einer Zeit, da Rückerts Brautstand schon begonnen, der Anfang seines „Liebesfrühlings" schon gedichtet und veröffentlicht war. In ihm ist die Erotik, das sinnliche Element weit stärker vertreten als in Rückerts anderen Liebesdichtungen; hier ist das Mädchen nicht das schwärmerische, weiche, hingebende Geschöpf, ganz Gefühl, aber ohne bestimmt ausgeprägte Individualität, sondern ein etwas derbes Wesen, das aber den Dichter trotzdem stärker erregt als ihre zarteren Schwestern, ein Mädchen mit eigenem Willen und festem Entschluß: die Idylle wird unterbrochen durch Unfriede und wieder gekrätigt durch Versöhnung, ja selbst des Dichters Humor wird geweckt. Betrachtet man aber die seiner Braut und Gattin gewidmeten Liebesgedichte als ein Ganzes, so kann man nicht sagen, daß die junge Liebe häufigere und sehnsüchtigere Töne hervorruft als die gefestigte und alte; vielmehr darf man die Ehelieder den Brautliedern würdig zur Seite stellen; selten trifft man auf Leidenschaft und Verlangen, nirgends auf Unruhe und Zweifel; den Dichter beherrscht von vornherein die Gewißheit der Erfüllung und die Ruhe des Besitzes. Rückert dichtet für seine Frau, wie er diese Frau bedichtet; er lebt für seine Kinder und er erlebt in diesen Kindern ein neues Leben. Gar manche Freude, die ihm durch diese Kinder gewährt wurde, besingt er in rührend einfacher Weise; der Schmerz, den ihm Krankheit oder Tod dieser Kinder bereitet, entlockt ihm schöne und von wahrhaftem Gefühl zeugende Gedichte. Denn seine „Kindertotenlieder" sind nicht, wie man wohl gesagt hat, inhaltsleere Deklamationen und erdichteter Schmerz, sondern ernste Ausdrücke eines tiefen Leids; dem Dichter ist wirklich „der Freudenschein gestorben, der ihm die Welt umwoben"; er begt nur die Hoffnung auf ein himmlisches Wiedersehn, da ihm das irdische versagt ist; er schließt sich immermehr in das Haus ein, das einst seine Lieblinge barg und das, trotz manchen neuen Zuwachses, immer einsamer zu werden droht.

Aus dem Frieden des Hauses heraus entließ der Dichter seine Weisheitssprüche. Er hat kein bestimmtes philosophisches System und bekämpft keine gegnerische Meinung; er will Leben und Thun, Glauben und Wissen schildern, wie sie ihm in einem langen Lebenslauf erschienen. Hier spricht der innerlich frohe aber nicht nach neuen

Digitized by Google

Reizungen begierige, der gläubige aber nicht zelotische, der kenntnisreiche aber nicht wissensstolze Mann, der Liebhaber der Dichtung und der Verehrer großer Männer, der aber den Respekt, den er anderen darbringt, nicht für sich verlangt, der Hausweise, der, wenn er auch die That nicht verachtet, londern zum Thun anspornt, doch nicht den lauten Markt des Lebens aufzusuchen anrät, sondern den kleinen Kreis, in dem man leicht heimisch wird, einen solchen wie den, in dem er innerlich begnügt sich sein Leben gezimmert, einen „Kreis von Mäßigungen", wie Goethe von Wieland sagt.

Der Dichter, der selbst viel verloren und der alt genug geworden, um das Schwinden mancher Kraft und Lust zu erleben, findet den Wert des Lebens nur in der Jugendlichkeit des Geistes und des Herzens:

> Nicht der ist auf der Welt verwaist,
> Dessen Vater und Mutter gestorben,
> Sondern der für Herz und Geist
> Keine Lieb' und kein Wissen erworben.

Rückerts Dichtungen sind nicht eigentlich populär geworden. Die geringe Popularität der epischen und dramatischen Versuche ist erklärlich, denn beide sind, wie man unbeschadet des Respekts vor dem Dichter sagen darf, verfehlt; die nicht allgemeine Beliebtheit der lyrischen und didaktischen Gedichte ist schwer zu erklären. Den kleinen und größeren didaktischen Versuchen hat vielleicht ein zweifacher Fehler Schaden gethan: der eine, daß sie nicht selten zu einfach, fast prosaisch, manchmal platt ausgedrückt sind, der andere, daß sie das Geistreichein lieben, die Spielereien mit Worten und Reimen nicht lassen können. Die lyrischen Dichtungen, so innig gefühlt und so schön ausgedrückt viele sind, lassen zuweist, wie Wilhelm Scherer sehr wahr erkannt hat, „Scene, Handlung und eine Charakteristik der Geliebten, kurz thatsächlichen Stoff, die greifbare Spur des Lebens vermissen."

Vielleicht hat Rückert auch durch seine Bewunderer Schaden gelitten. Der Deutsche will nun einmal seines Dichters Persönlichkeit kennen, nicht bloß seine Werke. Rückert selbst hatte so gut wie nichts gethan, um seine Erlebnisse und Beziehungen, seine Stellung zu Welt und Menschen bekannt zu machen; und auch die Späteren haben das von dem Dichter Versäumte nicht nachgeholt. Es giebt keine Rückertbiographie, die in weitere Kreise gedrungen ist, und meines Wissens keine, die verdiente, Eigentum des Volkes zu werden. Das einzige wirklich gute Buch über Rückert, die feinsinnige Schrift C. Fortlages: „Friedrich Rückert und seine Werke" (Frankfurt 1860) — bezeichneuder Weise von einem Philosophen geschrieben, nicht von einem Litterarhistoriker — richtet sich vermöge der großen Voraussetzungen, die sie an die Leser macht, nur an sehr gebildete Kreise. Zahlreiche andere Veröffentlichungen behandeln den Dichter, wie man alte Klassiker mit und ohne Schweinslederband zu behandeln pflegt, sie tragen ungedruckte Verszeilen zusammen, die Rückert selbst des Druckes nicht für wert fand, häufen Briefe und Fragmente, fügen unbedeutenden Versuchen unbedeutendere Anmerkungen hinzu und sprechen durch alle derartigen Bemühungen zu einer kleinen Gemeinde, statt zu einem großen Publikum zu reden oder ein solches für sich und ihren Dichter zu werben.

Über Rückert sollte eigentlich ein Dichter sprechen. Wie er es verstand, den Geist vergangener Zeiten zu wecken und entschlafene Perioden und deren Dichter neu zu beleben, so sollte ein kongenialer Geist in sein Wesen einzudringen und seine Bedeutung der Menge wahrhaft darzulegen versuchen. Die meisten übrigen Dichter des 19. Jahrhunderts stehen mit Genossen im Bunde, sie feiern einzelne im Liede und empfangen von denselben Gegenlob in herzlich gemeinten oder jedenfalls lebhaft ausgedrückten Versen; Rückert hat seinen Kollegen keine Loblieder gesungen und von ihnen keine empfangen. Nur einer, der, weil er schlicht und menschlich war, auch das Schlichte und Menschliche bei anderen herauszufinden und zu preisen wußte, Berthold Auerbach, hat in einer hübschen kleinen Erzählung „Wie Friedrich Rückert seine Lieder singen hörte" von Rückert erzählt. Er berichtet von einem Besuche Rückerts in Leipzig im Jahre 1846, wie er mit dem scheuen, zurückhaltenden Mann über die Straßen ging, mit ihm im Wirtshaus saß, wie dieser dort den Toast eines Kunstjüngers und den Albumsturm eines jungen Begeisterten über sich ergehen lassen mußte. Auerbach nahm den Dichter in das Haus einer musikalischen Freundin und diese sang Rückerts Lieder. „Rückert saß da und schaute drein und Thränen rollten ihm die gefurchten Wangen herab." Der Dichter kostete einen jener Genüsse, an denen auch das Leben Verwöhnter nicht reich ist: er hatte einen Künstler gefunden, der seinen Dichtungen neues erhöhtes Dasein gab, und eine Künstlerin, welche Dichter und Musiker in würdiger Weise zu interpretieren wußte. Er spürte die schönen Wirkungen, welche seine Kunst auf ein edles Gemüt hervorgerufen, und fühlte sich im Innersten erhoben und beglückt.

Sprüche.

Es wirkt oft wunderthätig leise
Das Weib in seinem engen Kreise;
Der Undank selbst berührt es nicht.
Wer ist es, der an Lobestagen
Von diesen Opfern, diesen Plagen,
Von all der stillen Würde spricht?!

*

Wirf dem Glück dein Alles in den Rachen,
Soll es dich für heute glücklich machen.

Nur der ist wahrhaft hochbeglückt
Und reich, den kein Besitztum drückt
Und wer zum Glücke ruhig spricht:
Ich brauch' dich nicht.

*

Du siehst mit selbstzufriednem Sinn
Auf deine Lebensarbeit hin?
Vollendet sein ist zwergenwahn,
Wer fertig wird, hat nichts gethan.

Eugen Reichel.

Digitized by Google

Ungedruckte Briefe und Gedichte von Friedrich Rückert.

Die nachstehend mitgeteilten, bisher unbekannt gebliebenen Briefe und Gedichte des Dichters, dessen Andenken dieses Heft gewidmet ist, sind uns aus verschiedenen Quellen zugeflossen, und auch ihr Wert ist ein verschiedener. Neben sehr wichtigen Beiträgen zu seiner Biographie, seiner Eigenart als Mensch und Dichter finden sich auch einige, denen nur eben ein pietätvolles Erinnern besonderen Wert giebt; ganz Unbedeutendes aber findet sich nachstehend nicht, und für Rückert charakteristisch ist jede dieser kleinen Gaben. Wir verzeichnen sie in der Reihenfolge ihrer Entstehung.

Das Stammbuchblatt, welches sich auf Seite 128, zugleich als Probe der Jugendhandschrift des Dichters reproduziert findet, ist das früheste uns vorliegende Blatt seiner Hand. Es stammt aus seiner Studentenzeit und wurde uns von Herrn Friedrich Lampert zu Ippesheim in Franken zur Verfügung gestellt. Über seine Entstehung teilt uns der freundliche Spender unter anderem mit:

„Rückert verkehrte in jener Zeit (1809), wo er eben nach einem Versuche, als Freiwilliger in die österreichische Armee einzutreten, in die Heimat zurückgekehrt war, viel im Hause des Amtmanns Geiersbach in dem nahe bei Schweinfurt liegenden Dorfe Euerbach. Der Tochter des Amtmanns hatte mein Vater, fast gleichen Alters mit dem jungen Rückert, als angehender Pfarrvikar gelegentlich eines Besuchs den folgenden Vers ins Stammbuch geschrieben:

Nicht der Lauf der Stunden,
Nur, was wir empfunden,
Knüpft den Freundes-Bund;
Für ein Herz, das leidet,
Wenn das Schicksal scheidet,
Macht die Hoffnung kund:
In dem Kreis des Lebens
Kann auch Nichts vergebens
Und umsonst geschehn;
Bey der Trennung Schmerzen
Denken gute Herzen
An ein Wiedersehn!

Auf das gegenüberstehende Blatt schrieb nun Rückert seine Paraphrase.“ Dieselbe ist für die ungemein früh entwickelte Versgewandtheit Rückerts ebenso charakteristisch, wie für seinen Hang, mit Gedanken, wohl auch zuweilen nur mit Worten grüblerisch zu spielen. Erwägt man, daß es ein kaum einundzwanzigjähriger Student war, welcher das hier reproduzierte Stammbuchblatt schrieb, und vergleicht man es mit den oben mitgeteilten Versen, so wird man es sicherlich als einen mitteilenswerten Beitrag für Rückerts Eigenart betrachten dürfen.

Das zweite Blatt stammt aus dem neunundzwanzigsten Lebensjahre Rückerts. Es ist ein Brief von hohem biographischen Werte, welcher uns von Herrn Dr. Robert Boxberger in Stadt Sulza mitgeteilt wurde. Zur Vorgeschichte desselben sei folgendes bemerkt. Rückert hatte bekanntlich in den Jahren 1816—1817 in Stuttgart verweilt, wo er an der Redaktion des Cottaschen Morgenblattes teilnahm. Dort verkehrte er im Hause des Geheimen Rats Hartmann, welches damals in geistiger Beziehung das erste Haus Stuttgarts war. Die ältere Tochter Emilie war mit dem dramatischen Dichter Georg von Reinbeck, dem nachmaligen Hofrat und treuen Genossen des schwäbischen Dichterkreises verlobt, für die jüngere, Julie Hartmann, faßte Rückert eine lebhafte Neigung, die auch nicht ohne Erwiderung geblieben zu sein scheint. Als nun Rückert seine Stellung in Stuttgart niedergelegt und die Stadt verlassen hatte, um wieder jenes Leben aufzunehmen, welches er bis dahin geführt, das eines freien Poeten, machte ihm Reinbeck bittere Vorwürfe hierüber und klagte ihm insbesondere an, Julliens Leben zerrüttet zu haben. Noch eine andere Schuld hatte Rückert in des Freundes Augen auf sich geladen, auch diese mag ihm derselbe hart vorgehalten haben. Das war die Erkaltung seiner Beziehungen zu dem Minister von Wangenheim, als dessen Schützling Rückert nach Stuttgart gekommen und auf dessen Empfehlung hin er die Stellung am Morgenblatt erhalten hatte. Hier Rückerts Verteidigungsschreiben:

Ebern bei Bamberg, den 12. Juli 1817.

Was Sie zu meinem langen so ganz verabredungswidrigen Stillschweigen denken mögen, will ich am liebsten ungedacht lassen, und mich mit der Hoffnung trösten, daß Ihre eigenen nunmehr gesicherten Verhältnisse Ihnen soviel Angenehmes mögen zu denken gegeben haben, um keinem zu argen Gedanken über mein selbstverschuldetes Mißverhältniß Raum zu geben. Daß es so wäre, daß, wie sich selbst, Sie auch mir unnöthig Angst gemacht hätten — Emilie mit Ihnen glücklich, und Julie beruhigt über ein gelöstes Mißverständniß. Ich möchte der Sache gerne den gelindesten Namen geben, nicht um sie gegen Sie zu bemänteln, sondern um mich selbst aufrecht zu erhalten, da die Vorstellung von Zerrüttung eines mir wahrhaft theueren Wesens mich schrecklich danieder wirft. Sie haben Ihr möglichstes gethan, mich zu ängstigen; ich kann es dem ernsten Mann wie dem warmen Freunde nicht verdenken; ja ich muß gestehn, daß mir Ihr Brief eben soviel Achtung für Ihre Energie, als Gefühl meiner eigenen Gebrechlichkeit abgedrungen hat. Ich bin dieß strafende Gefühl auch nicht los geworden, seit ich Ihnen die Antwort auf Ihren Brief schuldig bin; ich hab' ihn wie eine feurige Kohle mit mir herumgeschleppt, die mir jede Tasche durchbrannte, wohin ich ihn steckte. Gestern hab' ich ihn zerrissen, als könnt' ich dadurch quitt werden. Und nun bitt' ich Sie, lassen Sie ab von mir, Sie schrecklicher Plagegeist! Lassen Sie mich hören, daß mein Schicksal in Stuttgart versöhnt ist, oder versöhnt werden kann auf anderem Wege als dem, der freilich der einfachste wäre, wenn er mir nicht leider versperrt wäre

Digitized by Google

Soviel kann ich Ihnen bei Gott und meiner Ehre betheuern, daß in mir kein Gedanke war, Julien zu heirathen, und keine Absicht, sie darüber zu täuschen. Die Schuld, sie ohne Absicht doch getäuscht zu haben, bleibt schwer auf mir liegen. Ich beschwöre Sie bei Ihrer Freundschaft für mich, ja bei der allgemeinen Menschenliebe, mir diese Last zu erleichtern durch Beruhigung aller von mir verletzten Gemüther, und nicht dazu noch Ihr eigenes mir abzuwenden. Wenn Sie bei sich selbst eines Fürsprechers für mich bedürfen, so lassen Sie das Ihre Emilie seyn, von der allein ich weiß, daß sie den Glauben an mich nicht wird aufgegeben haben, wenn sie mich gleich auch nicht begreift. Wenn ich erst weiß, wie es mit Ihrem häuslichen Seyn und mit Julie steht, nenlich gut, dann werd' ich Ihnen einen Auszug einer poetischen Selbstconfession*) vorlegen können, die, an Ort und Stelle selbst entsprungen, jetzt von mir ausgefertigt bereit liegt, nicht fürs Publicum, sondern für Sie und Wangenheim, um einen Blick zu thun in ein psychologisches Chaos, das mich selbst bei der Durcharbeitung einigermaßen schaudern gemacht hat, wie es denn doch andrerseits auch eine Versöhnung in meinem Innern, und, so Gott will, auch einst in Ihren Augen abgeben muß. Ich bleibe jetzt noch 14 Tage hier im Hause meiner Eltern, dann geh' ich gradaus nach der Schweiz und nach Rom. Von Stuttgardt ist die Rede nicht, ich scheue mich selbst Tübingen zu berühren. Was nachher? Das hängt vom Erfolg Ihrer Versöhnungsanstalten ab und von Wangenheim. Diesen grüßen Sie von mir herzlichst, wenn er da ist, wo nicht, seine gnädige Frau. Ich hoffe noch immer, ihm in der Schweiz in den Weg zu laufen. Sie Angstmacher haben mir auch über ihn einen Schrecken eingejagt durch Ihren Brief. Ich dachte, die Welt wäre eingefallen; und es ist doch noch so leidlich abgegangen. Glück ins Haus und ins Land! vor allem glückliche Erndte! Wir hier im Gebirge müssen bei eingefallenem Regenwetter noch 8—14 Tage warten; der Mangel ist furchtbar und die Anstalten der Regierung herrlich auf dem Papier und in der Ausführung ziemlich schlecht. Die Hoffnung ist reich, fast überreich, wenn die himmlischen Donnerwetter verschonen, deren einige schon rechts und links unsre Nachbarn schrecklich heimgesucht haben. Vorgestern stand ich am Fenster, da wieder eins hereinbrach, und zitterte wie ein Kind, bis ich sah, daß es ohne Hagel abging. So sehr habe ich mich noch nie um die Fütterungsanstalt des menschlichen Geschlechts bekümmert; aber der Himmel hat es einem doch auch noch nie so nahe gelegt. Was sagen Sie zu den 14 auf einmal verhungerten im rheinischen Preußen? Und daß der König jetzt hintennach unterfuchen läßt, warum man für seine aufgewandten 2 Millionen Thaler nichts angeschafft? — Gehängt muß da werden, wer drin stecken bleibt, und wär' es ein Minister. Aber vermuthlich wirds auf die Elemente fallen, die frey ausgehn. Nochmals Glück ins Haus und Grüße an alle, die welche von mir mögen, den lieben alten Michaelis nicht zu vergessen, ob er mir gleich ziemlich confuse Anstalten gemacht hat.

Mit vollster Achtung und Freundschaft

Ihr Friedr. Rückert.

*) Dieser Auszug ist von Dr. Boxberger veröffentlicht worden in seinen „Rückert-Studien" (Gotha, J. A. Perthes 1878) S. 291 ff.

Es ist mir ein Stein vom Herzen, da ich diesen Brief zufalte. Vergelten Sie ja nicht böses mit bösem, sondern lassen mich noch vor meiner Abreise hier etwas tröstliches hören.

Der Brief spricht so deutlich, daß jede Erläuterung überflüssig erscheint. Bemerkt sei nur, daß Julie Hartmann, ein ebenso edles als feinsühliges Mädchen, sich auch in der Folge noch die Verehrung und Freundschaft manches Dichters erwarb. So stand sie mit Justinus Kerner sein Leben lang in Briefwechsel und hat sich im Verein mit ihrer Schwester und ihrem Schwager um die Pflege des unglücklichen Lenau große Verdienste erworben. Sie ist unvermählt geblieben. Wie Herrn Dr. Boxberger von einem Freunde des Hartmannschen Hauses mitgeteilt wurde, hat sie Rückert stets eine freundliche Erinnerung bewahrt.

Auch das nachstehende Gedicht, welches wenige Monate später entstanden, knüpft an den Stuttgarter Aufenthalt Rückerts an. Wie bereits angedeutet, war der Minister von Wangenheim Rückerts Wohlthäter und auch von dieser persönlichen Beziehung abgesehen, stand Rückert in seinen politischen Überzeugungen ganz und gar auf Seite des Ministers, während die württembergischen Dichter, insbesondere Uhland, für das „alte Recht" der Stände gegen Wangenheim eintraten. Als nun dem Minister an einem Augustabend 1817 ein Stein ins Fenster flog und dies, wohl mit Recht, als eine Demonstration der alt-württembergischen Partei, deren Wortführer Uhland war, gedeutet wurde, schrieb Rückert das nachstehende Gedicht, dessen erster Abdruck (im „Journal des Luxus und der Mode" 1817 September. Seite 618—620) gänzlich verschollen ist, während es doch schon durch die scharfe Polemik gegen Uhland, sowie den württembergischen Lokalpatriotismus bemerkenswert ist und in einer Gesamtausgabe der Rückertschen Dichtungen sicherlich weit eher einen Platz verdient hätte, als manches der dort abgedruckten politischen Gelegenheitsgedichte:

Der Volksvortreter oder Der Stein ins Fenster.

Lasset uns den Stein besingen,
Uns ein Lebehoch ihm bringen,
Und darein die Gläser klingen;
Wohl verdient er Sang und Reim:
Wohl verdient er einen Becher,
Dieser Stein, der Fensterbrecher,
Der vom Volk erwählte Sprecher
Zum Freiherrn von W** [angenheim].

Hat er tapfer nicht gesprochen?
Brav die Fenster nicht zerbrochen?
Unverzagt uns nicht gerochen
An dem Manne, der kein Herz
Hat für unser Volk im Leibe?
Doch so lang' er eine Scheibe
Will im Fenster haben, treibe
Er mit unserm Volk nicht Scherz.

Hat er nicht in diesen Landen,
Wo sich alte Rechte fanden,
Hat er sich nicht unterstanden,
„Zu zertrümmern ohne Scheibe
Das, was unsre Väter schufen,
Um daraus hervorzurufen,
Unberufen, unberufen,
Sein schmärisch Luftgebäu?" *)

*) Uhland, Vaterländische Gedichte No. 9: Das Herz für unser Volk. Str. 2:

Was unser Väter schufen,
Zertrümmern ohne Scheu,

Wenn es nicht die Menschen spürten,
Nicht es zu Gemüt sich führten;
Siehe da, die Steine rührten
Selber sich, und sprächen laut.
Du hier hast zuerst gesprochen,
Ja du hast die Bahn gebrochen,
Kühn auf einen Wurf zerbrochen,
Woran er ein Jahr gebaut.

Die phantastischen zwei Kammern,
Mit den philosoph'schen Klammern,
Die nicht g'nug sind zu bejammern,
Wollteſt du durchbrechen itzt.
Aber weil du nicht im Klaren
Wareſt, wo die beiden waren;
Bist du doch in die gefahren,
Wo des Unheils Schöpfer sitzt.

Künftig wollen Ihro Gnaden,
Daß Ihr nicht die Würfe schaden,
Nachts als einen Fensterladen
Brauchen Ihre Staatsidee,
Aber wenn mit solchen Stoffen,
Womit wir so gut getroffen,
Wir fortfahren; ist zu hoffen,
Daß es auch durch diese geh'.

Fördrer unseren Entwürfen,
Steine, deren wir bedürfen,
Steine sprecht! Mit euren Würfen
Sprechet den Entwurf zunicht!
Stützen vaterländ'schem Heerde,
Knochen mütterlicher Erde,
Sprechet, daß zunichte werde,
Was die freunde Mundart spricht.

Jeder Stein im Straßenpflaster
Zeige, daß er von verhaßter
Neuerung, dem fremden Laster
Unbefleckt gebrieben sey.
Jeder ist ein Eingeborner;
Jeder sey ein Mitverschworner,
Zum Vertreten Ankerkobner
Wider fremde Tyrannei.

Rührt euch alle mit Geschmetter!
Und als Vaterlandesstreiter
Soll euch preisen euer Vetter
Uhland, der zu solchem paßt.
Und wenn Alles kommt zur Ruhe,
Sey, daß man ein Uebrig's thue,
Sey aus der gebeinen Truhe
Jeder Stein in Gold gefaßt.

* * *

Wüßt du in Gold ihn fassen?
Ich muß dir's überlassen,
O Truhe, du geheime!
Indessen in die offne meiner Reime
Kommt' ihn zu fassen, ich nicht unterlassen.

Freimund Reimar.

Auch dieses Gedicht verdanken wir der Mitteilung des Herrn Dr. Borberger.

Daran seien vier bisher ungedruckte Briefe Rückerts gereiht, welche sämtlich an seinen Verleger Karl Reimer in Firma Weidmann zu Leipzig gerichtet sind. Dieselben sind für Rückerts Wesen, auch für die Art seiner Arbeit sehr interessant. Wir geben sie hier nach den Originalen, welche sich in der Autographensammlung des Herausgebers dieser Zeitschrift befinden, und zwar gleichfalls in der Reihenfolge ihrer Abfassung:

Erlangen d. 30. Nov. 1829.

Verehrtester Herr!

Ich bedaure, Ihnen durch mein Stillschweigen die Bemühung eines zweiten Briefes verursacht zu haben, welcher übrigens, als ein Beleg ihrer freundlichen Gesinnung gegen mich, recht sehr mich erfreut hat. Ihren ersten, mit dem Musenalmanach*), wofür ich schönstens danke, hatte ich auch erst kurz zuvor hier vorgefunden bei Zurückkunft von einer längeren Reise, die Antwort aber darauf von Tage zu Tage verschoben, weil ich nicht wußte, was ich zu Ihrem Vorschlage, den Rest meiner Gedichte nebst etwaigen Beilagen besonders abdrucken zu lassen, eigentlich sagen sollte? Doch da ich nun nach längerem Bedenken es noch nicht weiß, so will ich diesen Brief nicht länger verschieben. Ich weiß wohl, daß lyrische Gedichte kein gesuchtes Marktgut sind; und nachdem ich eine ganze Zeit lang geschwiegen**), möchte ich am wenigsten mit etwas unbedeutendem in Form eines eigenen Buches auftreten. Ich bereite allmählig eine Sammlung meiner Poesien vor, wozu ich auch einige Anträge von Verlegern habe; nur will ich noch ein weniges zuwarten, ob vielleicht nicht eben jetzt die Ansicht von lyrischer Poesie überhaupt, und von der meinigen insbesondere, wieder eine günstigere Wendung nehme; und möchte bis dahin nur in einem zweiten Jahrgange Ihres Almanachs, wenn Sie dazu Anmuthung fühlen sollten, (woran ich freilich noch etwas zweifle) eine Auswahl meiner neuesten Sachen mittheilen***). Ich bitte Sie also, mir mein vollständiges Manuscript durch Gelegenheit wieder zuzusenden, was auch dann nöthig seyn würde, wenn Ihr Vorschlag einer Interims-Sammlung ausgeführt werden sollte. Denn was Herr Wendt****) von mir aufgenommen hat, befriedigt mich so wenig als das meiste übrige des Almanachs; und wenn er nicht gerade das schlechteste ausgesucht hat, so müßte ich das Zurückgelegte desto vorsichtiger einer neuen Prüfung unterwerfen. Da ich für die Beiträge zum Almanach kein Honorar ausbedungen habe, so steht dieses nun in Ihrem eigenen billigen Ermessen. Da ich übrigens Ihre Geneigtheit sehe, meinen literarischen Ausgeburten zum Tageslicht zu verhelfen, so will ich diese Gelegenheit nicht ungenutzt lassen, Ihnen eine ganze Menge von Anträgen auf einmal zu machen, ob Sie auf einen oder den anderen davon einzugehen sich versucht fühlen möchten.

Zuerst meine Bearbeitung des Hariri, wovon bei Cotta ein erster Theil 1826 erschienen ist (die Ver-

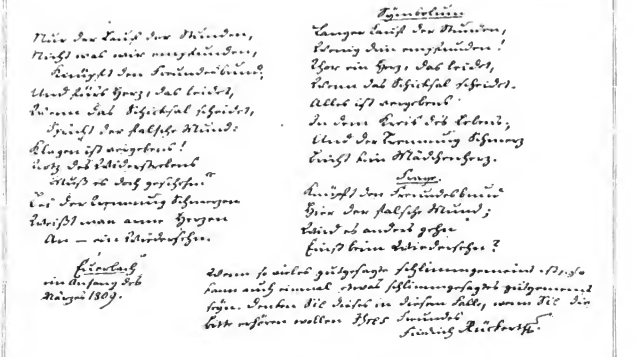
*) „Deutscher Musen-Almanach für 1830." Derselbe enthält S. 39–54 und 190–209 „Buntes aus Ost und West" von Friedrich Rückert.

**) Seit etwa sechs Jahren. Das ländliche Gedicht „Amarylis" bereits 1812 geschrieben, aber erst Ende 1824 publizirt, war die letzte lyrische Sammlung, welche vor Abfassung vorstehenden Schreibens erschienen war.

***) Ein zweiter Jahrgang des Musen-Almanachs (für 1831) ist erschienen und enthält sechs Gedichte Rückerts, darunter das herrliche Lied „Aus der Jugendzeit".

****) Amadeus Wendt (1783–1836), der Redakteur des „Deutschen Musen-Almanachs", damals Professor der Philosophie in Göttingen.

Digitized by Google



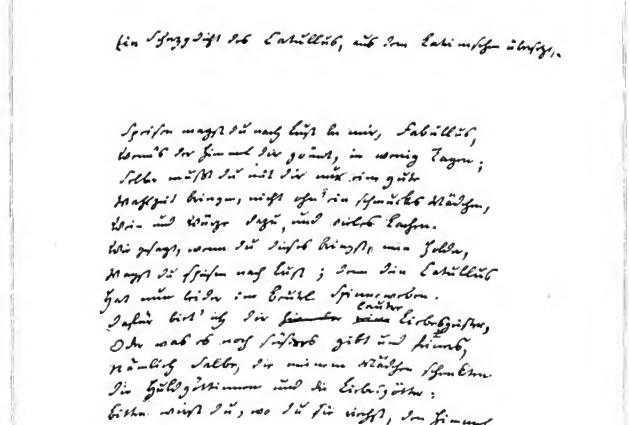
Stammbuchblatt Rückerts von 1805.

wandlungen des Ebu Seid von Serûg oder die Makamen des Hariri, 672 Seiten Oct.). Über den zu weitläufig und höchst uncorrect und unzierlich ausgefallenen Druck bin ich mit dem Verleger zerfallen, der davon einen Theil der Schuld mir beimaß, weil der Druck allerdings unter meinen dazu höchst unverständigen Augen gemacht wurde. Er wollte zwar anfangs und dann wieder einmal, nachdem meine Freunde in Berlin ihn dazu ermahnten, den verunglückten Band cassiren (da seiner Schwerfälligkeit wegen wenig in Umlauf gekommen) und eine nur gedrängte Ausgabe des Ganzen veranstalten; wir konnten uns aber darüber nicht vereinigen, und ich habe inzwischen aus dem noch ungedruckten zweiten Theile eine Anzahl von Makamen, die als ein kleines Ganzes für sich betrachtet werden können, Herrn Sauerländer in Frankfurt auf Verlangen für seine „Erholungen" (Fortsetzung der „Erheiterungen" seines Bruders in Aarau) gegeben, wo Sie dieselben in mehreren Nummern des diesjährigen Jahrgangs sich besehen können. Ganz auf dieselbe gedrängte Weise, mit Abkürzung der ausführlichen Noten des ersten Bands, mit Versetzung dieser Noten unter den Text, da sie dort hinter ihm stehen, mit neuer Überarbeitung und Verbesserung des Textes selbst, will ich nun den ganzen Hariri als völlig neues Buch erscheinen lassen. Es können 2 bis 4 Bändchen daraus gemacht werden. Für Eine mäßige Auflage begnüge ich mich mit 1000 Thaler.

2. Eine Übersetzung der Hamâsa d. i. Sammlung alt-arabischer Volkspoesien (Kampf- und Stammgedichte, Todtenklagen, Sittensprüche, Liebeslieder, Gastfreundschafts- und Lobweisen, Satiren, Scherzgedichte und poetische Beschreibungen enthaltend). Die Hamâsa im Original selbst herauszugeben, wozu ich den Wunsch in meinem Hariri geäußert, ist mir Prof. Freitag in Bonn zuvorgekommen. Es ist bereits von ihm der ganze arab. Text mit den arabischen Scholien erschienen, und ein lateinischer Commentar und dgl. Übersetzung ist von ihm zu erwarten. Er wird die Pflicht eines gelehrten Sprachkenners an diesem für ganz Europa höchst wichtigen orient. Werke ohne Zweifel erfüllen, was er aber nicht kann, diesen fremden Gebilden einen poetischen Lebensathem einhauchen, das ist die Aufgabe meiner Übersetzung und Erklärung, mit der ich nun vollständig fertig bin, mit der Erscheinung aber noch etwas zurückhalten werde, bis Freitag mit seiner Waare hervortritt. Er würde mich sonst straflos plündern können, weil der lateinisch schreibende das Vorurtheil der Gelehrsamkeit für sich hat. Ich würde deswegen meine Übersetzung am liebsten gleichzeitig neben seiner erscheinen lassen, er müßte mir denn die Zeit gar zu lang machen. Meine Arbeit besteht aus ungefähr 350 Quartblättern, von ziemlich eben so enger Schrift als diese hier. Wenn Sie im Allgemeinen einige Lust dazu haben sollten, so könnte ich Ihnen einige Proben der Form und des Inhaltes mittheilen, die Sie einem Sachverständigen, wie z. B. Gesenius vorlegen dürften. Eine Ankündigung meiner Unternehmung verwebe ich jetzt eben in eine Recension für die Berliner Jahrbücher [über Kosegartens arab. Chrestomathie].

3. Übersetzung eines epischen Gedichtes aus dem persischen Sâhnâme von Firdûsi, die tragische Geschichte des Rustam, der seinen eigenen Sohn Suhrâb erschlägt. Der Text davon ist in Calcutta erschienen von Atkinson 1814. Dieser Text ist so wenig correct und so entblößt von Critik, daß ich gern davon in Verbindung mit meiner Übersetzung, oder auch gesondert, eine neue Ausgabe besorgte, wozu ich hauptsächlich 2 Gött. Codices benutzen würde. Sie werden wohl keine Lust zum Verlag eines persischen Textes haben, der übrigens, mit latein. und deutschen Anmerkungen begleitet, nicht blos

Digitized by Google



Gedicht-Manuskript Rückerts vom Jahr 1839.

für Deutschland allein sich gelten machen müßte? doch vielleicht sagt Ihnen die blos ästhetische Übersetzung zu? Ein Bändchen wie Nala und Damajanti, für 4—500 Thaler.

4. u. s. w. lasse ich weg, um Sie nicht ungeduldig zu machen, und weil mein Halbbogen zu Ende geht. Wenn Sie auch nichts von diesen Dingen brauchen können, so reut es mich doch nicht Ihnen durch meine Vorschläge mein Zutrauen bewiesen zu haben.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebenster

Fr. Rückert.

Die in diesem Schreiben gemachten Anerbietungen scheinen der Leipziger Firma insgesamt nicht lockend gewesen zu sein, vielleicht auch führte eine weitere Verhandlung bezüglich der materiellen Bedingungen zu keinem Resultate. Erschienen sind die drei hier erwähnten Bücher insgesamt, jedoch durchweg in anderem Verlage, und zwar die zweite, durch neue Makamen vervollständigte Auflage der „Verwandlungen des Ebn Seid" in demselben Verlage, welcher die erste Auflage herausgebracht, Cotta in Stuttgart, jedoch erst 1837. Die ausführlichen Noten des ersten Bandes erscheinen in derselben ganz weggelassen. Für die „Hamâsa" fand der Dichter vollends erst 1846 einen Verleger („Hamâsa oder die ältesten arabischen Volkslieder". Gesammelt von Abu Temmâm. Übersetzt und erläutert. Stuttgart, Liesching 1846. 2 Bände). „Rustam und Suhrab" endlich erschien gleichfalls erst 1838 im Verlage von Enke in Erlangen. Hingegen übernahm Weidmann im folgenden Jahre, 1830, den Verlag eines hier nicht erwähnten Rückertschen Werkes: „Hebräische Propheten. Übersetzt und erläutert;" ebenso begann im selben Verlage 1836 „die Weisheit des Brahmanen" zu erscheinen. Darauf bezieht sich das folgende, gleichfalls sehr charakteristische Schreiben:

Neuseß, d. 22. Aug. 37.

Hochgeehrter Herr!

Ich danke Ihnen für die angenehmen Nachrichten, daß es mit dem Druck der neuen Bändchen zum Brahmanen so rasch geht. Hätten wir nur erst den ganzen Mann und seine weisheitschwere Weisheit expedirt! Aber er wird uns damit noch zu schaffen machen. Ich schaudere vor dem noch aufgehäuften Vorrath. Daß Sie sich nicht täuschen! wir sind noch keineswegs auf der Hälfte. Doch zum Glück wachsen keine neuen Massen mehr nach, sondern nur Ergänzungen zu dem Abschnitt, der der letzte seyn soll, worin der Brahmane erst eigentlich als solcher auftritt. Ob aber Sie und die Leser den Muth

Digitized by Google

nicht verlieren, ihm bis dahin zu folgen? Ich habe mit Absicht im zweiten und dritten Bändchen nichts von den inzwischen einzeln gedruckten Stücken aufgenommen, um desto mehr von meinem Vorrath loszuwerden. Eine gute Partie könnte ich auch vom Ganzen als eigenes Werk oder Beiwerk, unter dem Titel Brahmanische Erzählungen abtrennen, lauter solche Stücke, wie deren mehrere schon im ersten Bändchen, und einige auch in den beiden folgenden, zwei der größten aber am Schlusse des Erlanger Musenalmanachs sich finden.*)

Nun aber wie werden wir endlich handelseins? Ich versuchte anders zu rechnen als Sie, und Ihr Herr Schwager war gekränkt, ja empfindlich. Dann zog ich zurück, und wollte es beim Alten bewenden lassen, und nun ist Ihnen das wieder nicht recht. So sei es denn also: Setzen Sie einen Contract auf, worin Sie mir für jede Auflage zu 1500 Exemplaren eines jeden Bändchens von ungefähr gleichem Umfang, mit bestimmter oder unbestimmter höchster Zahl solcher Bändchen, so viel Honorar zusagen, als Ihnen möglich ist, ohne den Ladenpreis zu erhöhen, oder die Ausstattung des Druckes zu verschlechtern; und seien Sie versichert, daß ich schlechterdings kein Mißtrauen gegen Sie hege. Was war es auch weiter, was mir Hirzel so übel nahm, als daß ich ihm verrieth, ich habe mich in meiner Rechnung getäuscht, und die Bedingungen für besser gehalten, als ich sie nun gefunden, indem ich nur 1000 statt 1500 Ex. im Sinne gehabt? Daß ich nun den Wunsch daran gekünpft, wirklich bessere Bedingungen zu erhalten, müssen Sie meiner Habsucht verzeihen. Ich möchte gern viel Geld haben, nicht um es zu haben, sondern um dieses lumpige Neuseh behalten zu können, das ich entweder übernehmen oder verkauft sehen muß; und daß an diesem mein Herz hängt, können auch Sie schon wissen.

Was nun eine Gesammtausgabe meiner Werke betrifft, so könnte freilich eine solche mir am gründlichsten Neuseh sichern. Ich glaube auch nicht, daß ich mit jemand anders besser stehen würde als mit Ihnen, ob mir gleich schon einige vorläufige Anträge von andern Orten darüber gemacht sind. Aber die Sache scheint mir noch nicht reif. Sie wissen ja z. B. noch gar nicht, von welchem Umfang diese sämmtlichen Werke seyn werden, ehe noch, um andres zu übergehen, der gesammelten Gedichte letzter Band erschienen ist, welches der jetzt druckfertige vierte noch nicht und vielleicht noch nicht einmal der fünfte seyn wird. Übrigens kann ich mit Heyder abbrechen, wann ich will, und von dieser Seite steht einer Gesammtausgabe nichts im Wege. Ich kann jeden Band der Gedichte, z. B. jetzt den vierten, den letzten, und auch jede neue Auflage eines Bandes die letzte seyn lassen, was ich mir ausdrücklich vorbehalten habe. Nur einen Zusatz hat Heyder dabei im Contract eingeschoben, der mir unversänglich schien, mich vielleicht nun aber doch beengen möchte: daß, wenn ich eine Gesammtausgabe meiner Werke beabsichtige, ich ihm zuerst diese anbieten sollte. Das könnte wie ein Verkaufs- oder Einwandrecht herauskommen, welches jeden anderen abschrecken möchte, sich mit mir in einen Handel einzulassen, den er am Ende für einen Fremden schlösse. Was sagen Sie selbst dazu? und wie rathen Sie mir, mich aus dieser Klemme loszumachen? doch hol's der Teufel! da schreibe ich einen ganzen Nachmittag über den leidigen Mammon, statt etwas würdiges zu denken oder zu dichten. Haben Sie das Herz und bieten mir für meinen ganzen Plunder etwas rechtes, damit ich ihn auf immer los werde, und nie hinfort mehr zwischen meinen Versen an deren Verschleiß zu denken brauche. Dieser Erbärmlichkeit hätte mich ein großmüthiger König überheben sollen, nun kann es nur ein muthiger Buchhändler.

Mit schönen Grüßen an den lieben Schwager,
Hochachtungsvoll
Ihr
ergebenster
Rückert.

Der Brief bedarf kaum einer besonderen Erläuterung, da die finanziellen Schwierigkeiten, in welche Rückert um seines Landguts willen geriet, genügend bekannt sind. Zu einer Gesammtausgabe seiner Schriften, für welche, wie wir aus diesem Schreiben ersehen, Heyder in Erlangen ein Vorkaufsrecht erworben, kam es bekanntlich erst nach des Dichters Tode. Bei der Klage über den „großmüthigen König" hat Rückert natürlich Ludwig I. von Bayern im Auge. Mit welchem Rechte muß dahingestellt bleiben. König Ludwig hatte für Rückert das Seine gethan, als er ihn trotz des heftigen Einspruchs der Erlanger akademischen Kreise zum Professor ernannte. Daß Rückert diese Stellung durch seine Abneigung gegen die Lehrthätigkeit minder lukrativ gestaltete, als sie hätte sein können, war eigentlich doch nicht des Königs Schuld. Auch das nachstehende Schreiben, welches weiter keiner Erläuterung bedarf, beschäftigte sich teils mit der „Weisheit des Brahmanen," teils mit Rückerts pekuniären Schwierigkeiten:

Erlangen d. 8. Jul. 40.

Hochgeehrter Herr!

Durch Ihre Sendung von 336 fl. 36 kr., worüber ich dankbar quittire, bin ich sehr angenehm überrascht worden, nicht nur, weil ich dadurch Mittel erhalten aufs Land zu gehen, wozu ich längst den Urlaub habe, sondern auch, weil ich aus Ihrem langen Stillschweigen schloß, daß gar nichts mehr zu hoffen sei. Ich danke Ihnen gleichsehr für Ihre Bemühung wie für Ihren Zuschuß. Daß die Leute nicht an den Brahma-Erzählungen anbeißen wollen, sieht den Leuten ähnlich. Die darin enthaltene Savitri ist viel zu gut für sie; ich meine nicht mein Machwerk daran, sondern den Inhalt der alten Geschichte. Die Einrichtung, die Sie mit der Weisheit treffen wollen, um sie loszubringen, hat ganz meinen Beifall; gleichwohl kann ich eigener Umstände wegen noch keine Zustimmung dazu geben. Ich habe nämlich alle meine buchhändl. Angelegenheiten einem erprobten und erfahrenen Freunde, Stadtgerichtsrath Scheler in Coburg übergeben, und ihm schriftlich versprechen müssen, nicht das geringste ohne ihn zu thun. Aber schon nächsten Sonntag geh' ich nach Coburg, und mein Vormund soll Ihnen auf der Stelle schreiben. Es wäre ja zu weitläufig Ihnen zu erklären, durch welche Bedrängnisse ich genöthigt wurde, mich

*) Erlanger Musen-Almanach für 1838. Herausgegeben von Friedrich Rückert. Erlangen, Fred. Enke. Darin Seite 271–309 „Brahmanische Erzählungen" (Sôhnde. Sawitri).

Digitized by Google

unter solche Vormundschaft zu begeben. Möchte mir dadurch, was ich wünsche, Entlastung von schweren Lebenssorgen, und Ruhe, die ich aufs nöthigste brauche, zu Theil werden.

Hochachtungsvoll und dankbar

der Ihrige

Rückert.

Der in diesem Schreiben erwähnte Freund, Ferdinand Scheler, war es auch, welcher auf Rückerts Wunsch für diesen bei der Erwerbung des Gutes Neuseß intervenirt hatte. Nun suchte er ihm die Sorgen ehrlich abzunehmen, allerdings nicht immer mit hinreichendem Erfolg.

„Die Weisheit des Brahmanen" gestaltete sich allmählich zu einem besseren buchhändlerischen Geschäfte, als ursprünglich zu vermuten gewesen. Bereits 1843 kam es zu einer zweiten, 1851 zu einer dritten Auflage. Darauf bezieht sich das nachstehende Schreiben Rückerts an Weidmann:

Neuseß 23. März 51.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Es war mir eine wahre Freude, nach der langen Zeit wieder ein Lebenszeichen von Ihnen zu erhalten. Daß Sie meine Sachen wieder auflegen wollen, ist mir fast unbequem überraschend; ich glaubte sie vergessen, wie ich sie jetzt vergessen hatte, und dachte sie sollten vorderhand ruhen bis zu meinem Tode. Nun muß ich erwarten, daß irgend ein weiser Jünger der Neuesten Zeit mich gelegentlich mit unverstandenem Maße messe, doch natürlich lasse ich geschehen und über mich ergehen, was die himmlische und Ihre buchhändlerische Vorsehung verhängen, und tröste mich mit dem realen Gewinn, den von Ihnen bestimmten Honorar. Nur mache ich eine Bedingung dazu: Statt der mir herkömmlich zukommenden Freiexemplare, die mir unnütz sind, lassen Sie mir Ihren Catalog zukommen und bestimmen, bis zu welcher mäßigen Summe ich von Ihren Verlagsartikeln dafür beziehen darf. Gott schenke Ihnen Wohlseyn und guten Mut gegen diese niederträchtige Zeit.

Ergebenst

Rückert.

Das auf Seite 129 reproduzierte Gedicht-Manuskript, welches die Handschrift Rückerts in seinen späteren Lebensjahren veranschaulichen soll, verdanken wir der freundlichen Mitteilung des Herrn Eduard Fischer von Rösslerstamm in Graz. Das Gedicht fehlt in den Gesamtausgaben, ist jedoch im „Deutschen Musen-Almanach. Erster Jahrgang. Mit Beiträgen von Rückert, Lenau, Bechstein und anderen. Leipzig, Tauchnitz 1840", Seite 198 gedruckt erschienen. Unsere Reproduktion giebt leider durch ein Versehen die Korrekturen des Dichters nicht wieder; dieselben sind insbesondere in der Zeile sechs von unten erheblich, welche nach der Korrektur lautet: „Dafür biete ich dir hier die lautere Liebe."

Eine Reihe von Briefen Rückerts an Deinhardstein, sowie an zwei andere österreichische Poeten, die manches Interessante enthalten, werden wir gelegentlich folgen lassen.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Neues aus der Goethelitteratur.

Soweit hat die wissenschaftliche Forschung der Litterarhistoriker schon das allgemeine Interesse vorwärts gedrängt, daß der gebildete deutsche Leser über die Klassiker sowohl, als über seine Lieblingsdichter eine Vieseitigkeit und Vertiefung begehrt, welche noch vor wenigen Jahrzehnten weit über seine Wünsche hinausgingen. Man denke nur an die beschiedenen älteren Lebensbeschreibungen, an die Schäfer, Döring, Palleske u. a.; mit Danzels Leffingbiographie beginnt die Reihe neuer, großer, wenigstens teilweise abschließender Arbeiten, wie sie jetzt im Zuge sind. Unter die Mittel, deren ein ernstes geschichtliches Verständnis bedarf, gehört es, die Beziehungen des Dichters zu seinem Publikum darzulegen; beide greifen ineinander, beide zusammengesetzt machen ein Ganzes, wie Wilhelm Scherers leider unfertig hinterlassene Poetik uns so schön betehrt. Dieser Erkenntnis entspringen die neuesten häufigen Bücher über „die Aufnahme' von Dichtern „bei ihren Zeitgenossen'. In dem wirren Chorus von Stimmen, welcher uns aus den alten Zeitschriften entgegentönt, schlägt der schrille Klang des Mißfallens und des Tadels schärfer an unser Ohr als der uns so selbstverständlich dünkende einförmige Beifall. Und sind die Persönlichkeiten der Opposition nur einigermaßen achtbare Charaktere, so ist auch aus ihren Worten reichlich zu lernen; ist doch die Gabe, verständig zu loben, soviel seltener, als klug zu tadeln. Darum ist das Buch Julius Eckardts „Garlieb Merkel über Deutschland zur Schiller-Zeit" (Berlin, Paetel 1887) von vorneherein unserer Aufmerksamkeit sicher. Merkel war keineswegs ein unbedeutender Mensch, und wenn er heute für die Litteraturgeschichte in ein paar Spottversen Goethes aufbewahrt ist wie eine Fliege im Bernstein, so ist dieses Schicksal, trotz seiner kritischen Missethaten, nicht ganz verdient. Der kleine, gescheite Livländer, welcher in der Einsamkeit an den französischen Encyklopädisten sich erzogen hatte, trat in den deutschen Büchersälden Leipzig, Jena und vor allem in Weimar, sehr selbstbewußt und unbefangen auf, beurteilte bei seiner geringen Kenntnis der deutschen Litteratur die großen Dichter gar nicht als solche, sondern als Menschen, maß ihr Verdienst nicht an den von ihnen selbst gesteckten Zielen, vielmehr an einem Ideal des gemeinnützigen Wirkens und der Humanität, dem Engel näher stand als Goethe, Wieland näher als Schiller. Vermochte Merkel der wahren Bedeutung unserer klassischen Poesie nicht gerecht zu werden, so hat er ja seinen Lohn dahin. Allein das darf uns nicht hindern, die Schärfe und Klarheit seiner Beobachtungen anzuerkennen. Es ist z. B., ob auch mit Einschränkung, gewiß richtig, wenn er der Emsigkeit untergeordneter Zeitungsschreiber, wie Böttiger, ein gut Teil von Weimars damaligem Ruf zurechnet. Er spricht als ein Weltmann über das kleine dürftige Leben Mittelteutschlands. Wir sind gewöhnt, uns die Umgebung unserer großen Dichter in zierlichem Rokoko vorzustellen, und es giebt nur wenige Bücher, durch die uns die wahren Verhältnisse vor Augen gerückt werden. Zähle ich in letzter Reihe Biedermanns kulturgeschichtliches Werk über Deutschland im 18. Jahrhundert, so scheinen mir auch die Aufsätze von Merkel ein wertvoller Beitrag, der uns hilft, das Enge und Ärmliche der Zustände zu begreifen, aus welchen die Meisterwerte Goethes und Schillers emporstiegen. Und in einem Punkte war Merkel allen unseren Litteraturgrößen überlegen: er besaß politischen Blick, er erkannte schon 1805 die Notwendigkeit einer deutschen Volkserhebung wider Napoleon und bezeichnete Preußen als die Vormacht eines künftigen Deutschland. Das kann nur wenigen nachgerühmt werden, und daraus erklärt sich auch Merkels einflußreiche Stellung als Redakteur des „Freimütigen", nachdem er sich von der lästigen Vergesellschaftung mit Kotzebue gelöst hatte. Wollen wir ein deutliches Bild des geistigen Lebens in Deutschlands zu jener Zeit gewinnen, so müssen wir mehr als bisher auf die Lektüre der gebildeten Massen achten. Für diese war Merkel einer der Führer. Ziehen wir auch von seinen Berichten ab, was Selbstgefälligkeit und Eitel-

Digitized by Google

keit ihn übertreiben ließen, so erübrigt ganz Interessantes, und Eckardts gedichtete Zusammenstellung wird ihm dauernd zu gute kommen.

Eine Art Rettung ist es auch, welche in dem Büchlein „Christiane von Goethe, geb. Vulpius“ (2. Aufl. Leipzig, Friedrich 1888) von C. B. Emma Brauns versucht wird. Wir wissen eigentlich so wenig über Christiane, daß jede Mitteilung willkommen sein muß. Darum waren uns auch die unlängst (1887) veröffentlichten Briefe Christianens an Nikolaus Meyer eine erfreuliche Gabe. Die vorliegende Schrift allerdings enttäuscht uns. Sie enthält nicht das mindeste zu neuen sachlichen Angaben, sondern eine Verteidigung Christianens, die sich ganz aus dem längst bekannten Material aufbaut. Das wäre gewiß ein harmloses Vergnügen, wenn die Verfasserin den Leser nicht zumutete, einen Klatsch für den andern einzutauschen. Indem sie mit Recht viel Schimmes leugnet, das Christiane nachgesagt wurde, ist sie eifrig bemüht, alles Schlimme zusammenzusammeln, das man Frau von Stein nachsagte. Die ganze unerquickliche Streitfrage, die vor etlichen Jahren müßige Federn in Bewegung setzte, wird uns hier wieder berichtet. Scheint mir dergleichen schon unsaubere Männerarbeit, so finde ich es unziemlich für eine Frau, die Spucknäpfe der Litteraturgeschichte vor dem Publikum umzuschütten. Auf diese Art stellt man das Urteil über Christiane nicht richtig, nur von der genauen Einsicht in die Geschichte des Goethe'schen Hauses, wie sie uns eröffnet werden wird, läßt sich Günstiges erwarten.

Weit ab von diesen niedrigen Gefilden führen uns die „Populären Vorträge über Dichter und Dichtkunst von Dr. Ernst Grad“ (Triest, Schimpff 1887), eine dritte Folge, Essays über Goethes Tasso und Faust, über Heinrich von Kleist. Die Vorträge leiden an Beschränktheit des Ausblicks, bleiben hinter der heutigen Forschung ziemlich weit zurück, gehören überhaupt einer älteren Betrachtungsweise an. Trotzdem werden sie weiteren Kreisen nützlich sein und verdienen freundliche Aufnahme, weil sie aus ehrlicher Begeisterung und mit angenehmer Wärme geschrieben und geeignet sind, die unbefangene Freude an der Schönheit der besprochenen Dichtungen zu wecken.

Etwas anspruchsvoller treten „Zwei Goethevorträge von Stephan Waetzoldt“ (Berlin, Wilhelmi 1888) auf, die sich mit Goethes Jugendsprache und seinen Beziehungen zur Romantik befassen. Mir ist nicht aufgefallen, daß darin etwas Neues oder neue Auffassung zu Tage träte, aber auch nichts Falsches und Tadelhaftes. Der erste Vortrag ist durch den Zweck, die Förderung des deutschen Sprachvereins, in etwas bestimmt, ruht trotz leisen Einwänden wider die philologische Forschung in der Hauptsache auf den Arbeiten von Burdach u. a., giebt aber ein richtiges Bild von der Sprache des jungen Goethe. Der zweite schildert vorerst Goethes persönliches Verhältnis zu den Führern der Romantik und zu deren eingelnen Phasen. Der Verfasser hält die Romantik für überwunden, was ich angesichts mancher Erscheinungen der modernen katholischen Poesie in Deutschland nicht ganz zugeben kann. Beide Vorträge lesen sich gut, obgleich der Ausdruck, wenigstens nach meinem Geschmack, durch eine gewisse Überfülle von Bildern zu bunt wird.

Als eine wissenschaftliche Arbeit will die „litterarische Studie“ von Johann Weiß über „Goethes Tancredübersetzung“ (Troppau, Zenker 1886) aufgefaßt werden. Das ist in der That eine recht lehrreiche Schrift und mag besonders allen Übersetzern zum aufmerksamen Lesen empfohlen werden. Der Verfasser legt das Verhältnis von Goethes Text zu dem Voltaires eingehend in der Folge der Scenen dar (rätlicher wäre Zerfällung in Sachgruppen gewesen), wobei natürlich die Abschnitte, in denen Goethe ganz treu übersetzt, den Lernenden am meisten Nutzen bringen werden. Die Sorgfalt im Kleinen lohnt sich da recht augenfällig durch die hübschen Ergebnisse.

Nicht ganz dagegen rechtfertigt die „Studie über Goethes Iphigenie auf Tauris von Wilhelm Bittmann (Hamburg, Richter 1888) ihren Titel. Eine Schrift von 274 Seiten über dieses Thema ist zu weitläufig, wenn sie so wenig Greifbares enthält wie die vorliegende. Der Titel führt irre, denn eigentlich giebt der Verfasser einen fortlaufenden Kommentar, eine umschreibende Analyse des Stückes. Er verfährt dabei ganz unkritisch und kümmert sich gar nicht um die zeitgenössische Forschung über den Gegenstand. Am Fuße der Seiten bringt er zahlreiche Parallelen zu den Versen des Dramas aus anderen Werken Goethes, insbesondere aus Wilhelm Meister, der Italienischen Reise und der natürlichen Tochter bei. Die letzten scheinen mir recht nützlich, die ersteren sind bekannt, manche hängen überhaupt nur sehr lose mit dem Texte der Iphigenie zu. Das Buch kann ich nur Lesern empfehlen, die über sehr viel Muße verfügen.

Ganz wohnen sich der Erläuterung Goethescher Werke zwei Hefte, die Paul Klaue (Berlin, Bieber 1886 87) herausgegeben hat: Götz von Berlichingen und Egmont betreffend. Ihnen ist eine eigene Begleitschrift „Zur Erklärung deutscher Dramen in den oberen Klassen höherer Lehranstalten“ beigegeben worden. Ich gehöre nicht zu denen, welche mit dem Verfasser die gänzliche Ausschließung der Litteraturgeschichte vom Gymnasialunterricht billigen; soll aber an ihre Stelle die erklärende Betrachtung großer Dichterwerke treten, dann halte ich die sorgsame, von innen nach außen arbeitende Vorbereitung des richtigen Verständnisses, wie es der Verfasser betreibt, für anerkennenswert und förderlich. Kein Zweifel, die Schüler, welche nach diesen Kommentaren unterrichtet werden, eignen sich Goethes Dramen gründlich und bleibend an, ohne mit philologischen Einzelheiten überlastet und abgestumpft zu werden. Jedenfalls mögen manche Lehrer, die allzusrüh die „unreifen Himmelsfrüchte“ der wissenschaftlichen Forschung ihren Schülern darreichen, aus diesen Schriften eines erfahrenen Pädagogen Nutzen ziehen.

Graz. **Anton E. Schönbach.**

Lyrische Gedichte.

Unsere moderne Lyrik treibt zahlreiche, aber selten schöne, oft taube Blüten. Von den vielen lyrischen Sammlungen, die alljährlich bei uns im Druck erscheinen, ist ein Zehntel gewiß nicht einmal die Druckschwärze wert; drei Zehntel enthalten neben guten und dankenswerten Gedichten allerlei triviale, leere oder gar peinlich abstoßende Verse; fünf Zehntel mögen, an sich betrachtet, durchweg hübsch und erfreulich sein, nur fehlt ihnen jede Originalität, jede charakteristische Eigenart; und kaum ein Zehntel ist als ein wirklicher, bleibender Gewinn unserer Poesie zu verzeichnen. Es ist ja recht löblich, wenn auch in unserer sonst nüchternen und prosaischen Zeit Menschen, die wärmer oder lebhafter empfinden, Menschen, deren Phantasie regsamer arbeitet, sich gelegentlich in der Kunst des Versschmiedens üben; aber müssen denn solche Übungsprodukte, die höchstens für den Verfasser selbst und vielleicht noch für seine drei, vier Freunde einen Wert haben, gedruckt, dem allgemeinen lesenden Publikum, dem sie gar nichts oder gar zu wenig sagen, vorgelegt werden? Dürfen sie diesem Publikum vorgelegt werden, wenn der Verfasser nicht einmal die deutsche Sprache und die äußerlichen Regeln des Versbaus vollständig verstebt?

Da leidet z. B. Emil Steiner unter dem Titel „Hyoolie, ein Sudetenschatz“ Nibelzahlieder in die Welt (Berlin, J. Zenkers Verlag 1888), in denen oft nichts als ein leeres Geklingel mit Worten, hohler Schwulst, aus den man mit Mühe einen Satz herauskonstruieren kann, oder gar barer Unsinn zu finden ist. Von einer formalen Durchbildung der Sprache hat der Verfasser keine Ahnung; mit der äußern Form des Verses wird er kaum nodürftig fertig. Nur wo er die einfachsten Töne des Volksliedes anschlägt, bringt er erträgliche, auch hier niemals eigenartige oder große Poesie zustande, und dann und wann gelingt ihm auch ein bescheidenes Gedicht, in welchem ein spezifisch gedanklicher oder moralischer Gehalt niedergelegt ist. Sobald er aber einen nur etwas höheren Flug nimmt, ist er rettungslos verloren: da stammelt er oft nur oder faselt gar.

München. **Franz Muncker.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

IV. Band. 5. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. Juni 1888.

Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Digitized by Google

Dichtungen

von

Rudolf von Gottschall.

Lucifera.

Aus den Blättern eines Weltfahrers.

I.

Wann stimmt ein friedliches Behagen
Mir meine Saiten zum Gesang?
Ich, ewig Schalten nachzujagen,
Treibt mich ein ungestümer Drang;
Und wenn ein Eden zauberschön
Mich bannt an heimatlichen Ort,
Mich locken stets die blauen Höhn
In ihre duft'gen Fernen fort.

Und was ich habe, wird zur Kette,
Die Freiheit such' ich und das Glück;
Ich flieh' der Heimat Friedensstätte
Und kehr' doch stets zu ihr zurück.
So schwank' ich zwischen nah und fern,
Ein irres Blatt, vom Sturm verweht:
Selbst dort verweilte nicht mein Stern,
Wo eines Heilands Wiege steht.

II.

Ich seh' sie alle, die gepriesnen Schönen
In ihrer Schönheit Glück, die muntre Schar:
Die Wange jugendfrisch, die Augen klar.
So schweben sie dahin bei heitern Tönen.

Die Blumen fehlten dir, die sie bekrönen,
Doch schmückt dein dunkler Kranz dich wunderbar;
Wir droht von dir viel süßere Gefahr
Als von den andern, die dich stolz verhöhnen.

Aus düstren Locken schaust du finster drein,
Entschlossnen Sinns, mit scharfgeprägten Zügen,
Die keinen Frieden, keinen Himmel lügen.

Doch dir im Auge glüht ein Feuerschein.
Verwandter Dämon, deine Zauber locken,
Und in die Flamme stürz' ich unerschrocken.

III.

Du stehst allein! Wie regt sich holdgesellig
Der bunte Schwarm und lächelt selbstgefällig.
Die Eitelkeit durch alle Säle schreitet,
Die Pfauenräder prunkend ausgebreitet;
Hier heitres Scherzen, dort verschwiegnes Kosen,
Und ihre Falter finden alle Rosen.
Du stehst allein, beiseite, unbeachtet,
Die Stirn von düsterem Gewölk umnachtet.
Die andern fliehn, ich suche deine Nähe,
Da ich in dir den finstern Geist erspähe,
Der jeden Rosenflor im Sturm zerrüttet
Und seine Welter auf den Pfad mir schüttet.

IV.

Wozu das Leben? Ach, die ew'ge Frage
Tönt in der Menschen wilden Drang bei Tage,
Tönt in der Sterne Reigentanz zur Nacht.
Sie löscht mit jeder Kerze am Altare,
Sie fällt mit jeder Scholle auf der Bahre;
Mit jedem Wesen ist sie neu erwacht.

Sie schlüpft mit dem Insekt aus seiner Hülle,
Regt sich in der Geschöpfe bunter Fülle,
In der verlarvten Schöpfung Maskentanz.
Wo auf den Schild die Kämpfer sterbend sinken,
Wo Lorbeern spähen Ruhms den Künstlern winken —
Da schwingt sie in der Hand den welken Kranz.

Und frag' ich dich, mein Kind, was ist das Leben?
Ein Rätsel, stets von neuem aufgegeben;
Doch wer errät den tiefgeheimen Sinn?
O nur ein Wort kann diesen Zauber brechen!
Die Liebe ist's, ich wag' es auszusprechen;
Nun stürz, o Sphinx, mich in den Abgrund hin!

V.

Steht erst enthüllt du dich, du schweigend Wunder!
Erst da du sprichst, wird dein Geheimnis kund.
Des Wortes Balsam macht auch mich gesunder,
Doch nicht das Wort allein macht mich gesund.
O, keine Schuld verdüstert deine Tage,
Das Unglück nur und die Verlassenheit;
Auf deinen Lippen wohnt die ew'ge Klage:
Das Ungenügen dieser Erdenzeit.

Ein hoher Sinn mit kühnen Geistesflügen
Verödet oft das Heiligtum der Brust;
So laß uns schlürfen seliges Genügen,
Den Feuerwein entzückter Liebeslust.
Da öffnet sich das Leben unermessen,
Nur Meer und Himmel, die der Sturm vermählt!
Da lernen wir in süßem Rausch vergessen,
Wie Tag auf Tag sich bis zur Grube quält.

Digitized by Google

VI.

Fort, fort aus diesem leeren Treiben,
Hinweg aus dieser Kerkerhaft!
Wie Hauch des Winters an den Scheiben
Erstarrt der Hauch der Leidenschaft.
Da wandelt mit gemessnem Schritte,
Blutleeren Schattenbildern gleich,
Die starre Priesterin, die Sitte,
Durch ihr entseeltes Sklavenreich.

Da ist das Morgen wie das Gestern
Von ihrer Weisheit arg gequält,
Nur wie ein Paar geschwätz'ger Schwestern,
Das sich das gleiche Büchs erzählt.
Die Flamme muß zur Asche werden,
Zur Buße auf das Haupt gestreut;
Es wird mit kläglichen Gebärden
Verdammt, was meist das Herz erfreut.

Aus Blumen selber Ketten winden,
Ist ihre Lust und ist ihr Amt:
Ein freigeborenes Empfinden
Wird schon zum Sklavendienst verdammt.
Ein Hauch ist's, wie der Duft der Rose.
Wer mißt es mit dem Maß der Zeit?
Es trägt ja doch das zeitenlose
Im Augenblick die Ewigkeit.

O nicht ein kalter Hauch entblättre
Das Glück, um das die Seele wirbt!
Ein Blitz vom Himmel nur zerschmettre,
Was schön im heil'gen Feuer stirbt.
Fort über hohe Alpenriesen!
Zum Daubersee sind wir entrückt,
Dem ew'ger Lenz mit Paradiesen
Die Inseln und die Ufer schmückt.

Da gleiten wir bei Mondenhelle
Dahin auf träumerischer Bahn;
Es plaudert die geschwätz'ge Welle
Nur leis mit dem verschwiegnen Kahn.
Da leuchten uns des Himmels Kerzen,
Der Stern der Liebe hält die Wacht . . .
Und selig ruhn wir Herz an Herzen,
Und nichts verrät die trunkne Nacht.

VII.

Isola Bella — hoch von den Terrassen
Schaun wir die abendliche Purpurflut.
Fern stürmen sich die hohen Bergesmassen,
Die Häupter badend in der lichten Glut.
Dort heimwärts geht's auf steilen Alpenpässen:
Wir lernen hier die Heimat nie vergessen.

Isola Bella! Wehe rings am Strande!
Durch eines Kirchleins Chür der Kerzen Schein.
Da winkt im Raphaelischen Gewande
Die Himmelskönigin zu sich herein.
Und alles leer. Kein lebend Wesen drinnen,
Kein Diener Gottes, keine Beterinnen!

Zum einsamen Altar sind wir getreten;
Madonna, segne freier Liebe Glück!
Wenn unsre Lippen küssen, statt zu beten,
Die Gnadenmutter weist uns nicht zurück.
Von solcher Andacht ward sie selbst durchschauert,
Der Welt zum Segen, welcher ewig dauert.

VIII.

Ist's denn so schwer, ein Glück zu hüten,
Das immer neue Blüten streut?
Was soll dein dumpfes, finstres Brüten,
Das Aug', das oft das meine scheut?
Was fliehst du dich von meiner Seite
Und irrst allein im Abendlicht?
Wer Glück entbehrt, der sucht das Weite;
Wer Glück besitzt, ersehnt es nicht.

Und Brief auf Brief — ich darf nicht fragen,
Ob mich's unheimlich fremd berührt.
Ich habe den vergangnen Tagen,
Die du erlebt, nicht nachgespürt.
Du fielst mir nieder von den Sternen,
Ein Lichtgebild, des Äthers Kind:
Ich will es nicht begreifen lernen,
Daß irdisch deine Pfade sind.

Es legt sich deine Stirn in Falten,
Und um die Lippen zuckt's wie Hohn.
So früh kann Liebe nicht erkalten,
So rasch ist nicht ihr Glück entflohn;
Und jener fremde Mann am Gitter,
Dem abends du die Rose brachst:
Wer ist der kecke irre Ritter,
Mit dem du holde Worte sprachst?

Mich faßt ein Sehnen unergründlich,
Ich ahne schmerzlichen Verlust.
So wandelbar, so leichtentzündlich
Ist ja das Herz in deiner Brust.
Was einst ich liebte, was ich ehrte,
Ich mußt' es opfern ohne Wahl;
Jetzt in das Herz, das unbewehrte,
Senkst du den mörderischen Stahl.

IX.

Es ist geschehn . . ich bin allein,
Allein mit meinem bittern Weh;
Wie höhnt mich rings der Sonnenschein;
Schwer flutet der metallne See.
Die Felsen blicken kalt hernieder,
Weiß Myrthenzweig und Lorbeerblatt,
Und spiegelt meinen Schmerz es wieder . . .
Ein Eden wird zur Trümmerstatt.

Digitized by Google

Die Sonne schwindet — fahl und grau
Verhüllt ein Wetter rings die Welt;
Mich soll's nicht kümmern, wenn ihr Bau
Jetzt über Nacht in Trümmer fällt.
Sie floh — und ließ mir diese Zeilen,
Wie brennen sie in meiner Hand:
„Leb wohl! Ich darf nicht länger weilen,
Zerrissen sei das flücht'ge Band.

Ich bin es selbst, Lucifera!
Des Dämons Flammen glühn in mir;
Ich bin im Flug bald hier, bald da,
Ein unersättlicher Vampyr.
Wollust sind mir gebrochne Schwüre,
Ein glückzerstörend Scheidewort,
Und eine jauchzende Walkyre
Stürm' ich mit meinen Cohen fort.

Denn tödlich ist wie Stahl und Gift
Verlassner Liebe wilder Schmerz;
Ich fühle, wenn die Rache trifft
Durch meine Hand der Männer Herz.
Nach kurzem Rausche der Erhörung
Stoß' ich sie in die Nacht zurück;
Mit Raserei und Wahnbethörung
Verfolgen sie ein fliehndes Glück.

Sie fluchen mir — mich kümmert's nicht;
Das ist kein Trost, der sie erquickt,
Wenn das hinabgebrannte Licht
Klägsich im eignen Qualm erstickt.

Mag Reue in des Grams Umnachtung
Beschimpfen das zerrissne Band —
O, selbst die Waffe der Verachtung
Wird machtlos in gelähmter Hand.

Und ich — im Rausche freudenlos.
Gift hat für mich, nicht Schlaf der Mohn,
Mir blüht aus des Entzückens Schoß
Verzweiflung nur und kalter Hohn,
Denn rastlos muß ich selber wandern,
Mich treibt ein blindes Schicksalwort:
Von einem treibt es mich zum andern
Mit ew'gem Ungenügen fort.

Ich bin das Wollen schwer und dumpf,
Das in der Schöpfung Tiefen gärt;
Ich bin die Blume, die der Sumpf
In seinem Moder zeugt und nährt.
Ringsum das Leuchten der Verwesung,
Das trügerisch den Sinn berückt!
O, nimmer giebt's für den Genesung,
Der diese Totenblume pflückt!"

Das sind des Dämons Züge hier,
Sie bannen mich gespensterhaft!
Versunken alles hinter mir,
Was andern Glück und Frieden schafft.
Ob rückwärts ich die Schritte wende,
Wo frommer Liebe Stern erblich?
Legt jetzt sie mir aufs Haupt die Hände,
Ihr Segen wird zum Fluch für mich!

Wera.

„Bei mein — und komme was da mag!
Du hast mit einem Zauberschlag
Verwandelt meine Seele!
Dein Aug' ist Glut, mein Herz ist Glut;
In heißen Pulsen wallt mein Blut,
Und fehlst du mir, ist mir zu Mut,
Als ob mir alles fehle.

O zaubrisch schön dein Angesicht!
Es ist der Schönheit heil'ge Pflicht,
Die Herzen zu beglücken.
O, meine Seel' ist Ein Gebet,
Das dich um Gunst und Gnade fleht . .
Aus deines Kleides Falten weht
Berauschendes Entzücken."

Das spricht des Czaren Offizier,
Dann liegt er auf den Knien vor ihr,
Der schönsten aller Frauen.
Die Purpurblume lockt und winkt,
Aus der zur Nacht der Faller trinkt,
Um die das Irrlicht zuckt und blinkt . .
Sie atmet süßes Grauen.

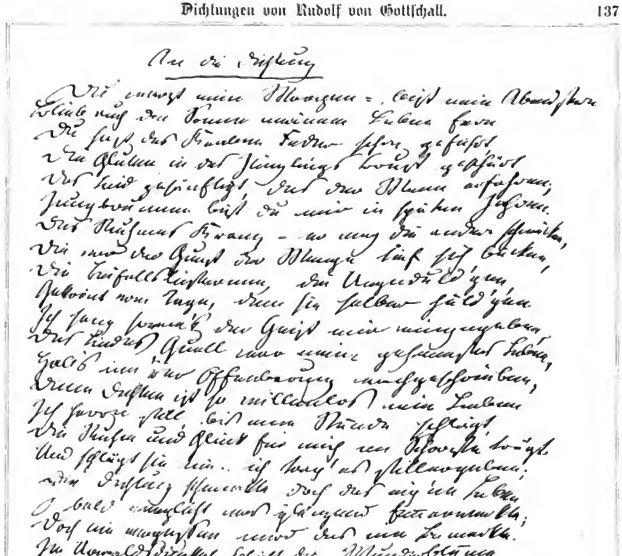
„Bei mein — so sprech' auch ich zu dir;
In alle Schrecken folge mir,
Ein Sklave blind ergeben!
O Lieb' und Schönheit sind nur Tand;
Ich werf' sie in den Opferbrand;
Der Freiheit und dem Vaterland
Die Ehre und das Leben!

Dein Wort, dein Schwert . . und diese Schrift!
Der Engel, welche sicher trifft,
Ist der Verrat verfallen.
Von heut ab ist dein Feind der Czar,
Der lang dein Herr und Herrscher war.
Führ zu den Unsern deine Schar,
Wenn unsre Fahnen wallen!"

Das Lager still, vom Mond erhellt!
Bald schlummert lautlos Zelt an Zelt;
Dumpf dröhnt der Schritt der Wache.
Sie bannt ihn mit des Dämons Kraft,
O Vampyrflug der Leidenschaft!
Wach küßt die Liebe geisterhaft
Das blut'ge Werk der Rache.

„Ich hauch' dir meine Seele ein,
Du sollst des Volkes Rächer sein;
Du bist geweiht, gebunden.

Digitized by Google



Und jetzt zur That mit Dolch und Brand,
Der Schrecken wandle durch das Land
Von Cauris' rebenreichem Strand
Bis zu des Eismeers Buchten!"

Ein Jahr verfloß . . da steht ein Weib
Am Wall, den königlichen Leib
Im niedrigen Gewande.
Es ist der wilden That genug,
Die der Zerstörung Fackel trug!
O Vampyrflug, o Geierflug,
Es winkt der Tod der Schande.

Daneben steht der Offizier,
Der wie im blinden Taumel ihr
Gefolgt auf allen Wegen.
Er bleibt ihr treu beim letzten Gang;
Das Band, womit sie ihn umschlang,
Jetzt wird es eines Henkers Strang . .
Verbrochen liegt sein Degen.

„Der Liebe Fluch, die mich verführt!
Fluch ihr, die solche Glut geschürt,
Der schönsten aller Frauen!
Doch in des Todes fahlem Licht
Bezaubert mich ihr Angesicht;
Doch sterbend auf dem Hochgericht
Erregt sie süßes Grauen."

Doch sie mit stolzem Hohne spricht:
„Du bist fürwahr der einz'ge nicht,
Den schnöde Lust geworben!
Denn blinde Sklaven brauchten wir,
Und viele andre folgten mir,
Verzückt wie du, und sind vor dir
Schmachvollen Tod gestorben.

Verbrechen ist's, was ihr gethan!
Ihr stürmtet in die blut'ge Bahn
Im Rausch versemter Wonnen.
Ihr glaubtet an den Engel nicht,

Digitized by Google

Der dieses Landes Fesseln bricht
Und der nun meine Stirne flicht
Die Glorie künst'ger Sonnen?"

Verächtlich lacht das wilde Weib;
Dann hat es seinen süßen Leib
Dem Henker hingegeben.
„O, Lieb' und Schönheit sind nur Tand;
Ich werf' sie in den Opferbrand!
Der Freiheit und dem Vaterland
Die Ehre und das Leben!"

Undine.

I.

O deine hochgewölbten Brau'n
Wie sind sie lieblich anzuschaun.
Mag stürmisch auch dein Busen wogen —
Sie sind des Friedens Regenbogen.

Der trotz'ge Zug im Angesicht
Verkündet Glück und Frieden nicht.
Du bist im Guten wie im Bösen
Ein süßes Rätsel, schwer zu lösen.

So geb' ich mich mit trunknem Sinn
Dem ungelösten freudig hin.
Fort mit den Zweifeln und den Fragen!
Wer liebt, muß glauben und muß wagen!

II.

Du bist die meine — nicht für immer,
Für einen süßen Augenblick!
Doch ist dies Glück kein blasser Schimmer,
Ich rechte nicht mit dem Geschick.
Im ros'gen Sonnenschein zu wandern,
Das überlassen wir den andern;
Wir grüßen, Herz an Herz gedrängt,
Den Blitz, der uns den Himmel sprengt.

Und darf beglückte Liebe fragen,
Wie lang ihr Glück wohl dauern mag?
O, nimmer mißt es sich nach Tagen,
Es ist ein großer Feiertag.

Und besser ist's, ihr nachzusterben
Als vom Entzücken Schmerz zu erben.
Sonst folgt Erinn'rung wie ein Fluch,
Wie ein Gespenst im Leichentuch.

III.

Ich les' in deiner Miene
Umsonst zu jeder Frist;
Ich frage dich, Undine,
Wo deine Seele ist.

Ist sie in deinen Blicken,
So seltsam schlangenhaft?
Sie wollen mich umstricken
Mit bösen Zaubers Kraft.

Ist sie im Puls des Lebens,
Von Leidenschaft bewegt?
Ich frage mich vergebens,
Was mich in Fesseln schlägt.

Doch nein, kein Wort zerstöre
Den Zauber sreventlich!
Wie sehr er mich bethöre,
So sehr entzückt er mich.

Ob dir ein Herz auch fehle,
Du Herzbezwingerin:
Ich geb' die ganze Seele
Der Seelenlosen hin.

Ihr Brief.

Ich kenne diese Hand,
Die Züge fest und kühn,
Wie feurig an der Wand
Des Himmels Zeichen glühn.

Entschluß in jedem Strich
Und Schwung in jedem Zug,
So stolz, so königlich
Und so sich selbst genug.

Ich seh' dein sanftes Bild,
Die Züge fein und hold,
Die Augen taubenmild,
Der frommen Locken Gold.

Sankt lächelst du mir fort
Ein freundliches Geschick;
Mir tönt dein Flüsterwort
Wie schmelzende Musik.

Ein trotzig Herz ist dein,
Und dein ein fester Sinn:
Das schmilzt im Abendschein
In Rosenwolken hin.

O wirf die Feder fort,
Die allzutrotzig ist!
Es sagt mir Kuß und Wort,
Wie sanft und lieb du bist!

Digitized by Google

Der Meister von Palmyra.

Dramatische Dichtung in fünf Aufzügen von **Adolf Wilbrandt.**

Fünfter Aufzug.

Derselbe Platz in Palmyra, wie im dritten Aufzug; doch als Trümmerstätte. Von Apelles' Haus stehen nur noch einzelne Mauern, vom Tempel noch eine Reihe Säulen und einiges Gebälk, alles andre liegt in Schutt, zertrümmerte Säulen und mächtige Blöcke in und vor dem Tempel übereinander; Gras und Blumen wachsen zwischen den Steinen. Die Basilika steht offen, ohne Thür; auch sie ist zum Teil zerstört und ausgebrannt.

Erster Auftritt.

Jabbäos (in reifem Mannesalter, bärtig). **Mäonios** und **vier junge Palmyrener** (andre als im vierten Aufzug) sitzen umher, auf Säulenstücken und Blöcken; einige haben Kränze neben sich gelegt oder am Arme hängen.

Mäonios (steht auf). Wollt ihr noch länger rasten? Ich bin müde
Vom Stillesitzen. Gehn wir.

Jabbäos. Ruhlos wie
Der Schakal, wenn ihn hungert! — Warte noch —

Mäonios (lächelnd). Faul wie die satte Schlange!

Jabbäos. Nun, so laß uns
Hier liegen wie die Schlangen; Schlang' und Eidechs
Gedeihn hier gut — und Menschen denn wohl auch.
Wir kommen früh genug; zur Gräberschlucht
Sind kaum fünfhundert Schritte —

Mäonios. Mehr.

Jabbäos. Nicht mehr. —
Dies ist ein Platz zum Träumen! Lustig raschelt's
Im Gras; und Grillen singen; und die alten
Gemäuer, Säulen, Blöcke, so vom Zahn
Der Zeit benagt — man denkt sich was dabei.
Und wenn am Abend von den Gärten her
Die Knaben singen — — (zu einem der Jünglinge)
Sing uns eins, Selenkos.
Sing uns das griechische Liedlein vom Adonis,
Da wir ihn heute feiern. So begehn wir
Das Fest mit Ehren, und Mäonios giebt
Noch eine Weile Ruh!

Mäonios. Sei's drum. So streck' ich
Mich wieder hin. — Nun singe!

Selenkos (singt).
Also will's der ewige Zeus: Du mußt nun
Niedersteigen unter die blühnde Erde,
Mußt die dunkle Persephoneia küssen,
Schöner Adonis.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen; Apelles (erscheint rückwärts zwischen den noch aufrechten Säulen; in vernachlässigter, phantastischer Gewandung, das graue Haar verwildert, einen Stab in der Hand; bleibt dort, finster schwermütig horchend, stehn).

Selenkos (singt weiter).
Wenn im Lenz dann wieder die Quellen rauschen,
Aufwärts steigen wirst du, beweinter Jüngling,
Küssest froh die goldene Aphrodite,
Schöner Adonis!

Jabbäos. Ein hübsches Lied; mein Leiblied.
(Bemerkt den Apelles. Halblaut)
Schaut! Wer steht
Dort bei den Säulen? — Kein zufriedner Mann,
Will mich bedünken. Wenn mir der bei Nacht
Im Gräberthal begegnete, beim Zeus,
Ich dächt': er kommt aus einem Turm gestiegen
Und lag dort eingesargt!

Mäonios (leise). Er kommt hierher.

Apelles. Seid mir gegrüßt. Ihr sangt ein Lied, das ich — —
Das ich vor Zeiten hörte —

Jabbäos. Vom Adonis.

Mäonios (auf den Sänger deutend). Selenkos sang's.

Jabbäos. Es ist der Tag, an dem wir
Den Gott Adonis feiern zu Palmyra.

Apelles (sinnend, nicht). 's ist heut der Tag! — — Darum die Kränze dort —

Mäonios (zutraulich). Auch noch um andres, Alter.
(lächelnd) Meld es nur
Den strengen Vätern von Palmyra nicht:
Die würden finster schaun! Die wollen auch
Die alten Götterfeste ganz verbieten! —
Wir gehn die Gräber unsrer Väter schmücken,
Die für die Freiheit und die Götter fielen,
Als Kaiser Julianus starb.

Jabbäos. Du bist
Ein Fremdling, Alter, wirst davon nicht wissen.

Apelles. Ein wenig.

Mäonios. Alle fielen, (auf Jabbäos deutend) bis auf den.
Der kam davon; nach Jahren kehrt' er wieder:
Da war's vergessen.

Jabbäos (vergnügt lächelnd). Und nun leb' ich noch,
Und denk', noch manchen guten Tag!

Apelles (zu Mäonios). Du sagtest,
Sie alle fielen.

Jabbäos. Wohl. Doch war noch einer,
Den sie den Meister von Palmyra nannten;
Ich sah ihn einmal nur, — in jener Nacht.
Der kämpfte wütend mit, und dort im Tempel
Verbrannt' er; andre sagen: nein; er lebt.
Man sah ihn später noch — so sagen sie —
Bei diesem Tempel, jetzt kein Tempel mehr:
Zuerst der Brand und dann, vor Jahr und Tag,
Erdbeben — zweimal kracht' es unter ihm —
Das hält kein Tempel aus! — Der Meister aber
Soll ruhlos wandern, sagt man; Jesus Christus
Hat ihn verdammt, zu leben — oder sonst
Ein Christen-Heiliger. Nun, die mögen's wissen.
Ja, der war auch dabei!

Apelles. Ihr schmückt die Gräber
Der Toten, ihr, die Jungen. Nun, und ihr?

Digitized by Google

Mäonios. Was wirst
Apelles. Und hofft ihr noch?
Mäonios. Auf was?
Apelles. Auf bessre Zeiten.
Mäonios (sieht ihn eine Weile verwundert an). Wo, Alter, wären die?
Apelles. Vielleicht in euch.
Mäonios. Du magst wohl scherzen. Aus ist's. Wir sind unten,
Die Christen oben.
Jabbäos. Und dem Reich der Römer,
Dem geht's wie diesem Tempel! — Krach! — Es hält wohl
Noch eine Weile, doch dann wird es fallen.
Die Völker der Barbaren wandern durch
Die ganze Welt, sie schlagen unsre Heere,
Sie plündern die Provinzen. Nun, was hilft's?
Man trägt es auch. Wir gehn so mit der Zeit;
Wer uns nur leben läßt, der mag uns haben.
Klein ist Palmyra worden; doch es lebt sich
Auch heut noch gut darin. Der Weise sagt:
Schick dich und buck dich, und genieß die Stunde!
Apelles (für sich). Der lebt! Und Nymphas starb!
Mäonios. Ja; pfück den Tag!
Wie's jener Grabspruch sagt: „Ich war nichts, bin nichts;
Du, der du lebst, iß, trink und scherz, und komm!" —
Mir soll man einst aufs Grab, wie jenem Römer,
Mein steinern Bildnis legen, in der Hand
Die Schale, draus ich trank, und drunterschreiben:
„Trink, Freund, und liebe; alles andre frißt
Das Feuer und die Erde!" — Alter, du
Bist nicht so weise. Siehst nicht fröhlich aus.
Woher des Wegs?
Apelles. Bei vielen Völkern war ich,
In vielen Ländern; — und vielleicht in allen.
War, wo die Sonne hoch im Scheitel brennt,
Und wo sie nur am Rand des Himmels wandert;
Wo Meere leuchten und wo Nebel dämmern;
Wo lang die Nacht wie hier der Winter ist,
Schlammkrater spein und Eisgebirge schwimmen.
Und doch so weise ward ich nicht wie ihr.
Scherzt ihr und trinkt!
Jabbäos (leise zu den andern). Er faselt; oder foppt uns.
Mäonios (leise). In seinem Schädel mag's nicht richtig sein.
Laßt ihn, und kommt! 's wird spät! (laut) Wir gehn.
Jabbäos. Zum Thal
Der Gräber. Träume du von deinen Bergen
Von Eis, die schwimmen, und von Schlammvulkanen.
Leb wohl! (Sie gehn, leise mit einander lachend.)
Mäonios. Leb wohl! — Sei wieder fröhlich, Alter.
Bist trotz der Jahre noch so festgebaut;
Gehst aufrecht zum Erstaunen. Denk des Spruchs:
„Iß, trink und scherz, und komm!"
(Folgt den andern, die schon nach links abgegangen sind und jetzt zu singen anheben, sich allmählich entfernend.)
Seleukos (Gesang, allein). Rose, glühend wie Aphroditens Purpursamt —
Alle (Gesang). Du wirst vergehn.
Seleukos. Säule, tragend des Göttervaters Tempelbau —
Alle. Kannst nicht bestehn.
Seleukos. Augenpaar, du thu dich nur auf, genieß die Welt —
Alle. Kannst sie noch sehn.
Seleukos. Balde drückt dich zu die kalte, die letzte Hand
Alle. Dann ist's geschehn!
Apelles (hat still gehorcht). „Dann ist's geschehn."
O ihr Zufriednen! Fröhlich sein und sterben! —
Mein Leben tritt sich auf die Fersen, wie
Die Nacht dem Tag folgt und dem Herbst der Winter;
Ewiger Winter, hingelagert auf
Dem kalten Schneetuch, das den Sommer deckt.
(umherblickend) O Heimat! „Thal der Gräber" um mich her!
So wie die Geister von Gestorbnen, die
Man nicht begrub, die Todesstätte, sagt man,
Ruhlos umkreisen, so umwandr' ich, ein
Lebendig Toter, dieses Leichenfeld
Meines erschlagnen, nicht begrabnen Lebens.
Und von den fernsten Wanderungen kehr' ich,
Als riefe hier der Geist, der Frieden heißt,
Zum Ort des Grams zurück! — — Ihr Mauern steht noch—
Die letzten meines Hauses. Dort erklang die
Unwillige Thür, als Phöbe mir entfloh,
Den Frühling mit sich fortnahm. Dort vor dir,
(zur Basilika gewendet)
Gepriesnes Werk des Meisters, lag im Staub
Mein stolzer Sommer, meine Perfida,
Und rang die Hände, sich dem Himmel opfernd,
Der mich verbannte. Du mein Tempelhan!
Haus meiner Göttin! Glück ihr Name, Fluch
Ihr letztes Wort! Auf ihrer Schwelle hauchte
Mein holder Nymphas seine Seele hin;
Mein spätes, höchstes Glück, mein Abendstern,
Trost, Hoffnung, alles! — Und ich kann nicht sterben!
Longinus starb — ich nicht! Die Müden sterben,
Die Weinenden, die Lachenden — Geschlechter
Und Völker sterben — Tempel stürzen nieder —
Ich nicht! Ich nicht! Wie Mond und Sterne rollt
Mein Leben weiter; hoch am Himmel steht
Geschrieben: „ewig!" und durchflammt die Nacht,
In der ich ruhlos wandre. Tod! dich ruf' ich!
Wenn dich der Schrei der Sterblichen — doch weh mir,
Ich bin nicht sterblich — — wenn die heisre Stimme
Des irren Wanderers, der sich müde rief,
Dein Ohr erreichen kann, du Totenfährmann,
So komm! Ich will hinab!

Dritter Auftritt.

Apelles; Pausanias (tritt aus den Trümmern von Apelles' Haus hervor; wie im vierten Auftzug, doch nicht mit der Leier).
Pausanias. Du siehst, ich hör' dich.
So bin ich nun willkommen? Scheuchen mich
„Genuß und Arbeit", deine Zwillingsbrüder,
Nicht mehr hinweg?
Apelles. Ich will hinab! Dahin
Sind Stolz und Trotz der todesmüden Seele! —
Genuß! Genossen hab' ich dich zur Hefe;
Und nur die Arbeit fühl' ich noch, zu leben.
Ihr rüstigen Glieder, seid verstuckt! Vertrocknet
Ist mir des Daseins Trieb und Lust; gestorben
Sind meine Zeiten, über Gräbern wandl' ich.
Nur der kann leben, der in andern lebt,
An andern wächst, mit andern sich erneut;
Ist das dahin, dann, Erde, thu dich auf,
Treib neue Menschen an das Licht hervor,
Und uns, die Scheinlebendigen, verschlinge!
(zu Pausanias) Führ mich hinab! Ist mir des Lebens Zeichen

Auf diese Stirn gezeichnet,
(schlägt seine Stirn mit der geballten Faust)
ich zerschlag' es;
Ich bin ein Mensch, ich hab' des Todes Recht,
Und wie die Toten alle will ich sterben!
(Wirft sich auf die Erde.)

Pausanias. Willst du auch sterben, kann ich dich nicht töten.
Hier lag die Christin, und des Geistes Stimme
Verdammte dich durch ihren Mund: „Du wirst
Nun ewig wachen ohne Schlaf des Todes!" — —
Rufst du mich nun? Wie hast du mich geschmäht,
Den „Höllengeist", den „Unhold". Kennst du mich
Nun besser? Gar so unhold bin ich nicht.
Ich bin der Tröster auch, der „Sorgenlöser",
Der müde Häupter auf das Kissen legt
Und Schmerzen heilt, die anderm Schlaf nicht weichen.
Und wer verbürgte dir, daß ich der letzte
Von allen Schnummern bin? daß diese Hand
Nicht langsam, leise — oder knarrend auch —
Die Thür nur öffnet, die ins Freie führt?
Ins Andre? Ins — — Wer weiß es?

Apelles. Wie auch immer.
Sei, wer du seist! Dich will ich! Dich, den Tod!

Pausanias (schüttelt langsam den Kopf). Ich habe keinen Teil an dir.

Apelles. Und ich,
Wie soll ich leben?

Pausanias. Zu Geduld.

Apelles. Ich kann nicht.
Tot ist Geduld, mit allem, was mir tot ist.
Nur noch Erinn'rung lebt in meinem Geist,
Das Gift, das tief verwundet, doch nicht tötet.
Wenn ich nicht sterben kann, will ich vergessen;
Gieb mir Vergessenheit!

Pausanias. Die hab' ich wohl;
Doch für die Meinen nur. Lebend'gen kann sie
Nur der Lebend'ge reichen! — —. Schau hierher:
In dieser Kirche, die du einst gebaut,
Die, wie den Tempel, Erd' und Feuer zerstörten,
Daß jetzt der Himmel auf die Steine blickt,
Mit denen du so bunt den Boden schmücktest — —
Schau hin.

Apelles. Ich sehe nur ein Weib; geführt
Von einem Knaben.

Pausanias. Schau nur hin.

Apelles. Sie scheint
Noch jung; doch bleich die Wangen; und der Mantel
Umschließt ihr, halb verhüllend, das Gesicht.
Ein ernster Anblick, der zur Wehmut stimmt;
Und doch nicht traurig — — (plötzlich) Götter!

Pausanias. Nun? was ist?

Apelles. Das ist die Christin! Joe!

Pausanias (lächelnd). Wie du träumst.
Die Toten wandeln nicht. — Sie mag im Aug' ihr,
Im Haar, in diesem oder jenem gleichen.
Schau besser hin.

Apelles. 's ist Joe nicht. — Die sah ich
Vor ungezählten Jahren; (auf seine Stirn deutend)
unklar dämmert
Nur noch ihr Bildnis hier; — doch schien mir plötzlich,
Sie wandle wieder, schaue mir ins Antlitz,
(schaudernd) Mit jenem Geisterblick! — — Nun schaut sie weg; —
Die andre. — — Edel die Gestalt. Doch geht sie
Langsam und mühsam —

Pausanias. Weil die Kraft noch fehlt.
Als dieses Dach der Erdstoß niederstürzte,
Begrub er sie, mit Mann und Kind. Die beiden
Fand man erschlagen; sie, vom Schutt bedeckt,
Wie durch ein Wunder wacht sie auf zum Leben —
Und an ein Wunder glaubt nun auch das Volk.
Doch glaubt es auch, die Gnade Gottes hab' ihr
Vergessenheit geschenkt: denn niemand hört sie
Beklagen, was sie hier verlor.

Apelles. Vergessenheit! —
O Götter!

Pausanias. Schau noch hin.

Apelles. Es stehen Frauen
Und Kinder um sie her; und Männer kommen. —
Sie spricht mit jedem; freundlich, anmutsvoll; —
Sie lächelt auch. Ein jugendhelles Lächeln.
(verwundert träumend)
Wie aus vergangner Zeit; — denn wundersam
Gemahnt's mich an — —

Pausanias. Laß das Vergangne ruhn.
Sie spricht mit allen, weil sie hülfreich ist;
Denn dieses Volk, das sie für heilig und
Von Gott gesegnet hält, ersteht sich Rat
Und Trost von ihr und Beistand; wohl auch Wunder. —
Was packt dich an?

Apelles. Sie kommt. Und wieder schaut
Mir jener Geisterblick ins Aug'; der Blick,
Der mir den Fluch des Lebens hingezeichnet —

Pausanias. Still! Tritt zurück!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen; Zenobia (jung, bleich, dunkel gekleidet, den Kopf eingehüllt, wodurch sie an Joe erinnert; von derselben Darstellerin gespielt) mit einem **Knaben**, auf den sie sich hülft, hinter ihr ein **Greis**, mehrere **Weiber** und **Kinder** (alle aus der Basilika).

Zenobia (zu den Weibern). Nun geht. Ich dank' euch, dank' euch
Für euren Dank; wer mehr noch danken will,
Der laß es Gott zukommen. Dem gebührt's.
(Eine der Frauen will Zenobias Gewand küssen; sie wehrt es ihr.)
Hinweg von meinem Kleid! Willst du noch einmal
Dich so entwürdigen, mich zur Hoheit machen,
So kenn' ich dich nicht mehr!
(Die Frau schleicht verschüchtert mit ihrem Kind hinweg. Zenobia ruft sie freundlich lächelnd zurück.)
Ein Wort noch! — Laß mich
Dein Kind noch küssen.
(Das Kind läuft zu ihr; sie küßt es. Dann zur Mutter)
Lieb es mit Geduld;
Dann hat es Sonne. — Geht!
(Mutter und Kind ab, den andern nach, die schon nach links abgegangen sind; nur der alte Mann bleibt stehn.)
Was willst du noch?
Ich sagte dir, ich zank're nicht. Das Leben
Verlängern kann ich nicht — und will's auch nicht.
Hängst du so sehr am Leben, alter Mann,
So geh zum Arzt und bitt ihn, dir zu helfen.
(Der Alte geht; mühsam, auf einen Stab gestützt, humpelnd. Zenobia sieht ihm mitleidig nach.)
So krank! — Und liebt es noch, sein elend Leben!
(Setzt sich auf einen Stein, sinnt vor sich hin. Der Alte links ab.)

Digitized by Google

Apelles (hat Zenobia in wachſender Bewegung beobachtet; für ſich).
An wie viel andre mahnt mich dies Geſicht.
Ihr wechſelnden Geſtalten, die mein Leben
Blühn und vergehn ſah, wandelt ihr vorüber
Auf dieſem fremden Antlitz, wie die Farben
Des Regenbogens im betauten Licht?
Tritt mir hier neu geformt der Geiſt entgegen,
Der euch durchlebte? der von Form zu Form
Sich in den Weg mir ſtellte, wie nun mir
Zu ſagen: während du dich klammerteſt
An dieſe Form, die ſich Apelles nennt,
Und dich als leeren Schatten überlebſt,
Durchſchritt ich Form auf Form, in Zickzackbahnen
Doch weiterſchreitend, meinem Ziele zu? — —
Ich will, ich muß ſie anflehn —

Zenobia (hat wieder nach links geblickt; zu dem Knaben). Elabel!
Dort ſitzt der Alte nieder. Geh und gieb ihm
Ein Goldſtück. Laß mich dann. Hier will ich ſitzen
(lächelnd) Und nichtsthun. Komm in einer Stunde wieder.
(Der Knabe ab nach links. Apelles tritt vor.)

Apelles. Vergieb: ich reb' dich an. Wenn du — nicht Heilige,
Doch heilig gut und liebreich — wenn du neue
Geſtalt der Seele biſt, die wunderbar
Mein Leben hat begleitet; oder wenn
Die Gnade Gottes dir Vergeſſenheit
Des einſt Erlittnen ſchenkte: hilf auch mir
Zu dieſer Gnade, dieſem Götterbalſam,
Der halber Tod doch iſt: Vergeſſenheit!

Zenobia (ihn lange und mit ſinnen betrachtend).
Wer biſt du? — Kennt' ich dich doch nicht. Und doch —
In Träumen ſah ich dich. Im Geiſtes-Zwielicht,
In räthelhafter Dämm'rung des Gedenkens
Erſchienſt du mir; — ſo grau nicht — jung — dann älter
Und wieder älter . . . Dämm'rung ſchwebt um mich;
Ein Traum der Seele. — Wunderlicher Fremdling,
Und kenntest du mich auch? Zenobia heiß' ich —

Apelles. Nicht Zoe? — Phöbe?

Zenobia (ſteht ihr verwundert an). Nein. — Doch fahren mir
Die Namen, die du nennſt, wie ferne Blitze
Durch meines Traumes Nacht. Lebendige
Geſtalten tauchen auf, und nahn, und wachſen
Zu mir heran — und werden Ich. Und weiter
In künft'ges ſchau' ich . . . Nun zu Nebeln wird's! —
(lächelnd) Vergieb. So träum' ich oft. Drum glauben auch
Die ſpöttiſchen Zweifler, irren Geiſtes ſei ich;
Die Frommen grüßen mich als Heilige.
Verkehrt iſt beides. Nur ergeben bin ich
In Gottes Willen, der ſo ſchwer mich prüft,
Doch mich mit ſchaurig ſüßer Ahnung tröſtet;
Und trachte, gut, den Menſchen hold zu ſein
Und ſo für das, was kommen mag, zu reifen —
Bis mich der Geiſt wird rufen: Folge mir,
Es lichtet ſich der Tag!

Apelles (erſchüttert, nach längerem Schweigen).
Ja, nun erkenn' ich's.
O Wunderrätſel du, das meinen Weg
So oft verwandelt kreuzte; holde Flamme
Des vielgeſtaltigen Lebens! Nun erfaſſ' ich
Des hohen Meiſters Meinung, — ach, zu ſpät.
Es ſpringt des Lebens Geiſt von Form zu Form;
Eng iſt des Menſchen Ich, nur Eine kann es
Von tauſend Formen faſſen und entfalten,
Nur Eine Straße gehn; drum tracht' es nicht
Ins lebenwimmelnde Meer der Ewigkeit,
Das Gott nur auffüllt! — So ilt' es dauern, müßt' es
Im Wechſel blühn, wie du! von Form zu Form
Das enge Ich erweiternd, füllend, läuternd,
Bis ſich's in reinem Licht erklärt. So könnten wir
Vielleicht, allmählich, Gott entgegenreifen.
Ein holder Traum! — Doch nicht für mich. Mein Fluch
Liegt feſt. Ich wandle meines Weges weiter.
Leb wohl, Zenobia!
(Geht langſam den Säulen zu. — Die Geiſtermuſik des erſten Aufzugs ertönt wieder. Zenobia horcht auf, wie mit erwachendem Geiſt.)

Zenobia (nach einer Weile, mit verändertem Blick und feierlicherer Stimme). Apelles!

Apelles (bleibt ſtehn). Aufſt du mich
Bei meinem Namen?

Zenobia. Wer du biſt, nun ahn' ich's.
Und mir im Aug' wird's hell: auf deiner Stirn
Seh' ich das Zeichen, das dich ſchlaflos machte.
Und eine Stimme ſpricht: Erlöſung dem,
Der, lang' geprüft, des Lebens Räſſel und
Des Todes Lehre faßte! — Komm zu mir.
Und neige dich zu mir: ob ich die Stirn
Dir küſſen kann, die ſo von Leben glüht
Und nach Erquickung ſchmachtet.
(Er ſinkt vor ihr nieder; ſie legt ihm die Hand auf die Stirn.)

Apelles. O Zenobia! —
Ja, deine Hand iſt kühl. Ein weiches Fröſteln
Durchſchauert mich; vom Haupt zum Herzen rinnt's; —
Ein ſelig Stillelſchn. — O könnt' ich ſo
Hinüberdämmern in die Nacht des Friedens,
Nie zu erwachen!

Zenobia. Oder anderswo.

Geſang (der jungen Palmyrener in der Ferne, gedämpft, im Chor).
Alſo will's der ewige Zeus: du mußt nun
Niederſteigen unter die blühnde Erde,
Mußt die dunkle Perſephoneia küſſen,
Schöner Adonis!

Apelles (während ſie ſingen). Das iſt das Lied — — Sie kommen ſchon zurück.
Des Nymphes letztes Lied . . . Mein letztes auch?
Iſt's keine Täuſchung? — Dunkler wird's am Himmel.
Nein; lüer im Aug'! (Sein Blick erſtarrt.) Adonis! Mehr' ich wie
Adonis auch zum Licht?

Zenobia. Du wirſt's erfahren.

Apelles. Wohl denn. — O Mutter Erde! fahre wohl!
Du warſt mir hold — ich liebte dich ſo ſehr —
Blüh nun den andern! All ihr Lebenden,
O ſeid geſegnet! blüht im Sonnenlicht!
Apelles geht zur Ruh.
(Panſanias ſteht hinter Apelles, nimmt ſtill deſſen erhobene Hand.)
Noch eine Hand
Berührt mich; kalt. — Du biſt's! — — Ich danke dir.
(Stirbt. — Der Geſang dauert noch fort — die andre Strophe ſich nähernd.)
(Der Vorhang fällt.)

Digitized by Google

In der Kartause.

Novelle von **Wilhelm Jensen.**

(Fortsetzung.)

Ueber dem Arm trug sie ein paar dicke wollene Decken und in der Hand einen beträchtlichen, mit Lebensmitteln angefüllten Korb; so stieg sie den Berg am Stadtthor hinan. Es brauchte niemand darüber zu denken, welchem Ziele sie mit ihrer auffälligen Belastung zutrachte; droben verfolgte sie an den Burgtrümmern vorbei den früher oft von ihr eingeschlagenen Waldweg bis zu der Stelle, wo von unten her der weißliche Schimmer durch den grünen Blättervorhang heraufnickte. Dort eilte sie pfadlos den steilen Abhang zwischen den Stämmen gewandt hinunter und gelangte dicht neben der kleinen Feldpforte der Klostermauer ins Freie. Kein Blick hatte ihr folgen können, sah sie hier eintreten. Eine Minute noch, und Agathe Edinger war alleinige und unumschränkte Herrin in der Kartause. Als sei diese ein Nonnenkloster und sie die Äbtissin drin, stand sie da.

Nein, das entsprach nicht der Wirklichkeit, am wenigsten derjenigen ihres Innern. In ihr war nichts von einer Ordensschwester, nur Sehnsucht nach dieser Stille und Menschenleere, der einsam sonnenschönen Natur. Sie hatte als Kind eine Erzählung von einem Schiffbrüchigen gelesen, der auf eine verlassenen Insel geworfen worden und dort viele Jahre nur mit sich allein gelebt, so kam sie sich vor. Und gewissermaßen hatte ihr Leben auch einen Schiffbruch erlitten, ihr für unbeirrbar gehaltener Glaube: dasjenige, was sie seit frühen Kindertagen in der Brust getragen, sei die einzige Wahrheit und der alleinige irdische Daseinszweck des Menschen. Wie mit Muttermilch hatte die Kirche diese sichere Überzeugung in ihr großgenährt, aber sie empfand: die Kirche glaubte selbst nicht an alles, was sie sprach und that. Doch auch daraus allein floß die Verwandlung nicht, die sich langsam, unmerkbar ihrer Gedanken bemächtigt hatte. Die Sonne war's, die Zauberschönheit des Frühlings, ein Gefühl in ihrer Brust, die zusammen redeten, das Erdenleben habe nicht die Bestimmung, als etwas Nichtiges mißachtet zu werden, sondern in ihm selbst liege eine Aufgabe, ein überschleiertes Rätsel, dessen Geheimnis zu lösen das Menschenherz erschaffen und berufen sei.

Alles lag still und regungslos wie gestern, niemand traf Anstalt, sich der Kartause zu bemächtigen. Nur farbenfreudige Falter flatterten über den Blumen, und Gezwitscher von Vögeln überall. Sie bauten Nester oder hatten es schon gethan und trugen den bereits brütenden Weibchen Futter zu. Die Amsel sang bald hier, bald dort.

Die junge Herrin der verlassenen Welt wanderte überall in ihrem Reich umher, durchforschte, betrachtete alles. Überraschend schnell stand die Sonne in ihrer Scheitelhöhe und mahnte an die Mittagsmahlzeit. Agathe verzehrte etwas von ihren Eßwaren, doch sparsam, um langmöglichst damit auszureichen; außerdem fühlte sie keinen Hungerantrieb in sich. Sie setzte wieder ihr Beschauen fort, dann ließ sie sich am obersten Gartenrand nieder, wo das Kloster und weiter drunten das Thal zu ihren Füßen lag. Gedankenlos pflückte ihre Hand um sich Veilchen und hob den kleinen Strauß zum Gesicht auf. Wie schön war dies alles, die höchste Erfüllung ihrer Sehnsucht! Doch wie rasch ging der Tag, drüben wuchs schon der Schatten des hohen Felsvorsprungs über das Mattengelände. Ihre Augen sahen ihm entgegen, er kam näher, nun fiel er über sie. Etwas leis Frostiges schauerte aus ihm an.

Eigentlich war die Schönheit jetzt eine schwermütige. Etwas Trauriges lag in dem Schwinden der Sonne, die Blumen fühlten es und schlossen ihre Kelche, die Vögeltöne verstummten. Nur der Wipfel eines hochragenden, grünlich silbergrauen Platanenstammes glänzte noch in den Goldstrahlen; dorthin flog die Amsel jetzt und sang.

Mechanisch stand das Mädchen auf und setzte sich, um den Schlag näher zu hören, neben den

Digitized by Google

Baum. Er streckte mächtige Wurzeln unter ein altes epheuüberspunnenes Gemäuer, das ebenfalls einem Zweck gedient haben mußte, doch sichtlich schon lange verfallen mit Durchbrüchen und Höhlungen dalag. Zur Rechten stemmte sich eine der aufgekrümmten Wurzeln gegen ein letztes Wandstückchen, als arbeite sie schweigsam daran, es umzustürzen. Sie hatte es gut untergraben, Agathe fühlte einen Reiz, zu prüfen, ob es noch halte, doch wie ihre kräftigen Arme dawider drückten, polterte das Gestein zusammen. Sie erschrak ein wenig über den plötzlich die Stille durchbrechenden Ton, dann kam sie sich als eine Mitarbeiterin des Kaisers Joseph an der Aufhebung der Klöster vor. Ein kinderhafter Trieb war's, aber es gewährte ihr eine Befriedigung, auch den Rest des Mauerstückes zu entfernen, die zum Teil schweren Steine kraftvoll fortzuwälzen. Dabei legte sie unter einem derselben eine kleine in den weichen Erdboden gegrabene Höhlung bloß, die eine schmale gebrannte Steinröhre in sich enthielt. Verwundert nahm die Entdeckerin diese hervor, im Innern des Rohrs steckte ein zusammengerolltes Blatt, oder vielmehr ein dünnes Pergament, offenbar Jahrhunderte alt. Es war mit abgesetzten Schriftzeilen bedeckt, doch in lateinischer Sprache, Agathe verstand nichts davon. Sie wußte nur, daß man zuweilen bei Bauten solche Gedenkzeichen für spätere Zeiten unter den Grundstein füge, das war es vermutlich. Kurz ging ihr Blick über die erste Zeile, und sie las dieselbe halblaut:

„Sedens in tecto Monasterii canit avis."

Monasterium hieß „das Kloster", das wußte sie ebenfalls und hielt ihre Mutmaßung eines Bezugs auf die Erbauung des Klosters dadurch bestätigt. Mit dem Aufklang ihrer Stimme zugleich schlugen noch ein paar höhere Flötentöne der Amsel als zuvor in die Luft, danach schwieg sie. Es ward abendlich, auch drunten im Thal erstarb bleich der vom westlichen Horizont hereinfallende Glanz. Agathe mußte an ihre nächtliche Unterkunft denken, ehe die Helle verging; sie steckte das alte Pergamentblatt zu sich und schritt durch die Kapelle ins Haus. Am Morgen hatte sie sich bereits eine der Zellen für ihre Nachtruhe ausgewählt, nun breitete sie die eine ihrer mitgebrachten Decken über die am Fußboden befindliche Holzpritsche, die andre sollte zum Uebernehmen für sie dienen. Ein Weilchen blickte sie noch in die beginnende Dämmerung zum Fenster hinaus, dann streckte sie sich hin. Es war eine ungewohnte harte Lagerstätte und das Nichtablegen ihrer Kleider fiel ihr gleichfalls beschwerlich. Doch zum Anbehalten der letzteren war sie genötigt, da die Zellenthür sich nicht verschließen ließ. Das blieb freilich im Grunde ganz gleichgültig, denn es kam ja niemand hierher. Allein sich nach sonstiger Weise auszuziehen, dazu konnte sie trotzdem nicht den Mut fassen.

Fürchtete sie sich denn vor etwas? Nein, wovor hätte sie es gesollt? Fast jedes andre junge Mädchen wäre vielleicht hier, allein in der einbrechenden Nacht und der Totenlautlosigkeit des weiten Gebäudes, von einem unheimlichen Gefühl befallen worden. Doch Agathe kannte keine Furcht, ruhig ließ sie das Dunkel über sich hereinbrechen. So hart, härter noch lagen also die Kartäusermönche allnächtlich, denn sie besaßen vermutlich nicht einmal eine Decke unter sich auf der Holzstatt.

Sie war müde von dem langen Tag und schlief bald ein. Dann wachte sie einmal auf und sah in die schwarze Finsternis um sich. Doch unverwundert, sie wußte genau, wo sie sich befinde, denn sie hatte geträumt, daß sie in der Kartause in der Zelle Ignaz Burtheims auf der Pritsche desselben schlafe. Nur die beiden letzteren Annahmen trafen also nicht zu.

Oder doch vielleicht auch sie? Möglich war es ja. Ihre Hand bewegte sich leise einigemal über das Holz hin und her, als ob sie daselbe fragen wolle. Aber es gab keine Antwort.

Statt dessen kam ein eigentümlicher Laut durch die Dunkelheit, verworren wunderlich, halb unterdrückt und doch wie gewaltsam hervorquellend. Die Wachende horchte; da klang's wieder, und nun erkannte sie's. Es war ein anhebender und schlafumfaßt vor der Vollendung zurückfallender Ton der Amsel: sie sang im Traum.

Die Frühsonne fand das Mädchen am Brunnen, ihr Gesicht in das frische Wasser eintauchend. Sie hätte sich gern nach ihrer Gewöhnung auch Hals und Brust darin gebadet, allein dazu mußte sie das Kleid ablegen, und das konnte sie hier im hellen Licht doch noch weniger als in der dunklen Zelle. So streifte sie nur die Ärmel bis zur Schulter zurück und tauchte, soweit es möglich fiel, die Arme hinein. Wie kraftvoll waren diese und doch wie zartfarbig und von welcher schönen, weiblich weichen Rundung; nach den Armen zu schließen, mußte der Körper Agathes die Gestaltung einer Juno und Venus in sich vereinigen. Jetzt setzte sie sich und flocht ihr langes blondes Haar. Es fiel ihr weit bis über die Knie herab, ein frühwacher, indes doch vielleicht noch halb verschlafener Zitronenfalter kam und ließ sich drauf nieder. Das sah eigen aus,

Digitized by Google

wie hell stimmerndes Gold auf dunklem, bräunlich leuchtendem.

Der Maitag war wolkenlos wie gestern, Agathe suchte nach einer Beschäftigung, ihn zweckvoll zu verbringen, und begab sich an die Pflege der Blumen auf den Beeten und am Mauerrand. Ihr drängte es sich bei der Arbeit auf, die nutzlose Unthätigkeit sei das unwürdigste für den Menschen. Einer solchen konnten sich nur Leute hingeben, die den Wahn im Kopf trügen, sie hätten keine Pflicht und keinen Beruf auf Erden zu erfüllen, als auf den Lohn zu warten, welchen sie für ein derartig verbrachtes Leben im Jenseits einernten würden. Dieser Wahn war nichts als versteckte, träge Selbstsucht, die einzig an sich, nicht an andere dachte. Über solchen stumpfen Geschöpfen standen die Vögel hoch an Wert; sie sorgten nicht für sich allein, trugen unermüdlich und freudig ihren Weibchen und Jungen Nahrung zu. Gott hatte alles, was atmete, zu dieser schönen, wechselseitig helfenden, liebreichen Lebensführung auf der Erde geschaffen, auch die Menschen. Doch von den letzteren waren viele blind, taub und gefühllos. Von ihnen allein; in der ganzen übrigen Natur kam dies nicht vor.

Arbeitsheiß und müde vom Ausjäten und Begießen, suchte Agathe gegen Mittag etwas Ruhe und Kühlung im Schatten der Kapelle. Die Bilder in diesen hatten die Brüder nicht mit sich genommen oder nicht mitnehmen gedurft, und sie betrachtete dieselben. Doch die meisten Gemälde flößten ihr Abneigung ein, es waren Kreuzigungen, Martern von Heiligen, Darstellungen von Wunden und Leiden. Das konnte nicht menschlich wohlthuend berühren, legte sich ertötend auf jeden frischen, nach sonniger Durchwärmung klopfenden Herzschlag und Drang des Lebens. Agathe fühlte, die Kunst sei berufen, das Schöne und Beglückende vor die Augen zu halten, nicht das häßlich Entstellte, das freudig kreisende Blut des Lebens, nicht das starre des Todes.

Nun entdeckte sie eine kleine Seitennische, in der sie bisher noch nicht gewesen. Doch beim Eintreten fuhr sie unwillkürlich zurück — befand sich seltsamer Weise ein Spiegel über dem Altar der Nische? — denn ihr eignes Gesicht sah ihr entgegen.

Nein, wie thöricht! Jetzt erkannte sie's, es war das eines Madonnenbildes, das vom Altar niederblickte. Die Jungfrau trug einen kleinen Knaben auf dem Arm, zur Seite vor ihr kniete ein junger Mann in Mönchskutte und einer Kapuze, die seinen Kopf fast verbarg. Aber das Gesicht der Madonna mußte dem ihrigen sehr ähneln, daß sie im ersten Augenblick ihr Spiegelbild zu sehen geglaubt.

Oder war es nur eine Täuschung? Sie konnte sich selbst ja nicht daneben halten. Wahrscheinlich nur eine allgemeine Übereinstimmung des blonden Haares und der blauen Augen.

Doch dieses Bild gefiel ihr, erregte ganz andere, lieblichere Empfindungen als die übrigen. Es besaß nichts Überirdisches, vom Leiden und Sterben Redendes, sondern war eine Wiedergabe schönsten Erdenlebens, einer jungen Mutter, die glückselig ihr Kind auf dem Arme hielt. Nur der Mönch daneben störte diesen Eindruck.

Mit den hereinfallenden Sonnenstrahlen drang die Hitze des Mittags doch auch hierher in die Kapelle. Die Beschauerin fühlte plötzlich, daß ihr das Blut heiß ins Gesicht heraufstieg. Die Luft bedrückte sie hier drinnen sogar schwüler als draußen, und sie ging rasch wieder ins Freie.

Was wollte sie? Sie wußte es nicht, wanderte ziellos umher. Dann kam's ihr, daß sie durstig sei, sie wandte sich zum Brunnen, schöpfte und trank. Ein paar Sekunden blieb sie danach noch in ihrer vorgebückten Stellung und sah unter sich nieder. Das im Brunnenstein angesammelte klare Wasser gab wie eine Spiegelfläche ihr Bild zurück; nun richtete sie sich, wie vor etwas erschreckend, hastig auf, blickte mit unruhigen Augen umher.

Nichts rührte sich, doch eben diese Totenstille des sonnenüberschütteten Gartens nahm einen geisterhaften Ausdruck an, Agathe hörte das Klopfen ihres eigenen Herzens. Zum erstenmal in ihrem Leben überrieselte eine Furcht sie, nicht vor Menschen, einem Wegelagerer, einem Dieb, der hier einzudringen versuchen könnte; gegen einen solchen hätte sie sich ruhig auf ihre Stärke verlassen. Doch ein Zittern faßte sie an vor etwas Ungewissem, Unbekanntem, unsichtbar und lautlos auf sie Zuschleichendem, gegen das ihre Kraft nicht ausreiche.

Von diesem Bangen der Einbildung überwältigt, lief sie jöhlings zum Kloster zurück. Als sie die Kapelle durchmaß, hielt sie den Kopf wie in ängstlicher Scheu von der kleinen Nische mit dem Altarbild abgedreht; so kam sie in ihre Zelle. Hier fühlte sie sich gesicherter, aber zugleich ihre Glieder schwer und matt, daß sie dieselben zum Ausruhen hinstreckte. Der helle Nachmittag umgab sie, rief ihr jedoch die Vorstellung der wiederkehrenden Abenddunkelheit wach. Sie flog auf — um keinen Preis brachte sie noch eine Nacht hier zu.

Indes, bis dahin waren es noch lange Stunden, sie konnte noch bleiben, etwas ruhn. Die Arbeit

Digitized by Google

am Morgen hatte sie wohl müde gemacht; daher rührte alles. Ihre Lider nickten herunter; sie glaubte zu wachen, doch sie lag im Halbtraum.

In diesem hörte sie ein Geräusch. Die Säge ging drunten am Bach.

Nein, das nicht. Die Amsel schlug.

Auch das nicht, doch ein Ton kam durch die Stille. Was war's?

Ihre Augen öffneten sich, sie hatte nur geträumt. Alles lag ohne Laut.

Nein, da klang's wieder, in Wirklichkeit draußen auf den Flursteinen, ein geisterhafter Ton. Mit einer zitternden Handregung zog Agathe sich unwillkürlich die Decke über den Kopf. Trotzdem vernahm sie's fort.

Aber nun fiel der Schreck, das Unheimliche von ihr ab. Es war der Fußtritt eines Menschen; vor Menschen hegte sie keine Furcht.

Wahrscheinlich irgendein Beamteter des Staates, der sich eingefunden, um die verlassene Kartause zu besichtigen. Er mußte ein sehr verwundertes Gesicht machen, sie hier zu finden, Aufklärung darüber verlangen. Dieser Nötigung wollte sie entgehen; sie konnte hoffentlich ungesehn durch die Kapelle in den Garten kommen, weiter bis zu der Mauerpforte, dann aufwärts in den Wald.

Agathe ergriff ihre Decken, den Korb ließ sie, um ihre Hurtigkeit nicht zu beeinträchtigen, zurück. Ihr Ohr horchte auf der Thürschwelle, jetzt war alles still; vermutlich hatte der Beamte sich nach dem andern Flügel des Gebäudes begeben. Behutsam eilte sie auf den Zehen den Gang hinunter; ihr war's doch, als dürfe kein Auge sie hier gewahren, als könne sie es keinem Menschen gestehen, was sie im Innersten dazu getrieben habe, sich in der einsamen Kartause eine Wohnstatt herzurichten. Ganz mutterseelenallein, Tag und Nacht hindurch, das stritt wider alle mädchenhafte Schicklichkeit und Sitte. Die Empfindung kam ihr zum erstenmal, rötete ihr Gesicht mit Scham, was der drüben Anwesende von ihr denken könne.

Nun huschte sie durch die Kapelle, aber jetzt wollte sie noch einen Abschiedsblick auf das Madonnengemälde werfen. Sie fühlte gegenwärtig keine Scheu mehr davor, es war ein süß überkommenes Bild.

Da kniete vor diesem in der kleinen Nische ein Mensch, grade wie auf dem Bilde selbst der junge Mönch vor der Madonna. Nur trug er keine Ordenstracht, sondern gebräuchliche weltliche Kleidung. Er hörte die geräuschlos Herangekommene nicht, ihr den Rücken wendend blickte er reglos zu dem Altargemälde auf.

Das war der vermeinte Beamte gewesen. Auf einmal drehte er zusammenfahrend den Kopf. Ein Sonnenstrahl fiel auf sein braunes Haar — hatten Agathes Lippen den Namen „Ignaz" herausgestoßen? Sie wußte es nicht, doch sie mußte es wohl gethan haben.

(Schluß folgt.)

Das Meer.

Eine Elegie aus Venedig von **Friedrich Roeber**.

Sei mir gegrüßt, o Meer! Dein Busen er hebt sich und senkt sich
Lebenathmend und drängt, stürmisch noch heut wie zuvor,
Sich dem Kusse entgegen des Sonnengottes. Du ruhst nicht,
Bis du beglückt ihn aufs neu ziehst von dem Wagen herab,
Daß ihn die Fackel erlischt und die schnaubenden Rosse entweiten,
Aber im Grauen des Tags stehst du ihm wieder entgegen.
Sei mir gegrüßt, o Meer! Wild treibt dein mächtiger Pulsschlag
Zum urewigen Kampf Welle auf Welle heran.
Überstürzend verschlingen, und gierig, die einen die andern,
Und zum Himmel empor spritzt der kristallene Schaum;
Dann, gebändigt, zerfließen sie auf dem Sande, und schmeichelnd
Spielen sie mir um den Fuß, kommend und wieder entfliehend.
Sei mir gegrüßt, o Meer! Dem Proteus gleich, wenn er auftaucht,
Nach den Robben zu sehen, denen zur Hut er bestellt,
Unaufhörlich Gestalt und Ansehn wechselnd erscheinst du
Furchtbar jetzt und ergrimmt, jetzt wie ein friedliches Kind;
Oder es wandeln die Wogen sich in geschmolzene Masse
Grauen Bleies und schwer kreisen sie träge dahin.
Wir nun selbst, in der Ferne, wie eine smaragdene Wiese

Digitized by Google

Also erscheinst du, o Meer, Festen der Götter geweiht:
Dir Galatea zumal, wenn den Reigen du schlingst mit den Nymphen
Und in der Brust Polyphems heißer das Feuer entfachst.

Weh, die dem trügrischen Scheine geblendeten Auges vertrauen!
Aus der Höhe herab ließ die gefiederte Schar
Wandernder Vögel sich nieder, erschöpft vom ermüdenden Fluge,
Und die smaragdene Flur wurde ihr wogendes Grab.

Dichterlos.

Verschlossen in der Kammer
Saß bleich und krank ein Mann,
Der ach von seinem Jammer
Sich nicht erheben kann.

Sein Lied schwebt auf dem Munde
Der Fürstentochter hold,
Klingt an der Tafelrunde
Bei lautem Bechergold.

Der Jüngling singt's vom Pferde
Im frischen Morgenschein;
Die Hausfrau spricht's am Herde;
Die Maid im Kämmerlein,

Es tönt im Vaterlande;
Es ruft von Ort zu Ort
Zum fernen Meeresstrande
Und weit, noch weiter fort.

Doch er im milden Singen,
Er kämpft und unterliegt,
Kann nicht sein Los bezwingen,
Sein Lied nur glänzt und fliegt!

Josefine Freiin von Knorr.

Einsame Gedanken.

Einsame Gedanken, sie tauchen zuweilen
Urplötzlich aus ihren Verstecken und eilen
Auf flüchtigen Flügeln davon — indessen
Hast du die eitlen wieder vergessen
Und legst wieder täglich in altem Geleise
Ein Stück zurück deiner Lebensreise.

Und dann urplötzlich nach Jahren, da schwanken
Vor dir die einsamen, stummen Gedanken.
Du weißt: schon einmal in früheren Tagen
Hast du dich mit ihnen herumgeschlagen.
Und seltsam beengend wird dir zu Sinnen,
Du möchtest von neuem wieder beginnen,
Um auf ganz anderen, fremden Wegen
Dein Leben zurück noch einmal zu legen.
Es ist dir versagt!
Da packt dich ein Bangen,
Du weißt mit dir selbst nichts anzufangen,
Und währenddessen fühlst du die Gedanken
Sich fester um deine Seele ranken . . .

Und erst nach Tagen, die langsam gehen,
Siehst du sie weichen und spurlos vergehen . . .

John Henry Mackay.

Zwei Sonette.

Nach dem Italienischen des G. Carducci, von Martin Hahn.

Winternacht.

Nur vorwärts, vorwärts! leuchtend übern Grund
Dehnt sich der Schnee in endlos öden Strecken
Und weicht und ächzt beim Schritt. Sichtbar vom Mund
Entweht der Hauch, den meine Seufzer wecken.

Sonst lautlos alles. In das weiße Rund
Starrt trüb der Mond und zeichnet Schattenrecken
Von Ästen hin, die weiterstreckt und wund
Vom Fichtenstamm sich nach dem Boden strecken;

Ein Bild der Sehnsucht, die zum Tode weist. —
Komm her, o Frost, und klau mit eis'gem Zwange
Dies heiße Meer, das ich im Herzen habe;

Schiffbrüchig aus dem Aufruhr taucht mein Geist
Und stöhnt empor: O Winternacht, du bange,
Was machen jetzt, die drunten ruhn im Grabe?

Funere mersit acerbo.

O, der du ruhst im Tuskischen Grabe hier
An Vaters Seit von deinen Erdentagen,
Vernimmst du nicht ans deinem Sarg herfür
Ein Stimmchen just, und leise scheint's zu klagen?

Mein Knäblein ist's, das pocht an deine Thür:
Den stolzen Namen hat's von dir getragen,
Und sieh, mein Bruder, nun warf es gleich dir
Des Leben hin, das dich so herb geschlagen.

Doch nein: denn jenem war sein Spiel noch Pflicht,
Und Wunder sah's, die farbigsten, erscheinen,
Als es der Nacht, die frostig euch umflicht,

Zur Beute fiel. Bimm ihn herab, den Kleinen,
Und bett ihn so, daß er zum süßen Licht
Aufblicken kann und nach der Mutter weinen.

Digitized by Google

Aus der Schulzeit.

Von **Rudolf von Gottſchall.**

Ein echtes Torniſterkind, habe ich ſchon mit vier Jahren als Sohn eines preußiſchen Artillerie-Offiziers, welcher aus meiner Geburtsſtadt Breslau zunächſt nach Neiße und dann an den Rhein verſetzt worden war, eine Reiſe durch ganz Deutſchland gemacht, und zwar in einer Zeit, wo der Gedanke an eine Eiſenbahn noch keinem induſtriellen Phantaſten in ſeinen kühnſten Träumen aufgeſtiegen war. Die Reiſe fand in einer Miets-kutſche mit ſehr mäßigen Tagestouren ſtatt: an meiner Seite ſaß eine Amme mit einem reiſemäßig verpackten Brüderchen; die Reiſe dauerte wochenlang. Nur noch einige blaße Erinnerungen daran ſind in mir lebendig: ich ſehe endlos lange Pappelchauſſeen, höre den Wagen über das Pflaſter des zur Nachtruhe erſehnten Städtchens raſſeln; ich beſinne mich ganz genau, wie ich in der großen Meſſſtadt Leipzig mich verlief, was mir heutigentags, nachdem ich mehrere zwanzig Jahre lang mich hier eingewohnt, ſchwerlich paſſieren würde; ich fühle noch nach, in welcher Angſt ich mich damals befand, da ich den Namen unſeres Hotels vergeſſen hatte, ſo daß ich erſt nach geraumer Zeit den Meiningen wieder zugeführt werden konnte. Und nun ging's an den ſchönen Rheinſtrom, in die Feſtung Koblenz, wo ich dann auch jene lange Schulkarriere begann, welche keinem Sterblichen des neunzehnten Jahrhunderts erſpart bleibt. Mein Vater wohnte anfangs als Zeugkapitän in dem Häuschen eines Magazinhofs, neben deſſen langeſtreckten Baulichkeiten noch Raum genug blieb, um allerlei Spiele mit den Jungen der benachbarten Straßen zu treiben; namentlich rollten unſere Achatkugeln in die ordnungswidrig aufgegrabenen Löcher. Die Umgegend gehörte dem Proletariat: hinter der Mauer, welche das zum Hauſe gehörige Gärtchen nach einer Seite hin abſchloß, zog ſich eine ſchmale Straße hin mit einer Häuſerreihe, in deren Fenſter wir blicken konnten. Von dort aus wurde unſere Gartenidylle oft auf die unliebſamſte Weiſe geſtört, denn dort herrſchte ein endloſes Gezeter zänkiſcher Weiberſtimmen, dazwiſchen der Lärm zerbrochener Töpfe; denn manche Xantippe übertraf des Sokrates hochgeprieſene Ehegattin und ſchüttete nicht bloß den Inhalt des Gefäßes auf die Straße, ſondern ſchmetterte dies ſelbſt aufs Pflaſter. Aus dem Magazinhofe führte eine Thüre in die Wöllerſtraße, auf der andern Seite war ein großes Thor, durch das man nach einem Stückchen Wegs in die Weißſtraße gelangte. Dieſe beiden Straßen befanden ſich im Kriegszuſtand; ich war ein fanatiſcher Parteigänger der Wöllerſtraße; denn hier wohnte nicht nur mein intimſter Freund, der Sohn des Schinders, ſondern auch zwei Töchter einer Wäſcherin mit franzöſiſchen Namen, denen meine erſte Liebe gehörte. Die Straßenſchlachten, die ſich oft auch den Thorweg hindurch zogen, wurden meiſtens mit Steinwürfen geſchlagen .. und wie oft bin ich mit einem blutigen Kopfe nach Hauſe gekommen!

So war der Magazinhof mit ſeinem Gärtchen keineswegs ſo idylliſch, wie man glauben mochte, wenn man ihn ſo ſtille im Sonnenſchein da liegen ſah und die langen Gebäude ihren friedlichen Schatten warfen. Zwiſchen ihnen hindurch wurde öfter meines Vaters Pferd geführt, auf dem ich ſelber ſaß, ein ſtolzer Klavalier, mit Gedanken von unbegreiflicher Erhabenheit, beſonders wenn irgend ein verſprengter Kampfgenoſſe aus der Wöllergaſſe Zeuge dieſes großartigen Schauſpiels war. Am liebſten aber begleitete ich den Burſchen, wenn er unſere Ziege auf die Wälle führte, welche ſie abzugraſen ein Recht hatte: da legte ich mich daneben ins Gras und hatte meine eigenen Gedanken. Dort, wo jetzt der Hauptbahnhof ſich befindet, war damals eine grüne Idylle mit Waſen und Büſchen bis dicht ans Thor, das zur Kartauſe hinausführte: hier beluſtigte ich mich mit Schmetterlingsfang, wobei ich's beſonders auf die gelben Zitronenvögel abgeſehen hatte; denn ſo vornehme Tagfalter wie der Schwalbenſchwanz und und der Trauermantel verirrten ſich nicht hierher.

Doch die Idylle des Magazinhofes nahm bald ein Ende: mein Vater zog in die Schloßſtraße, und ich ſelbſt hatte allmählich die nötige Reife des Geiſtes und Charakters erlangt, um einer Elementarſchule anvertraut werden zu können. Wenn ich mich nicht irre, hieß der Lehrer Herr Bungenroth, der mir die erſten Elemente des Leſens und Schreibens beibrachte. Als ich vor einigen Jahren in Koblenz war, ging ich an dieſer Stätte meiner erſten geiſtigen Dreſſur vorüber, und zu meiner Freude ſah ich aus dem Vorhofe einige ſich prügelnde Schulknaben herausſtürzen, die mir die Gewißheit gaben, daß hier die Pädagogik noch immer ihres ſegensreichen Amtes walte.

Von der Bungenrothſchen Elementarſchule ſiedelte ich in die unterſte Klaſſe des Gymnaſiums über; von meinen Studien iſt mir hier nicht mehr viel erinnerlich; nur zweierlei, was zu meiner ſpäteren Laufbahn in inniger Beziehung ſteht, taucht aus dem Dämmer der Zeiten empor. Ich beſinne mich, daß ich hier meine erſten

Digitized by Google

dramatischen Scenen aufs Papier warf: ich behandelte Wilhelm von Oranien mit Hilfe von Beckers Weltgeschichte, die neben mir auf der Bank lag, und während die verschiedensten Lehrfächer vorgetragen wurden, dramatisierte ich die Beckerschen Kapitel. Es kam dabei jedenfalls eine Historie heraus, an welcher die Shakespeareromanen ihre Freude gehabt haben würden. Meine andere Leistung gehörte der ausübenden dramatischen Kunst an und ist zeitlebens meine einzige auf diesem Gebiete geblieben, abgesehen von einer Mitwirkung bei einzelnen lebenden Bildern, wo ich einmal den Sultan neben seiner Scheherezade darstellte und wir beide das märchenhafte Unglück hatten, wegen ungünstiger Polsterung oder zu gewagter malerischer Attitude bei aufgezogenem Vorhang an dem Sofa herunter zu rutschen. Damals als Knabe hatte ich auch nur kleine Aufgaben zu lösen: ich spielte den Negerprinzen in Körners „Toni“ und dann in „Hedwig“ desselben Dichters eine stumme Schildwache. Man wird mir kaum glauben, wenn ich erzähle, daß diese Rolle nur durch künstlerisches Nachdenken und geniales Spiel über Wasser gehalten werden konnte. Und doch war dem so: in der Zwischenpause zwischen den beiden Stücken mußte der kleine Mohr weißgewaschen werden; man scheuerte tapfer darauf los; aber die schwarze Hautfarbe wollte nicht wanken und weichen. Man klingelte. Die Aufführung der Banditenbraut sollte beginnen; ich war schon rasch in Uniform gesteckt worden, während man die letzten verzweifelten Versuche machte, mich aus der äthiopischen Rasse in die kaukasische zu übersetzen. Endlich mußte ich auf die Bühne; aber dem Publikum mein schwarzes Gesicht zuzuwenden, das wäre eine Unmöglichkeit gewesen. So entschloß ich mich, ihm, solange ich auf der Bühne war, den Rücken zuzukehren. Das widersprach zwar der Goetheschen Vorschrift, daß die Schauspieler nicht aus mißverstandener Natürlichkeit dem Zuschauer den Rücken zuwenden sollen. Doch ich hätte mich damals trösten können, wenn ich gewußt hätte, daß später sehr berühmte Künstler diese Goethesche Regel verachteten und auch dem Publikum gelegentlich nur dieselbe Rückenansicht boten, wie ich als Schildwache mit dem schwarzen Gesicht.

Daneben gingen militärische Studien, denn ich war ja ein echtes Soldatenkind. Mit meinem Vater spazierte ich oft auf den Wällen und half die Kugeln der Kugelhaufen zählen, oder ich begleitete ihn auf die Festung Ehrenbreitstein, von welcher aus sich ein weiter schöner Umblick eröffnete: ich besinne mich noch auf den hölzernen Telegraphen, der damals als neuester Kulturfortschritt mit seinen Windmühlenflügeln raftlos arbeitete. Einmal war ich oben mit meinem Vater, einigen andern Offizieren und einem russischen Hauptmann, der zum Besuch in Koblenz anwesend war. Vom Ehrenbreitstein ging's dann über den Rhein hinüber auf die Burg Stolzenfels. Der russische Offizier hatte einen prächtigen Pfeifenkopf von Meerschaum, der bei einer Felspromenade in Stücke ging. Er konnte sich über den Unfall nicht trösten und auch ich nicht, denn ich hatte diesem Meerschaumkopf meine lebhafteste Teilnahme zugewendet. Wie leid that mir der Mann in der fremdländischen Uniform. Was ich auch später gegen Aufstand in Vers und Prosa gesündigt haben mochte: mein Jammer um dessen Meerschaumkopf konnte es reichlich aufwiegen.

Merkwürdiger aber waren die theoretischen Militärstudien des Sextaners. Auf dem Schloß in Koblenz befand sich eine Brigadebibliothek, mehrere Säle mit gleichmäßig eingebundenen Büchern. Da war ich Stammgast; es war meine größte Wonne, in diesen Büchern herumzusuchen und bald das eine, bald das andere nach Hause zu schleppen. Wie viele Feldzüge habe ich da vom kriegswissenschaftlichen Standpunkte aus durchstudiert. Freilich, es mußten schöne Schlachtpläne dabei sein, wo die farbigen Regimenter in Rechtecken aufmarschiert standen, die Kavallerie in Quadraten, wo schöne große Pfeile die Himmelsrichtung anzeigten, wo die Ströme sich wie dicke Schlangen dahinzogen, wo man die Steilheit der Berge daraus ersehen konnte, ob sie mit dichteren oder dünneren Strichen schraffiert waren. Oft wurden bei mir die Bücher abgeholt, welche die Offiziere zu ihrem Examen brauchten. So hatte ich längere Zeit auf ein sehr gesuchtes und umfangreiches Werk: Tempelhoffs Geschichte des siebenjährigen Kriegs Beschlag gelegt und war sehr unglücklich, als ich es zurückgeben mußte.

Von Koblenz wurde mein Vater nach Mainz versetzt, wo er die Führung einer in der Kaserne am Tiergarten einquartierten Artillerie-Kompagnie übernahm. Hier hatten die Gymnasien eine andere Einrichtung und ich mußte wieder mit der Oktava beginnen; bis zur Sekunda habe ich dann das Mainzer Gymnasium absolviert; es war meine längste und an Erinnerungen reichste Schulzeit. In der goldenen Luft der Gutenbergstadt, am herrlichen Rheinstrom, beim Anblick der duftigen Taunusberge, die in wechselnder Beleuchtung den Hintergrund der Landschaft bildeten, bei Spaziergängen über die Rheinbrücke, in den schattigen Wegen und damals noch durch keine Eisenbahn aus ihrem grünen Frieden aufgestörten Neuen Anlagen oder zur römischen Wasserleitung von Zollbork und auf den Hardenberg unseligen burschenschaftlichen Angedenkens kam alles, was von poetischen Stimmungen und Neigungen in mir schlummerte, zu voller Blüte. Ich war so produktiv, daß jede Klasse ein poetisches Meisterwerk zu Tage förderte. Mein erstes Drama war „Cajus Graechus“ in tadellosen Jamben: meine gute Mutter schrieb das Erstlingswerk eigenhändig ab mit gerechtem Stolz auf ihren Sohn. Dann folgte ein Drama „Katilina“ mit vollgezählten fünf Akten. Cajus Graechus hatte deren nur drei; hierauf nun „Hippodamia“, welche nach meiner Ansicht mit Goethes „Iphigenie“ eine unverkennbare Ähnlichkeit hatte. Dann wandte ich mich freierschwebenden Schöpfungen im Stil der genialen Kraftromantik zu, die meistens auf dem Boden des Nordlandes spielten; mein kühnster Wurf war das Trauerspiel „Gavigo“, jedenfalls das beste aus der Epoche meiner frühreifen Dramatik; einige Scenen daraus wurden würdig befunden, in den damaligen Mainzer „Unterhaltungsblättern“ zum Abdruck zu gelangen. Nicht nur der Feldwebel, der mir im Stoßfechten Unterricht erteilte, war ein Bewunderer des Stückes, auch der Schauspieler Cornelius, der Vater des vortrefflichen Komponisten, sprach seine Verwunderung über das Großartige dieser, von einem kleinen jungen Burschen verfaßten Dichtung aus und erschrak nur über einige blasphemistische Stellen im Grabbeschen Stil. Ich selbst habe das jetzt verlorne Manuskript Jahrzehnte lang beseufzen und muß bekennen, daß die Dichtung in der That Stellen und Scenen enthielt, welche mit dem, was ich später geschaffen, auf gleichem

Digitized by Google

Niveau standen. Anknüpfend an die Äußerung Jean Pauls, daß die Doppelgängerei sich mehr für die Tragödie als für das Lustspiel eigne, schrieb ich ein Trauerspiel: „Die Doppelgänger“. Die Helden waren nordische Recken, die Handlung kühn erfunden, der Stil erinnerte an Grabbes „Herzog Theodor von Gothland“. Ein Drama, „Ladislaus Hunyades“, schickte ich an Ludwig Tieck ein: natürlich, Roß und Reiter sah man niemals wieder. Tieck ließ bekanntlich alle derartigen Manuskripte in einer Versenkung verschwinden.

Begreiflicherweise wünschte ich schon in der Septima lebhaft, daß nun Cajus Gracchus gegeben würde, brachte ihn zu mehreren Schauspielern und reichte ihn auch in Wiesbaden ein. Ein Schulfreund hoffte meinen nagenden Ehrgeiz durch eine Mystifikation zu befriedigen: er ließ, als ob das Stück in Wiesbaden gegeben worden wäre, eine Kritik darüber drucken: ich war von dem gedruckten Lobe sehr entzückt, obwohl ich an die Sache nicht recht glauben wollte.

Auch auf andern Gebieten der Dichtkunst war ich thätig. In einer der untern Klassen des Gymnasiums übersetzte ich die Fabeln des Phaedrus in deutsche Reimverse, welche den Lehrern so gelungen schienen, daß ich sie als Paradepferd bei öffentlichen Prüfungen vorreiten durfte. Später dichtete ich die Metamorphosen des Ovid in derselben freien Weise nach. Außerdem schrieb ich ein Riesenepos, Ferdinand Kortez, in vierundzwanzig Gesängen und in Oberonsstrophen, in welche ich nicht nur den Gott Vitzliputzli, sondern auch den Itzacolihuatl und Popocatepetl, so gut es gehn wollte, hineinzwängte. Da ich mich an berühmte Muster anschloß, so waren die vierundzwanzig Gesänge de rigueur, und auch die Zahl der Strophen stand nicht hinter derjenigen zurück, welche Tasso sich für die Gesänge seines „Befreiten Jerusalem“ zur Norm gemacht hatte.

Als Tertianer und Sekundaner schrieb ich auch Buchkritiken für die „Unterhaltungsblätter“; so besinne ich mich, über den „Julius von Tarent“ von Leisewitz und über Gutzkows Roman „Blasedow und seine Söhne“ ausführliche Recensionen verfaßt zu haben, welche im preußischen Offizierskasino Würdigung fanden. Gutzkow selbst war der erste berühmte Mann, den ich kennen lernte; es war mir ganz eigentümlich zu Mute gegenüber dieser Berühmtheit; es ergriff mich eine Art von heiligem Schauer, als ich im Zimmer des vortrefflichen Geographen Karl Andree, damaligen Redakteurs der Mainzer Zeitung, mit ihm zusammentraf. Es war im Jahre 1839; Gutzkow hatte eben die Schwenkung zur Bühne gemacht; ich hatte alle seine jung deutschen Schriften gelesen. Ich war einer der eifrigsten Leser; es gab eine Zeit, wo ich jeden Tag ein fünfaktiges Trauerspiel von Raupach, Auffenberg, Grabbe, Immermann verschlang. Dann wieder las ich mit einem intimen Schulfreund zusammen Jean Paul, für den wir beide schwärmten; wir lebten uns bei unseren Spaziergängen ganz in seine Naturbegeisterung hinein. Dabei war ich ein fleißiger Schüler; es war damals am Mainzer Gymnasium Mode, daß alljährlich an die besten Schüler Prämien verteilt wurden; hinter jeder Preisverkündigung blies die Musik einen Tusch. Auch mir wurde die Ehre öfter zu teil: blieb sie aber einmal aus, so hatte ich schwermütige Gedanken, und die Erde erschien mir wie dem Prinzen Hamlet als ein kahles Vorgebirge.

Im Englischen hatte ich Stunde bei einem Offizier, der bei der Compagnie meines Vaters stand und eben neun neuere Sprachen beherrschte. Es war ein überaus gelehrter, originellee Herr, der für jede Sprache eine bestimmte Woche und bestimmte Pfeifen hatte, ans denen er rauchte.

Das Theater besuchte ich sehr oft; die preußischen Offiziere hatten ein überaus wohlfeiles Abonnement. Damals wurden besonders Ranpachsche Stücke und die Trauerspiele von Schenk: „Belisar und die Krone von Cypern“ gegeben; auch Halms „Griseldis“ tauchte damals auf. Beliebt waren die Auberschen Spieloern, die jetzt meist vom Repertoir verschwunden sind, Meyerbeers „Robert der Teufel“ machte Furore; auch seine „Kreuzfahrer in Ägypten“ wurden wiederholt gegeben.

Meine Freude an militärischen Schauspielen blieb unverändert; wie oft marschierte ich mit den Öfreichern oder den Preußen zur Übung aus. Groß war meine Freude, als mein Vater zu den Schießübungen mich mit nach Koblenz nahm: der Marsch durch das Rheinthal, das Bombenwerfen und Brandtugelnschießen auf der Kartause, der Aufenthalt in dem idyllischen Moselweiß, mein lebhafter Verkehr mit dem Humoristen der Compagnie, dem Stangenreiter Beber, den ich oft im Stall bei seinen Pferden aufsuchte, das alles ist unvergeßlich in meiner Erinnerung haften geblieben. Auch meine Freundin von ehemals, Minna Ladinvic, suchte ich wieder auf; sie war inzwischen am Waschschaff in die Höhe gewachsen und ein stattliches Mädchen geworden; wir gingen zusammen über die Felder und sie pflückte mir die schönsten Blumen.

Im Jahre 1839 nahm mein Vater seinen Abschied und zog sich in sein Heimatland Ostpreußen zurück, wo er sich in der Nähe des Städtchens Rastenburg ein Gütchen kaufte. Hier absolvierte ich den Rest meiner Schulzeit, machte nach zwei Jahren das Abiturientenexamen mit glänzendem Entlassungszeugnis und begab mich als Achtzehnjähriger nach Königsberg, um dort die Rechte zu studieren.

Aus der kleinstädtischen Idylle von Rastenburg will ich nur noch berichten, daß ich dort die Antigone des Sophokles in derselben Weise ins Deutsche übersetzte, wie Schiller die Iphigenie in Aulis des Euripides, die Chöre in Reimversen, und daß ich dort das erste Trauerspiel verfaßte, das im Druck erschienen ist. Das Studium der geschichtlichen Werke über den deutschen Orden hatte mich zur Abfassung eines Trauerspiels: „Der Preußen Heerfürst“, angeregt, das in sehr fragwürdiger Gestalt, was Format und Ausstattung betraf, bei dem Buchhändler und Buchdrucker loci, dem Verleger des Rastenburger Kreisblattes im Druck erschien. Natürlich auf Subskription. Die armen Offiziere der Bundesfestung Mainz, die sich für den deutschen Orden wenig interessierten, waren von meinen dortigen Bekannten angeworben worden und bildeten den Stamm der Subskribenten. Die Kritik ließ auch nicht lange auf sich warten, und was sie mir auf den Kopf setzte, war mehr Dornenkrone als Lorbeerkranz.

Digitized by Google

Rudolf von Gottschall.

Von **Feodor Wehl.**

Rudolf Gottschall wurde am 30. September 1823 in Breslau geboren, wo sein Vater damals als preußischer Artillerie-Offizier seinem Dienste oblag. Als derselbe später an den Rhein, nach Mainz und Koblenz versetzt wurde, erhielt der Sohn, der von Kindheit an einen aufgeweckten und lebhaften Geist bekundete, daselbst eine gute und sorgfältige Erziehung, die ihn befähigte, bereits 1841 nach der Hochschule Königsberg abzugehen, um sich auf dieser der Rechtspflege zu widmen.

Schon früh dichterisch thätig, kam er in der Stadt Kants und der reinen Vernunft mit seinem empfänglichen Gemüte und der gegen jeden Druck staatlicher Entwickelung sich begeistert auflehnenden Seele so zu sagen vor die rechte Schmiede. Königsberg war zu jener Zeit die Hochwarte des politischen Freisinns und gab für diesen nicht selten das Losungswort aus. Daß der junge Musensohn von dem einen oder anderen derselben innerst ergriffen wurde und ihm in schwungvollen Versen Ausdruck verlieh, ist unter solchen Umständen wohl kein Wunder, und so sehen wir ihn schon 1842 mit einem Buche „Lieder der Gegenwart" auftreten, denen bald „Zensurflüchtlinge" und ein Schauspiel „Ulrich von Hutten" folgen, welche wegen ihrer kecken und verwegenen Anschauungen nicht verfehlten, den Verfasser bei der Regierung mißliebig zu machen. Infolge dessen von Königsberg verwiesen, setzte er unter mancherlei Schwierigkeiten seine wissenschaftlichen Studien zuerst in Breslau, dann, bei den Schützen sein Jahr abdienend, in Berlin mit glücklichem Erfolge fort. Nachdem er 1846 den Doktorgrad der Rechte erworben, beabsichtigte er eine akademische Lehrstelle zu suchen; da man jedoch auch hier ihm allerlei Widerwärtigkeiten in den Weg legte, entschloß er sich kurz und bündig zur Laufbahn des Schriftstellers und begann sie in der Stellung eines Dramaturgen am Stadttheater in Königsberg, wo er sich schon von früherher einer ziemlich allgemeinen Beliebtheit zu erfreuen hatte. Seine Trauerspiele „Der Blinde von Alcala" und „Lord Byron in Italien", die nicht nur mit Beifall aufgeführt wurden, sondern in der Theaterwelt sogar einiges Aufsehen erregten, veranlaßten den Hamburger Theaterdirektor Baison ihn als Nachfolger von Prutz an die ihm zunächst Bühne heranzuziehen. Hier schuf er die Stücke: „Hieronimus Snitger" und „Die Marseillaise" und etwas später auch „Ferdinand Schill."

Zur Erholung von seinen Anstrengungen sich zu Verwandten nach Schlesien begebend, lernte er dort eine junge Freiin, Marie von Seherr-Toß, zu Olbersdorf bei Reichenbach kennen und lieben und vermählte sich mit ihr 1852.

Mit seiner jungen, blühenden Gattin lebte er nun zunächst einige Zeit wieder in Hamburg, siedelte dann nach Breslau über und endlich, nach mehreren Ortsveränderungen und Reisen, 1865 nach Leipzig, wo er im Verlage von F. A. Brockhaus die „Blätter für litterarische Unterhaltung" und die Monatschrift „Unsere Zeit" als Nachfolger von Hermann Marggraff zu leiten übernahm.

Dieser Leitung hat er bis 1888, also volle zweiundzwanzig Jahre, und man darf sagen: mit seltener Umsicht, mit unermüdlichem Fleiße und einer beneidenswerten geistigen Frische obgelegen.

Mit einer solchen Anerkennung berühren wir aber, auf Gottschalls dichterisches Schaffen im allgemeinen übergehend, sogleich den Grundton seines ganzen Wesens. Es ist der einer unverwüstlichen und grade zu hinreißenden Jugendlichkeit. Man darf mit Recht von ihm behaupten, daß er poetisch nicht gealtert, und daß seine Muse noch heute die schwellende Form und die blühende Farbe ihrer Lenztage an sich trägt. Sie hat aus diesen einige kleine Fehler, doch jedenfalls alle ihre großen Vorzüge behalten. Sie besitzt anmutige Beweglichkeit, erhabenen Schwung, reiche Gedankenfülle und eine wahrhaft mächtige Einbildungs- und Erfindungskraft. Darüber läßt sich leicht übersehen, daß sie nicht immer ganz sicheren in ihren Begründungen und manchmal etwas sprunghaft in der Entwickelung ist. Äußerst glücklich darf sie dagegen im Vergleich und in der Anwendung der Eigenschaftswörter genannt worden. Jeder Blick in seine Werke kann davon überzeugen. Um von den ersteren nur ein paar Belege anzuführen, seien erwähnt:

„Vertraun ist nur die rote Beere,
Die um so sicherer in die Schlingen lockt . . ."

„Von ihren Schultern taumelt das Gewand . . ."

Wie bezeichnend, zum Teil plastisch sind diese Bilder! Nicht weniger ist dies zu sagen von den Beiworten oder deren erweiterter Umschreibung: „Der geschäftige Rauch", „Vom Duft der Blüten trunkne Abendwinde", „Von der Schwüle erschöpfte Luft" u. s. w.

Es sind das Kleinigkeiten, die indes in einer Dichtung sich oft sehr wirksam erweisen. Und bei Gottschall sind sie nicht erklügelt und ausgetüftelt, sondern natürliches Ergebnis seiner Eingebung, die um so höher bei ihm anzuschlagen ist, um so emsiger, unablässiger und vielseitiger er all sein Lebelang gearbeitet hat.

Er schrieb mehrbändige Romane, Schauspiele, Reisebilder, eine deutsche National-Litteratur, eine Poetik, Charakteristiken und Kritiken, Epen, lyrische Gedichte.

Was die letzteren anbetrifft, so hat Theodor Mundt, ein feinsinniger, aber in der Beurteilung der Lyrik nicht immer wohlberatener Schiedsrichter in seiner „Geschichte der Litteratur der Gegenwart" von ihr gemeint, daß sie „mehr Feuer und Schwung als Inhalt und Gedanken habe und darum leicht in der hochtönenden Phrase sich verliere", eine Meinung, die seitdem vielfach, aber mit nachweisbarem Unrecht nachgebetet worden ist. Gottschall liebt allerdings die sogenannte getragene Rede und einen etwas prunkenden Ausdruck, doch niemals entbehren sie beide einer lebensfrotzenden Gegenständlichkeit und eines anregenden Ideenreichtums. Man muß seine „Neuen

Digitized by Google

Gedichte" (1858) lesen, um sich zu überzeugen, wie gesund und prall sie in ihren Stoffen, wie ergreifend in ihren Motiven und sinnvoll in ihrer Ausführung sind. Einzelne erscheinen von geradezu rührender Einfachheit und reizvoll wegen der Geschmeidigkeit ihrer Form und ungesuchter Reinheit ihrer Reime; andere, und darunter besonders seine kleinen poetischen Erzählungen, erzeugen einen bedeutenden Eindruck durch die Macht ihrer Stimmung und die zwar leidenschaftliche, aber dabei doch maßvolle Darstellung. „Der Walddrand" hat mir darunter stets als besonders hervorragend bedünken wollen. Daß man den in diesem Buche enthaltenen Oden in antiken Versmaßen, welchen Gottschall durch den Reim erhöhte Anziehungskraft einzuflößen suchte, nur geringe Beachtung zugewendet hat, hat mich immer in Erstaunen versetzt und hauptsächlich deswegen, weil ich glaubte, daß man in diesen Versuchen einen frischen Johannistrieb unserer Dichtung würde erkennen müssen. Wenn man es nicht gethan, so mag das wohl an dem Zustande unserer Zeit gelegen haben, die für dergleichen ästhetische Neuerungen weder die nötige Muße noch die liebevolle Hingabe in sich trägt, die dafür aufzuwenden wären.

Gottschalls Jugendepen „Die Göttin" (1852) und „Carlo Zeno" (1853) sind Schöpfungen, die ganz wesentlich aus dem Sturm und Drange unserer gesellschaftlichen und staatlichen Umwälzungsjahre ihren Ursprung herleiten und unser Volk zur Abschüttelung aller Vorurteile und Aneignung großer nationaler Gesinnungen aufstachelu sollten. Namentlich die erstere, welche die Lage und Stellung des Weibes in der Welt ins Auge faßt, ergeht sich oft in philosophischen Reflexionen und sittlichen Problemen, von denen der Dichter selbst in seiner National-Litteratur die Ansicht verlauten läßt, daß sie einer Überarbeitung bedürfen; die zweite stellt das Musterbild eines patriotischen Helden aus dem Mittelalter Venedigs dar, indem es in der Widmung in sehr bezeichnender Weise den Deutschen zuruft:

„Der Mann, der volle, ganze,
Der Mann aus einem Guß,
Den mit geweihtem Kranze
Geschmückt der Genius;
Der mutig ohne Wanken
Den Opfertod erwählt;
Der Thaten und Gedanken
Und Geist und Herz vermählt;

Der, gleich an würd'ger Tugend,
Die Helden Roms begrüßt,
Den Irrtum seiner Jugend
Mit großen Thaten büßt;
Der fest am Vaterlande
In bösen Zeiten hält;
Dem Undank selbst und Schande
Nicht edlen Sinn vergällt;

Der noch mit grauen Locken
Bewahrt die Jugendkraft,
Im Kampfe unerschrocken,
Im Denken unerschlafft,
Vom Schicksal schwer getroffen,
Noch fest im Busen hält
Des Friedens heil'ges Hoffen,
Den Traum der bessern Welt."

1864 erschien „Maja", eine indische Liebesgeschichte, 1873 „König Pharao", eine Satire auf den sinnlosen Taumel um das goldne Kalb, und neuerdings, erst 1888, „Merlins Wanderungen", ein Bild unserer Gegenwart.

Seine „Porträits und Studien" (1870—1871) bieten viel Geistreiches und Treffendes in Personen und Verhältnissen; seine „Poetik" (1858) darf für die Technik der Dichtkunst als wissenschaftlich unterrichtend wohl angesehen werden und seiner „Deutschen National-Litteratur" (1855) das Zugeständnis unter allen Umständen zu machen sein: daß sie die schriftstellerischen Leistungen Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert von einem ziemlich unbefangenen Standpunkte her und aus einem impulsiven und vollberechtigten Volksbewußtsein heraus zur Beurteilung zieht. — Seine „Reisebilder aus Italien" (1864) sind unterhaltend und gefällig im Stil.

Eine außerordentliche Thätigkeit entwickelt er auf dem dramatischen Gebiete, auf dem er bereits 1865 angefangen hat, seine Werke in einer zahlreichen Reihe von Bänden zu sammeln. Einige seiner Lustspiele, wie z. B. „Pitt und Fox" und „Der Vermittler", errangen sich durch lebhafte Handlung und schlagfertigen Dialog durchgreifenden Beifall und vielfache Wiederholungen. Von seinen Trauerspielen werden „Katharine Howard", „Arabella Stuart", „Anna Robsart" und „Die Rose vom Kaukasus" noch heut gegeben.

Alle seine Stücke sind oft hinreißend in der Sprache, spannend in der Anlage und voll höchst ergreifender Auftritte, leider aber nicht selten locker in der Entwicklung und unvermittelt und sprunghaft im technischen Auf- und Ausbau. Nichtsdestoweniger verdienten sie von der deutschen Bühne durchaus mehr Aufmerksamkeit und Pflege, als man ihnen zu teil werden läßt, denn eine dramatische Kraft wie die Rudolf von Gottschalls müßte, wenn sie richtig in Anspruch genommen und ausgenutzt würde, entschieden von großer Bedeutung auf den Brettern werden, und nur, weil sie dazu nicht entsprechend gelangt ist, warf sie sich zuletzt mit besonderer Beflissenheit in den Roman, in dem sie anziehende Gebilde zu schaffen, natürlich nicht verfehlen konnte.

Hatte er von seinen Dramen gesagt, daß er in ihnen ehrlich gesucht, soweit seine Begabung reicht, für die Förderung eines nationalen, von modernem Geist durchdrungenen Dramas mitzuwirken nach dem dramatischen Kanon, den er selbst in seiner „Poetik" entwickelt, und gegen den freilich einzelne seiner früheren Dramen verstoßen, so versäumte er nicht, denselben nationalen Geist auch im Romane anzustreben, wie sich aus „Im Banne des schwarzen Adlers", „Die Erbschaft des Bluts" und allen neueren deutlich erkennen läßt.

Sie alle beweisen, wie unabgewirtschaftet, jugendlich und blühend noch immer seine Begabung ist. Er erfindet fast immer mit Geschick, verwickelt mit Geist und löst mit Takt. Dabei ist seine Schilderung lebhaft, gewürzt mit feinen Bemerkungen und voll prächtiger Vergleiche, durchhaucht von dem echten Atem der Kunst. Thut sich hier und da auch ein Zug von Flüchtigkeit oder in der Aufrollung eine unbedachte Lücke auf, so ist doch die Darstellung im ganzen von so schwellender und lebenstrotzender Art, daß diese Schwächen sich bald darunter vergessen machen.

Fasse ich zum Schluß meine Ansicht über unsern Schriftsteller kurz zusammen, so scheint mir, daß wir in

Digitized by Google

ihm eine vielseitige, gestaltungskräftige und geradezu unerschöpfliche dichterische Befähigung besitzen, die sich aus trotzig und wild aufbäumenden Anfängen zu festen und besonnenen Anschauungen und Grundsätzen so geläutert durchgearbeit hatte, daß sie nach dem großen und heilsamen Umschwunge in Preußen und ganz Deutschland, ohne sich Mißdeutungen auszusetzen, ihrem Träger Adel, Orden und Hoftitel verleihen lassen konnte. Rudolf von Gottschall zählt heute zu denjenigen revolutionären Dichtern, die sich im deutschen Reiche ehrenvoll eingebürgert und darin eines wohlbegründeten und dauernden Ansehens versichert halten dürfen.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Enthaltend 1675 Abbildungen. Nach den Quellen bearbeitet von Dr. Gustav Könnecke. Marburg. N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 1887.

Das vorliegende Werk ist die Ausführung eines ebenso berechtigten wie naheliegenden Gedankens, so daß es fast Wunder nehmen konnte, wie lange es auf sich hat warten lassen, wenn nicht die ungemeinen Schwierigkeiten, welche dabei zu bewältigen waren, eine genügende Erklärung bieten würden. Eine neue Litteraturgeschichte will es nicht vorstellen, wohl aber eine „Ergänzung zu jeder deutschen Litteraturgeschichte", und das ist dieser Bilderatlas thatsächlich, von welchem Standpunkte auch ein derartiges Werk gestrieben und ob es mit Illustrationen geschmückt sein mag oder nicht. Nach beiden Richtungen werden knappe Andeutungen genügen. Wie immer sich das Urteil über die gegenwärtig zur unbedingten Herrschaft gelangte philologisch-historische Richtung gestalten mag, so viel wird selbst ihr erbittertster Gegner nicht leugnen, daß sie der ästhetischen Betrachtung in vielerlei Beziehungen erst festen Grund und Boden und jenen äußerlichen Thatsachen, die auch bei Betrachtungen letzterer Art nie vergessen werden dürfen, ihr Recht gegeben. Begründet ist also der Tadel gegen diese allerdings zumeilen mehr Fleiß als Geist erfordernde Methode, welche aber in der Regel doch durchaus nicht bloß mechanische Arbeit erheischt, nur dann, wenn sie sich in Kleinigkeiten, in Nichtigkeiten verliert; bleibt sie auf Wesentliches gerichtet, so verdient sie um so mehr unseren Dank, je anschaulicher und klarer sie und die Thatsachen vorzuführen vermag. Zu diesen Thatsachen gehört aber viel Körperliches und Reales: das Äußere des Dichters, sein Manuskript, namentlich sofern es uns seine Arbeitsweise veranschaulicht, ja auch die äußere Form seines gedruckten Werkes, wie es zuerst den Zeitgenossen vor die Augen getreten, und was könnte von all diesen Dingen eine klarere Anschauung geben als eben die Abbildung nach der Natur?! Läßt sich also gewiß nicht leugnen, daß die Litteraturgeschichte in dieser Beziehung die Illustration als Hilfsmittel sehr wohl gebrauchen kann, ja ihrer nicht minder bedarf als jeder andere Zweig der Geschichtswissenschaft, um Beispiel die politische oder speziell die Kriegsgeschichte, so ist doch bei der Illustration von Litteraturgeschichten bisher nicht viel Erfreuliches herausgekommen. Entweder war der Bilderschmuck nur dürftig und dann erfüllte er seinen Zweck nicht, oder er wurde reichlich beigegeben und dann schlugen die Bilder den Text tot; zudem war die Illustration in den seltensten Fällen ganz authentisch, sie opferte in der Regel dem ästhetischen Reiz den Wert wissenschaftlicher Genauigkeit, der Schönheit die Treue. Wie sehr solches illustrative Beiwerk dem Bedürfnis und den Wünschen des Publikums entsprach, hiefür ist das Buch von Robert König ein schlagender Beweis, die Auskattung hat ihm zu einer Verbreitung verholfen, wie sie selbst unsere besten und gewissenhaftesten Litteraturgeschichten nicht aufzuweisen vermögen. Bedenken dieser Art haben dem vorliegenden Werke gegenüber keine Berechtigung, es will nur ein Bilderbuch sein, allerdings nicht bloß zu flüchtiger Betrachtung, sondern auch zu ernstem Studium, und der Text beschränkt sich daher zumeist nur auf die notwendigen Erläuterungen, andererseits aber ist es eine Sammlung von unbedingt authentischen, gleichgiltigen Abbildungen: Porträts, Autographen, Handschriften und ersten Drucken, und wo immer sich dabei ein Gegensatz zwischen Schönheit und Treue der Wiedergabe ergab, hat die letztere den Sieg davongetragen.

Unhübsch darf man sich den Folioband nach dieser letzteren Andeutung nicht denken, im Gegenteil repräsentiert er sich mit seiner Fülle von interessanten Porträts und Faksimiles als ein rechtes Prachtwerk, in welchem jedermann mit Vergnügen blättern mag, nicht etwa bloß der Fachmann oder auch nur der intime Freund und Kenner der Litteraturgeschichte. Für die vorliegende Besprechung freilich fällt das Hauptgewicht auf den Inhalt, wobei die Reichhaltigkeit desselben vor allem hervorgehoben werden muß. Die Abbildungen beginnen mit einem Faksimile jener Stelle aus der relativ best erhaltenen Handschrift des Tacitus, worin über die Heldenlieder und Schlachtgesänge der alten Germanen berichtet ist; sie schließen mit den Porträts von Wilbrandt und Dahn, sind also ein illustrierter Kommentar zur gesamten deutschen Litteraturgeschichte. Der Herausgeber hat den riesigen Stoff zunächst in zwei Hauptabteilungen gruppiert; die erste umfaßt die Bildnisse und Handschriftenproben der bedeutendsten deutschen Sprachforscher und Litteraturhistoriker, von Konrad Geßner, dem ersten deutschen Sprachvergleicher, und Franciscus Junius, dem „Jakob Grimm des siebzehnten Jahrhunderts", bis auf Franz Pfeiffer, Müllenhoff und Scherer; die andere, die Hauptabteilung, bringt die eigentliche Sammlung von Abbildungen zur deutschen Nationallitteratur und berücksichtigt neben den Dichtern und Schriftstellern belletristischer Richtung auch jene Gelehrten, deren Werke weit über den Kreis ihres Spezialgebiets herausgreifen und von Bedeutung für unser geistiges Leben überhaupt gewesen sind, so Männer wie Melanchthon und Zwingli, wie Leibniz, J. J. Winkelmann, dann die populären Philosophen von Moses Mendelssohn und Immanuel Kant bis auf Eduard von Hartmann, Historiker wie Ranke, Waitz, Duncker, Sybel, Mommsen und andere, Kunsthistoriker wie Springer, Lübke, Woltmann, Nationalökonomen wie Roscher, Männer der Naturwissenschaft wie Alexander von Humboldt, Justus von Liebig und andere, ja selbst verdiente Verlagsbuchhändler wie Cotta, Göschen, Perthes und bedeutende Schauspieler wie die Neuberin, Ekhof, Schröder sind nicht vergessen. Je mehr wir diese weite Auffassung des Begriffs der Nationallitteratur billigen, desto weniger wollen und die Gründe für jene Anordnung einleuchten, welche den Litterarhistorikern einen eigenen Platz mit besonderer Paginierung einräumt und das ganze Werk in zwei Teile spaltet, denn wer Liebigs „Chemische Briefe" nicht zu den chemischen Fachschriften, sondern, und zwar mit Fug und Recht, zum Bestande der deutschen Nationallitteratur rechnet, kann bezüglich der Hauptwerke Jakob Grimms unmöglich anderer Ansicht sein. Ebensowenig aber kann vernünftigerweise dieser Einräumung der Vorderstube an die künftigen Sprach- und Litteraturforscher etwa die Anschauung zu Grunde liegen, daß sie damit nur den verdienten Ehrenplatz vor allen anderen Autoren erhalten, denn daß zum Beispiel Goethe für unser geistiges Leben doch wohl von keiner geringeren Bedeutung ist als alle jene trefflichen Männer, die seine Werke in mehr oder minder geistreicher Weise kommentiert haben, glaubt auch Herr Dr. Könnecke gewiß nicht. Diese ganz überflüssige Spaltung, welche auch die Übersichtlichkeit des Werkes beeinträchtigt, gehört zu den Wenigen, was wir als störend empfunden haben und bei einem Neudruck beseitigt sehen möchten.

Auch die chronologische Anordnung des Stoffs scheint dadurch überflüssig durchbrochen, im übrigen ist sie möglichst gewahrt, allerdings nicht so weit, als Gruppen, welche organisch zusammen gehören, gänzlich zerrissen worden wären,

Digitized by Google

das Prinzip der Anordnung ist vielmehr durchweg mit Takt und Geschmack durchgeführt und wird durch einige nötige Abweichungen nicht umgestoßen, sondern nach dem sehr weisen Sprichwort nur bestätigt. Selbstverständlich sind die verschiedenen Epochen nicht gleichmäßig durch Porträts, Faksimile und Wiedergabe erster Drucke repräsentiert. Für die älteste Zeit bis zum Aufkanchen der Renaissance müssen wir uns mit der Reproduktion nicht eigenhändig geschriebener Codices, ferner von Miniaturen, insbesondere aus der Pariser Handschrift, begnügen, welche letzteren natürlich nur Phantasie-Porträts der Dichter bieten. Da die Reproduktion durchweg auf mechanischem Wege, also der Photographie, dann der Zinkätzung, nur ausnahmsweise der Lithographie erfolgt ist, so ist das Bild, welches wir von diesen altehrwürdigen Handschriften erhalten, ein unbedingt getreues. Als ältestes Autograph wird vom Herausgeber jenes Blatt der Heidelberger Otfried-Handschrift mitgeteilt, welche in den großen Anfangsbuchstaben der ungeraden und den Endbuchstaben der geraden Verse den Namen des Dichters enthält, mindestens bezeichnet er es als wahrscheinlich, daß uns hier Otfrieds eigenhändige Niederschrift vorliege, was wohl stark bezweifelt werden kann, da die Theorie Professor P. Pipers, der er sich zuneigt, nicht allzu gut fundiert ist. Sie stützt sich bekanntlich auf die Hypothese, daß einige Korrekturen im Weißenburger Archiv von Otfrieds Handschrift herrühren, und dann auf die Ähnlichkeit dieser Schriftzüge mit jenen des Heidelberger Kodex. Aber auch bezüglich jener Unterschrift, welche der Herausgeber unzweifelhaft als den ältesten erhaltenen eigenhändigen Namenszug eines deutschen Dichters bezeichnet, der Unterschrift König Konradins unter einer der Stadt Pisa verliehenen Urkunde vom 14. Juni 1268, deren Original im Staatsarchiv zu Pisa aufbewahrt wird, haben wir unsere Zweifel. Nur das Kreuzeichen schief über dem Namenszug ist wohl von Konradins Hand, während der Wortlaut der Namenszeichnung höchst wahrscheinlich von einem Kanzler herrührt, wie das auch durch den Ausdruck „*super scripta manu propria confirmavit*“ (statt „*nos . . . confirmavimus*“) bestätigt erscheint. Sollten wir im Unrecht sein, so läge jedenfalls hier ein unerhörter Ausnahmsfall vor, da im XIII. Jahrhundert die eigenhändige Namenszeichnung deutscher Könige völlig ausgehört hatte, während sie sich unter italienischen Gerichtsakten des XI. Jahrhunderts zuweilen findet. Unzweifelhaft echt erscheint uns erst das auf Seite 60 wiedergegebene Autograph von Hans Folz. Wie die vorhergehenden Illustrationen die Codices des Mittelalters, so geben uns dieselben nun die Entwicklung des Buchdrucks und des Holzschnitts in Deutschland in überaus anschaulicher Weise wieder, und wie in der ersten Abteilung, so wird man auch hier die Auswahl als eine treffliche und mit ungemeiner Sachkenntnis veranstaltete anerkennen müssen; wir unsererseits wenigstens haben nur eine Kleinigkeit vermißt. Warum wird nicht auch der Namenszug Kaiser Maximilians, des letzten Ritters, mitgeteilt, da er ja ziemlich häufig vorkommt und es dem Verfasser nicht schwer gefallen wäre, eine Vorlage zu erhalten? Noch sollen diese und einige ähnliche Bemerkungen, die wir im Folgenden einflechten lassen, keineswegs ein Mäkeln an dem trefflichen Buche bedeuten, sondern im Gegenteil nur mit den warmen Dank des Kritikers zum Ausdruck bringen, der gern, soweit seine schwache Kraft reicht, durch Hinweisungen das treffliche Werk bei einem Neudruck noch tadelloser hergestellt sehen möchte, als es jetzt ist. Wie reichhaltig dasselbe auch schon für jene Zeit ist, wo die Vorlagen wahrlich nicht leicht zu beschaffen waren, mag die Aufzählung jener Illustrationen beweisen, welche Dr. Kümmcke über Ulrich von Hutten beibringt. Wir erhalten da nicht weniger als vier Porträts, also sämtliche gleichzeitigen Duellenbilder Huttens in Originalgröße wiedergegeben, ferner eine Nachbildung von Huttens berühmter Liebe: „Ich hab's gewagt mit Sinnen“, nach dem in der Berliner Königlichen Bibliothek aufbewahrten Druckexemplar von 1521, endlich ein Faksimile des Titels von Huttens deutschem Gesprächbüchlein, gleichfalls von 1521, sowie das Faksimile eines eigenhändigen lateinischen Briefes von Hutten. Noch reicher sind Martin Luther und Hans Sachs vertreten, wie denn der Verfasser überhaupt je nach der Bedeutsamkeit des Schriftstellers Raum und Zahl der Illustrationen bemessen hat. Daß demnach das 16. und 17. Jahrhundert spärlicher bedacht sind, als die Blütezeit des Mittelalters und die klassische Weimarauer Periode, ist selbstverständlich und durchaus dankenswert. Am reichhaltigsten sind also auch die auf Goethe bezüglichen Illustrationen, sie füllen nicht weniger als zweiundzwanzig Foliodlätter und enthalten Proben der Handschrift des Dichters von 1757—1829, ebenso die Porträts von der Silhouette von 1762 bis zu der am 28. März 1832, einen Tag nach Goethes Hinscheiden von Friedrich Preller entworfenen Zeichnung. Ebenso finden sich die wichtigsten Stätten, wo er gewelt, Faksimile der ersten Drucke und der gleichzeitigen Illustrationen, endlich Porträts der Eltern des Dichters und der wichtigsten Persönlichkeiten, welche in seinem Leben eine Rolle gespielt, wiedergegeben. Wegzuwünschen wäre hier nur das von Dr. Kümnecke selbst als „angeblich“ bezeichnete Bild von Goethes Jugendfreundin Gretchen, dessen Original, eine Tuschzeichnung, sich im Besitze des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt befindet; die Unechtheit ergiebt sich schon aus dem Kostüm, welches einer weitaus späteren Zeit angehört, auf den ersten Blick. Vielleicht wäre es schicksam, statt desselben bei einer neuen Auflage das Bild eines von Goethes Getreuen, etwa des Kanzlers Müller, Eckermanns oder Riemers einzuschieben. In derselben Weise wie Goethe erscheint auch Schiller, nur nicht ganz ebenso reichhaltig, vorgeführt, wogegen sich die Romantiker und die Schwaben wieder nur mit je einem Porträt und einem Faksimile zu begnügen haben. Noch geringer ist das Ausmaß bei den Poeten der jüngsten Zeit, die meisten erscheinen nur durch Porträt und Namensunterschrift repräsentiert, wogegen die Beigabe eines Manuskript-Faksimile entfällt. Bei den Lebenden ist dies sogar Regel, was uns nicht gerade als ein Vorzug erscheinen will; so interessiert zum Beispiel Paul Heyse den Beschauer doch wohl etwas mehr als Otilie Wildermuth, und wenn diese bald das Doppelte jenes Raumes eingenommen erhält, der ihm gegönnt ist, so scheint dies nicht ganz logisch, und ebenso wenig, daß es dem Herausgeber schicksam erschien, Seidel den dreifachen Raum von dem einzuräumen, der Grillparzer gegönnt ist. Dies sind kleine Unebenheiten, welche sich leicht werden ausgleichen lassen; eine größere ist aber die etwas stiefmütterliche Behandlung der neuesten Zeit vor der älteren, und wenn wir diese beseitigt wünschen, so geschieht dies in gleicher Weise im Interesse der Gerechtigkeit, wie in jenem des Werkes selbst, dem dadurch die Teilnahme größerer Kreise gesichert wäre. Daß wir im übrigen nur zu loben haben, ist bereits bemerkt; das größte Lob verdient der außerordentliche Fleiß und die Gewissenhaftigkeit, mit welcher die Vorlagen aus aller Welt Enden gesammelt und kritisch geprüft wurden. Daß wir hier ein vollkommen verläßliches Porträt- und Handschriftenwerk erhalten haben, wie es bisher in unserer Litteratur fehlte, sichert dem Herausgeber nicht bloß den Dank der Fachkreise, sondern jedermanns, der sich für unsere Litteratur interessiert. Gehoben wird der Wert der Illustrationen auch durch die Anmerkungen, welche bei aller Knappheit vollständig orientieren und unbedingt verläßlich sind. Wegzuwünschen ist nur die Ungleichheit, welche sich daraus ergiebt, daß bei einzelnen Autoren kritische Bemerkungen beigefügt sind, die bei anderen fehlen; an irrtümlichen Angaben sind uns nur zwei aufgefallen; „Harry“ ist nicht, wie der Verfasser bei Heine bemerkt, ein „jüdischer Vorname“ und Alfred Meißner war nicht adelig, wie auf Seite 291 bemerkt ist, da die 1884 erfolgte Verleihung des Maximilians-Ordens für ihn, der ja österreichischer Staatsbürger war, keine Standeserhöhung bedeutete.

Alles in allem ein Werk, welches zu besprechen in jeder Beziehung ein Vergnügen war, nicht zum geringsten deshalb, weil der Kritiker mit Recht erwarten darf, daß jeder Leser, welcher seiner Empfehlung vertrauend, dasselbe zur Hand nimmt, ihm dafür zu Dank verpflichtet sein wird.

Berlin. **Karl Emil Franzos.**

Lyrische Gedichte.

Bogumil Curtius steht in seinen „Modernen Klängen“ (Berlin, Kommissionsverlag von Wilhelm Lalle) mit Sprache und Vers nicht eben auf dem besten Fuß; aber noch schlimmer als die Form seiner „Dichtungen“ ist ihr Inhalt. Da wimmeln überall An-

Digitized by Google

spielungen, die satirisch und humoristisch sein sollen, in Wirklichkeit jedoch meistens weder Witz noch Geist noch Laune noch Geschmack bekunden; sie sind fad, streifen mitunter an das Schlüpfrige (in schlechter Nachahmung Heinrich Heines) und zerstören durchweg jede wirklich poetische Stimmung, jede harmonische Einheit des Empfindens. Unbegreiflich ist, wie der Verfasser solches Zeug, das in keiner Weise den Druck verdiente, einer edlen Frau widmen konnte.

Ein anderer moderner Lyriker, Otto Erich, giebt ein „Studenten-Tagebuch 1885—1886“ heraus (Zürich, Verlagsmagazin: J. Schabelitz 1887) und widmet es „dem deutschen Studenten.“ Eine Keckheit, die der echte deutsche Student sich nicht gefallen lassen sollte! Als ob er der öffentliche Hort für rohe oder schmutzige Gesinnung zu sein berufen wäre! Erich hat ein gewisses, nicht sehr kräftiges Talent und damit mehrere hübsche Gedichte gemacht, die kein besonderes, eigenartiges Gepräge aufweisen. Wo er aber individuell hervortritt, da trägt er seine Farben immer abscheulich dick und grell auf. Da verletzt er unser sittliches und religiöses Gefühl und erscheint einem ästhetisch unverderbten Sinne geradezu widerlich. Da begegnen uns in einer lyrisch gehaltenen Satire schmutzige Worte und Schlimmeres noch wird zwischen den Zeilen angedeutet; da giebt es im Reim sprachliche Roheiten wie „Biecher“ oder „elejisch“, ohne daß ein ironischer Nebenzweck diese Unformen entschuldigte; da finden wir in „Apotheose des Duells“, in der „Legende“ und sonst religiöse Blasphemien, die ein halbwegs erwachsener Mensch sich auch im Rausche nicht sollte zu schulden kommen lassen, und in der „Ballade“ entblößt sich der Verfasser nicht, eine der poetischesten und unglücklichsten Erscheinungen unserer an wahrer Poesie so armen Zeit, König Ludwig II., in seine eigne Gemeinheit herabzuziehen.

In demselben Verlag ist gleichfalls 1887 eine Sammlung Gedichte von Karl Henckell erschienen, „Strophen“ betitelt. Auch durch sie geht oft ein stürmischer, revolutionärer Zug; aber Henckell steht sittlich und künstlerisch über Otto Erich. Neben Gedichten zum Preise Deutschlands und seiner Helden, neben Bildern aus der Natur im Winter und im Frühling, neben einfachen, frischen und innigen Liebesliedern finden wir in diesen „Strophen“ namentlich Darstellungen aus dem sozialen Elend unsrer Tage, Mahnungen an das unablässige, bedrohliche Emporstreben des vierten Standes, Scheltverse auf das schwächliche, matte Geschlecht der Gegenwart, dem jede freie, mutig vordringende Herzenserregung mangelt, Satiren auf litterarische Schwächen unsrer Tage, auf Kritiker, die sich durch persönliche Rücksichten bestechen lassen, auf Journalisten, denen ihr eigner Gewinn mehr als Recht und Wahrheit gilt, auch sonst satirisch-humoristische Gedichte auf allerlei Mode- und Zeitgebrechen. Der Gedankengehalt ist fast fast immer echt und bedeutend; die reine künstlerische Form aber ist für diesen Gehalt nur selten gefunden, obwohl Henckell sich von Trivialitäten und Gemeinheiten sittlich frei hielt. An Phantasie und an dichterischer Anschauungs- und Gestaltungskraft fehlt es ihm nicht eben: aber diese Phantasie ist bisweilen verworren oder verstiegen, und seine Sprache ist oft pathetisch aufgebauscht, dunkel oder undeutlich. So bringt es auch sein satirischer Humor manchmal nur zu künstlerisch mittelmäßigen Gebilden. Dichterisches Empfinden und schöner Formensinn zeigt sich am besten vereint in seinen Liebesgedichten, die den Leser überdies durch den reichen Wechsel neuer und mannigfacher Situationen erfreuen.

Gedankenlyrik, deren Gehalt großenteils recht tüchtig wäre, bietet gleichermaßen Hedwig Kym in ihren „Gedichten“ (München, Theodor Ackermann 1887); aber nur zu oft ringt sie vergeblich um die künstlerisch schöne Form, in welche sie diese Fülle von richtigen Reflexionen, Sentenzen, Sprüchen und Lehren fassen sollte. Warme Empfindungen, wahre und mächtige Herzenstöne sind selten, noch seltener eine wirklich dichterische Darstellung. Viele Gleichnisse sind gezwungen, viele Worte und Wortverbindungen unnatürlich oder undeutlich, viele Satzkonstruktionen unförmig verrenkt, dem Vers und Reim zu liebe allzuviele ungewöhnliche Stellungen oder schwerfällige Partizipia gebildet. In den Sonetten sollte vor allem die Reimstellung korrekter sein. Besser als diese Versuche und die Balladen sind mehrere der folgenden, vermischten Gedichte; die einfachsten derselben verraten oft ein unleugbares Talent. Wollte die Verfasserin sich größerer Schlichtheit in Worten, Weisen und Gedanken befleißigen, so würde vermutlich öfter der Erfolg ihre Mühe krönen.

Im Anschluß an diese Sammlung mag die Arbeit einer andern Schriftstellerin kurz erwähnt werden, das „Gedenkbuch“ von Ida Graß (Berlin und Rostock, Verlag der Album-Stiftung: Karl Hinstorffs Vertag 1887). Es ist eine Zusammenstellung von Gedenksprüchen aus verschiedenen alten und neuen Dichtern oder Schriftstellern, meist original-deutsch, manchmal auch aus fremden Sprachen übersetzt, verteilt auf alle einzelnen Tage des Jahres. Die Sprüche sind alle schön und tief, wertvoll und beherzigenswert; einen inneren Zusammenhang zwischen den einzelnen Sprüchen und den Tagen des Kalenders, auf die sie verteilt sind, wird man wohl nur höchst selten entdecken können.

Wie Ida Graß bietet auch Günther Walling in seiner poetischen Sammlung „Rom Land des Weins und der Gesänge“ (Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag 1886) vorwiegend fremde Talentproben dar. Sein Buch vereinigt zahlreiche deutsche Originalgedichte auf Spanien, dessen landschaftliche Reize und geschichtliche Erinnerungen mit deutschen Übersetzungen aus spanischen oder spanisch-arabischen Autoren und andern, Spanien preisenden Dichtern (Byron, Longfellow, Victor Hugo u. s. w.). Die Auswahl dieser Gesänge ist mit großer Sorgfalt und vielem Geschick gemacht; wir erhalten ein bunt wechselndes, daher nicht leicht ermüdendes Panorama, in welchem anschaulich und belebt die verschiedenen Gegenden Spaniens mit ihren Bewohnern und ihrer Sage und Geschichte vor unserm geistigen Auge vorüberziehen. Unter den Verfassern, von denen Walling die einzelnen Gedichte seiner Sammlung entlehnt hat, begegnen uns die besten Meister unserer neueren Poesie: Herder, A. W. Schlegel, Körner, Chamisso, Heine, Uhland, Eichendorff, Freiligrath, Platen, Anastasius Grün, Geibel, Heyse, Graf Schack, Linga, Adolf Böttger, Felix Dahn, C. F. Scherenberg, Moritz Hartmann und mehrere andre. Wallings eigne Gedichte, zum Teil frei nach spanischen Vorbildern geschaffen, haben vornehmlich einen epischen, balladen- oder romanzenartigen Charakter. Walling kämpft darin für politische und religiöse Freiheit und feiert die Märtyrer derselben auf spanischem Boden. Er verherrlicht nicht die Lieblinge der Sage, der spanischen Volksdichtung, sondern die verdienten Gestalten der echten Geschichte. So preist er die unterliegenden Mauren und schilt den blinden oder rohen Eifer der Christen, welche die Denkmale des maurischen Glanzes und die durch die Araberherrschaft bewirkte Blüte des Landes zerstörten; so stellt er die Thaten und den Charakter des Cid der Geschichte gemäß mit allen häßlichen Flecken und Fehlern dar. Die Verse gleiten rhythmisch schön dahin. Nur hören dabei viele schwerfällige Inversionen des Verbums, das wegen des Reims gar zu oft aus seiner natürlichen Stellung weggerückt ist.

Inversionen, überhaupt Unbeholfenheiten der Sprache und des Verses, Trivialitäten des Ausdrucks und dann und wann auch des Gedankens verunzieren ebenso eine meist aus episch-lyrischen Gedichten bestehende Sammlung von Philipp Holitscher, „Gedanken und Gestalten“ (Breslau, Kommissionsverlag von S. Schottländer 1887). Es sind Fabeln, Balladen, erzählende und vermischte Gedichte. Die Unterscheidung dieser vier Arten ist kein glücklicher Einfall gewesen; so lassen sich z. B. die Balladen und die erzählenden Gedichte Holitschers nach inneren Merkmalen nicht wohl sondern. Innerhalb der einzelnen Rubriken ist dem Verfasser manches, aber durchaus nicht alles gelungen. Richtig und tüchtig sind meistens seine Gedanken, doch nicht tief oder neu, seine Gestalten nur selten poetisch anziehend. Am schlimmsten schädigt oft den künstlerischen Eindruck seine Sucht, aus jedem Gedicht eine Moral oder Schlußlehre herauszulocken. Das dichterische Gebilde erscheint so nicht mehr als Selbstzweck, sondern als bloßes Mittel zu einem anderen, ethischen Zweck.

Digitized by Google

In ungleich höherem Maße hat Adalbert von Hanstein in seinen „Menschenliedern“ (2. Auflage; Berlin, C. F. Conrads Buchhandlung: Paul Ackermann 1887) einen wirklich tiefen Gedankengehalt poetisch ausgesprochen. Was er zu sagen hat, kleidet er nicht bloß äußerlich in Verse, sondern er schaut alles mit dichterischem Auge an, er empfindet dichterisch, er vermittelt uns sein Denken und Wollen und Lehren stets auf künstlerischem Wege. Seine Stoffe sind groß und bedeutsam, symbolische oder typische Bilder aus dem Menschenleben oder aus der Geschichte, die alle irgend eine merkwürdige Phase im leidensvollen oder siegreichen Kampfe der Menschheit, irgend eine Idee der Menschengeschichte und des Menschentums verherrlichen. Dabei giebt sich überall edle Gesinnung für das Echte kund, wirkliche Größe wird würdig erfaßt, häßliches oder Verwerfliches voruehmlos gegeißelt. Die stilistische Darstellung kennt von großem Talent; Sprache und Vers sind mit wirklicher und doch keineswegs aufdringlicher Meisterschaft behandelt. Das Buch hat die zweite Auflage redlich verdient.

Ebenso verdienternaßen erscheinen bereits in dritter Auflage die „Gedichte“ von Wilhelm Osterwald (Leipzig, Verlag von F. C. C. Leukart: Constantin Sander). Der bleibende Wert der Sammlung beruht auf den Liedern Osterwalds. Meistens im Volkston gehalten, aber nichtsdestoweniger mit der größten formalen Kunst behandelt, klingen sie frisch und einfach, innig und warm und reizen durch ihre leicht gesangliche Weise geradezu zur musikalischen Komposition; kein Wunder daher, daß unser bester moderner Liederkomponist, Robert Franz, etwa die Hälfte dieser Lieder bereits in Musik gesetzt hat. Ihre Stoffe sind die uralten Stoffe der echten Lyrik: Frühling und Liebe, Natur und Gemüt. Spezifisch gedankliche Elemente kommen darin selten zu besonderer Geltung. Eine optimistische Weltanschauung zeigt sich überall; auch wo der Dichter sich wehmütigem Sehnen oder Klagen hingiebt, hält er sich frei von aller weltschmerzlichen Verbitterung. Das echte, rein menschliche Empfinden ist ihm stets die Hauptsache; es übertönt selbst noch die vaterländische Begeisterung, aus welcher Osterwald 1871 deutsche Größe und deutschen Ruhm besang. Hie und da finden sich deutsche Spuren maßvoller Einflüsse der Romantik sowie der mittelalterlichen Minnepoesie. Nicht ganz auf der gleichen Höhe stehen Osterwalds epische Gedichte, die ihren Stoff aus der Longobardensage, aus späteren deutschen Sagen und aus der Geschichte des Krieges 1870/71 schöpfen; Form und Inhalt ist hier nicht in solchem Grade wie bei den Liedern in eins verschmolzen. Am besten sind die erzählenden Gedichte mit gespensterhaft düsterem Hintergrunde gelungen. Bei den Kantaten und Hymnen hingegen ist der starke Gedankeninhalt nicht immer genug in unmittelbar dichterische Empfindung übergegangen; diese abnormen Gesänge sind doch oft nur ein künstlerisch nicht rein abgeklärtes Mittelding zwischen Gedanken- und Gefühlspoesie. Aber die Elegien aus dem Pfanzenleben bereiten uns wieder den vollen ästhetischen Genuß durch ihre innig-schöne Verbindung von Naturanschauung und geistiger Betrachtung.

Gleichfalls zum drittenmale treten Eduard Hillers hochdeutsche und schwäbische Gedichte unter dem Titel „Wintergrün“ hervor (Stuttgart, Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer 1886). Ein warmes Gefühl für die Natur beseelt den schwäbischen Poeten; er besingt die einzelnen Blumen und Bäume, und jede Erscheinung der Natur kann ihn zu einem Liede begeistern. Pflanzen und Tiere, die er am Wege trifft, beseelt er und macht sie zu handelnden Hauptpersonen kleiner Fabeln, Märchen und lehrhafter Geschichten oder sieht in ihnen ein Gleichnis und Abbild des menschlichen Lebens. Meist entwickelt sich zwanglos-schön aus diesen Empfindungen oder Betrachtungen eine sittliche oder religiöse Lehre von dauerndem Wert; Ergebenheit in Gott, klaglosen, entsagenden oder hoffnungsfrohes Ertragen des Leides, frommes Lob des himmlischen Vaters ist ein Grundzug der Lyrik Hillers. In der Form zeigt sich vielfach der Einfluß der schwäbischen Dichterschule, besonders Uhlands, doch auch der Rückerts. Immer wieder wendet sich aber auch der Verfasser in inniger Liebe zu seinem engeren württembergischen Vaterland, uns schwäbische Gegenden, Scenen aus dem schwäbischen Landleben zu schildern; er wählt dazu gern die schwäbische Mundart. Und hier bietet er uns mit seinem köstlichen, naiv kräftigen Humor, mit seinem schalkhaft volkstümlichen Geplauder, mit seiner ganzen einfachen, gemütlichen, frischen, dabei bis ins Kleinste hinein wahren Darstellung recht liebenswürdige und erfreuliche Gaben dar. Von nicht geringerem Reiz, ebenso schlicht wie frisch und heiter sind seine Kinderlieder, schon mehr für die heranwachsende Jugend als für das eigentliche Kindesalter berechnet.

Nicht eigentlich nur eine neue Auflage, vielmehr eine Auswahl aus den ältern Sammlungen und aus dem handschriftlichen Nachlasse eines hochbegabten Lyrikers sind „Gedichte“ von Bernhard Endrulat (Posen, Verlag von Joseph Jolowicz 1886), mit einem kurzen aber guten Lebensabriß des 1886 verstorbenen Dichters von liebtreuender Hand herausgegeben. Begeisterung und Kraft des Gedankens wie des Ausdrucks zeichnet die vaterländischen Lieder Endrulats aus; ein echtes Pathos schwellt seine Sprache, schöne, wahrhaft poetische Bilder schmücken sie geschmackvoll aus; sicher und wuchtig ist der Vers behandelt. Bald mächtige Leidenschaft, freudiges Gefühl stolzen Genusses oder kühner Hoffnung, bald wehmütig-schmerzliche Innigkeit spricht aus den Liebesliedern und „Romantischen Nachklängen“ zu uns, während die erzählenden Gedichte eine edle Plastik der Gestaltung, gehoben durch die Kraft und Würde der Sprache, und die lehrhaft betrachtenden Verse „Aus dem Leben und für das Leben“ eine wirkliche Tiefe der Lebenserfahrung und der Lebensweisheit bekunden. Das dünne Büchlein bietet so jedem Leser, der auch wahrer Poesie verlangt, einen bunten Reichtum der mannigfaltigsten und schätzenswertesten Gaben.

Ein ähnliches kostbares Geschenk aus dem Erbe eines wirklich poetisch begabten Mannes wird uns in den „Nachgelassenen Gedichten, Skizzen, Gefühl der See und Novellen“ von Alexander Marcusen (geboren 1857, gestorben 1883) dargereicht (Bern, Kommissionsverlag von Schmid, Francke & Co., vormals J. Dalp'sche Buchhandlung 1885). Schon die einfache Schönheit der Form besticht uns hier. Wir vernehmen überall eine klare und edle, unter Umständen auch eine mächtig tönende, schwungvolle Sprache; wir erkennen schlicht oder kunstvoll, immer jedoch ohne ängstlichen Zwang richtig und gewandt gebildete Verse. Aber sie treitet sich eine elegisch weiche, fast melancholisch trauernde Stimmung, der jedoch düstere Bitterkeit ferne bleibt. Die Vergänglichkeit und der Wechsel aller Dinge bildet oft den Inhalt dieser Lyrik, und dabei werden Töne der Sehnsucht, der Wehmut, aber auch des kräftigen, resignierten Weiterstrebens laut. Prachtvoll sind die Gesänge, welche an die Schilderung der Ufer des Genfer Sees charakteristische Betrachtungen anknüpfen. Durch ihren interessanten, belebenden Inhalt und gesteeich bewegliehen Stil fesseln uns landschaftliche Skizzen in Prosa vom Genfer See, seinen Gestaden, bedeutenden Personen, die dort lebten, wirkten und litten. Zwei Novellen schließen den Band, die eine, „Jonathan Swift“, ausgezeichnet durch eine ganz außerordentliche Anschaulichkeit und Kraft der Charakteristik, mit der Swift selbst und die verderblichen Gegenstände seines Wesens, nicht weniger aber neben ihm Stella, Lord Bentley und seine Schwester gezeichnet sind. Die andere, „Marion“, gleicht mehr nur einer Skizze; aber auch hier stellt der Künstler mit fester Hand klar und sicher durch wenige Züge dar, was und wie er es will, und weiß uns mächtig zu packen, zu rühren, fortzureißen. Man scheidet von dem Buche mit dem aufrichtigen Bedauern, daß hier ein vielversprechendes Talent zu früh durch den Tod von einem hoffnungsreichen Wirken abgerufen wurde. Die Veröffentlichung dieser nachgelassenen Gedichte, Skizzen und Novellen verdient unbedingten Beifall.

München. **Franz Muncker.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

IV. Band. 6. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. Juni 1888.

Digitized by Google

Dichtungen

von

Betty Paoli.

Der gute König in der Hölle.

Indiſche Legende.

Den letzten Seufzer hat der Fürſt verhaucht,
Açoka, der, jedweder Tugend Bild,
Bis heut den Thron Magadhas eingenommen.
Als nun ſein Geiſt, der ird'ſchen Bande ledig,
Zu reinerm Licht empor ſich ſchwingen will,
Faßt ihn mit rauher Hand ein Diener Yamas,
Des ſtrengen Richters in dem Totenreich,
Und führt ihn nach den tiefern Regionen,
Wo die zu grimmer Pein Verdammten wohnen.

Ein Schreckensanblick bietet ſich ihm dar:
Unſel'ge ringe, die ſich in Qualen winden,
Von Rachegeiſtern ſinnreich ausgedacht,
Um frühern Daſeins Frevel zu beſtrafen.
Hier ſtürzen ungeheure Felſenmaſſen
Hernieder auf zerbröckelndes Gebein,
Dort bohren Schwerter mit gezähnter Schneide
Und Pfeile mit gekrümmten Widerhaken
Sich ein in das von Schmerz durchwühlte Fleiſch;
Ein Flammenſchwall verzehrt der einen Glieder,
Indeſſen andre, unter Eis begraben,
So Herz wie Mark in ſich erſtarren fühlen.
Der Hunger nagt an ihren Eingeweiden,
Die ausgetrocknet von des Durſtes Brand —
Nicht *eine* Narter giebt es, die hier fehlte!
Nur ſchwach erhellt ein fahler Schein den Raum,
Den weiten, deſſen Blut- und Moderdüfte
Die Luft verpeſten und in Gift verwandeln,
Und keinen andern Laut hört man ertönen
Als Schmerzgeheul und der Verzweiflung Stöhnen.

Kaum daß er noch die Schwelle überſchritten
Des Schauerorts, bleibt Açoka ſtehn,
An den Begleiter dieſe Worte richtend:

Açoka. Was führſt du mich hieher? Sag an! womit
Hab' ich's verſchuldet, daß zu den Verſtoßnen,
Den Mitleidswerten, Yamas Spruch mich reiht?
Nicht ziemt's dem Manne, ſein Verdienſt zu rühmen,
Denn, was er Gutes auch vollbringen mag,
Er thut damit nicht mehr als ſeine Pflicht.
Daß ich die meinige getreu erfülle,
Sagt mir, wenn ich's befrage, mein Gewiſſen.
Ein milder Herrſcher war ich meinem Volk,
Stets hab' ich die Gerechtigkeit geliebt,
Verabſcheut ſtets der Willkür frechres Walten,
Und den Bedrängten war mein Schutz gewiß.
Verdiente ich auch deshalb keinen Lohn,
So darf noch weniger mich Strafe treffen.
Kein war mein Wille, ſelbſtlos war mein Trachten,
Und ich ſoll nun im Höllenpfuhle ſchmachten
Gleich einem Frevler, einem Sündenknecht?
Es kann nicht ſein! die Götter ſind gerecht.

Yamadiener. Das ſind ſie, ja! und was du ſprichſt, iſt wahr,
Groß dein Verdienſt, gering nur deine Schuld.
Doch wie gering ſie ſei, ſie fordert Sühnung.
Der Jungfrau denke, die, aus niedrer Kaſte
Hervorgegangen, dich mit ihren Reizen
So ganz bethörte, daß im Liebesrauſch,
Die allehrwürd'gen Satzungen mißachtend,
Du ſie entflammt in deine Arme ſchloſſeſt,
Brahmanenblut mit dem gemeinen miſchend.
Das iſt der ein'ge Makel deines Lebens,
Ihn abzubüßen bracht' ich dich hieher.
Nicht bleiben ſollſt du hier, nein! dich nur läutern,
Mit raſchem Fuß die Hölle nur durchſchreiten
Und eingehn dann in Indras lichtes Reich.

Açoka ſenkt das Haupt und folgt dem Führer,
Doch plötzlich halten ſie im Gehen inne,
Als ſtatt der Flüche und des Wehgeſchreis,
Vom Übermaß der Peinigung erpreßt,
Ein Lobgeſang ſich jetzt vernehmen läßt:

Chor der Verdammten. Welches Wunder iſt geſchehen,
Das die Qualen ſchwinden macht?
Milde Frühlingslüfte wehen,
Es erhellt ſich unſre Nacht!
Wie von blütenreichen Borden
Wogen Düfte um uns her,
Schwert und Pfeil ſind ſtumpf geworden,
Und die Flamme ſengt nicht mehr.

Digitized by Google

Eines Gottgeliebten Nähe
Ist es, die uns Labung bringt,
Unser namenloses Wehe
Mit des Friedens Hauch bezwingt.
Wer er sei, woher er komme,
Reich gesegnet soll er sein
Der Barmherzige, der Fromme,
Der Erquicker in der Pein!

Erstaunen malt sich in Azokas Zügen.
„Wär's möglich," ruft er, „daß es mir gegeben,
Schon durch mein bloßes Dasein Trost zu spenden,
Durch meines Mundes Hauch der Qual zu wehren,
Zu bannen sie mit meines Auges Blick?
Was hab' ich so Verdienstliches gethan,
Daß diese höchste, köstlichste der Gaben
Sich niedersenken sollte auf mein Haupt?
Erkläre mir dies Rätsel, wenn du kannst."

Yamadiener. Wohl kann ich es! und dieses Rätsels Lösung,
Du selber würdest ohne Müh' sie finden,
Beirrte dich nicht deines Herzens Demut.
So wisse denn: Durch Ehrfurcht vor den Göttern,
Durch Hochsinn, Großmut und Wahrhaftigkeit,
Durch Mitgefühl mit aller Kreatur
Hast du des Segens dir so viel erworben,
Daß Segen von dir ausströmt, wo du weilest.
Selbst in der Hölle wirkt der mächt'ge Zauber,
Vor dem jedwedes Leid entweichen muß. —
Jetzt aber komm! laß alles andre sein!
Der Herr des Paradieses harret dein.

Azoka. Du mahnst vergeblich! Nicht das Paradies
Hat eine höhre Lust dem Mann zu bieten
Als die, dem Unglück hilfreich beizustehen.
Die Seligen bedürfen meiner nicht;
Befrage aber jene Schmerzensreichen,
Ob sie mich missen, mich entbehren können,
Vermag ich's, ihnen Lind'rung zuzuwehen,
So will ich hier gleich einem Pfeiler stehen.

Yamadiener. Bist du von Sinnen? Sprich! was kümmert dich
Der Frevler Schicksal und der Sünder Los?
Wie schrecklich es auch sei, es ist verdient!
Die giftige Frucht ist's ihrer Missethaten,
Du aber, du, an dem kein Makel haftet,
Seit seine einz'ge Schuld er abgebüßt,
Komm und empfange du an Indras Thron
Den deiner Tugend zugedachten Lohn.

Azoka. Genug der Worte! Geh! Ich bleibe hier,
Solang ich jenen Unglückseligen
Erquickung bringen kann durch meine Nähe.
Schmach über den, der, nur auf sich bedacht,
Gleichgültig bleibt beim Anblick fremder Leiden,
Den Schwerbedrängten seine Hand entzieht
Und ihrem Flehenswort sein Ohr verschließt!
Er ist kein Mensch! ein böser Dämon ist er. —
Hat Indra mit der Kraft mich ausgestattet,
Von der du sprichst, so ist es meine Pflicht,
Sie zu gebrauchen in dem vollsten Maß.
Unwürdig wär' ich sonst, sie zu besitzen.

Yamadiener. Du weigerst dich, dem Götterruf zu folgen?

Azoka. Den Göttern diene ich, indem ich bleibe.

Yamadiener. Dein Starrsinn würde schmerzen, könntest du
Entfernt nur ahnen, welche Himmelswonnen
Dein thöricht Mitleid dich verschmähen heißt.
Denk an dich selbst und überlaß die Sünder
Der Strafe, die sie hundertfach verdient. —
Doch was ist dies? Ein Schauder faßt mich an!
Die Erde bebt, in ihrem Grund erschüttert,
Die ehrne Wölbung birst, und Glanz des Himmels
Dringt blendend in das Reich der Finsternis!
Hoch mehr! auf goldumsäumten Wolken schwebt
Gott Indra selbst hernieder! — Wage dir
Nicht Strafe werden für die freche Weig'rung!

Azoka. Ist es ein Traumbild? ist es Wirklichkeit?
Du würdigst mich, dein Angesicht zu schauen?!

Indra. Dein langes Zögern trieb mich dir entgegen,
Dich zu begrüßen rilte ich hieher,
Dich einzuführen in mein himmlisch Reich!
Dort soll ein höheres Sein sich dir erschließen,
Von jeder Trübung, jedem Wandel frei.
Von Mayas Trugwerk länger nicht betrirt,
Wirst du, vom Borne der Erkenntnis trinkend,
Das Weltgeheimnis bis zum Grund durchschauen,
Mit dem dein Geist sich rastlos oft gequält,
Wenn du in nächt'gen Stunden dich befragtest,
Warum die Sünde muß, der Schmerz muß sein.
Zu höchstem Wissen wirst du dort geweiht — —
Verlangt dich's nicht nach solcher Seligkeit?

Azoka. Du, dessen Blick das Menschenherz durchdringt,
Dem keine seiner Regungen entgeht,
Du weißt, was mich hier festhält. Sieh, wie jene
Die Arme flehend mir entgegenstrecken!
Ich kann sie nicht in ihrer Not verlassen.

Indra. Vergiß nicht, daß es Sünder sind, die leiden,
Schuldlose Opfer nicht grausamer Willkür!
Daß Lohn und Strafe stets der That entsprechen,
Erheischt und fordert die Gerechtigkeit.

Azoka. Vergieb, o Herr, wenn ich dir drauf entgegne,
Daß ganz gerecht doch nur die Güte ist,
Die nicht die That allein ins Auge faßt,
Nein, auch die Wege, die zu ihr geführt,
Verderblich Beispiel, angeborner Trieb,
Verblendung, Übermacht der Leidenschaft;
Wohl weiß ich, daß Gerechtigkeit der Grund,
Auf dem der Bau der Welt geschert ruht,

Digitized by Google

Doch iſt ſie mehr nicht als ein ſtarrer Felſen.
Die Güte aber iſt die ſtille Kraft,
Die mild mit friſchem Grün ihn überkleidet
Und tauſend Lebenskeime in ihm weckt,
Die ohne ſie nicht an das Licht gelangten. —
Bricht nur für jene flehe ich zu dir,
Auch für mich ſelbſt, den du belohnen willſt.
Eingehen ſoll ich in dein Paradies;
Wie aber könnte ich dort ſelig ſein,
Wenn ich die andern hier unſelig wüßte?
Soll, was ich an Verdienſt erwarb, mir frommen,
So laß es ihnen jetzt zugute kommen!

Indra. Vermeſſener! Du wagſt es, mich zu meiſtern?
Dich gegen meinen Willen aufzulehnen?
Du reihſt damit den Sündigen dich an,
Die nichts von Unterwerfung wiſſen wollen,
Nichts von Gehorſam, der Erſchaffnen ziemt.
Und wenn ich, deinen Widerſtand zu ſtrafen,
Dir ſagte: Gut! ſo bleibe in der Hölle
Und teile der Verdammten Not und Weh
Für alle Zeit — — wie dann?

Açoka. Das wirſt du nicht!

Indra. Was kann mich hindern?

Açoka. Deine Göttlichkeit,
Die dir kein Unrecht zu begehn erlaubt! —
Und wäre dem nicht ſo, vermöchteſt du,
Ein Gott, dich zum Tyrannen zu verwandeln,
Ich könnte und ich wollte doch nicht anders.

Indra. In meine Arme, mein geliebter Sohn!
Du Held des Mitleids und der frommen Treue,
Der jegliche Verſuchung überwand!
Vernimm: Erfüllen will ich deine Bitte,
Die Sündigen aus ihrer Haft entlaſſen
Und ihnen gönnen, in erneuerter
Geburt, wie ihren Werken ſie gemäß,
Ein neues Erdenleben zu beginnen. —
Ob ſie's zum Heil, ob ſie's zum Unheil wenden,
Es liegt das Wohl in ihren eignen Händen.

Açoka. O Herr des Himmels! Urquell aller Gnaden!
Laß mich im Staub vor dir —

Indra. Nicht ſo, mein Sohn!
Du biſt jetzt zu den Göttern eingegangen.
Komm und beſtreig mit mir den Wolkenwagen —
Ins Reich der Seligen ſoll er uns tragen! —

Und ſo geſchah's. Ein dichter Blumenregen
Ergoß ſich aus der Höhe und entzog
Die Scheidenden den dankerfüllten Blicken.
Der Hölle ehrne Pforten ſprangen auf,
Und durch ſie zogen zu der Erde wieder
Die durch Açokas Bitten Losgeſprochnen,
Um nach der Götter heiligem Gebot
Durch hilfreich Mitleid mit der fremden Not,
Durch Lauterkeit des Sinnes wie der Werke,
Durch edlen Wollens unbeugſame Stärke
Stets höhre Tugendſtufen zu erſteigen
Und der empfangnen Huld ſich wert zu zeigen.

Erkennen mögt ihr in der alten Mythe
Die Allgewalt der ſelbſtvergeſſnen Güte,
Die ſiegreich mit den finſtern Mächten ringt
Und ſelbſt die Götter ihr zu dienen zwingt.

Jung und Alt.

Solang uns noch die Jugend blüht,
Ergreift oft, ehe wir's gedacht,
Grundloſe Trauer das Gemüt,
Und unſre Thränen fließen ſacht.

Doch wenn des Alters Einöde
Die Stirne ſtreift kalt und ſchwer,
Zur Trauer hätt' er Grund genug,
Nur hat er keine Thränen mehr.

Was bleibt zuletzt?

Wenn deine Schönheit, dein Talent man preiſt,
Bei der Gedanke ſtets dir gegenwärtig:
Mit allem, allem wird das Leben fertig,
Und wie das Antlitz altert auch der Geiſt.

Du meinſt: „Verſchmerzen läßt ſich der Verluſt.
Die Zeit mag ihres ſtrengen Amtes walten,
Bleibt mir nur Eins, das Köſtlichſte erhalten:
Die tiefe Liebeskraft in meiner Bruſt!“

So wiſſe: Müd, erſchöpft und abgehetzt
Fühlſt du derreinſt auch dieſe Kraft dir ſchwinden,
Dein Herz vertrocknet, ſtumpf wird dein Empfinden,
Nicht lieben kannſt du mehr — was bleibt zuletzt?

Digitized by Google

In der Kartauſe.

Novelle von **Wilhelm Jenſen.**

(Schluß.)

Ignaz war aufgeſtanden und ſah Agathe gleich einer Erſcheinung groß und ſtumm an. Sie ſtand ebenfalls ſprachlos, verworren, nur das Blut trieb ihr dunkler ins Geſicht. Den Gedanken drängte es ihr herauf, daß Ignaz Burkheim es ſei, der ſie hier gewahre, der nun von ihr denken werde — was, konnte ſie ſich nicht ſagen.

Aber ſie mußte doch etwas ſprechen, ſie fürchtete, er höre ſonſt das heftige Klopfen in ihrer Bruſt, und ſie fragte: „Wie kommſt du hierher?“ Als ſie's gethan, erſchrak ſie, denn er konnte berechtigter mit der gleichen Gegenfrage antworten. Doch er that's nicht, erwiderte langſam, er ſei nicht mit den andern Brüdern fortgezogen, ſondern ins Gebirg hinaufgegangen, dort in Einſamkeit zu leben. Aber es habe ihn nochmals herunter getrieben, vor dem Bilde der heiligen Jungfrau hier in Andacht zu knieen und es dann mit ſich hinaufzunehmen, um es beſſer zu vollenden. Seine Stimme klang tonlos, weltabgewandt, die eines demütig nur dem Gebet und der Buße ſich anheimgebenden Mönches. Einem ſolchen gehörten auch die glanzleeren Augen und das blaſſe Geſicht an; vor ſeiner überſinnlich asketiſchen Erſcheinung ſtand Agathe Edinger als ein blühendes Bildnis irdiſchen Lebensdranges.

Sie fürchtete noch immer ſeine Frage, wie ſie hierhergekommen, und verſetzte, um dieſelbe zu verhüten, als er ſchwieg, raſch auf das Altarbild deutend:

„Haſt du denn das gemalt?“

„Ja,“ gab er leiſe nickend zur Antwort.

Einen Augenblick zögerte ihr Mund, dann ſagte ſie:

„Konnte dies Geſicht dich denn einer heiligen Jungfrau, wie du ſagteſt, würdig bedünken?“

„Es iſt ja einem ſolchen nachgebildet“, entgegnete er wie zuvor; „zwar nur aus der Erinnerung, denn ſie ſtand allein vor den Augen meines Geiſtes aber ſie umſchwebte mich mit dem Gedächtnis des Ausdrucks ihres nur dem Himmel zugewandten Antlitzes. Nun freilich gewahre ich, doch in manchem gefehlt zu haben, und bin dankerfüllt, daß ich meine Begegnung hier mit dir zu der beſſeren Vollendung nützen können werde.“

Kein Wort der Frage über den Anlaß dieſes ſeltſamen Zuſammentreffens kam über ſeine Lippen; es war ein irdiſcher Vorgang, dem er nicht nachdachte. In Agathe aber ſtieg aus ſeiner Erwiderung ein Gedanke auf, ſie verſetzte ſchnell:

„Wenn ich dir für deinen frommen Wunſch zu nützen imſtande bin — laß uns ein Weilchen zuſammen in den Garten gehn, da kannſt du dich im Geſpräch vergewiſſern, was an dem Bilde dich in der Erinnerung getäuſcht, wenn es mir gleichen ſoll. Hier trügt das Licht, deucht mich, draußen iſt es heller.“

Sie dachte nicht daran, ihre zur Seite gelegten Decken mitzunehmen, und ging voran, er folgte ihr antwortlos nach. Doch auch im Garten redeten beide nicht mehr, ſie wußte nicht, was ſie ſagen wolle oder ſolle, und er ſchritt ſtumm neben ihr her. Nur ab und zu hob ſich ſein Blick und ging kurz mit einem bemeſſenden Anſchauen über ihr Geſicht. Das Mädchen fragte zuletzt einmal halb unſicheren Tones:

„Habe ich — hat mein Ausſehn ſich verändert, ſeitdem wir uns nicht mehr begegnet ſind?“

„Ja, mich deucht,“ erwiderte er.

„Worin? Scheine ich dir älter geworden?“

„Das nicht.“

Sie fuhr mit einem ſcherzhaft lächelnden Ton fort: „Oder vielleicht klüger ausſehend? Ich glaube, früher machte ich zuweilen ein recht thörichtes Geſicht.“

„Was es iſt, weiß ich nicht.“

Agathe fiel jetzt ein: „Du ſprachſt ſonſt anders; warum antworteſt du nur ſo kurz?“

Digitized by Google

„Weil Schweigen das Bessere und mir geboten ist, nicht unnötige Worte zu reden."

„Dies ist ja kein Kloster mehr, und du trägst nicht mehr Ordenstracht. Da hat jenes Gebot doch auch nicht mehr Gültigkeit für dich."

Seine Augen wandten sich ihr befremdet zu. „Glaubst du, die Seele des Menschen wandle sich mit dem Kleid?"

Auf den Lippen Agathes schwebte die Entgegnung: „Deine hat es gethan, als du ihr das Klostergewand angelegt." Doch sie hielt es zurück und sie gingen schweigend weiter.

Nun gelangten sie zu dem Platz am obersten Gartenrand, wo das Mädchen gestern auf dem grünen Rain zwischen Blumen gesessen. Ebenso schauten die blauen Ehrenpreis- und Vergißmeinnichtaugen der Erde auf, die Sonne schüttete ihr Gold darüber, Falter flatterten spielend umeinander, und freudige Vogeltöne klangen aus jedem Gezweig. Die heiße Frühlingsluft war voll von Leben und Liebe.

Agathe hatte sich gesetzt, und ihr Begleiter ließ sich einige Schritte von ihr gleichfalls nieder. Sie fragte, was er zu beginnen, ob er zu seiner Wissenschaft zurückzukehren gedenke, da sein Orden aufgehoben sei. Er entgegnete, das sei derselbe nicht, nur in der äußeren Erscheinung der Brüder, nicht für ihr inneres Wesen. Das bleibe unberührt von der Welt, unter der sie hinfort zu weilen genötigt worden.

„Aber du bist doch kein Mönch mehr, Ignaz."

„Gewiß. Ich bin und bleibe, was ich war."

Ihr schoß etwas plötzlich durch den Sinn, daß sie ausstieß:

„Du kannst es nicht sein, denn du bist es ja niemals gewesen."

Verständnislos hielt er ihr den Blick zugewandt, sie fuhr hastig fort:

„Du warst es nie, denn du bist vor deinem vierundzwanzigsten Jahr in das Kloster eingetreten. Dein Gelübde hat deshalb keine Gültigkeit."

„Vielleicht nicht vor der Welt, doch vor mir selbst." Aber sie fiel eifrig ein: „Nein, vor niemandem, denn es war ungesetzlich, wider das Gebot —"

Sie stockte einen Augenblick, Ignaz ergänzte: „Des Kaisers wohl, doch nicht Gottes."

Nun antwortete Agathe mit einem Ton tief innerlicher Überzeugung:

„Willst du dich vermessen, sie voneinander zu scheiden? Spricht Gott zu uns mit eigenem Munde? Hat er nicht die Obrigkeit gesetzt, daß wir ihr gehorchen, da sie aus seinem Willen gebietet?"

„Das sagst du, Agatha, von Kaiser Joseph?"

Der Erwidernde hielt kurz inne, dann fügte er nach: „Gilt sein Gebot denn auch im Himmel?"

„Wir leben ja auf der Erde —"

Es war ihr hastig entflogen; seine Augen hefteten sich groß erweiterten Blicks in die ihrigen, und er wiederholte:

„Das sagst du, meine Schwester?"

„Warum heißt du mich so? Ich bin ja nicht deine Schwester —"

Sie brach stockend ab, denn sie fühlte, daß ihr das Blut bei der Erwiderung rot ins Gesicht schlug. Den Kopf niederbückend, pflückte sie mit der Hand von den Veilchen um ihren Sitz und wand den kleinen Strauß mit einem Halm zusammen. Ihr Mund sprach dazu: „Sie blühen spät noch. Liebst du sie auch, Ignaz?"

Es ging ein leises Zucken bei der Frage durch seinen Körper, er antwortete:

„Ich that es früher, doch ihr Duft ist zu stark, bleibt es auch noch, wenn sie verdorrt sind. Und er ist ein weltlich Ding, das die Seele durch die Sinne versucht."

„Wenn wir unsere Sinne nicht hätten, wie sähen, wie hörten und fühlten wir, was schön ist? Die Seele nährt sich von ihnen, besäße kein Leben ohne sie. Und der Duft, deucht mich fast, ist der nächste Vertraute, der innerste Aufwecker ihrer lieblichsten Empfindung."

Die Sprecherin hielt dem ihr gegenüber Sitzenden den Veilchenstrauß entgegen, als solle dieser selbst ihm ihre Worte bestätigen. Doch Ignaz regte die Hand nicht danach, nur ein langsam tiefer Atemzug seiner Brust ließ erkennen, daß der Duft bis zu ihm hinankam.

Nun sprachen beide wiederum nicht mehr, aber dies Schweigen begann sich wie eine Erstickungsnot auf den Busen Agathes zu legen. Sie suchte nach einem Gegenstand weiteren Gesprächs und fand keinen. Ihr Arm war mit dem Veilchen zurückgefallen, sank ihr aufs Knie nieder. Da verursachte er ein knitterndes Geräusch in der Tasche ihres Kleides, und mechanisch streckte sie erfreut die Hand danach, zog das alte Pergamentblatt hervor. Das bot einen Anhalt, ein Hülfsmittel, diese quälende Stille aufzuheben. Sie sagte, wie sie es gestern drüben unter der Platane gefunden, sie habe kein Recht dran; da Ignaz sich noch als Kartäusermönch fortfühle und betrachte, gehöre es ihm zu. Die Schrift darauf sei in lateinischer Sprache, ihr unverständlich, doch er werde sie verstehen. Und zu ihm hintretend, reichte sie das Blatt dar: „Es

Digitized by Google

wird von alter Zeit, wohl von der Erbauung eures Klosters reden; lies es laut, es ist so still hier."

Das war's gewesen, doch im selben Augenblick schlug ein heller, hoher Ton durch die Luft. Die Amsel, die bisher Mittagsruhe gehalten, hatte sich auf das Dach der Kartause geschwungen; schwarz saß sie dort gegen das tiefe Blau des Himmels und begann ihren Gesang.

Ignaz kam der Aufforderung des Mädchens nach; er rollte das Pergament auseinander und las laut, die gleichmäßigen kurzen lateinischen Satzzeilen ins Deutsche übertragend:

„Es sitzt ein Vogel auf dem Klosterdache und singt.

„Er trägt ein schwarzes Kleid wie ich. Ist er auch ein Mönch?

„Mich deucht, ich, der ich dies schreibe, ich gleiche ihm.

„Ich singe auch, im Nachtdunkel die Laudes, am Tage die Prim und die Non.

„Nein, ich gleiche ihm nicht, er singt nicht mit wehem Herzen.

„Sein Gesang ist jubelnder Dank für seinen Schöpfer.

„Die Freudigkeit des Lebens in seiner Brust treibt ihn, darum singt er.

„Mich treibt nur der Zwang der Regel, das Gebot der Kartause.

„Aber ich höre dem Vogel zu und ich verstehe sein Lied.

„Denn es ist auch in mir, lebt auch in meiner Brust.

„Nur muß meine Lippe stumm sein, darf es nicht singen.

„Doch die Vögel hier kündigen es seit Jahrhunderten in jedem Frühling.

„Und alles, was lebt, sehnt sich im Frühling, es zu jubeln.

„Denn es ist heiliger als Kirchenglocken, Meßgesang und Litanei.

„Es ist das seligste in der Menschenbrust, des Lebens höchstes.

„Von Gott gewollt und nur von Tauben nicht gehört.

„Nein, ob er auch ein schwarzes Kleid trägt, er ist nicht wie ich.

„Er ist kein Mönch, denn er singt von Liebe.

„Sein Gesang ist Liebe, sein Verlangen ist Liebe, sein Herz schlägt von Liebe.

„So that es das meinige, aber es liebte mich nicht, die ich geliebt.

„Da trat ich in die Klosterzelle und wähnte, mein Herz in ihr zu begraben.

„Doch es lebt noch in mir wie einst, und es zuckt bei dem Gesange des schwarzen Vogels.

„Er erhebt ihn nicht nur im Sonnenlicht, er singt selbst in der finstern Nacht manchmal im Traum.

„Und mein Herz träumt mit ihm, die Geliebte poche an meine Kammer und spreche: Komm!

„Komm zu mir, denn die Liebe ist in meiner Brust erwacht und sie ruft nach dir!

„Komm mit mir, und laß uns zusammen in die Welt hinausgehen, um glücklich zu sein!

„Ich schriee auf: Was immer geschehen möge, ich bin dein!

„Ob sie mich mit Gewalt zurückschleppen, mich foltern, lebendig in der Tiefe begraben, ich bin dein!

„Mein Gewissen kennt keine Pflicht, meine Seele kein Gelübde als das eine: Ich bin dein!

„Ich bin dein auf Erden und im Himmel, denn der Himmel ist schon auf Erden, wo ich bei dir bin.

„Und die Liebe ist das heiligste, das seligste in der Menschenbrust, des Lebens höchstes.

„Aber du kommst nicht, mich zu rufen, dein Herz birgt keine Liebe für mich.

„Verbirg dich im Schoß der Erde, mein Blatt, denn niemand darf dein Lied hören!

„Es darf sich nicht den Schriften zugesellen, die von andrer Mönchshand in den Bücherschränken liegen.

„Einsam gleich dem Leben meiner Brust muß es sich in Dunkelheit verbergen.

„Aber der Vogel wird über dir fortsingen und die Blumen des Frühlings werden über dir blühen.

„Laß sie schöner lächeln als anderswo auf der Erde, laß sein Lied lieblicher tönen!

„Vielleicht vernimmt es mein Herz im Traum noch drunten dann in der Erde."

Das stand in lateinischer Sprache auf dem alten Stück Pergament. Von einem Herzen unter dem Kartäuser Mönchskleid redete es, das vor Jahrhunderten auf den Gesang der Amsel gehorcht, der damals hier genau in gleicher Weise getönt haben mußte, wie in diesem Augenblick. Als ob die heutige Nachkommin des „schwarzen Vogels" auch ein Verlangen getrieben, die Kunde vom Thun ihrer Vorfahren in alten Tagen mit zu vernehmen, war sie während des Lesens vom Klosterdach her auf den höchsten Wipfel der Platane geflogen und warf nun von dort ihre Flötentöne, höher denn je anschwellend, in die Luft.

Der Lesende hatte die Sätze in gleichmäßigem Ton der Stimme ins Deutsche übertragen, nur gegen den Schluß hin klang etwas wie von einem leisen Zittern seiner Lippen hindurch. Es begann, wie

Digitized by Google

Agathe, die zuhörend neben ihm gestanden, sich langsam auf die Knie niederbog, um mit auf das Blatt zu sehen. Dabei legte einer ihrer Arme, um ihr in der schwanken Stellung einen Halt zu suchen, sich auf seine Schultern; so gab sie lautlos bis ans Ende acht. Doch nicht völlig bewegungslos; sie selbst regte sich nicht, aber auch durch ihren Arm ging ein Zittern, oder vielmehr war es dies, das sich zu Ignaz Burkheim fortpflanzte und aus seiner Stimme wiederklang.

Nun rollte er das Blatt zusammen und sagte aus leicht stockender Brust:

„Du irrtest dich, das kommt nicht mir zu, ist nicht für einen Mönch."

„Du willst es nicht —?"

Sie bog ihr Gesicht vor, und er hatte ihr das seinige zugewandt, um das Pergament in ihre Hand zurückzugeben. So sahen ihre Augen sich dicht entgegen, und das Mädchen fügte der Frage nach:

„Hörst du den schwarzen Vogel? Er will das Lied singen, das er dem einstmals gesungen, der ein Mönchskleid hier trug, doch kein Herz eines Mönches drunter."

„Aber er fand hier das Einzige, was ihm blieb, denn in der Welt draußen war es nicht für ihn."

Entsagungsvoll kam es vom Munde des jungen Sprechers, der eine Bewegung machte, als ob er sich vom Sitz aufheben wolle. Doch plötzlich drückte Agathe Edinger, die Augen verbergend, ihr Gesicht gegen seine Brust und stotterte:

„Muß ich dich denn bitten, Ignaz — daß du mich küssen sollst?"

Ein Zucken durchfuhr seine Arme; seine beiden Handflächen preßten sich um ihre Schläfen, sanftgewaltsam hob er mit ihnen das blutrote Gesicht des Mädchens gegen seine Augen herauf und fragte wie einer, der Unglaubbares vernommen:

„Seit wann willst du denn auf der Erde leben, Agathe?"

Sie sah ihn an mit der ihr von der Natur verliehenen Kraft ihres Wesens, nur jetzt mit der irdischen Liebe.

„Seitdem du es nicht mehr wolltest, Ignaz — seit — ich glaube — seitdem du mich damals geküßt hast —"

Ein Geständnis war's, das sie sich selbst und zum erstenmal ablegte, und es ging doch über die stärkste Mädchenkraft, ihren Blick dabei dem seinigen entgegen zu halten. Ihr Kopf wollte sich an seiner Brust zurückverbergen, doch nun kamen seine Arme ihr zuvor, die sich um ihren Nacken schlangen, seine Lippen. Sie suchten die Rose, die blühen wollte; lange hatte ihre Knospe zu dieser Erkenntnis bedurft, aber die Sonne des heutigen Mais sehnsuchtsvoll ihren Blütenkelch aufgeschlossen. Langhin klang kein Wort mehr durch die Stille des Gartens der alten Kartause, nur die Vögel umher, so ihren Flug dahin hatten und Wohnung bei ihr nahmen, zwitscherten, sangen und jubelten fort. Doch sie achteten dabei nicht auf das stummselige junge Paar unter der Platane, denn sie thaten nur selbstverständlich weiter, was sie seit einem Jahrtausend hier gethan, und hatten sich nie um die Thorheit der Menschen bekümmert.

Die Nase.

Von **Wilhelm Jensen.**

In kleiner Kreis angeregter, geistig lebendiger junger Männer befand sich zusammen. Man hatte über manches gelacht und witzige Bemerkungen gemacht, nun lenkte ein angeschlagener Ton zu einem ernsthaften Gespräch über. Es ward die Frage aufgestellt, was im Menschen selbst die stärkste Herrschaft über ihn ausübe.

Die Antwort darauf fiel verschiedenartig aus. Einige sprachen sie der Vernunft oder ihrem noch praktischeren Vetter, dem Verstand, zu; die Mehrzahl stellte das Herz als oberste Macht hin. Doch ward diese auch für den Geist als Allgemeinbegriff in Anspruch genommen, das Gemüt fand seinen Verfechter und in gleicher Weise die Phantasie. Ein junger Gelehrter, der sich bereits in der geologischen Wissenschaft einen Namen erworben — sein Vorname lautete Robert — hatte sich bisher kaum an der Unterhaltung beteiligt, sondern in schweigsamem Ernst nach Innen gekehrt, wie zugleich über etwas brütend und mit etwas ringend, dagesessen. Jetzt hob er jäh den Kopf empor und sagte mit fester Stimme: Das Mächtigste im Menschen ist der Wille.

Man hörte der Äußerung an, daß sie sich nicht nur auf die behandelte Frage bezog, vielmehr noch eine tiefere Bedeutung für ihn selbst besaß, einen

Digitized by Google

von ihm in diesem Augenblick gefaßten Willensentschluß kundgab. Zwei seiner näheren Freunde, die sich mit anwesend befanden, verstanden den letzteren auch und tauschten, freudig überrascht, leise Bemerkungen über seine Erklärung aus. Es war ihnen bekannt, daß er schon seit Monaten in den Fesseln einer überaus schönen und verführerischen jungen Dame lag, obwohl er erfahren, daß sie ein zweideutiges Spiel mit ihm getrieben, durch das sie ihn nur zu einem Vorteil für sich hinzuhalten trachtete. Er vernachlässigte seitdem um ihretwillen seine Wissenschaft und die günstige Gelegenheit, in dieser zu höherem Ansehen zu gelangen. Schon seit Wochen hatte er sich zu einer umfassenden geologischen Expedition in das unmittelbar nah' bei der Stadt beginnende Hochgebirg voll ausgerüstet, um sich zugleich dadurch aus den entwürdigenden Banden, in die er verstrickt worden, loszureißen. Aber seine Kraft war bis heute immer zur Ausführung, zur Reifung eines unverbrüchlichen Entschlusses nicht ausreichend gewesen. Nun hatte er offenbar plötzlich hier während der Debatte der andern einen solchen gefaßt und ihn in seiner Hinstellung des Willens als höchsten Beherrschers des Menschen nur den beiden verständlich kundgegeben.

Wie er dies soeben gethan, ertönte eine heitere Stimme von der Ecke des Tisches her: „Ich bedaure, meine Herren, daß Sie die höchste Macht über uns und an uns klugen Geschöpfen gänzlich außer Betracht gelassen haben. Ihre Plaidoyers für die Vernunft und den Verstand, Geist und Herz, Gemüt, Phantasie und schließlich den Willen, wie der Herr Doktor ihn noch angefügt, sind ja sehr schätzenswert, und ich verwahre mich dagegen, nicht ebenfalls die größte Hochachtung vor diesen hohen Herrschaften zu besitzen. Allein es giebt doch noch eine gewaltiger und souveräner auftretende Herrscherin, die, wenn es ihr einfällt, jene alle mit einem Ruck von ihrem Throne herunterstößt."

„Und die wäre?" rief es von mehreren Seiten.

„Die Nase."

Ein allstimmiges fröhliches Gelächter erhob sich, denn der Befragte hatte bei der Antwort auf seine eigene Nase gedeutet, die so sonderlich komischer Beschaffenheit war, daß sie ihm unter nahen Freunden den Beinamen Ovidius Naso eingetragen. Da er selbst gern andere zur Zielscheibe seiner Belustigung machte, so nahm er diese Wechselseitigkeit auch ohne üblen Vermerk in den Kauf, hob vielmehr seinen Übernamen mit eigenem Gefallen dran hervor, indem er nachfügte:

„Zu solcher höchster Anerkennung der Nase hat wohl ein Naso besonderen Grund, Pflicht, Befugnis und Verständnis. Glaubt mit den eurigen dran oder nicht; sie bleibt die Souveränin der Menschheit, eine dictatrix, gegen die Semiramis und Katharina die Zweite, seligen Andenkens, nur ungebärdige Widelkinder waren. Ihr seid alle auch noch Kinder in der Nasenkenntnis, denn ihr wißt höchstens, daß ihr niesen müßt, wenn ihr sie reizt. Gott helf' euch, sagt man dann, und Gott behüt' euch, daß ihr nicht schlimmere Erfahrungen mit ihr macht, denn wenn sie will, hat sie euch alle an der Nase. Das ist der wahre und höchste „Wille" — hat der mutige Vorkämpfer des andern uns schon verlassen?"

Robert hatte sich in der That nach der plötzlichen Fassung seines Entschlusses unvermerkt aus der Gesellschaft fortbegeben. Es drängte ihn, den Rest des Abends und die Nacht noch zur Vollendung seiner Ausrüstung zu benützen, und er betrieb diesen Zweck mit so nachhaltiger Energie, daß er schon im beginnenden Frühlicht zu seiner Expedition aufzubrechen vermochte. Die Straße führte ihn unweit von dem Hause vorüber, in welchem seine Armida noch schlafversunken lag, doch er wandte keinen Blick nach ihren Fenstern. Lebhaft von der Erkenntnis ihres falschen Spiels durchdrungen, gewahrte er sie, im Traum von den koketten Triumphen des gestrigen Tages umgaukelt, und er schlug, tiefbefreit aufatmend, den Weg nach dem Gebirge ein. Es war ein herrlicher Morgen, stählern blau und alle Sinne wie in ein kräftigendes Stahlbad eintauchend. Die Natur wandte ihre große, tausendfältige und doch einfache Kunst an, den Erforscher ihres Wesens ganz in der Betrachtung und Empfindung desselben, in dem einzigen Gedanken an sie aufgehen zu lassen. Nahe Abhänge überschüttete sie mit Morgensonnengold, ließ hohe Gipfel sich in der Ferne, geheimnisreich umduftet, bläulich und silbern auftürmen. Der Wind summte erfrischend und zu freudiger Thätigkeit anspornend, höher und höher wanden die Pfade sich durch Schluchten, über Halden in erhaben thronende Einsamkeit empor. Robert empfand sich wie von einem schönen Genius geleitet, von einer mit ihm aufwärts schreitenden Verkörperung der Wissenschaft, als der edelsten, hehrsten, begeisterndsten Aufgabe des Menschengeistes. Doch war es kein trockener, nur rechnender und kaltprüfender Weggenosse, er durchdrang alles auch mit regem, lebensvoll erwärmendem Blut. Aus totem Gestein schuf er vor dem Gesicht des jungen Geologen gewaltige, bewegte Bilder der Vergangenheit, ohne den Blick desselben für die reife, lebendige Schönheit der Gegenwart unempfänglich zu machen. Die seltenen Blumen,

Digitized by Google

auf denen sich der Apollofalter und grünblitzende Fliegen wiegten, das Diamantlicht noch in moosiger Kluft funkelnder Tautropfen, der klagende Schrei des Raubvogels hoch aus der Luft, alles redete zu Robert in jener schönen, höchsten Vereinigung, in welcher ein wissenschaftliches Erfassen der Naturgegenstände sich mit einem innersten Berührtwerden des Gefühls durch sie zu gleichem Recht und untrennbar einheitlicher Wirkung verbindet.

Nun machte er nach manchen Stunden heiß anstrengenden Aufstiegs zum erstenmal mit dem Träger seines Gepäcks und seiner Gerätschaften auf hohem Bergkamme Rast. Er blickte in dem freudigen Stolz zurück, hinunter, der jedem aus dem Gefühl überkommt, sich durch Mühsal seiner Kraft den Dingen der Gewöhnlichkeit drunten entrückt, über sie in reinere Sphäre erhoben zu haben. Kein Hauch trug mehr etwas von ihnen hier herauf; weit in der Tiefe lag nicht mehr erkennbar die Stadt, eine graue Ahnung nur, ein verschwimmender Haufen Dunst.

Zum erstenmal auch seit langen Wochen empfand Robert wieder ein gesundes Naturgefühl des Hungers. Er hatte sich einigen Vorrat für die erste Rast in den Taschen mitgenommen und holte diesen hervor. Doch mit demselben zog er noch etwas heraus, das sich dran verwickelt, wie mit kleinen Polypenfangarmen verstrickt hatte. Was war's? Er sah drauf hin. Ein zartfarbiger, zierlicher Handschuh.

Wie kam der in seine Tasche? Ja so, er hatte ihn, ohne daß die Eigentümerin es bemerkt, am vorletzten Abend an sich genommen, um einen Grund zu besitzen, ihn zurückzubringen. Wie aus einer andern, unbegreifbaren Welt — aus der Dunstschicht da drunten — blickte ihn das kleine Stückchen an. Seine Hand machte eine Bewegung, es achtlos und gleichgültig fortzuwerfen.

Da zog ihm — nur wie ein Hauch — ein feiner, eigentümlicher Duft entgegen, und mit einem plötzlichen Stocken hielt sein Arm inne. In seine Augen stieg der Ausdruck eines Menschen, der jählings von etwas berührt und festgebannt wird, ohne daß er noch weiß, was es ist.

Doch jetzt trug ein leichter Luftzug den Anhauch abermals und zu einer stärkeren Welle geschwellt daher, weckte in Robert das Bewußtsein, daß der Duft von dem Handschuh ausgehe und dem Lieblingsparfüm der rechtmäßigen Besitzerin des letzteren entstamme. Ein unendlich winziges Teilchen der Atmosphäre, die sie stets umgab, hatte sich dran gehaftet und zerstatterte hier in der sonnig kristallenen Hochgebirgsluft. Aber durch diese nahm es den Weg gradaus in das Gehirn des jungen Geologen, übte eine magische Wirkung drin aus. Alle übrigen Sinne traten, wie auf den Befehl eines unumschränkten Herrschers, augenblicklich und ausschließlich in den Dienst des Geruchsinnes. Sie stellten vor Robert das Bild der drunten von ihm Zurückgelassenen hin, den zauberischen Schmelz ihrer Augen, die nickenden, weichen Haarflöckchen auf der Stirn, das stummberedte Lächeln des Mundes: Er hörte ihre wie von einem leichten Zittern überschleierte Stimme, er fühlte den leisen, bejahenden Druck ihrer Hand.

Eine Sekunde noch, da bückte er sein Gesicht auf den Handschuh nieder und atmete den daraus hervorquellenden Duft voll ein. Seine Brust ging unruhvoll, hastig, mit wirrem Blick sah er den Träger an und stotterte: „Ich habe etwas vergessen — warten Sie hier, bis ich zurückkomme — oder gehen Sie nach dem für die Nacht bestimmten Quartier weiter."

Was wollte er? Er wußte es noch nicht deutlich, ging nur mechanisch langsam ein Stück des Weges zurück. Doch er hielt allmählich den Handschuh fest über die Lippen gepreßt, und der Duft sagte ihm gebieterisch, was ihm obliege. Es sei seine Pflicht, er müsse der Eigentümerin den widerrechtlich entwendeten Handschuh zurückbringen.

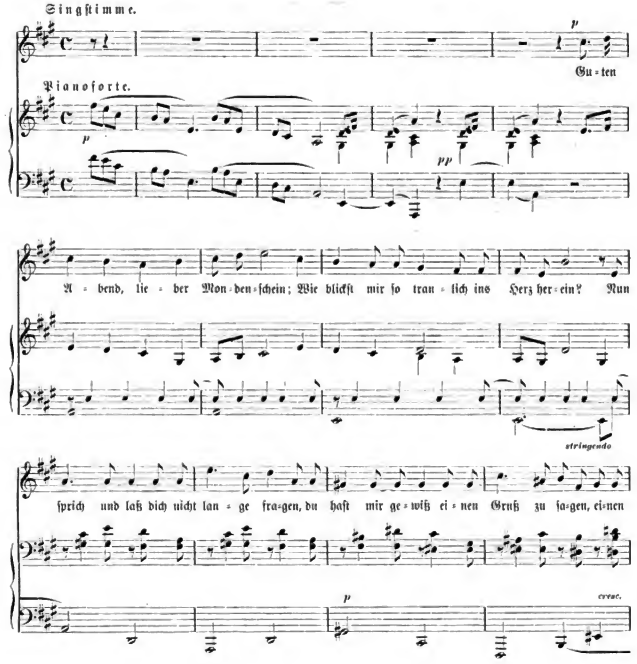
Die Sonne, der Wind, die Aufgaben der Wissenschaft und die Schönheit der Natur umbreiteten ihn ringsum wie zuvor, streckten tausend strahlende, ernste und liebliche Arme, um ihn zu halten. Doch er sah, hörte, fühlte sie nicht; eine Herrschergewalt spottete ihrer und ließ alle Kräfte des Weltalls ohnmächtig von ihm abfallen. Er lief, stürzte, erreichte in unglaublicher Schnelligkeit die Stadt wieder. In einer Straße begegnete ihm Ovidius Naso und rief ihn an. Aber er eilte ohne Anhalt vorbei, auf das Haus zu, an dem er in der Morgenfrühe ohne Blick vorübergegangen war, und in die Thür hinein.

Als der Träger die Nacht allein in dem Quartier zugebracht und auch den folgenden Tag bis zur abendlich absteigenden Sonne gewartet hatte, kehrte er ebenfalls zur Stadt zurück.

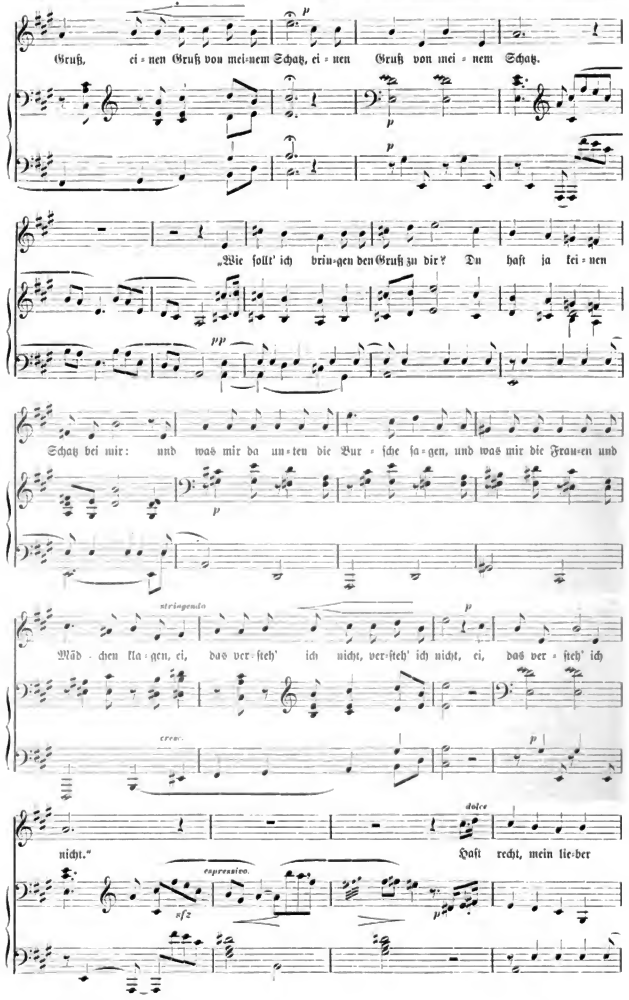
Digitized by Google

Abendreihn.

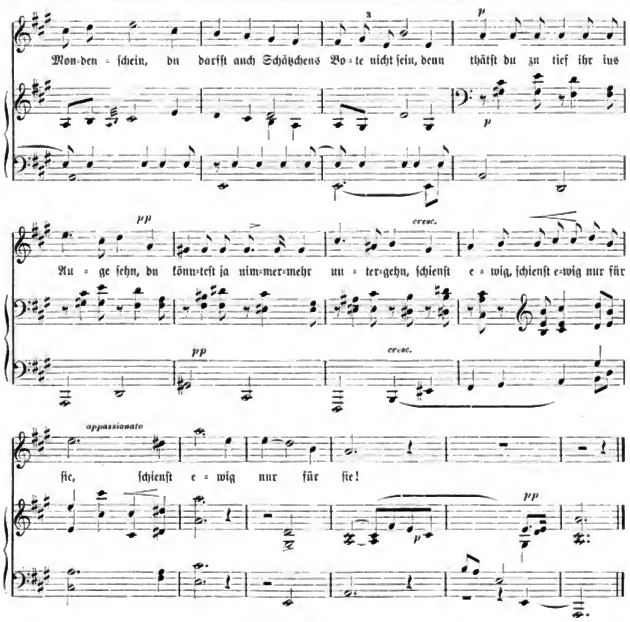
Gedicht von **Wilhelm Müller.** Kompoſition von **Wilhelm Taubert.**



Digitized by Google



Digitized by Google



Elegie.

Orions Sternbild kommt gezogen
Am Abendhimmel groß herauf,
Der Strom erſchwillt in vollern Wogen,
Als atmete Natur hier auf.
Welch hehres Flüſtern in den Birken!
Und doch, laß aller Poeſie
Gewaltige Zauber auf dich wirken:
Der Seele Leid beſiegſt du nie.

Schwingſt du dich in den Sternenreigen,
Entzückt dich der geſchmückte Raum,
Rührt dich dies feierliche Schweigen,
Beglückt dich welterhabner Traum?
Des Himmels Schönheit, ach, iſt Schemen,
Nur Widerſpiel der Phantaſie;
Sie kann den Alp nicht von dir nehmen:
Der Seele Leid beſiegſt du nie.

Vom Kuſſe glühteſt du der Muſen,
Haſt keine Qual um Zeitvertreib,
Du ſchließeſt an den wilden Buſen
Das liebende, geliebte Weib.
Die ſtille Seligkeit der Gatten
Strahlt dir von Aug und Stirne — ſieh
Andämmern ſchon die öden Schatten:
Der Seele Leid beſiegſt du nie.

Mit Göttern iſt dir zu verkehren
Vergönnt auf einen Augenblick,
Du darfſt die heil'ge Sprache hören,
Die Künderin des Alls, Muſik!
Sein innerſt Weſen läßt dich ahnen,
Geheimnisvoll, die Melodie —
So wandle auf der Götter Bahnen:
Der Seele Leid beſiegſt du nie.

Digitized by Google

Streb in die Tiefen, in die Weiten,
Laß Kampf und Sieg dir Wonne ſein,
Des Daſeins höchſte Herrlichkeiten
Erſcheinen nur, denn ſie ſind Schein.
Der Trägheit nüchternem Geſetze
Entſteigt der Sphären Harmonie,
So gleißen unſre Geiſtesſchätze:
Der Seele Leid beſiegſt du nie.

Du jagſt nicht. Dein leiſes Trauern
Beigt nur der Dinge Nichtigkeit.
Du fühlſt, du wirſt ſie überdauern,
Und auch vom Ich wirſt du befreit.
Doch magſt du leiden, magſt vergehen,
Es iſt der Reſt — Melancholie,
Die Neige ſtets im Kelch der Freuden:
Der Seele Leid beſiegſt du nie.

Ludwig Eichrodt.

Glück im Leide.

Bringt nur reiner Äther Wonne,
Drückt dich ſchon ein Nebelflor?
Dringt aus Wolken nicht die Sonne
Und mit größrer Macht hervor?

Und der ſchöne Regenbogen,
Lacht er nicht aus düſtrem Grau,
Eh' der Sturm ſich noch verzogen,
Eh' erſcheint das alte Blau?

Nicht allein in Scherz und Freude,
Auch in Stunden tiefer Pein,
Ja im qualenvollen Leide
Kann ein Herz beſeligt ſein.

Martin Greif.

Hochzeit.

Die Stimmen des Tags verklingen;
Nun ſtreifen weich und ſacht
Mein Haupt die kühlen Schwingen
Der ſchimmernden Mainacht.

Sie ſchwebte leis hernieder;
Stolz iſt ihre Stirn und bleich;
Syringen und weißer Flieder
Durchduften ihr ſtilles Reich.

Sie atmet wolluſttrunken;
Ein dunkler Mantel wallt,
Beſtickt mit goldenen Runen,
Um ihre hohe Geſtalt.

Das flüſternde Laub erzählet
Von fürſtlicher Hochzeitpracht:
Dem König Frühling vermählet
Sich heut die Königin Nacht.

Der eiferſüchtige Freier
Umhüllet zärtlich dicht
Mit zitterndem Wolkenſchleier
Das wunderſüße Geſicht.

Ludwig Fulda.

Über die Haide —

Über die Haide geht mein Gedenken,
Du kleines Mädchen,
Nach dir, nach dir allein.
Über die Haide möchte ich wandern,
Du kleines Mädchen,
Bei dir zu ſein.

Über die Haide flogen die Schwalben,
Du kleines Mädchen,
Sie grüßten mich von dir.

Über die Haide brauſen die Stürme,
Du kleines Mädchen,
Antwort von mir.

Über die Haide rieſeln die Flocken,
Du kleines Mädchen,
Und alles hüllt der Schnee.
Über die Haide ging einſt mein Hoffen,
Du kleines Mädchen,
Ade, ade!

Hermann Lorns.

Bitte!

Ach, ahnteſt du, wie trüb und trüber
Mein Herz in ſeiner Einſamkeit,
Du gingſt an meinem Haus vorüber
Von Zeit zu Zeit.

Und ahnteſt du, welch Freudenſchimmer
Ein Blick von dir für meine Bruſt,
Du ſähſt herauf zu meinem Zimmer
Wie unbewußt.

Und ahnteſt du, wie dir zum Preiſe
Mein Herz erbebet für und für,
Wie eine Schweſter käm'ſt du leiſe
An meine Thür.

Und ahnteſt du, daß ich dich liebe,
Und ahnteſt du, wie treu und rein,
Du gingeſt ſchlicht aus eignem Triebe
Zu mir herein!

Nach dem Franzöſiſchen des Sully-Prudhomme von

Hugo Münſterberg.

Digitized by Google

Willy.

Ein historisches Lustspiel in einem Akt von Adolf Friedrich Graf von Schack.

Personen:

Tom Shandys, Gardoch zum goldenen Eber.
Walter, | Köchen Gehilfen.
Toby, |
Willy, Küchenjunge.
Amy, Küchenmagd.
Frau Holl, Köchin, ihre Mutter.
Archibald, ein Kaufmann.
Digby, Gerichtsdiener.
Horner, Gerichtsvorsteher.

Ort der Handlung: Die Stadt York in England. Zeit: Gegen Ende des 15. Jahrhunderts.

Scene: Eine große Garküche. Rechts Herde mit brennendem Feuer und vielfacher Küchenapparat. Links an der Seite Tische und Stühle für Gäste. Hinten eine große, offene Thür, durch welche man auf den Marktplatz blickt.

Erste Scene.

Tom Shandys. Walter. Toby. Willy. Amy und eine Anzahl anderer Küchengehilfen und Mägde.

Shandys. Ans Werk; der große Tag beginnt! nun soll
Die Küche Shandys', seit Jahrhunderten
Die erste dieser vielberühmten Stadt,
Den alten Ruhm bewähren. Alle wißt ihr,
Der Tag ist heut, an dem vor tausend Jahren
Das edle York, das unter Englands Städten
Die schönste Perle ist, von Herkules
Gegründet ward.

Amy. Ach, Herr! vergebt die Frage,
Wer war denn dieser Herkules?

Shandys. Ein Riese
Aus einem fernen Lande, Griechenland
Geheißen, wo von Löwen, Schlangen, Drachen
Und andern Ungeheuern, welche noch
Zu seiner Zeit auf Erden wimmelten,
Die Erde säubernd er von Volk zu Volk
Hinzog, bis er in unser England kam.

Amy. Gab's denn schon damals Schiffe?

Shandys. Kinderspiel
War es für ihn, meerüber eine Brücke
Zu bau'n. Im vor'gen Jahr ward im Gebirg,
Von York nicht ferne, sein Gerippe gefunden.
Ich sag' dir, wenn vereint zu einem Ochsen
Du zehn dir denkst, so groß zusammen wären
Die Knochen solches Ungetümes nicht,
Wie die des Herkules. Allein du hast
Mich unterbrochen. Um den Gründungstag
Des alt-ehrwürd'gen York zu feiern, giebt
Der hohe Magistrat ein großes Fest,
Und mir, der ich Tom Shandys heiße, hat
Er's anvertraut, das Gastmahl zuzurichten.
Auf denn, ihr alle, zeigt, was ihr vermögt,
Damit ich meinen Ahnherrn Ehre mache,
Den Shandys, welche seit Jahrhunderten
In diesem Haus, vor dem der goldne Eber
Als Sinnbild prangt, die Wirtschaft schon geführt.

Walter. Ihr seht bereit uns und des Eifers voll,
Herr Shandy. Weist denn unsrer jeden an,
Bei welchem der Gerichte seine Kunst
Er zeigen soll.

Shandys. Zunächst vernehmt, damit
Von eures Amtes Würde ganz durchdrungen
Ihr werdet, was die Kochkunst ist: Das Höchste
Ist sie, wozu des Menschen Geist sich noch
Emporgeschwungen, denn die Malerei,
Die Baukunst und die Bildnerei, ich sag's,
Trotz allen schuldigen Respekts vor ihnen,
Sind doch nur Künste, während Medizin,
Philosophie, sowie Jurisprudenz
Nur Wissenschaften sind; die Kochkunst aber
Ist freie Kunst und Wissenschaft vereint,
Sie labt die Sinne und erhebt die Seele,
Doch lehrt zugleich auch Weisheit und Erkenntnis,
Wie des Duns Scotus oder Meisters Albert
Von Köln scharfsinnigster Traktat.

Toby. Mir wird
Ganz feierlich zu Mut; nie ahnt' ich noch,
Daß mit der hohen Schule Professoren,
Die so verächtlich auf uns nieder sehn,
Im gleichen Rang wir stehn.

Shandys. Das stehen wir,
Sogar in höherem. Von Oxford ward
Ein Lehrer der Chemie hierher berufen,
Der ganz gewaltig hoch die Nase trägt.
In meine Küche jüngst zum Essen kam er,
Und um die Zeche — Toby, du warst ja
Dabei — erhob sich Streit. Als er verächtlich
Mich anzusehen wagte, sprach ich da
Zu ihm: „Was bilden Sie soviel auf Ihre
Chemie sich ein? Ein Koch hat auch Chemie
Wie Sie studiert! Eh' Sie auf uns herabsehn,
Erst richten einen Plumpudding Sie an,
Der meinem gleichkommt."

Walter. Herr, allzu sublim
Ist das für mich, nicht auf die Theorie
Versteh' ich mich; allein die Praxis dünkt
Mich doch das wichtigste. Wenn einen Hasen
Ich spicken soll, beweisen will ich Ihnen,
Daß ich ein guter Koch bin.

Shandys. Wohl genug

Digitized by Google

Des Redens! An die That nun! vieles habt
Ihr zu bewältigen. Seit Tagen schon
Von jeder Windesrichtung her zu Roß,
Zu Wagen ward in ganzen Ladungen
Das köstlichste, was Großbritannien beut,
Herbeigeschafft: aus Irland Kraniche,
Wildschweine aus den Forsten Lancashires,
Aus Schottlands Seeen Lachse und Forellen,
Aufzählen läßt sich alles nicht. Verteilt
Euch in die Arbeit! Walter, dir die Suppen
Vertrau' ich an, darin du Meister bist;
Der Fische Zubereitung, Tobn, dir;
Dir, Amy, liegt es ob, die Oberköpfe
Mit Blumen zu verzieren und Citronen
Jedwedem in das Maul zu stecken. —
(Weist auch die übrigen Küchenzöglinen an.) Nun
Dich, Willy, weiß' ich an, den mir zum Leid
Ich jüngst in meinen Dienst nahm. Wenn, wie ich
Gesagt, Geist, Kenntnisse, Verstand dem Koch
So dringend wie der Weltweisheit Doktoren
Von nöten sind, wer könnte minder wohl
Auch nur zum untersten der Küchenjungen,
Als du, sich eignen? Auf dem Antlitz steht dir
Die angeborne Dummheit eingeschrieben.
Vier zählen kannst du kaum, drum hoffe nicht,
Zum Kochgehilfen je zu avancieren;
Das Bratenwenden ist das einzige,
Was du verstehst. Geh, tritt dort an den Spieß!
(Shandys und die andern verteilen sich zum Kochen an die Herd; vorn ist Amy beschäftigt, Oberköpfe mit Blumen zu verzieren, neben ihr Willy am Bratspieße.)

Willy (für sich). Hart war die Lektion, und härter noch
Kam sie mir an, weil vor der holden Amy
Ich sie hinnehmen mußte. Doch Geduld!
(Laut zu Amy) Und immer noch kein freundliches Gesicht
Hast du für mich?

Amy. Gesagt schon hab' ich es:
Ich wünsche alles Gute dir; doch mehr
Verlange nicht!

Willy. Und das Gefühl für dich,
Das mir im Herzen klopft, verschmähst du ganz?

Amy. Heraus dir muß ich's sagen: falls du glaubst,
Dein werden könnt' ich je, so scheuch für immer
Die Hoffnung! Wenn ich selbst auch wollte, nicht
Ließ meiner Mutter Ehrgeiz es doch zu;
Nie einem andern wird zur Gattin mich
Als einem Oberkoch sie geben. Ja,
Auch damit wäre ihre Ambition
Noch kaum gestillt; daß Frau Ratsschreiberin
Ich werden soll, so hoch versteigt sie sich
In ihren Plänen. Doch soeben selbst
Von Herren Shandys hast du es gehört,
Hinaus nie über'n Küchenjungen wirst
Du's bringen.

Willy. Nun, vielleicht mit Fleiß und Mühe
Werd' ich's erreichen, mich zum Oberkoch
Emporzuschwingen; Nachsicht doch verdienen
Anfänger, so wie ich.

Amy. Was triebst du denn
Bisher, daß du so nichts, so gar nichts noch
Gelernt hast?

Willy. Schamrot macht mich deine Frage.
Doch läßt von einem armen Bauernknaben
Es anders sich erwarten? . . .

Frau Holt (herantretend). Was da seh' ich?
Der unterste der Küchenjungen hier
Wagt so vertraulich sich an meine Tochter?
Weiß Er, daß Oberstraßensegermeister,
Bestallt vom hohen Magistrat der Stadt,
Mein Gatte war? Fort, Amy, noch im Grab
Umwälzen würde sich dein Vater, wenn
Er sähe, wie du den Unwürdigen
Mit einem Blick nur anschaukst!

Amy. Mutter, seid
So hart nicht gegen ihn; glaubt mir, er ist
Ein guter Junge doch!

Frau Holt. Ein guter Junge?
Ein Taugenichts ist er, der's nie im Leben
Zu etwas bringen wird. Viel lieber noch
Zum Schwiegersohne hätt' ich dort den Walter;
Denn Kochgehilfe ist er mindestens.

Amy. Nein, Mutter, mit dem frechen Menschen laßt
In Ruhe mich!

Willy (für sich). Hör' ich von diesem Walter
Den Namen nur, in allen Adern kocht
Und siedet mir das Blut.

Shandys (wieder hervortretend). Ei, Willy, nicht
Einmal zum Bratenwenden zu gebrauchen
Bist du? Verbrannt, ganz schwarz geworden ist
Durch deine Schuld der Hammelrücken.

Willy. Ach,
Vergebung, Herr, achtsamer werd' ich sein!

Shandys. Geschieht's zum zweitenmal, jag' ich dich fort.

Walter (für sich). Mit Amy zu liebäugeln wagt der Tropf,
Er soll es sich vergehen lassen! (Leise zu Shandys) Herr,
Gestatten Sie ein Wort mir insgeheim.
Verdächtig ist mir dieser Willy: wer,
Woher er ist, weiß keiner; wenn man ihn
Nach seinen Eltern, seiner Heimat fragt,
Gerät er in Verwirrung.

Shandys. Was du meinst,
Versteh' ich nicht.

Walter. Nun, nahe liegt es doch!
Könnt' es nicht sein, daß als Spion er heimlich
In unser York sich eingeschlichen? Noch,
Dem Himmel sei's gedankt, blieb diese Stadt
Dem angestammten Kön'ge Edward treu;
Wär's da nicht möglich, daß der Usurpator,
Der Heinrich sich der siebente benennt,
Hier Späher hielte?

Shandys. Lachen machst du mich.
Der dumme Willy ein Spion? Nein, eher
Zum Spionieren würde Heinrich sich
Ein Schaf als diesen wählen! (Trompetenstöße auf dem Markte.)
Die Trompeten
Verkünden, horch, daß schon im großen Saal
Zu Häupten uns der Schmaus des Magistrats
Beginnen soll; und seht, in langen Reihn,
Voran der Alderman in stolzer Amtstracht,
Samt andern Würdenträgern, schreiten dort
Die Herrn des Rats der Wendeltreppe zu.
Zeit ist es, anzurichten. Kommt, ihr vier,
Seht, ob ihr da die große Suppenschüssel
Vom Boden heben könnt. Nein doch, sie ist

Digitized by Google

zu schwer; faßt an noch, ihr vier andern,
Und tragt nach oben sie!

(Es geschieht, wie er gesagt.)

Zweite Scene.

Die Vorigen. Archibald und **Digby** und mehrere Burger treten auf und setzen sich an einen der Tische links.

Digby. Vorüber konnten
Beim goldnen Eber wir unmöglich gehn,
Herr Archibald, und Eure Wiederkehr
Nach so viel Jahren ungefeiert lassen.

Archibald. Ich dank' Euch, Freunde. Ja, mir geht das Herz
Vor Freude auf, wie ich leibhaftig sehe,
Daß unsre biedre Stadt noch immerdar
Am selben Flecke steht. Und ist man froh,
So darf's an einem guten Trunk nicht fehlen!

Shandys. Was ist den edlen Gästen zu Befehl?

Digby. Des besten Yorker Biers bringt einen Humpen
Für unser jeden.

Shandys. Willy, schnell, laß sehn,
Ob besser, als aufs Bratenwenden, du
Dich drauf verstehst, die Gäste zu bedienen!

(Willy geht und setzt den Gästen nach kurzem das Verlangte vor.)

Digby. Sagt doch, Herr Archibald, wo wart Ihr denn
Die ganze Zeit.

Archibald. Der Länder viel hab' ich
Gesehn, und dumm im Kopfe wird es mir,
Wenn ich daran denke! Nun, es ist nur gut,
Daß festen Boden wieder unterm Fuß
Ich fühle und gewiß bin, daß ich selbst
Verloren nicht gegangen. Während Monde,
Ja Jahre auf dem Meere mich umher
Die Wellen schlugen, glaubt' ich oft, abhanden
Müßt' ich mir kommen.

Digby. Jetzt zunächst stoßt an,
Und alles Heil und Glück im Vaterland!

(Alle Gäste stoßen an.)

Archibald. Habt Dank; wie labend strömt der edle Trunk
Ins Herz hinab! Ein solches Bier trifft man
Doch in Altengland nur.

Digby. Sagt: nur in York! —
Doch jetzt, ganz in der Kürze laßt uns hören,
Wo Ihr denn wart?

Archibald. Im Land Hispanien
Zuerst; voll Jubels war da alles Volk,
Weil übers Meer hinaus die Heiden sie,
Die gottverfluchten Söhne Mahomeds,
Gejagt. Schon in Granada und Sevilla
Hatt' ich mit goldnen Äpfeln, die in Masse
Allda gedeihen, glänzende Geschäfte
Gemacht, indem nach England ich zu Schiff
Sie sandte. Einen solchen Apfel habe
Ich da bei mir. Gefällt's Euch, ihn zu kosten?

(Er reicht Digby eine Orange.)

Digby. Nie sah ich solcherlei noch. — Der Geschmack
Ist köstlich.

Archibald. Doch ich unterbrach mich selbst. —
Hört, eben rüstet' ich zur Heimkehr mich;
Da unerwartet kam zu Ohren mir,
Daß fern im Westen überm Ozean,
Wo man die Welt bisher zu Ende glaubte,
Sich ungeheure Länder aufgetan.
Für Fabel hielt ich's erst; doch auf dem Fluß,
Der von Sevilla nach dem Meer zu fließt,
Mit eignen Augen sah ich rief'ge Schiffe,
Die aus dem neuen Weltteil heimgekehrt,
Und Wunderdinge, nie zuvor geahnt,
Darauf: Goldklumpen, schwer, daß man Maschinen
Erbauen muß, sie nur emporzuheben,
Und bunte Vögel, Papagein genannt,
Und nackte Menschen, tätowiert die Haut,
Mit Federkronen auf dem Haupt. Voll Neugier
Nach jenem Wunderland da brach ich auf.

Digby. Doch umgekehrt, ich denke, seid Ihr bald,
Weil auf dem Schiffe in der Sonnenglut
Das Eisen schmolz?

Archibald. Nicht doch! Vor Angst wohl stand
Das Haar mir oft zu Berge; Tag für Tag
Macht ich gefaßt mich, mit dem Schiffe tief
Hinabzustürzen; denn daß rund die Erde,
Behaupteten die Schiffer all.

Digby. Wie, rund?
Auch ich hab's schon gehört, doch jeden, der
Das sagte, für verrückt gehalten.

Archibald. Sei's
Wie's will, gewiß ist's: in die neue Welt
Gelangt ich nach vier Monden — und ich schwöre,
Daß sie leibhaftig existiert und daß
Die Gegenfüßler, die da drüben wohnen,
Nicht, wie ich meinte, auf den Köpfen gehn,
Nein, auf den Füßen, so wie wir.

Digby. Die Humpen
Sind leer, bringt frisches Bier herbei!

(Walter hat sich Amy genähert.)

Walter. Noch stets
So spröde, schöne Amy, gegen mich? —
Ihr wißt, daß Eure Mutter mich begünstigt —
Wodurch hab' ich die Härte denn verdient?

Amy. Fort, Unausstehlicher, ich habe nichts
Mit Ihm zu schaffen!

Willy (für sich). An mich halt' ich kaum;
Erwürgen könnt' ich diesen Menschen!

Shandys. Willy,
Was stehst du da und gaffst? Bedien die Herrn!

(Willy füllt die Gläser von neuem.)

Digby. Wohl, redet weiter!

Archibald. Laßt! Ein ander Mal!
Die Reihe zum Erzählen ist an Euch. —
Wie geht's in unserm guten England her?

Digby. Es ist ein leidig Ding davon zu sprechen. —
Denn da zwei Kön'ge sich bei uns bestreiten,
Wer kann es beiden recht thun? Wenn den einen
Ich preise, der heut an der Macht noch ist,
Packt morgen mich vielleicht der andere
Am Ohr. Doch wenn Ihr's heischt, so hört: Das Scepter
Im Tower zu London führt, Ihr wißt es wohl,
Seit Jahren einer von den Heinrichen,
Mit denen unser Land so reich gesegnet,
Heinrich der siebente, so nennt er sich. —
Die Rede ging von Anfang an: kein Recht
Hab' auf den Thron er, und der wahre Erbe
Des Reiches sei sein Neffe Eduard.

Archibald. Ja, das ist sicher! Als ich England ließ

Digitized by Google

Und nah' dem Tod der vor'ge König war,
Gespannt war jeder auf das Fest bereits,
Bei dem der Erzbischof im Tower die Krone
Aufs Haupt dem jungen Edward setzen sollte.

Digby. Doch unbegreiflich war der junge Herrscher
Verschollen und verschwunden; keiner wußte,
Wohin. — Heinrichs Anhänger sprengten aus,
Gestorben sei der Knabe; doch geglaubt
Ward es von wen'gen; und die Hoffnung lebte
In vieler Brust, auftreten plötzlich werde
Der wahre Erbe und in seine Hand
Das Scepter nehmen. Hier zumal, im Norden
Verhaßt war Heinrich, weil er Recht und Freiheit
Der Städt' und Bürger unterdrückte. Da
Auf einmal scholl von einer Mark zur andern
Die Freudenkunde, Edward lebe noch.
Selbst nach dem Throne nicht begierig, der
Befleckt von so viel Mord und Blutvergießen,
Im fernen Irland halt' er sich verborgen.
Den vielen da, die für dies Land Brittanien
Von seiner Herrschaft bessre Tage hofften,
Gelang es, aus der thatenlosen Ruhe
Ihn aufzurütteln. Größer ward von Tag
Zu Tag sein Anhang, und aus England strömten
In Scharen die Bewaffneten ihm zu;
Und so des Usurpators Reich zu stürzen,
Mit mächt'gem Heer an unsern Strand herüber
Ist er gesetzt. Bald, hoffen wir, wird er
Im ganzen Lande unbestritten Herr sein —
Vor allem hier in York schlägt freudig ihm
Ein jedes Herz entgegen!

Erster Bürger. Allzu rosig
Doch schildert Ihr die Lage. Nicht verschweigen
Müßt Ihr, daß schon seit Tagen das Gerücht
Umläuft, das Heer des jungen Königs sei
Bald nach der Landung durch die Truppen Heinrichs
Zersprengt und Edward selbst gefangen worden.

Digby. Verräter nenn' ich jeden, der das sagt.
Wie solche, die es glauben.

Erster Bürger. Gar zu rasch
Doch seid Ihr mit dem Vorwurf. Mich auch trifft
Er nicht; das andere Gerücht vielmehr
Glaub' ich, wonach an Irlands Küsten heim
Gekehrt der junge Herrscher ist und schon
Ein neues, stärkres Heer um sich gesammelt,
Um in Besitz sein angestammtes Reich
Zu nehmen. (Sie reden mit einander fort.)

Sandys (zu Toby). Toby, tritt an meinen Platz
Und sorge, daß der Pudding gut gerät.
Der große Augenblick rückt nah' und näher,
Wo ich das Leibgericht jedwedes Britten
Dem Alderman, sowie dem Magistrat,
Mit dem Gedichte, das ich selbst verfaßt,
Darbieten will. Zurückziehn muß ich mich
Zuvor noch einmal in die Einsamkeit,
Daß ich die Verse memoriere. — Weh,
Wenn im Moment, dem feierlichen, ich
Ins Stocken käme!

Toby. Falls um das Gedicht
Besorgt Ihr seid, Herr Shandys, um den Pudding
Braucht Ihr es nicht zu sein. Begießen will
Ich fleißig ihn, um mit dem Branntewein
Ihn ganz zu tränken, der ihn prächtig lodernd
Umgeben soll.

Shandys. Wohl ich vertraue dir! (Shandys ab.)

Dritte Scene.

Die Vorigen ohne Shandys. Bald darauf mehrere andere Bürger. Man hört Lärm und Trommelschläge vom Marktplatze her.

Archibald. Was mag dort vorgehn auf dem Markt?
In Scharen
Drängt sich das Volk; ich höre Trommelschläge. —
Geh du da, Junge — nun wie heißest du?

Willy. Willy, Herr, zu befehlen!

Archibald. Nun denn, Willy,
Sieh nach, welch ein Tumult da draußen ist
Und bring Bericht uns.

Willy. Herr, sogleich! (Ab.)
(Es treten mehrere andere Bürger auf.)

Zweiter Bürger (auftretend). So dicht
In Haufen um den Herold war die Menge
Gedrängt, daß ich heran nicht kommen konnte
Und von dem Ausruf nichts verstand. — Habt Ihr's
Gehört?

Dritter Bürger. Des jungen Königs Edward Namen
Allein drang an mein Ohr.

Vierter Bürger. Seht, dies Papier
Hab' ich erhascht. Viel solche Zettel wurden
Auf das Geheiß des Magistrats verteilt.
Doch selten in dem guten York ist noch
Die Kunst des Lesens. Nur die Mönche wohl
Und Geistlichen verstehn sich drauf, jedoch
Sonst wen'ge. Ist, ihr Herrn, hier einer, der,
Was auf dem Blatte steht, entziffern kann.

Archibald. Ihr alle seid betroffen. — Nun, gesteht
Nur ehrlich ein, gleichwie ich's selber thue,
So weit gebracht noch habt ihr's nicht. Wozu
Auch wär' uns nötig die brotlose Kunst?
Mein Handel hat auch ohne sie geblüht! —
Grobschmied seid Ihr, Lichtzieher Ihr, und Ihr
Roßkamm!

Vierter Bürger (zu Digby). Doch Ihr, der Diener des
Gerichts —
Nehmt, lest!

Digby. Schwer leidend an den Augen bin ich;
Sie anzustrengen mir verbot der Arzt,
Darum verzeiht!

Vierter Bürger. Wohlan, wo ist Herr Shandys?
Der ist gelehrt.

Walter. Er ging auf kurz hinweg.

Archibald. So laßt uns warten, bis er wiederkehrt!
Allein neugierig bin ich auf die Kunde,
Die auf dem Zettel steht.

Vierte Scene.

Die Vorigen. Willy.

Willy. Der Herold war
Schon weiter auf dem Rundgang durch die Stadt
Geschritten und vernehmen konnt' ich nichts
Von seinem Ausruf; aber dieses Blatt
Hab' ich erhascht; soll ich's Euch lesen, Herr?

Archibald. Du, lesen?

Walter. Von den Küchenjungen ist
Der letzte er und treibt sein Spiel mit Euch.

Frau Holt. Dem Lasttier, dem vom Rücken eben ich
Die Butter nahm, die es zum Markt gebracht,

Digitized by Google

Zutrau' ich eher, daß es lesen kann,
Als diesem Willy.

Archibald (zu Willy). Frecher Junge! treibst
Du deinen Spaß mit uns, so soll's dir schlecht
Bekommen.

Digby. Auf, laß sehen, ob du bloß
Geprahlt.

Willy (für sich). Verdammt, ich habe mich verschnappt!
Allein was bleibt? ich kann nicht mehr zurück. —
(laut): So hört, ihr Herrn, was auf dem Zettel steht.
(liest). „Der hohe Magistrat thut den Bürgern und
dem gesamten Volke der ehrsamen Stadt York kund und
zu wissen, daß er fort und fort dem rechtmäßigen König
von England, Seiner Majestät Eduard dem Vierten, an-
hängt und diese Stadt in dessen Namen verwaltet. Laut
sicheren Nachrichten ist unser gnädiger König, nachdem er
bei der Landung an der englischen Küste seine Streitmacht
zu gering befunden, nach Irland zurückgekehrt, wird aber
bald wieder mit einem gewaltigen Heer an unserer Küste
erscheinen und sich im Tower krönen lassen. Die Ein-
wohner von York werden daher aufgefordert, unverändert
treu zu ihrem rechtmäßigen König, Eduard dem Vierten,
zu stehen und sich nicht durch die Sendlinge irre machen
zu lassen, die der Gewalthaber, welcher sich Heinrich der
Siebente nennt, ausgeschickt hat, um durch Bestechungen
und falsche Vorspielungen Arglose zu bethören und zu sich
herüber zu locken. Zugleich werden alle getreuen Unter-
thanen Seiner Majestät aufgefordert, auf besagte Kund-
schafter zu vigilieren und sie den Gerichtsdienern an-
zuzeigen."

Archibald. Brav, brav! wer hätte solchem Küchenjungen
Das zugetraut?

Amy. Ist's möglich, Willy, steht
Das wirklich auf dem Blatt?

Walter. Noch glaub' ich's nicht.
Er stellt sich nur, als ob er lesen könne,
Und was er hergesagt, hat aus dem Mund
Des Herolds er gehört.

Frau Holt. Ganz wunderbar
Bedünkt es mich, er muß ein andrer sein,
Als der er scheint, vielleicht sogar der Sohn
Von einem Oberkoch; wie hätt' er sonst
Die schwere Kunst gelernt?

Toby. Glück wünsch' ich dir.
Dacht' ich's doch gleich mir, blöde nur seist du,
Und eingeschüchtert durch Herrn Shandys Strenge,
Allein der Dummkopf nicht, für den du galtst.
(Alle Küchengehilfen außer Walter drängen sich um ihn und drücken ihm beglückwünschend die Hand.)

Gehilfen, außer Walter. Auch unsern Glückwunsch
nimm!

Amy. Und meinen, Willy!

Fünfte Szene.

Die Vorigen. **Shandys.** Später ein **Herold.**

Shandys. Nun, Toby, ist der Pudding fertig?

Toby. Ja. —
Nur anzuzünden ist der Branntwein noch,
Bevor er auf die Tafel kommt.

Shandys. Gut denn!
Ihr Herren, wenn es so genehm euch ist,
Vortragen werd' ich das Gedicht, das ich
In Gegenwart des hohen Magistrats
Zu deklamieren denke. Nützlich ist's,
Zuvor die Übung anzustellen; denn
Wenn bei Drommetenschmettern in den Saal
Ich vor die hohen Herren trete, leicht
Könnt' aus dem Text ich kommen. Also hört:
(Er tritt vor und deklamiert.)
Euch hier' ich, ihr erlauchten Herrn —

Archibald. Erlaubt, Herr Shandys! Manchem Fest
hab' ich
Auf meinen Reisen beigewohnt und auch
Den Minstrels und Jongleurs, die Festgedichte
Vortragen, zugehört. — So müßt Ihr's machen —
Die rechte Hand müßt Ihr erheben — so —
Und auf die Brust die linke legen —

Shandys. Nun denn:
(deklamiert.) Euch hier' ich, ihr erlauchten Herrn,
In Flammen lodernden Brandys
Den köstlichsten der Plumpuddings
Mit dem Gusse von Zuckerkandis.
Bereitet hat ihn mit eigner Hand
Der Gartoch zum „Eber", Tom Shandys,
Und wenn ihr bewundert das Gedicht,
So wißt, Tom selber ersann dies!

Archibald (klatscht mit den Bürgern Beifall). Vortrefflich,
herrlich, Shandys! Staunen wird
Der Magistrat, wenn er die Verse hört. —
Doch schade wär' es, wenn dies Festgedicht
In Luft verhallte! Aufbewahrt verdient's
Den spätesten Geschlechtern mit den Akten
Des Magistrats zu werden. Schwarz auf weiß,
Gleich zu Papier gebracht, den hohen Herrn
Noch bei der Tafel müßt Ihr's überreichen!

Shandys. Doch wie das machen? — Lesen wohl zur
Notdurft
Kann ich, doch schreiben nicht.

Archibald. Vielleicht thut es
Der Küchenjunge da.

Shandys. Wo denkt Ihr hin?
Der dümmste aller in der Küche hier
Ist dieser Willy.

Archibald. Und so fliegend doch
Las er den Aufruf uns des Magistrats.

Toby. Herr Shandys, alle hier bezeugen wir:
Gelesen hat er es, als wär' er Lehrer
Der hohen Schule.

Walter. Weiß gemacht ward uns
Von ihm, daß er die schwere Kunst verstände.

Toby. Das ist der blasse Neid, der aus dir spricht.

Shandys. Sag, Willy, kannst du lesen?

Willy. Ja, ich kann's.

Shandys. Ich hör's mit Staunen; doch nicht Zeit
ist's jetzt
Zu fragen, wo du es gelernt. Wenn's wahr
Und du vielleicht auch schreiben kannst, so wisse:
Gemacht von heut an ist dein Glück; erheben
Zum Kochgehilfen und zum Rechnungsführer
Dann werd' ich dich.

Frau Holt (zu Amy). Wär's möglich? käm' es so? —
Dann, Amy, leg' ich froh in seine Hand
Die deine. Höher schon hebt sich mein Stolz
Zu denken, wie Frau Rechnungsführerin
Du tituliert wirst.

Digitized by Google

Shandys. Schnell zeig, was du kannst!
Diktieren will ich mein Gedicht.
Amy. Mein Willy,
In ängstlicher Erwartung klopft mein Herz:
Papier und Stift hol' aus dem Laden ich
Vom Markte her; und wenn sich's zeigt, daß wirklich
Die Schreibkunst du verstehst, nichts hat dawider
Die Mutter mehr, daß du mich ehlichst!
Willy (schnell). Amy,
Dir widerstehen kann ich länger nicht! —
Hervor, Papier und Stift! —
(Er zieht Papier und Stift aus der Tasche.)
Wohl, Meister Shandys,
Ich bin bereit, diktiert mir Eure Verse!
(Shandys stellt sich mit Willy an einen Tisch und diktiert ihm, während dieser schreibt; unterdessen sagt Digby, der Willy schon lange sorgfältig beobachtet hat, zu dem ersten Bürger.)
Digby (zu dem ersten Bürger). Stets mehr regt wider diesen Menschen sich
Verdacht in mir; sagt, ist es seltsam nicht,
Daß in der Tasche er Papier und Stift
Zum Schreiben führt?
Erster Bürger. Auch mir fiel's auf.
Digby. Wozu
Sollt er das thun, als zu bestimmtem Zweck?
Wie, wenn er ein Spion, ein Emissär
Des Usurpators Heinrich wäre? Drum
Laßt uns ein achtsam Auge auf ihn haben!
Shandys (nachdem er zu Ende diktiert). Kaum trau den Augen ich; in festen Zügen
Hat das Gedicht er zu Papier gebracht. —
Vergieb mir, Junge, daß ich dich verkannt!
Solch seltne Kunst ist hohen Dankes wert,
So hebe stolz fortan dein Haupt und walte
An diesem Küchenherd als mein Adjunkt!
Doch angezündet sei der Pudding nun!
(Der Pudding wird angezündet.)
So recht! Wie herrlich steigt die Flamme auf!
(Zu den Kochgehilfen.)
Ihr da! Faßt an, und auf der mächt'gen Schüssel
Zu vieren tragt den riesenhaften mir
Voran!
(Er geht an die Thüre und winkt vom Markte her einem Herold.)
Du, Herold, mit Drommetenstößen
Mein Nahen zu verkünden steig empor
Die Treppe; und wenn ich das Festgedicht
Gesprochen, nochmals stoß in die Drommete,
Indes dies Blatt ich bei Fanfarenschmettern
Dem Alderman in Ehrfurcht überreiche.
(Der Herold schreitet bei Trommetenstößen voran. Der brennende Pudding wird von vier Küchenjungen hinausgetragen. Shandys ab.)

Sechste Szene.

Die Vorigen ohne Shandys.

Frau Holt. So hohe Ehren! — Nein, im kühnsten Traum
Nie hätt' ich das gedacht! — Komm, Amy, her,
Und Sie, Herr Kochadjunkt, ich bitte, treten
Heran Sie, daß auf Sie und meine Tochter
Als ein beglücktes Paar ich Gottes Segen
Hernieder flehe.
Willy. Wie, Frau Holt? Bin ich
Jetzt nicht der dumme Küchenjunge mehr,
Den Sie sonst keines Blickes würdigten? (zu Amy)
Ich weiß, nach meinem Herzen hättest du
Allein gefragt, wär' es von Lumpen auch
Bedeckt gewesen —
Amy. Willy, wenig Tage
Nur sind's, seit ich zuerst dich sah. Und doch,
Untrennbar fest schon nach dem ersten Wort,
Das dir vom Munde quoll, dem ersten Blick
Aus deinem Auge, war auf ewig ich
Mit dir verbunden.
Archibald (zu Willy). Sagt mir, junger Mann,
Seid Ihr bereit in meinen Dienst zu treten?
In unserm England ist des Schreibens Kunst
Noch selten, und für mein Geschäft thut einer
Mir not, der sie versteht.
Willy. Nehmt meinen Dank
Für Euer Anerbieten; aber schon
Hab' ich dem Herren Shandys zugesagt.
(Willy wird gewahr, daß Walter zu Amy gesprochen hat.)
Amy (zu Walter). Fort, frecher Mensch, kein Wort mehr!
Willy. Was?
Du wagst es, Walter, Ungebührliches
Zu ihr zu reden? Amy, that er's?
Amy. Ja!
Von Liebe sprach der Freche mir.
Willy. Thust du
Es wiederum, zu Boden schlag' ich dich.
Vor meinem Zorne zittre!
Walter. Ei du Thor!
Zu Kopf stieg dir die neue Würde wohl,
Zu der Herr Shandys dich erhöht, daß du
Zu drohn mir wagst?
Willy. Fahr hin, Geduld;
Sogleich erproben sollst du meine Kraft!
(Er greift Walter an und die beiden ringen mit einander.)
Toby (zu Willy, während des Kampfes). Nur zu! Verhaßt uns allen ist der Schleicher,
Dem keiner traut; wir stehn auf deiner Seite.
(Walter stürzt zu Boden.)
Willy. Da lieg, du Schuft!
(Rufe unter den Köchen und Küchenjungen.)
Triumph! Brav, Willy, brav!
Amy (herantretend). Nun doppelt teuer, Willy, bist du mir,
Da du für mich gekämpft, gesiegt.
Frau Holt. Auch mir
Vergönn, dir meinen Glückwunsch darzubringen;
Mit höherm Stolz als meinen Schwiegersohn
Begrüß' ich dich.
Willy. Frau Holt, um Amys willen
Vergessen sei, was Ihr mir angethan! (Er umarmt Amy.)

Siebente Szene.

Die Vorigen. Shandys, gefolgt von dem **Herold,** tritt auf.

Shandys (zum Herold). Vollzogen ward der große Akt,
Ihr seid
Entlassen. (Toby und andere drängen sich um ihn.)
Toby. Meister Shandys, seid willkommen!
Nun! Fand der Pudding Beifall?
Shandys. Beifall, fragt Ihr?
Mit stürmischer Begeisterung von allen
Ward er begrüßt. Der sprach: „Nie sah die Welt
Noch einen gleichen Pudding," und der andre:
„Verdient hat Shandys, daß die hohe Schule
Zum Doktor ihn der Kochkunst promoviert."

Digitized by Google

Doch welcher Jubel erst, als mein Gedicht
Ich vortrug! Durch der Gäste Reihen ging
Ein Sturm des Beifalls, der nicht enden wollte,
Und von der Tafel, als ich ausgesprochen,
Erhob, das Auge von Entzücken flammend,
Der Alderman sich, schloß mich in die Arme
Und hängte mir dies Ehrenkettlein um. —
Seht da das Kleinod, wie es blitzt und blinkt;
Das war die größte Stunde meines Lebens!

Viele Rufe. Heil, Meister Shandys!

Amy (mit Frau Holt zu ihm tretend). Uns auch, Herr, erlaubt,
Daß wir in Augenschein das Kettlein nehmen.

Shandys. Wohl, seht euch satt an dem Geschmeid! Doch nun
Thut's not, daß wir auch für den Nachtisch sorgen.
Zum Sekte, welcher in den Bechern schäumt,
Bedarf es süßer Inkost. Kommt, ans Werk!
(Shandys, Toby, Willy und die andern Köche und Kochgehilfen, sowie Amy und Frau Holt gehen an die Herde. Walter tritt zu Digby hinan.)

Walter (zu Digby). Herr, Diener des Gerichts seid Ihr. Da drängt
Mich das Gewissen, Euch zu sagen, daß
Verdacht nicht bloß mir aufstieg, nein, mir fast
Gewißheit ward: Spion und Emissär
Sei Willy, und vom Usurpator Heinrich
Entsandt, die Stadt in seine Macht zu bringen.

Digby. Auch mir kam schon der Argwohn; doch nicht eher
Kann zum Verhaft ich schreiten, bis Beweise
Für des Verdachts Bestätigung ich habe.
Könnt Ihr mir solche liefern?

Walter. Schon daß er,
Der sich für einen Küchenjungen ausgab,
Aufs Lesen, ja aufs Schreiben sich versteht,
Giebt Zeugnis wider ihn. Weislich zuerst
Hielt er die Kunst geheim, jedoch verriet
Sich wider Willen dann. Noch lauter spricht
Das Schreibgerät. Wird je ein Küchenjunge
Ein solches bei sich führen? Aber wollt
Ihr mehr noch der Beweise, so nehmt das!
(Er reicht ihm ein kleines ledernes Täschchen.)
Als ich sodann mit ihm rang und ihn
Gefaßt am Brustwamms hielt, riß mit der Hand
Ich ihm den Latz auf, und zu Boden fiel
Dies da. — Hört, wie es klappert, Geld,
In Leder sorglich eingenäht, ist es.
Nicht einen Penny gab er vor zu haben,
Und nun auf seiner Brust verwahrt dies Geld!
Läßt sich's bezweifeln noch? Das ist der Sold,
Den als Spion und Sendling er bezog.
Dumm stellt er sich, als könn' er vier nicht zählen,
Und arm zugleich wie eine Kirchenmaus,
Und unter dieser Maske hat dem Feind
Des Königs Edward er verräterisch
Kundschaft gegeben.

Digby. Die Indicien
Sind dringend; ja! Sogleich geh' ich und bringe
Das Täschchen hier, noch uneröffnet, wie
Es ist, den Herren des Gerichts, daß sie
Den Inhalt prüfen. Ihr begleitet mich,
Um eidlich auszusagen, was Ihr wißt!
(Geht mit Walter ab.)

Achte Scene.

Die Vorigen ohne **Walter** und **Digby.** Man hört auf dem Marktplatz Lärmen und Geschrei, das lauter wird. Dann Waffenklirren.

Archibald (sich erhebend). Nun, werte Freunde, für den Morgentrank
War das genug gezecht; der Mittag ist
Vorüber längst; so faßt nach Haus uns gehn,
Ein Stündlein auszuruhn!

Zweiter Bürger. Viel Ehre war's
Für uns, daß solch ein weitgereister Mann
Vorlieb nahm mit dem, was das kleine York
Ihm bieten kann!
(Sie gehen nach der Ausgangsthür zu, wo schon Shandys und mehrere der andern stehen.)

Archibald. Doch was ist das? Was will
Dort das Getümmel? Wildes Rufen tönt,
Wie Kampfgeschrei!

Shandys (zu Toby). Geh, Toby, forsche nach,
Was vorgehn mag! (Toby ab.)

Shandys. Nun Waffenklirren gar!
Ich sehe Leute, fremd von Tracht; mit Piken
Und Lanzen, nach der großen Treppe hin,
Die zu dem Festsaal aufführt, stürmen sie.
Zu hemmen sucht das Volk sie auf dem Pfad,
Allein umsonst: sie dringen vor!
(Toby kommt atemlos zurück.)

Toby. Herr, Herr!
Ein Schwarm von Übeltätern ist's, der schon
In Hull, Lancaster, Chester und, weiß Gott,
In wie viel Städten sonst, sein arges Spiel
Getrieben hat. Entgegen stemmen sich
Die Bürger ihnen, doch mit ihren Leichen
Ist schon der Platz bedeckt. Auf Plünderung
Und Sengen, Brennen richten ihren Sinn
Die Argen; und wenn bald nicht Hilfe naht —
Den Magistrat ermorden und der Stadt
Bemächtigen sie sich.

Shandys. Schnell, schließt das Thor!
Verrammelt es; verloren sind wir alle,
Wenn sie zu uns eindringen.

Toby. Kommt, ihr andern;
Schlagt zu die Flügel, schiebt die Eisenriegel,
Die schweren, vor!
(Sie beginnen das Thor zu verrammeln.)

Archibald. Versperrt ist uns der Weg,
Drum bleiben wir.

Willy. Was nur an euch denkt ihr?
In Trümmern gehn wollt ihr das alte York,
Den Stolz von England, lassen und, wenn ihr
Nur selbst geborgen seid, in Muße zuschaun,
Wie die Banditen Greise, Frauen, Kinder
Erwürgen, mordend durch die Straßen ziehen
Und Feuerbrände in die Kathedrale,
Die Häuser schleudern, daß ein Haufen Schutt
Die Stätte deckt, wo diese Stadt noch steht? —
Nein, das begehrt ihr nicht! Rafft euch empor;
Die Waffen, die ihr findet, nehme jeder! —
Du da, mir her dein Schwert!
(Er entreißt einem der Bürger sein Schwert.)
Zurück die Riegel!
Mir nach; zum Kampfe führ' ich euch, daß wir
Die wüste Rotte auseinandersprengen! —
Ihr zögert noch? Bratspieße nehmt zur Hand;

Digitized by Google

Gut taugen sie zu Lanzen! Auf, mir nach!

Archibald. Soll hier der Küchenjunge uns beschämen?

Shandys. Wer ist er nur, daß in den Adern ihm
Solch wildes kriegerisches Feuer brennt?
Er reißt mich mit sich fort; folgt mir, ihr andern!

(Shandys, Toby und die andern Köche und Kochgehilfen bewaffnen sich mit Bratspießen, Kellen und anderem Kochgerät, drücken sich kupferne Töpfe auf das Haupt, bedienen sich kupferner Schüsseln als Schilde, u. s. w., und schließen sich in Kampfordnung an Willy an, ebenso Archibald und die Bürger, welche die Schwerter gezückt haben.)

Amy (zu Willy). Mein Willy, von mir wenden willst du dich?
Und wenn man nun als Leiche dich zurück
Zu mir Verwaisten bringt?

Willy. Fort! halt mich nicht,
Mich ruft die Pflicht, hinweg das Vaterland!

(Willy stürmt mit gezogenem Schwerte durch das wieder geöffnete Thor. Die andern, außer Frau Holt und Amy, folgen ihm.)

Neunte Scene.

Amy. Frau Holt.

Amy. Sein Mut führt ihn zu weit, er ist verloren! —
Ach Mutter, Mutter, was soll aus mir werden?
Fällt er im Kampf, ich überleb' es nicht!

Frau Holt. Nur ruhig, Kind! So reckenhaft ist er,
Sein Auge flammt so kühn, daß ihm der Sieg
Nicht fehlen kann! — Doch Eines macht mir Sorge.
Nicht zweifeln läßt sich, daß ein anderer
Er ist, als der er schien. Soldat muß er
Zuvor gewesen sein, und nicht Gemeiner,
Kein Korporal, zum mindesten Sergeant.
Bald zeigen wird sich, daß die Liebelei
Mit ihr nicht ernst von ihm gemeint gewesen,
Und daß er sich für dich zu vornehm hält.

Amy. Scheucht den Gedanken! Seiner Liebe bin
Ich sicher, Mutter! (Beide treten unter die große Thüre.)
Aber sieh, zerteilt
Hat er der Meutrer Reihen! Mit den andern
Bricht er im Keil hindurch, daß zu den Seiten
Sie auseinander stäuben. Aus den Straßen
Strömt mehr und mehr des Volks zum Beistand ihm
Herbei. Zu Boden schmettert seine Klinge
Die Übeltäter. Rechtshin taumeln sie
Und links von seines Armes Wucht zu Boden!

Frau Holt. Die andern auch, wie Helden kämpfen sie.
Wer hätte das gedacht? Der alte Shandys
Mit seinem Spieß thut Wunder — Toby schmettert
Mit seiner Kelle, wie mit einer Keule,
Die Argen nieder. — Brav, ihr Jungen, brav!
Die Meutrer fliehn!

(Man hört außen Jubelrufe.)

Amy. Hörst du die Jubelrufe?
Im Siegerglanz am großen Brunnen steht
Mein Willy in des Marktes Mitte da,
Und alle drängen sich ihm huldigend
Zur Seite. — Sieh! Auf ihre Schultern heben
Und ihre Häupter sie ihn im Triumph —
Sie führen ihn hierher! Schnell, Mutter, schnell! —
Die Lorbeerblätter dort, die in der Küche
Mir dienen sollten, laßt zum Kranz uns winden,
Daß ich auf seine Siegerstirn ihn drücke!

(Sie gehen bei Seite und flechten den Lorbeerkranz.)

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Toby und die andern Küchenjungen treten auf, indem sie Willy im Triumph auf ihren Köpfen tragen; Shandys zieht voran, Archibald und die Bürger folgen nach.)

Chorgesang der Köche und Küchenjungen.

Mit den Kellen und den Töpfen,
Mit dem Bratspieß statt des Speers
Lehrtest du den Feind uns schlagen,
Und nun im Triumph getragen,
Wirst du, Held, hoch auf den Köpfen
Von den Kriegern deines Heers.

Der die Meutrer du bezwungen,
Dessen Haupt im Siegsglanz prunkt;
Hör, wir rufen: Heil dir, heil dir,
Werde Ruhm und Preis zu teil dir,
Tapferster der Küchenjungen,
Nein, von heut an Kochadjunkt!

(Sie marschieren während dieses Gesanges in der Runde durch die Garküche.)

Willy. Genug, laßt mich herab nun, liebe Freunde!

Shandys. Ja, Wackrer, der für ew'ge Zeiten Shandys
Garküche du zur Ruhmesstätte machtest,
Zu der die spätesten Geschlechter noch
Wallfahrten werden — komm in meine Arme!
Und eine Siegesfeier, deiner wert,
Will ich dir halten nun. Im Kreise laßt
Uns nun die Tafel sitzen, und das Faß
Mit edlem Bacharacher, das vom Rhein
Jüngst angelangt ist, auf dein Wohlsein leeren!

Willy. Zu viel der Ehre, Meister Shandys, ist's
Für mich. — Was that ich Großes denn?

Shandys. Was du
Gethan? Gekämpft gleich einem Hannibal,
Gleich einem Scipio hast du!
(Toby bringt Gläser und schenkt ein, während alle sich in die Runde setzen.)

Shandys. Toby, brav!
Zuerst füll ihm das Glas; uns anderen
Nachher! Hoch Willy! — und gesteh nun, was
Umsonst du uns verhehlst: im Krieg zuvor
Warst du vielleicht Sergeant, vielleicht sogar
Feldwebel, daß du wie ein Heereslenker
Zum Kampf und Siege uns zu führen wußtest.

Willy. Ihr mutmaßt falsch, Herr Shandys! Wenn
Eur Lob
Verdient ist, angeboren muß die Gabe,
Um derentwillen Ihr mich preist, mir sein.
(Amy nähert sich mit einem Lorbeerkranze.)

Shandys. Sieh, Amy, sinnig einen Lorbeerkranz
Hast du gewunden. — Tritt heran, und du
Knie vor ihr nieder, Willy, daß sie dir
Aufs Haupt ihn drücke!

Willy. Meine Amy, wohl —
Ich fühl's beschämt — verdient die Ehre nicht
Hab' ich. Allein was du mir bietest, wie
Könnt ich's verschmähn? (Er kniet vor Amy nieder.)

Amy (indem sie ihm den Kranz aufsetzt.) Den wohlverdienten
Kranz
Des Siegs, mein Willy nimm!

Shandys. Und nun steh auf
Und hebe stolz dein ruhmgekröntes Haupt.
Stoß an! Heil, Willy!

Digitized by Google

Alle. Heil, und nochmals Heil!

(Während Willy in der Mitte steht, umringen ihn alle und singen von neuem im Chor)

Der die Meutrer du bezwungen,
Dessen Haupt im Siegsglanz prunkt,
Hör, wir rufen: Heil dir, Heil dir,
Werde Ruhm und Preis zu teil dir,
Tapferster der Küchenjungen,
Nein, von heut an Kochadjunkt!

Elfte Scene.

Die Vorigen. Digby mit Soldaten hereinstürzend. Gleich darauf **Horner.**

Digby. Da ist der Frevler! Kommt, nehmt ihn gefangen!

Shandys. Nein! Laßt ihn, laßt! es muß ein Irrtum sein.

(Horner in voller Amtstracht tritt herein.)

Horner. Im Namen des Gerichts, den Kochadjunkten, Willy geheißen, nehm' ich in Verhaft.

(Er tritt heran, starrt, wie er Willy gewahr wird, ihm in das Gesicht und sinkt plötzlich auf die Kniee.)

Horner. Ihr Heil'gen alle!

Shandys. Was

Geschieht hier, Herr Gerichtsvorstand? Was habt Ihr?

Horner. (Den Soldaten winkend, daß sie zurücktreten sollen.)

Jesus! vergreift euch nicht an ihm. Werft alle
Euch auf die Kniee nieder, so wie ich!

Shandys. Verloren hat er den Verstand,

Horner. Verzeihung —

Erbarmen, Majestät, für mein Vergehn!
Werft euch zu Boden nieder, huldigt ihm:
Eur allergnädigster Monarch, Edward
Der Vierte, Englands König, steht vor euch.

(Alle werfen sich zu Boden.)

Willy. Ihr irrt euch! Der, für welchen ihr mich haltet,
Nicht bin ich.

Horner. Eure Majestät sucht sich
Der Huld'gung Ihrer treuen Unterthanen
Vergebens zu entziehn.

(Er zieht das Lederläschen hervor und zeigt eine Münze.)

Die Münze da,
Die Eure Majestät auf Ihrer Brust
Verborgen, zeigt des Königs Edward
Erhabnes Bildnis, seht! Und Zug für Zug,
Lebendig atmend, steht es vor uns da! —
Schaut her, ihr alle!

(Er reicht die Münze umher.)

Alle. Ja, er ist's, er ist's.

Willy. Laßt ab, euch trügt der Schein, ich wiederhol' es!

Zwölfte Scene.

Feierliche Musik vom Markte her.

Die Vorigen. Der **Alderman** und die **Herren des Magistrats,** mit Gefolge und Trabanten, treten im Festzuge auf.

Alderman. Wie Lichtstrahl, der die trübe Nacht erhellt,
In welcher lang um unsern König wir
Gebangt, erscholl zu uns die Freudenkunde,
Daß, allergnädigster Monarch —

Willy. Ich bitte,
Herr Alderman, versparen solchen Titel
Für den Sie, welchem er allein gebührt!

Alderman. Aus welchem Grund sich in so niedrer Tracht
Zu bergen Ihnen, hoher Herr, gefällt,
Wir wissen's nicht; doch eben, als so herrisch
Mit Ihrem Flammenschwert die Räuber Sie
Zu Boden schmetterten, erkannt hat Sie
Der Bürger hier, (er zeigt auf einen Bürger)
der jüngst erst zu Dublin
Im königlichen Schlosse auf dem Thron,
Umringt von Ihren Kronvasallen, Sie
Erblickt.

(Zu dem Bürger) Bezeugt es nochmals und erhebt,
So wie beim heil'gen Eid, die Hand als Zeichen,
Daß Ihr die Wahrheit sprecht. (Der Bürger erhebt die Hand.)
Seht es, ihr alle!

Amy. Weh, nun auf immer ist er mir verloren!

Shandys. Vergebung, Majestät, wenn ich, vom Schein
Getäuscht, nach Würden Ihnen nicht begegnet!
Doch Edlen ist's ja eigen, zu verzeihn.
Erneunen Sie drum, Gnädigster, mich huldvoll
Zum Oberküchenmeister Ihres Hofes.

Frau Holt (zu Amy). Als Korporal schon, als Sergeant zu hoch
War er für uns, und nun gar Majestät!

Alderman. Gefallen mög' es, mein Gebieter, Euch,
Die Huld'gung dieser Ihrer treuen Stadt
In Gnaden zu empfahn. Wir suchen nicht
In Ihr Geheimnis, hoher Herr, zu dringen,
Noch zu erforschen, welche Gründe Sie
Bestimmten, die Verkleidung anzunehmen;
Vielleicht, daß von Verrat in unsrer Stadt
Bedroht zu sein Sie glaubten. Doch ich schwöre:
Mit Leib und Leben Ihnen zugethan
Ist jeder Bürger Yorks. Verstatten Sie
Denn mir, dem Alderman, und diesen hier,
Im Feierzug in unsern alten Dom
Sie zu geleiten, wo der Erzbischof
Von York die Krone Edwards des Bekenners,
Seit grauer Zeit von uns als Heiligtum
Bewahrt, auf Ihre Stirne drücken soll.
— Vernehmt! Zur Krönung rufen schon die Glocken!

(Man hört von außen her Glockengeläute.)

Willy. Nicht doch! — Ihr alle hört: Wahr sprach der Bürger,
Der König Edward bin ich, welchen er
Im Herrscherschlosse zu Dublin erblickt;
Doch wie ich zu der königlichen Würde
Gelangt, erfahrt es nun: Ein Hirtenknabe
Aus Lancashire, mit Namen Lambert Simnel,
Bin ich. Zu mir gesellte auf der Weide,
Wo ich die Schafe hütete, sich oft
Des Dorfes Pfarrer beim Spazierengehn.
Er zeigte Bücher mir mit bunten Bildern
Von Artus und der Tafelrunde Rittern,
Und als Begier in mir nach der Geschichte,
Die in dem Buche stand, sich regte, nahm
Er mich zu sich, das Lesen mich zu lehren.
In seinem Haus bisweilen staunend sah ich
Vornehme Herren, die oft Tage lang
Bei ihm verweilten, sich mit ihm beratend.
Einst nach der Abendkost, nachdem der Priester
Mir einen Trank gereicht, der köstlich schmeckte,
Fiel ich in tiefen Schlaf. Wie lang er währte,
Ich weiß es nicht; und als ich zu mir kam,

Digitized by Google

Fand ich in prächtigen Kleidern mich, umringt
Von Dienern, die in Ehrfurcht meines Winks
Gewärtig waren. Noch im Traum glaubt' ich
Zu sein. Nach kurzem trat ein Edelmann
Zu mir und sprach: „Enthüllen das Geheimnis
Will ich dir, wer du bist! Nachdem der Thron
Englands durch seines letzten Königs Tod
Verwaist war, maßte plötzlich Heinrich sich,
Der wider Recht der Siebente sich nennt,
Die Herrschaft an. Des Reiches echter Erbe
Warst du, und dich zu retten vor dem Mord,
Mit dem der Kronenräuber dich bedrohte,
Verbargen wir bei schlichten Hirten dich,
Die nichts von deiner Herkunft wußten. Nah'
Ist nun die Zeit, wo deiner Väter Thron
Du dir erkämpfen mußt." Hoch schlug mein Herz,
Als ich's vernahm; sofort in Waffen mich
Und jeder ritterlichen Kunst zu üben
War ich beflissen. Um mich sammelten
Sich viele Edelleute, und damit
Ihr Plan nicht ruchbar würde, setzten sie
Mit mir nach Irland über. Mehr und mehr
Wuchs dort mein Anhang; Krieger flogen mir
Von allen Seiten zu; als König Edward
Rief man mich aus, den vierten dieses Namens.
Und endlich so mein Reich zurückzuheischen
Setzt' ich mit starkem Heer an Englands Strand.
Dort rückte Heinrichs Kriegsheer mir entgegen
Und Siegeshoffen füllte mir das Herz.
Da kam ein Schreiben abends vor der Schlacht
Von jenem Priester mir, der mich erzogen,
Das alle Mannheit von mir nahm; der Greis
Gestand bereuend auf dem Sterbebett
Mir drin: mit Heinrichs Feinden sei von ihm
Der Plan geschmiedet worden, für den Erben
Des Throns mich auszugeben; tot sei längst
Der wahre Eduard. Nun von des Rechts
Bewußtsein länger nicht beseelt, fand
Ich Kraft und Mut nicht ferner — ich verlor
Die Schlacht und floh. Wohl wissend, daß von Heinrich
Der Henkertod mir drohte, aber auch,
Daß viele mich bestürmen würden, noch
Die Kriegesrolle fort zu spielen, nahm
Ich niedre Tracht an und verbarg mich hier,
Bis Flucht zum nächsten Hafen mir gelänge
Und ich von dort nach Frankreich übersetzte.
Sorglich, daß man mir auf die Spur nicht käme,
Stellt' ich mich an, als könn' ich vier nicht zählen,
Und nur aus Unvorsicht verriet ich mich.
So wißt ihr alles.

Aldermann. Blitzgleich trifft Eur Wort mich!
Ist Wahrheit dies, was wird aus unsrer Stadt,
Und uns, die, seit der Ruf zu uns erscholl,
Noch lebe König Eduard, wir stets
Zu ihm gestanden?

Willy. Unterwerft euch schnell
Dem König Heinrich! Leicht gestillt wird so
Sein Zorn. Mir aber, wenn ich Dank von euch
Verdient, weil vor den Übeltätern ich
Eur Nort geschützt, zeigt dadurch ihn, daß ihr
Noch heute nacht zur Flucht mir an das Meer
Behilflich seid. — Du, meine Amy, sprich,
Willst du mir folgen?

Amy. Staunst du fragen noch?

Willy. Und ich, froh werd' ich sein, das Herrscheramt
In deinen Armen nun bald zu vergessen.
Mühlal von früh bis spät, Audienzen täglich
Erteilen, Bittgesuche haufenweis
Empfangen — das heißt König sein! Ein Kuß
Von deinen Lippen wird mich mehr beglücken,
Als alle Pracht im Schloß Dublins es that.

Alderman. Was euch nur dienen kann, Herr Lambert Simnel,
Euch bieten wir nebst einer Ehrengabe
Für Eure Tapferkeit; zunächst zurück
Die Münze nehmt, drauf Eur Bildnis prangt!

Willy. Die ersten, eins'gen, eben erst geprägt,
Sind sie; als Angedenken will ich drum
Sie an mein kurzes Königtum bewahren.
Für weitres dank' ich; meine Schreibekunst
Wird leicht in Frankreich mir das Leben fristen.

Archibald. Herr Simnel, eines meiner Schiffe sticht
Zu Hull schon bald in See und steht zu Dienst
Euch für die Überfahrt.

Willy. Habt Dank, schon nachter's. —
Wohl, Amy! rüsten wir zum Aufbruch uns.

Frau Holt. Und ich? Vergönnt ihr mir, euch zu begleiten?

Willy. Nein, werte Schwiegermutter, allzu sehr
Bedarf Herr Shandys Eurer Küchenkunst.
(Er reicht ihr die Hand.)
Lebt wohl, und glaubt: Eur Schwiegersohn, ist er
Von Euch nur fern, wird liebend Eurer denken!

Aus Friedrich Hebbels Briefwechsel.

Mitgeteilt von **Karl Werner.**

In Hebbels Tagebüchern findet man fast jährlich am 31. Dezember einen Überblick über die von ihm während dieses Zeitraumes hervorgebrachten poetischen Schöpfungen. Nur kurz wird gleichsam über die einzelnen Posten die Summe gezogen und somit das Resultat eines Jahres vor die Augen des Dichters gestellt. Besonders reich an Ergebnissen waren die Jahre 1856 und 1857, seine „poetischen Sonnenjahre", wie E. Kuh sie nennt.

Über das erstere lesen wir in seinem Tagebuche: „Das Epos" (— es ist „Mutter und Kind" gemeint) „am Geburtstage meiner lieben Frau, nicht ohne ein günstiges Vorurtheil angefangen, ist bis auf vier Gesänge gebracht und wird sich, wie ich zuversichtlich glauben möchte, bei den Deutschen einschmeicheln. Aus den beiden Nibelungenacten des vorigen Winters habe ich, auf mechanisch-einfache Weise durch Wegnehmen des Zwischenstrichs einen

Digitized by Google

einzigen gemacht und einen zweiten hinzugefügt, der, wenn ich nicht sehr irre, schon etwas Zaubergold des versunkenen Horts enthält. Dazu habe ich meine sämmtlichen Gedichte, gedruckte und ungedruckte, durchgesehen und sie, zum Theil freilich durch simplestes Zurückgehen auf die ganz ursprünglichen, später verworfenen Lese-Arten, unendlich gesteigert, so daß die bevorstehende Gesammtausgabe, die möglich zu werden scheint, da Campe mir die freie Verfügung über die erste Sammlung gestattet hat, unbedingt durch ihren Reichthum und ihre Reinheit einen günstigen Eindruck machen muß. Es sind sogar neue Gedichte in Menge hinzugekommen und recht lyrische vom besten Schlage, deren ich mich so wenig noch fähig hielt, wie der Spät-Sommer eines Veilchens; ja ich kann diese Stimmung, die mir die Rückkehr zum Drama erschwert, noch gar nicht wieder los werden. So viel hatte ich lange nicht zu verzeichnen.

Über diese Beschäftigung hatte er mir wenige Tage vor diesem Jahresabschlusse, nämlich am 18. Dez. 1856 folgendes geschrieben:

Empfangen Sie meinen freundlichsten Dank für Ihren Brief, der mich ungemein ergötzt hat. Im Geist habe ich ihn augenblicklich beantwortet, daß es nicht auch gleich mit der Feder geschah, verhinderte eine große Arbeit, die noch kaum ganz abgeworfen ist. Ich habe nämlich Aussicht, eine Gesammtausgabe meiner Gedichte zu Stande zu bringen und zu diesem Zwecke sowohl die beiden gedruckten Sammlungen, die Sie kennen, als auch den sonstigen nicht unerheblichen Vorrath durchgesehen und verbessert. Das hat mich denn, da es sich in den meisten Fällen nur um ganz feine, kaum sichtbare Linien handelte, Tag und Nacht in Anspruch genommen, ich glaube aber auch mit dem Resultate zufrieden seyn zu dürfen, obgleich ich nicht selten, wie ich Ihnen und rosa bekennen will, zu Lese-Arten zurückkehrte, die ich vor zwölf Jahren verworfen hatte, als ich die Sachen zum ersten Mal zusammenstellte. Diese Beschäftigung, die mich fortwährend zwischen Production und Reflexion in der Mitte schweben ließ, hat eine Reihe ganz eigenthümlicher Gedanken über das Verhältniß der Kunst zum Leben, des Ideals zur realen Welt in mir angeregt, die ich freilich nur höchst aphoristisch mittheilen kann. Ich wäre sehr geneigt, dieser Welt, die sich dem Ideal gegenüber so spreizt, ihre Realität zu bestreiten, denn was ist anders real an ihr, als das Gesetz, und dieß Gesetz, also ihr ganzer Inhalt, wurzelt im Ideal. Es ist wahr, man kann nicht mit Agamemnon zur Nacht essen, aber dafür bekommt Iphigenie auch keine Runzeln, und Eins, denk ich, hebt das Andre auf.

Wie Sie es mit dem Michel Angelo einrichten wollen, überlasse ich ganz Ihnen, doch scheint mir die Musik vorzuziehen zu sein.*) Indem ich Ihnen und den lieben Ihrigen noch vergnügte Feiertage wünsche, bin ich unter den herzlichsten Glückwünschen von Frau und Tochter zum neuen Jahr

Ihr

Friedrich Hebbel.

NB. Zum Weihnachtsangebinde noch einen kleinen Spaß, über den Sie lachen werden. Ein naher Verwandter von mir in Holstein, dem ich alle Weihnacht schreibe und eine Kleinigkeit schicke (ich that es eben heut) wird vor Jahren um eine Handschrift von mir gebeten. Er hat keine. Man wundert sich, da man weiß, daß er Briefe von mir empfängt und fragt nach diesen Briefen. Er sagt: ich zünde mir gewöhnlich die Pfeife damit an, wenn ich das Geld herausgenommen habe. Man wundert sich noch mehr. Er fügt zur Aufklärung hinzu: Ich kriege ja immer welche wieder! — Übrigens ein kreuzbraver Gesell, mit dem ich im Himmel lieber zusammenträfe, wie mit dem Philosophen Schelling. Aber ist es nicht gut?

In einem späteren Briefe kommt Hebbel noch einmal auf jene poetische Produktivität in dieser Periode zurück und giebt seiner Freude darüber Ausdruck. Er schreibt:

Orth bei Gmunden den 16. July 1857.

Lieber Werner!

Vierzehn Tage bin ich bereits hier, zwanzig Bäder im See und in der Traun sind genommen und noch habe ich nicht einen einzigen Brief geschrieben, ja ich hätte nicht einmal die Feder eingetaucht, wenn nicht ein paar Epigramme aufzuzeichnen gewesen wären. So sehr ist man in Ober-Östreich dem Fluche oder dem Segen des dolce far niente verfallen und es bedarf eines wirklichen Entschlusses, sich dem müßigen Gedankenspiel, wie es die Fülle der immer wechselnden, aber immer lieblichen und anmuthigen Eindrücke im Menschen erregt, zu entreißen. Dieß Mal will ich Ihnen gegenüber zum Hercules werden, denn Ihnen bin ich doppelt verschuldet.

Ihr Brief athmet eine so reine und ruhige Stimmung, daß er nichts zu wünschen übrig läßt. Was mich selbst betrifft, so ertrage ich das sommerliche Nichtsthun, wozu ich nun einmal von der Natur verdammt bin, dieß Mal mit größerer Gelassenheit, wie sonst. Das rührt wohl daher, weil ich den vorigen Winter wirklich sehr viel gearbeitet habe. Eine Tragödie, ein Epos und die vollständig überarbeitete Gesammt-Ausgabe meiner Gedichte, das wäre für manchen meiner Brüder in Apollo zwar wenig, für mich aber ist es ein Maximum, was ich gewiß nicht überbieten, schwerlich wieder erreichen werde. Ich füttre daher mit Gemüthsruhe junge Ziegen, die in meinem Obstgärtchen herumspringen und unterrichte junge Elstern im Sprechen, als ob ich die Schlacht bei Austerlitz gewonnen hätte oder Napoleon IV. geworden wäre. Was Debrois unter den Früchten meiner Reife versteht, von denen er Ihnen, wie Sie sagen, geschrieben hat, weiß ich nicht. Ich mußte nach Hamburg, um meinen Sohn in einem Geschäft unterzubringen und bin dann noch eine Zeit lang im heil. römischen Reiche herumgepilgert, um den Beschwerden des Umzugs in meinem Hause auszuweichen. Andre Zwecke hatte ich nicht, wenn ich von kleinen Nebengeschäften absehe, die ich nun zwar gelegentlich mit abthat, wegen deren ich mich aber wahrlich keinen Hahnenschritt von der Stelle bewegt hätte. Mein Epos „Mutter und Kind", sieben Gesänge in Hexametern, erscheint zu Weihnachten in Hamburg; die Gesammtausgabe der Gedichte im Herbst bei Cotta. Sie ist bereits in wunderschöner Ausstattung in meinen Händen, wird aber nicht vor October ausgegeben. Auf dieß Buch

*) Es handelt sich um die Vorlesung dieses Stückes in einem Konzerte und namentlich darum, ob sie nach oder während der musikalischen Aufführungen stattfinden sollte.

Digitized by Google

mache ich Sie aufmerksam und erlaube mir, es Ihrem Wohlwollen zu empfehlen. Als Gymnasiallehrer können Sie für die Verbreitung Manches thun und hieran liegt mir aus besonderen Gründen sehr viel. Es enthält so viel Bildungsstoff, daß Sie es Ihren jungen Leuten mit Ruhe in die Hand geben dürfen. — Meine Frau und mein Töchterlein grüßen Sie und Ihre liebe Familie herzlich, eben so ich.

Ihr

Fr. Hebbel.

Der Dichter hatte sich am 19. Juni 1855 ein kleines Häuschen am Gumndnersee gekauft und es bereits am 21. desselben Monats bezogen. Alle seine Freunde waren von diesem unerwarteten Ankaufe überrascht, da sich Hebbel doch immer dahin geäußert hatte, daß er in seinem Leben kein Naturschwelger gewesen sei und fast mit Lessing behaupten könne, er ziehe die Lüneburgerhaide der schönsten Alpenlandschaft vor. Hofrat Nordberg, der auch eine Villa am Gmundnersee besaß, hatte ihm zur Erwerbung des kleinen Besitzes geraten, und nun brachte er meist die Sommer in einem lieblichen Idyll daselbst zu. Es waren die Sommermonate ja ohnehin die produktionslosen und in dem kleinen mit Obstbäumen besetzten Gärtchen, das den Ausblick auf den Traunstein und den See gewährte, stellte sich wieder jene Liebe zur Tierwelt ein, die sich schon im Knaben zeigte, wenn er sich innig freute, die Ziegen des Nachbars bewundern oder die Katze des Mitbewohners streicheln zu dürfen.

Von dieser Liebe zur Tierwelt giebt der Brief am besten Zeugnis, den er mir von Orth aus am 9. August 1859 schrieb:

Lieber Werner!

Ich will nicht von Gmunden scheiden, ohne mich auch gegen Sie meiner Briefschuld entledigt zu haben. Es ist schon der fünfte Sommer, den ich hier zubringe und der schönste von allen, denn jeder Tag ist ein goldener Teller, unschätzbar an sich, wenn auch nicht immer silberne Äpfel darauf gelegt werden. Dennoch habe ich dieß Mal nicht allzu viel gute Stunden genossen, da ich einen hartnäckigen Rheumatismus abzuwarten hatte, der trotz der ungewöhnlichen Hitze und der Soolenbäder noch immer nicht weichen will, wenn er auch weniger empfindlich geworden ist. Es ist ein verzweifelter Zustand, durch körperliche Unbehilflichkeit von dem großen Festmahle des Jahres ausgeschlossen zu seyn, den man aber in Angedenken an Polykrates schweigend ertragen muß. Wundern werden Sie sich, wenn ich hinzufüge, daß der Besitz eines Eichkätzchens mir die durch meine Lage gebotene Resignation bedeutend erleichtert; nichts desto weniger ist es der Fall. Ich war von Jugend auf ein Thierfreund und in meiner Kindheit gehörte es zu meinen größten Freuden, den treuen Hauspudel einmal mit in's Bett nehmen zu dürfen, was mir freilich nur gestattet wurde, wenn ich krank war. Auch auf der Universität befand sich der „treffliche Scolar der Studenten" immer an meiner Seite, so sehr ich mich auch einschränken mußte; und um ihm sein Recht angedeihen lassen zu können, mußte ich auf manchen „fühlen Trunk" Verzicht leisten. Auf meinen Reisen ging das nun allerdings nicht mehr, da ich mich aus besonderen Gründen niemals eigener Equipage bediente; auch stumpfte sich, so sehr hängt der Mensch an seinen Eindrücken und so nothwendig sind sie ihm, mein Interesse für die Thierwelt nach und nach ab, doch trat zu keiner Zeit jene verruchte Gleichgültigkeit an die Stelle, die in all den bunten, räthselhaften Physiognomien, die uns umgaukeln, das wunderbare Gottessiegel gar nicht mehr erblickt und zwischen dem, was frei auf seinen Füßen umherhüpft und dem, was in Nürnberg aus Holz geschnitzt wird, nur noch der „willkürlichen Bewegung" halber einen Unterschied macht. Im vorigen Jahre schenkte meine Frau mir dieß Eichkätzchen, so jung, daß es wohl volle vier Wochen viele Stunden des Tages in meiner Achselhöhle verschlief, die es wegen der Wärme allen übrigen Nestern vorzog, und so braun, als ob es unmittelbar aus einer blanken Kastanie herausgesprungen wäre. Dieß zierlichste aller Geschöpfe hat sich nun so an uns gewöhnt, daß es nicht blos bei jeder unserer Mahlzeiten mit auf dem Tisch sitzt und seinen Antheil dahin nimmt, sondern uns aus Dankbarkeit sogar, das höchste innere Behagen mit dem Schwänzchen ausdrückend, die Hände und das Gesicht mit seiner rothen, sammtweichen Zunge leckt, ja alle Morgen, in die Bäume des hiesigen Gartens gesetzt, rasch von einem zum andern die Runde macht und dann zu mir zurückkehrt, die Vögel fürchtend und von ihnen geneckt. Dabei unterscheidet es auf's Schärfste zwischen uns, mir und meiner Familie und Freunden; wir dürfen es in dunkelster Nacht aus dem tiefsten Schlafe nehmen, ohne daß es einen Laut von sich giebt, versucht es ein anderer, wär's auch die bekannte Magd, so fängt es zu beißen und zu fratzen an. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr mich das alles rührt, besonders hier und jetzt; ich sehe wie durch ein Astloch in die Mysterien der Natur hinein und mir kommt es vor, als ob das Thier erst durch den Menschen würde, was es werden kann, aber freilich nicht dadurch, daß er es zu willkürlichem Zwecke dressirt, sondern dadurch, daß er ihm seine uneigennützige Liebe und Theilnahme zuwendet. Auch begreife ich jetzt Alles, was man von Jägern und Vogelstellern erzählt. Doch wozu diese ganze Brief? Man kann das nur sehen und erfahren, nicht glauben.

Daß Ihnen „Mutter und Kind" Freude gemacht hat, wirkliche Freude, ersehe ich aus Ihrem Brief; er war sehr schön und ich danke Ihnen dafür. Mit den herzlichsten Grüßen von Haus zu Haus

Ihr

Fr. Hebbel.

In Gmunden war es auch, wo er vier Jahre später — in seinem Todesjahre 1863 — jenes wunderbare Lied dichtete, welches „Der Bramine" überschrieben, jene Apostrophe des Tierlebens enthält, die in ihrer idealen Reinheit und Schönheit an das verwandte herrliche Lied Goethes: „Der Gott und die Bajadere" erinnert. Siegreich widersteht — dies ist der Inhalt des Gedichtes — der von den tiefsten Schmerzen gequälte Bramine den Lockungen des Todes, der ihm Befreiung von seinen Leiden verspricht, wenn er sich entschließt, den treuen Hund zu töten, oder im Weigerungsfalle den Wandervogel, den mordlustigen Löwen, der eben die Gazelle erwürgt oder auch nur alle Tiere, wie „Unken, Spinnen, Kröten, Würmer," ja endlich sogar die giftige Schlange, die schon sprungbereit ihm selber töten will; siegreich widersteht er allen diesen

Digitized by Google

Lockungen — und findet überall einen milden Grund für seine Weigerung, bis es zum Schlusse heißt:

„Grimmig schlägt die gier'ge Schlange
Jetzt den Zahn in seine Glieder,
Doch sowie sie ihn nur ritzte,
Ist er auch ein Jüngling wieder;
Aus dem losen Schuller-Paare
Sproßt ihm goldenes Gefieder,
Drama aber ruft vom Himmel:
Schweb empor, sonst fleig ich nieder!"

Betty Paoli.

Von Karl von Thaler.

Als Heinrich Laube noch Direktor des Wiener Hofburgtheaters war und jeden Tag zwischen fünf und sieben Uhr abends seine Freunde und Bekannten empfing, unter denen kaum ein Wiener Schriftsteller fehlte, fiel demjenigen, der zum erstenmal in diesen Mittelpunkt des geistigen Lebens der österreichischen Hauptstadt eingeführt ward, eine ältere, ziemlich hochgewachsene, schlanke Dame auf. Ihre scharfen, fast männlichen Züge, die ungewöhnlich dichten, schwarzen, über der Nase zusammengewachsenen Brauen, unter denen ein Paar tiefdunkle, Geist und Leidenschaft ausstrahlende Augen blitzten, die herben Linien um den ausdrucksvollen Mund verrieten eine Frau von Begabung und entschlossenem Charakter. Sie sprach nicht viel, aber gewählt, mitunter auch gesucht geistreich, und liebte es, irgend eine paradoxe Bemerkung hinzuwerfen, ein den Widerspruch herausfordernden Urteil zu fällen und dann im Wortgefecht eine schneidige Dialektik zu entfalten. Dabei rauchte sie unablässig wie ein Schlot, — nicht etwa Cigarretten, die man zwischen Fingerspitzen zu sehen schon gewohnt ist, sondern dicke Cigarren, so rasch und in so starken Zügen, daß sie meist in eine Wolke von Dampf gehüllt war und manchmal, wenn sie einen recht bizarren Einfall kundgab, an Pythia auf dem Dreifuß gemahnte. Kam ein fremder Schriftsteller zu Besuch, dann wies ihm Laube in der Regel den Platz neben der schmauchenden Dame an und stellte sie in jenem launigen Brummbaß, der bei ihm besondere Freundlichkeit ausdrückte, mit den Worten vor: „Es wird Sie interessieren, Fräulein Betty Paoli kennen zu lernen."

Seitdem sind mehr als zwanzig Jahre vergangen; die Dichterin steht heute im Greisenalter und kann Anspruch auf die Würde einer Doyenne der Wiener Schriftstellerinnen erheben. Das gegenwärtige Geschlecht beginnt sie zu vergessen, und man muß ihm das verzeihen, denn ihre litterarische Thätigkeit fällt zum Teil in eine längstvergangene Zeit, in die Zeit vor 1848. Man kennt ihren Namen, ihre litterarische Stellung, man hat sie an ihrem siebzigsten Geburtstage beglückwünscht und gefeiert, wie sie es nur wünschen konnte; aber wie viele von den Lebenden ihre Gedichte und Novellen gelesen haben, wagen wir nicht zu berechnen. Einer Tagesströmung, einer herrschenden litterarischen Mode hat sie nie gehuldigt, sondern einsam und selbständig ihren Weg gesucht. Das Genie darf dies ohne Nachteil thun, denn es eröffnet eine Bahn, auf der ihm hundert andere folgen, so daß daraus mitunter in kurzer Frist eine Heerstraße wird. Für das Talent, selbst für ein starkes, wird der eigene Pfad leicht gefährlich; doppelt dann, wenn es weiblichen Geschlechtes ist.

Betty Paoli war noch jung, aber es lag ein wechselvolles, erfahrungsreiches Leben hinter ihr, als sie im Jahre 1841 mit ihrer ersten Gedichtsammlung hervortrat, welche sie Nikolaus Lenau widmete. Man beschäftigte sich damals in Deutschland und Österreich viel mehr mit Poesie als heute, und der Band erregte gerechtes Aufsehen. Die Gedichte bestachen nicht durch außergewöhnliche Schönheit der Form. Für die Melodie des Verses hat Betty Paoli nur ein mäßig feines Gehör, und ein Lied, dessen Tonfall zum Gesange lockt, ist ihr selten gelungen. Aber zwei Eigenschaften besitzt sie in hohem Grade, und sie zeichneten ihre Gedichte aus: echte Leidenschaft und tiefer Verstand. Diesen beiden Eigenschaften, die an sich nicht häufig verbunden sind, in lyrischen Dichtungen vereint zu begegnen, ist überraschend. Ihre Verbindung ist das Eigentümliche an Betty Paoli. Ein heißes Herz, das nach Liebe lechzt und allen Enttäuschungen zum Trotz immer wieder von den alten süßschmerzlichen Stürmen heimgesucht wird, hat sich in ihr mit einem logisch denkenden, prüfenden, oft unerbittlich verdammenden Kopfe zusammengefunden. Fast alle ihre Gedichte sind Liebeslyrik, erlebtes Glück, erlebtes Leid. Aber diese Liebeslyrik ist mit einer Fülle von Gedankendurchsetzt. Oft drängt sich die Reflexion so sehr in den Vordergrund, aber immer, ob sie jubelt oder klagt, ob sie zärtlich wirbt oder schroffen Verrat beweint, hört man das geistvolle Weib.

Die Grundstimmung unserer Dichterin ist trüb. „Ich dichte nicht in frohen Stunden; mein Leben ist an solchen leer," sagt sie einmal. Kurzem Liebesfrühling folgt bitteres Verlassensein, wehmütige Entsagung, und selbst in ihre Glückslage fallen oft dunkle Schatten, herbe Erinnerungen.

Willst du erschaun, wieviel ein Herz kann tragen,
O blick in meins!
So reich an Wunden, vom Geschick geschlagen,
War wohl noch keins.

Dem geliebten Freunde ruft sie flehend zu:

Mühle nicht in den versunknen Zeiten,
Laß Vergessen schirmend niedergleiten
Auf die Gräber der Vergangenheiten.

Sie seufzt, daß ihr nicht das Los anderer Frauen gefallen, in der kleinen Welt des häuslichen Kreises zu wirken und das Leben mit harmloser Unbefangenheit zu genießen, daß keines Freundes treue Liebe ihre Jugend beschirmte.

Mein Unglück läßt sich in zwei Worte fassen:
Ich war ein Weib und kämpfte wie ein Mann.

Über dem Gedichte, dem diese Zeilen entnommen sind, steht das trostlose, vom schwärzesten Pessimismus eingegebenen Wort Chamforts: „Mit fünfundzwanzig Jahren bricht das Herz oder verhärtet sich." Glücklicherweise ist das weder die Regel, noch ist es bei Betty Paoli eingetroffen, denn bald erschließt sich ihr Herz neuen Empfindungen, und wieder bricht jene ungestüme Leidenschaftlichkeit durch, von der sie selbst sagt, daß ihre Liebe wie der Kuß der

Digitized by Google

eisernen Jungfrau tötlich sei, daß sie Leib und Seele verzehre. Nie aber hat sie ein böses Wort für den Verräter; ihre Liebe wandelt sich nicht in Haß. „Leb wohl und vergiß mich nicht," so lautet ihr Abschied von dem Treulosen, und sie begründet diese großmütige Haltung in einem ihrer schönsten Gedichte mit den treffenden Worten:

Wen einmal du geliebt, der sei für alle Zeit
In jedem Lebensdrang dir heilig und geweiht.

Ob er der Liebe, die du einst für ihn getragen,
Auch wert gewesen sei, das hast du nicht zu fragen.

Steht doch das Eine fest: du hast ihn einst geliebt!
Das ist's, was ihm ein Recht, ein ew'ges, auf dich giebt.

Wenn eine ird'sche Kron' so große Macht schon legt,
Daß unverletzlich wird, wer sie auch immer trägt; —

Wie möchtest du ein Haupt wohl zu verletzen wagen,
Das einst das Diadem der Liebe hat getragen?

In der zweiten Sammlung ihrer Gedichte, welche 1850 unter dem Titel „Nach dem Gewitter" erschien, ist Betty Paoli bereits ruhiger geworden. Die Heftigkeit ihrer Gefühle hat nachgelassen, der allgemeine Grundton in sanfte Melancholie umgeschlagen, aber die Liebe beherrscht sie noch immer ausschließlich. Die wenigen erzählenden Gedichte, die sich in diesem Bande befinden, gehören zu ihren schwächsten. Sie ist entweder zu subjektiv, zu sehr mit ihren eigenen Empfindungen beschäftigt, um den Ton der Ballade zu treffen, oder es fehlt ihr noch das Vermögen, plastisch zu gestalten. Von großer, eigenartiger Schönheit sind dagegen die „Briefe an einen Verstorbenen", aus denen ein durch Schmerz gereifter Geist spricht. Man glaubt Lenau zu lesen, wenn man auf Verse wie die folgenden stößt:

Der Ruhm! Mit bittern Mühen, tollem Wagen
Seh' ich so viele rastlos nach ihm jagen
Bis in des Todes unerhellte Schlucht.
Und was gewinnen sie, die ihn erwerben?
Was sonst, als nur ein zweites bittres Sterben?!
Ich hab' ihn nie verlangt und nie gesucht.

In den „Neuen Gedichten" (2. Auflage 1856) spiegeln sich häufig die Eindrücke wieder, welche eine italienische Reise auf das Gemüt der Dichterin hervorbrachten. Sie sah das schöne Land nicht zum erstenmale, denn sie hatte ihre erste Jugend dort verbracht; aber vor einem gewissen Alter ist man für die Reize der Natur wie für die Pracht der Kunstschätze wenig empfänglich. Das Verlangen wie das Vermögen, beide zu genießen, kommt meist erst dann, wenn man die Menschen gründlich kennen gelernt und an ihnen im allgemeinen wenig Erfreuliches gefunden hat. Viel Liebe und Liebeskummer müssen wir abermals anhören; in dem ersten Gedichte des Bandes heißt es:

. . . Durch meinen Winter weht
Ein tiefsetig Frühlingsahnen,

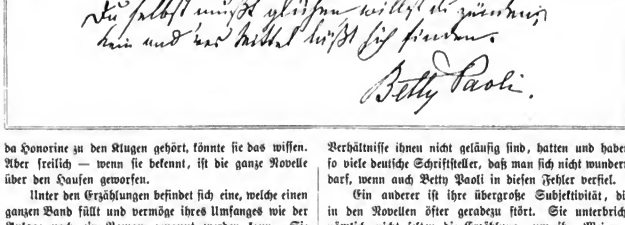
und nach beinahe dreihundert Seiten schließt das vorletzte mit der Strophe:

Und ob der Engel Ruf erschölle —
Fest bliebe ich an dich gebannt!
Des Himmels Lust, die Qual der Hölle,
Ich will sie nur aus deiner Hand.
Nur dir will sich die Seele neigen,
Von dir verdammt, von dir ertönt; —
Nichts will ich sein, als dir zu eigen, —
Fluch allem, was von dir mich stößt!

In der Form sind die „Neuen Gedichte" den früheren unstreitig überlegen und Betty Paoli hat mit der Zeit die allzu blühende, orientalisch-hyperbolische Ausdrucksweise abgelegt, die früher in ihren Versen oft üppig wucherte. Gleichzeitig aber vermindert sich die Stärke und Unmittelbarkeit der Empfindung, die Reflexion nimmt zu, die Leidenschaft besteht sich bereits im Spiegel und nimmt eine Pose an. Das natürliche Ergebnis der Zeit, möchte man sagen. Aber man muß mit solchem Urteil bei Damen vorsichtig sein. Als die berühmte Schauspielerin Mars nahe an den Siebzigen stand, ward sie von einem Freunde gefragt, wann die Frauen zu lieben aufhörten. „Da müssen Sie sich bei einer älteren erkundigen," erwiderte Fräulein Mars. Es ist daher eher erfreulich als selbstverständlich, daß in den „Neuesten Gedichten" der Paoli, welche im Jahre 1870 gedruckt wurden, die Liebe aus ihrem Repertoire gestrichen scheint und die Freundschaft an ihre Stelle tritt. Nun ist die Form auf das feinste ausgebildet, wie sich namentlich in den Sonetten zeigt, und an dem Inhalt kann man meist seine Freude haben. Die Leidenschaften haben ausgetobt, eine milde Ruhe ist in das Herz der Dichterin eingekehrt. Sie gedenkt noch zuweilen alter Leiden, aber sie hat sich mit dem Geschick und der Welt ausgesöhnt, den inneren Frieden gefunden, der ihr früher fehlte. Mit ihm erwarb sie auch Lust und Kraft zu erzählenden Dichtungen, welche fast die Hälfte des letzten Buches füllen und gegen die früheren einen bedeutenden Fortschritt zeigen. Im ganzen sind sie auch jetzt noch ihrer Lyrik nicht ebenbürtig, aber „Kleopatra" oder das prächtige Schlußgedicht „Selbsterlebtes" tragen das Gepräge eines echten, bedeutenden Talentes.

Dasselbe verleugnet sich auch in den Novellen nicht, obwohl man einige darunter nicht ohne Kopfschütteln liest. Es liegt ein Menschenalter zwischen heute und der Zeit, da sie geschrieben wurden, denn sie sind im Jahre 1844 erschienen. Um sie zu genießen, muß man gleichsam erst den Staub von ihnen blasen. Ihre Stärke beruht auf der feinen Zergliederung des weiblichen Herzens, ihre schwache Seite sind die Männer, unter denen sich kein rechter Mann findet. Festen Willen und Charakter haben in den Novellen der Betty Paoli nur die Frauen; selbst wenn sie wenig sympathisch sind, kann man ihnen die Anerkennung nicht versagen, die energische, zielbewußte Naturen beanspruchen. Dennoch hat die Heldin ihrer besten, wahrhaft erschütternden Erzählung „Honorine" den großen Fehler, daß sie nicht den Mut besitzt, völlig wahr zu sein. Arm und verwaist, hat sie mehr aus Sorge für das Los ihres kleinen Bruders als aus Angst vor der Not den Anträgen eines reichen jungen Engländers Gehör geschenkt und ist für einige Zeit seine Geliebte gewesen. Als sie nun den Maler Walther kennen lernt und dessen Liebe erwidert, weigert sie sich wohl anfangs, seine Gattin zu werden, giebt aber dann seinem heißen Flehen nach und heiratet ihn, ohne ihre Schuld zu gestehen. Eine zufällige Begegnung mit dem Engländer enthüllt diese, das Glück der beiden ist zerstört und Honorine tötet sich, um ihr Vergehen zu sühnen. Ihr Selbstmord ist tragisch; der Abschiedsbrief, den sie dem Gatten hinterläßt, tiefrührend und von vollendeter Lebenswahrheit, aber der Leser sagt sich, daß ein Weib, welches die Seelenstärke hat, um sich mit dem Tode für seinen Fehltritt zu strafen, wohl auch den Mut und die Offenheit besäße, dem Geliebten alles zu bekennen und ihm zu sagen: Kannst du mir verzeihen? Willst du mich trotzdem zur Frau nehmen? Einen Mann, dessen Liebe echt ist, entwaffnet solch ein Geständnis, und

Digitized by Google



da Honorine zu den Klugen gehört, könnte sie das wissen. Aber freilich — wenn sie bekennt, ist die ganze Novelle über den Haufen geworfen.

Unter den Erzählungen befindet sich eine, welche einen ganzen Band füllt und vermöge ihres Umfanges wie der Anlage nach ein Roman genannt werden kann. Sie heißt „Die Ehre des Hauses“ und ist eines der unerquicklichsten Bücher, welches je geschrieben ward. Betty Paoli hatte die Absicht, an einem abschreckenden Beispiel zu zeigen, daß in hochadeligen Familien alles dem Schein, dem Vorurteil geopfert würde. Um diese Tendenz recht grell zum Ausdruck zu bringen, hat sie ein Zerrbild entworfen, das nun so peinlicher berührt, als es mit unleugbarer Kraft entworfen ist. Nach vielen widerlichen, allem menschlichem Gefühl hohnsprechenden Vorgängen wird die Schlußkatastrophe dadurch herbeigeführt, daß Lady Brandon ihrem Sohne verbietet, das Mädchen seiner Wahl zu heiraten, weil dessen Mutter ihrem ersten Gatten, einem moralischen Scheusal, durchgegangen ist und sich später mit einem tüchtigen Manne vertheiratet hat. Der Sohn erschießt sich, die Lady stirbt ihm nach; was aus der Geliebten wird, erfährt man nicht. Die Handlung wird noch unwahrscheinlicher wegen der Zeit, in welche die Verfasserin sie verlegt hat. Sie spielt zu Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, einer Periode, da am englischen Hofe und in der vornehmen englischen Gesellschaft arge Liederlichkeit herrschte. Betty Paoli verriet in der Bemerkung, welche sie einer Dame in den Mund legt, wie wenig sie mit englischen Zuständen vertraut war. Sie läßt ihre Mrs. Medlinell sagen: „Es sind immer nur die gottvergessenen Whigs, deren Lebensgeschichte darin besteht, die Schwächen und kleinen Sünden hochgestellter Personen ausfindig und offenbar zu machen;“ — ohne zu bedenken, daß sich auf Seite der Whigs allzeit die Hälfte des englischen Hochadels befand. Die Neigung, den Schauplatz ihrer Erzählungen in fremde Länder zu verlegen, deren Verhältnisse ihnen nicht geläufig sind, hatten und haben so viele deutsche Schriftsteller, daß man sich nicht wundern darf, wenn auch Betty Paoli in diesen Fehler verfiel.

Ein anderer ist ihre übergroße Subjektivität, die in den Novellen öfter geradezu stört. Sie unterbricht nämlich nicht selten die Erzählung, um ihre Meinung über Vorfälle und Personen auszudrücken; — eine sonderbare Gewohnheit, die beinahe dieselbe Wirkung hervorbringt, wie wenn während der Aufführung eines ernsten Stückes plötzlich der Souffleur aus seinem Kasten steigen und mitsprechen würde. Daß sie jedesmal etwas Gutes zu sagen hat, ist richtig, aber sie sollte es der Heldin überlassen. In späteren Jahren hätte sie es vielleicht gethan, doch sie entsagte der Novellistik frühzeitig und hat später überhaupt keine Prosa mehr veröffentlicht, außer einem Buch über die Wiener Gemäldegalerie, das von seinem Kunstverständnis und eigenem Urteil zeugt, aber neben den Schriften der Kunstgelehrten von Fach ein bescheidenes Dasein führt.

Betty Paolis wahres Feld ist und bleibt die Lyrik. Hier hat sie Schönes und Wertvolles geschaffen, hier wurzelt ihre Stärke. Um ihrer Lyrik willen darf sie Anspruch auf einen hervorragenden Rang unter den deutschen Dichterinnen erheben. Manche ihrer tieffeurigen Liebeslieder sind es wert, vor der Vergessenheit bewahrt zu werden, deren Schatten sich in unserer hastigen Gegenwart über alles breiten, was nicht vom Tage ist. Wir Idealisten zumal sollten uns zuweilen der greisen Dame erinnern, denn sie hat stets treu zu unserer Fahne gehalten, und wir grüßen sie zum Abschied mit den Schlußzeilen ihres Gedichtes „Moriturі te salutant“, in dem sie mit glühender Begeisterung den Glauben an das Ideal feiert und ruft:

In alle Lüfte laß dein Banner wallen,
Dem nie ein irdisches an Reinheit glich!
Die für dich kämpfen, leiden, siegend fallen —
Die Totgeweihten grüßen dich.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Lyrische und epische Dichtungen.

Haben wir unsere letzte kritische Übersicht (im ersten Hefte des laufenden Bandes) mit der Mahnung daran schließen und gleichsam entschuldigen müssen, daß es auch Gärtnerpflicht sei, das Unkraut auszujäten, so dürfen wir uns heute der erfreulicheren Pflicht des Kritikers erinnern, dem Schönen und Guten ein Fürsprecher zu sein. Die nachstehend angezeigten Werke sind durchweg im ganzen und großen erfreuliche Erscheinungen, was freilich die Einwendungen im einzelnen nicht ausschließt.

An die Spitze unserer Übersicht setzen wir die neue epische Dichtung in fünf Gesängen, welche Friedrich Bodenstedt vor mehreren Monaten im Verlage von Adolf Titze in Leipzig hat erscheinen lassen. Unsere Leser kennen bereits aus dem Bodenstedt-Hefte dieser Zeitschrift (Band II Heft 11) nicht bloß den Titel — Sakuntala — dieser neuen Dichtung eines unserer trefflichsten Poeten, sondern sie haben auch bereits durch die in jenem Hefte mitgeteilte umfangreiche Probe Gelegenheit gehabt, sich ein Urteil über die Anmut und Feinheit der Ausgestaltung, die schlichte Schönheit der Form zu bilden, durch welche diese neueste Schöpfung Bodenstedts ausgezeichnet ist. So bleibt uns für heute nur weniges nachzutragen übrig, vor allem die Versicherung, daß das ganze Werk auf gleicher Höhe steht, wie jene von uns mitgeteilte Episode. Wie man schon aus dieser zu erkennen vermag, ist das Verhältnis Bodenstedts zur indischen Dichtung ein wesentlich freies. Er hat von dem Fremdartigen nur so viel beibehalten, als ihm zur Wahrung des lokalen Kolorits notwendig erschienen und im übrigen durch die Ausscheidung der schlichtweg mythologischen oder legen-

Digitized by Google

barischen Elemente die Fabel zu vereinfachen und auf rein menschliche Motive zurückzuführen versucht, was ihm auch unseres Erachtens vortrefflich gelungen ist. Zu diesem Grundzug der Auffassung und, fügen wir hinzu, zu dem liebenswürdigem Charakter dieses Dichters stimmt es auch, daß er die Episoden idyllischen Inhalts breit ausgemalt, ja die ganze Dichtung im wesentlichen zur Idylle geformt. Als einzelne Perlen sein außer der von uns mitgeteilten Episode namentlich hervorgehoben: aus dem ersten Gesange Kamwas Abschied von Sakuntala, das Kinderalter Bharatas, des Sohnes Sakuntalas, dann der gesamte fünfte Gesang, der die glückliche Lösung und die Wiedervereinigung Dushjantas mit Sakuntala bringt. Die Form, fünffüßige Trochäen in freier Reimverschlingung, ist rein und mit jener Meisterschaft gehandhabt, wie sie uns an diesem glänzenden Vertreter deutscher Vers-Technik nicht überraschen kann; der Ausdruck schlicht, edel, an vielen Stellen von echtester Schönheit. Die Ausstattung, welche der durch so viele Prachtwerke zu hohem Rufe gelangte Verlag dem Werke gegeben, verdient gleichfalls warme Anerkennung. Der illustrierende Künstler, Alexander Zick, dessen Zeichnungen teils in Lichtdruck, teils durch Zinkätzung wiedergegeben erscheinen, hat dem Dichter durchweg in der ganzen Auffassung feinstens nachempfunden und gleich diesem das Schöne und Idyllische weitaus energischer herausgearbeitet als das freundartige Kolorit oder die wildbewegte Scene. Am besten sind ihm daher auch jene Blätter gelungen, wo er Sakuntala mit ihren Gespährtinnen oder mit ihrem Knaben vorführt, doch gebietet das kritische Gewissen auszusprechen, daß hier die Weichheit zuweilen hart an die Weichlichkeit, die Zierlichkeit an die Zierereien grenzt; im besten, wie im minder guten Sinne wird man bei Zick überhaupt immer wieder an Paul Thumann erinnert, im ganzen aber hätte Bodenstedts Sakuntala kaum einen besseren Verbildlicher mit dem Stifte finden können, als eben Zick, und zwar schon deshalb, weil seine künstlerische Eigenart sich mit jener des Dichters in allen ihren Vorzügen, vielleicht nicht minder auch in ihren Schwächen deckt.

An die Betrachtung des Prachtwerks sei die warme Anerkennung eines Büchleins gereiht, welches äußerlich den denkbar größten Gegensatz zu demselben bildet. Es ist ein schmales und überaus schlicht ausgestattetes Werkchen. Aber auch in zwei anderen Beziehungen kontrastiert es aufs schärfste mit dem Bodenstedtschen Epos. Es ist nicht das Erzeugnis eines berühmten Dichters, sondern eines Mannes, dem man, nach seiner sonstigen Thätigkeit zu schließen, vieles andere eher zugetraut hätte als ein Bändchen Lyrik. J. J. Honegger ist keinem gebildeten Deutschen ein Fremder. Der Züricher Professor gilt mit Recht als einer der berufensten Vertreter der kulturhistorischen Wissenschaft und seine „Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts", sowie seine „Allgemeine Kulturgeschichte", um von anderen, kleineren Arbeiten zu schweigen, zählen so ziemlich zu den gewissenhaftesten Werken, welche wir auf diesem Gebiete besitzen; auch als Litteratur-Kritiker erfreut er sich durch die Feinheit und Unbestechlichkeit seines Urteils und durch die Noblesse der Form, in welcher er es abzugeben pflegt, allgemeiner und wohlverdienter Wertschätzung, einen Lyriker aber hätten wohl die wenigsten in ihm vermutet. Aus diesem letzteren Umstande erklärt sich wohl der dritte Kontrast, in welchem seine „Lieder und Bilder" (Leipzig, Friedrich 1887) zu dem Bodenstedtschen Epos stehen. Sie sind bisher, obwohl bereits vor nahezu zwei Jahren erschienen, von der Kritik nur wenig gewürdigt worden und doch verdienen sie die öffentliche Aufmerksamkeit in reichem Maße und aus mehr als einem Grunde. Zunächst und vor allem deshalb, weil sich von Honeggers Lyrik, wie von den Erzeugnissen weniger anderer, auslagen läßt, daß sie nicht gemacht, sondern durchweg erlebt ist, daß sich in dem ganzen Bändchen kaum ein Gedicht findet, welches nicht eben ein Dokument zur Seelengeschichte des Autors wäre und seinen individuellen Stempel trüge. Es sind gleichsam Tagebuchblätter, während eines ganzen Lebens entstanden und nun hart an der Grenze des Greisenalters gesammelt. Der Verfasser hat seinem Büchlein eine Einleitung in Prosa vorausgeschickt, in der er kurz sein Leben erzählt. Die harte Armut, aus welcher er sich emporgerungen, die Kämpfe, die er auf seinem Lebenswege zu bestehen gehabt, der Trotz des Mannes, der stets seinem Herzen und seiner Überzeugung und nur diesen gefolgt, werden uns in ergreifend schlichten Worten geschildert. Für den denkenden Leser hätte es dieser Vorbemerkung kaum bedurft, dasselbe lehren ihn auch die Gedichte selbst und noch mehr dazu: daß sich dieser Mann in allen Kämpfen auch ein weiches, fast kindliches Empfinden und mitten in dem Wust gelehrter Studien eine Herzensfrische bewahrt, wie sie selten zu finden sein mögen. In den schlichtesten und erzählenden Gedichten findet sich, wie dies bei einem geistreichen Schriftsteller selbstverständlich, manche hübsche Wendung und eigentümliche Auffassung, den Hauptwert legen wir auf die rein lyrischen Stücke, eben weil sie so durchaus wahr und natürlich und in ihrer Natürlichkeit so ergreifend sind. „Ich beanspruche den Dichternamen nicht," sagt Honegger selbst; sein gerechter Beurteiler wird ihm denselben gleichwohl weigern dürfen, und wenn er fortfährt: „Wohl weiß ich, daß auch die Poesie eine eifersüchtige Göttin ist, die sich nicht mit gelegentlicher Abfindung zufrieden giebt," so kann man dem nur bezüglich der Form, nicht bezüglich des Inhalts dieser Lieder beistimmen. Nicht etwa als ob diese Form störende Härten enthielte oder gar fehlerhaft wäre, aber bei Honegger wiederholt sich dieselbe Erscheinung, wie so ziemlich bei jedem anderen Autor, der vorwiegend Prosa schreibt: Man merkt dies seiner Lyrik an, ihr fehlt der Schmelz, der geheime Rhythmus, die mystériöse, durch feine Formeln angedrückende Musik der Sprache, wie sie der Lyriker von Gottes Gnaden seinen Versen einzuhauchen versteht. Den höchsten Maßstäben kann also Honeggers Form nicht genügen, vergleicht man sie jedoch mit dem Durchschnittsmaß dessen, was unsere besseren Poeten leisten, so kann sie in vielen, wenn auch nicht in allen Stücken den Vergleich wohl bestehen und vollends wird sie seinen die Freude an dem Inhalt gänzlich zu trüben vermögen. Den Liedern beigefügt sind hübsch und farbig gehaltene Reisebilder von der Riviera, am besten aber hat uns unter den Prosa-Stücken die Novellette „Eine stille Geschichte" gefallen. Sie hat nahezu gar keine Handlung, die Situation, die sie vorführt, ist nicht neu und dennoch wird sie kein Leser mit einer anderen Empfindung aus der Hand legen, als der der vollen Freude an einem kleinen, in seiner Art makellosen Kunstwerk; der Zauber liegt eben einzig und allein in der Stimmung und in dem Klang der Sprache. Sie ist in der Form weitaus die feinste Arbeit, die wir von Honegger kennen, und läßt lebhaft bedauern, daß ihm ein arbeitreicht, gelehrter Forschung und kritischer Durchsichtung gewidmetes Leben keine Zeit gelassen hat, mehr auf diesem Gebiete zu schaffen. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, dem kleinen, aber gehaltvollen Büchlein recht viele Leser zuzuführen.

Das Buch, dessen die vorliegende Anzeige zuletzt gedenken soll, würde an dieser Stelle eine sehr eingehende Erörterung verdienen, wenn sie ihm nicht bereits vor seinem Erscheinen in dieser Zeitschrift zu teil geworden wäre. Schon im 12. Heft des II. Bandes der „Deutschen Dichtung" hat ein berufener Kritiker ausführlich dargelegt, welcher hohe künstlerische Wert der Lyrik Ferdinand von Saars beizumessen ist, und sie in erschöpfender Weise nach ihren vielen nicht- und wenigen Schattenseiten charakterisiert. Damals lag die erste Auflage der Gedichte vor, und jene Nachlese, durch welche Saar die zweite Auflage auszustatten gedachte, wurde dem Leser zum großen Teil gleichzeitig mit jener Besprechung in demselben Hefte vorgelegt. So haben wir heute nur zu sagen, daß die neue, durchgesehene und vermehrte Auflage der Gedichte von Ferdinand von Saar" (im Verlage von Georg Weiß in Heidelberg) erschienen ist. Wer Saar als Lyriker noch nicht kennt, darf getrost auf das Buch verwiesen werden; wer ihn bereits kennen gelernt, wird auch ohne solchen Hinweis gerne darnach greifen.

Wien. **Otto Harting.**

Zur deutschen Litteraturgeschichte.

Das hübsche und zierliche Buch von L. H. Fischer, „Johann Peter Tib' Deutsche Gedichte" (Halle, Waisenhausbuchhandlung 1888) stellt uns einen Dichter vor, der auch zünftigen Forschern bisher kaum mehr als dem Namen nach bekannt gewesen ist. Mitten in den Greueln des dreißigjährigen Krieges, 1619, geboren, hat Tib nach einer trüben Jugend und etlichen Reisen, worunter

Digitized by Google

auch nach Holland, dem klassischen Lande der damaligen Poesie, ein höheres Schulamt in Danzig erlangt und dort bei vieler Last des Lehrens bis 1689 ausgedauert. Hauptsächlich als lateinischer Dichter und Schulschriftsteller gelobt, sind seine deutschen Poesien, arg zerstreut, bis jetzt nur erstenmale gesammelt und säuberlich kritisch edirt. Hat auch nicht gerade der Atemzug des Genius die Brust des braven Tit durchschwellt, so drückt er doch seine bescheidenen Empfindungen in einer für jene Zeit einfachen und reinen Sprache aus. Wie bei den meisten Dichtern des gedrückten siebzehnten Jahrhunderts wiegt auch bei ihm die elegische Stimmung vor, die leicht in die religiöse übergeht. So sind seine hübschesten Stücke ein paar geistliche Lieder, z. B. das ernstgefühlte: „Willst du in der Stille singen und ein Lied dem Höchsten bringen: lerne, wie du kannst allein Sänger, Buch und Tempel sein." Er hat sich auch in epischen Sachen versucht und unter anderm eine „Lucretia" in Alexandrinern erzählt, die ein bischen steif und nüchtern, aber doch von ehrlicher Begeisterung für häusliche Tugend und Glück erfüllt ist. So ist es keine unsympathische Erscheinung, die uns in dem schmucken Gewande dieses Werkes entgegentritt, anspruchslos und eben darum rührend, wie eine Blume in dürftiger Scherbe als einzige Zier eines wüsten, verfallenden Hauses.

Unter den vielen Schriften, welche das Erlöschen des Heineprivilegiums im Gefolge gehabt hat, kommt dem Buche von Wilhelm Bölsche, „Heinrich Heine" (Leipzig, Dürseten 1888) eine bedeutende Stelle zu. Der Verfasser legt darin eine ästhetische Sudie vor, welche einstweilen nur die erste Zeit des Dichters behandelt und noch die „Reisebilder" mit einschließt. Sie unterscheidet sich aber sehr zu ihrem Vorteile von den meisten der Aufsätze, welche jetzt unter dem Strich der Zeitungen über Heine ans Licht treten. Das ist kein unsicheres künstelndes Herumreden; der Verfasser, mit aller nötigen Sachkenntnis ausgerüstet, erwägt sorgsam und feinsinnig, setzt die einzelnen Gedichte nicht so sehr mit äußeren Ereignissen als mit den Stimmungen und dem wachsenden Vermögen des Poeten in Zusammenhang und gewinnt so Ergebnisse, welche, trotz der Abneigung gegen die philologische Forschung doch mit deren Resultaten im ganzen übereinstimmen. So ist besonders die Betrachtung der Gruppen im „Buch der Lieder" wohl gelungen, welches jetzt durch Elster in einer ungemein lehrreichen Sonderausgabe (Seufferts Litteraturdenkmale Nr. 27, 1887) vorliegt. Auch über manches aus moderner Litteratur, was nur zufällig mit Heine in Verbindung gebracht wird, spricht der Verfasser mutig und verständig, und man möchte hoffen, daß er seine Arbeit später ebensosehr Heines weiteren, weniger dankbaren Werken als der Grundlage einer von ihm geplanten „naturwissenschaftlichen Ästhetik" zu gute kommen lassen wird.

Hermann Walters „Verschollene Dichter" (Berlin, Selbstverlag 1887) ist ein wunderliches Büchlein, beinahe mehr Mottos und Citate als zusammenhängender Text; doch ist das enthusiastisch angestrebte Ziel der Mühe wert: die Erinnerungen an drei vergessene Dichter zu wecken, die Lyriker August Frexenius und Johann Gottlieb Benzel und an den Freiherrn von Sonnenberg, den Autor des Epos „Donatoa". Die beiden letzteren, besonders Benzel, sind in den engeren Kreisen litterarischer Feinschmecker nicht unbekannt, aber diese Kreise sind eben wirklich gar klein, und es möchte sich wohl lohnen, nicht bloß die hier erwähnten, sondern noch manche andere „verschollene Dichter" dem deutschen Volke durch Aufnahme in eines der verschiedenen populären Serienwerke ins Gedächtnis zu rufen, welche jetzt nur in Wohlfeilheit und in Gleichförmigkeit des Inhalts wetteifern.

In aneinander gereihten Citaten aus einer Menge bekannter und unbekannter Dichter der Schweiz und in kurzen Urteilen darüber ruft der Verfasser des Büchleins „Deutsch-schweizerische Dichter und das moderne Naturgefühl" (Zürich, Schröter & Meyer 1887), Dr. Wilhelm Gög, mehr den Eindruck hervor, wie viel sich aus seinem Thema machen ließe, als daß er es selbst gestaltet hätte. Anderes denn in historisch-ästhetischer Untersuchung wird das überhaupt nicht angehn.

Die Studien „Der schwäbische Dichterbund" von Dr. Ambros Mayr (Innsbruck, Wagner 1886) sind warm und liebevoll geschrieben. Sie bringen keine neue Auffassung, verfahren nicht philologisch und sind im ganzen wenig vertieft, aber die innerliche Teilnahme des Verfassers an dem Gegenstande geht auf die Leser über und trägt gewiß dazu bei, den schwäbischen Dichtern neue Freunde zu werben. Recht schätzenswert sind die Bemerkungen über die formellen Gebrechen der behandelten Poesien, der Verfasser liest achtsam und mit feinem Ohr, eine seltene Eigenschaft unter den deutschen Kritikern. Seine eigene Sprache ist freilich ein bischen bequem. Schade, daß die Gesamtbetrachtung der „schwäbischen Schule" nicht energischer zugreift, da wäre aus Wilhelm Scherers deutscher Litteraturgeschichte, welche der Verfasser sonderbarerweise nicht kennt, manches zu lernen gewesen.

Anton E. Schönbach.
Graz.

Erzählendes.

Vom Standpunkt einer sachlichen Kunstbetrachtung verlangen nicht viele Autoren, die sich der dichterischen Kunstform des Romans und der Novelle bedienen, beurteilt zu werden. Im allgemeinen geht der zweck der meisten nicht weiter, als durch den Inhalt ihrer, in guter Absicht und mit ausreichendem Darstellungstalent verfaßten Bücher sich den Beifall der Leser und der Kritik zu erwerben und überhaupt mehr als interessante Erzähler denn als eigentliche Dichter aufgefaßt zu werden. Es ist ja auch zum Zweck der bloßen Unterhaltung in der That nicht nötig, daß man eine sonst interessante und den herkömmlichen Anforderungen guten und gebildeten Geschmacks entsprechende Erzählung „sogar" poetisch finde, oder daß sie mit dem Maßstabe einer höheren Aufgabe beurteilt werde. Die „dunklen Existenzen", ein vierbändiger Roman von Konrad Telmann (Leipzig, Karl Reißner 1886), forderte aber zu letzterem ausdrücklich heraus. Der Autor erklärt, in diesem Roman die religiöse Frage der Gegenwart in Hinblick auf das Ideal ihrer Lösung behandeln zu wollen, ohne Tendenzschriftstellerei damit zu treiben. Aber die Tendenz, durch seinen Helden für eine freireligiöse Überzeugung gewonnen zu werden, ist doch nicht abzuweisen. Ohne sie an sich in Kritik zu nehmen, oder ihren Wert für die Behandlung im Roman überhaupt hier würdigen zu wollen, muß man sich den vorliegenden doch aber daraufhin ansehen, ob und wie die Tendenz darin ihre künstlerische Ausführung erhalten hat. Schwerlich, meinen wir, wird dieselbe so viel Interesse erregen, als der Verfasser durch seinen Helden und den Kreis „dunkler Existenzen", in den er ihn gestellt hat, dafür aufrufen wollte. Dazu fehlt es sowohl an Eigenart der Idee wie an glücklicher Gestaltung des schon so oft behandelten Stoffs: die edle, idealistische Natur eines philosophisch aufgeklärten, radikal freisinnigen Landpastors ein Opfer der orthodoxen Scheinheiligkeit werden zu lassen. Die langen Ergüsse seines Glaubens und Unglaubens machen es nicht. Der musterhaft edle Held thut überdem gar nichts, was für ihn interessieren könnte, es sei denn, daß er mit seinem liebedürftigen Herzen von der Größe hinweg endlich an die Rechte kommt, die, eine konsullos musterhaft edle Gouvernante, längst eine stille, reine Neigung für ihn gehabt hat. Auch ist der Kampf seines religiösen Idealismus durchaus nicht die Hauptsache in dem Roman; von einer echt künstlerisch befriedigenden Lösung der vorweg betonten Aufgabe kann keine Rede sein, so viel gut gemeinte Beredsamkeit der Verfasser dafür aufbietet. In Wahrheit liegt demselben am meisten daran, eine Anzahl von Typen aus allen Gesellschaftskreisen vorzuführen, die er als „dunkle Existenzen" bis an den Abgrund, in ihr gerechtes Verderben, oder als unter Schicksalsschlägen schuldlos leidende endlich an den Tugendpreis und zu Glück und Ehren führt. Trotz all erkennbarem Ehrgeiz des talentvollen Autors, diese Charaktere zu vertiefen, spricht doch aus keinem einzigen der eindringliche Ton, der sie als wirklich beseelt erscheinen läßt, und so geraten sie auch in die Katastrophen, und welch schrecklicher darunter! nicht durch eine elementare Gewalt der Verhältnisse, sondern nur weil es nach dem Plan des Autors geschehen mußte. Dies würde eine schärfere Kritik der meisten Ausgänge, dieser verschiedenen „letzten Stunden", die den Verbrechten endlich schlagen, dieser auf einen Ruck äußerlich bewirkten, eingreifenden Begegnungen leicht nachzuweisen vermögen, wenn sie auch der edlen Begeisterung, die den Autor für seine Absicht erfüllte,

Digitized by Google

und seinem Geschick im reichen Ausschmuck des Stoffes und in einer oft blühenden Diktion die gebührende Anerkennung nicht vorenthalten wird.

Stuttgart. **Eduard Schmidt-Weissenfels.**

Lyrische und epische Dichtungen.

Die Gedichte des früheren Danziger Gymnasialprofessors Gottlieb Friedrich Roeper, die seine Kinder nach seinem Tod unter dem Titel „Freundschaft und Ideal" herausgegeben haben (Danzig, L. Saunierś Buchhandlung 1887), sind fast lauter Gelegenheitsgedichte im engeren Sinn, bald ernst und würdig, bald humoristisch und launig, alle recht hübsch und nett, alle von größter Gewandtheit der äußeren Form zeugend, zum Teil in hochdeutscher, zum Teil in plattdeutscher, zum Teil sogar in lateinischer Sprache abgefaßt. Ein edles, reines, liebenswürdiges Gemüt spricht sich in ihnen aus, freundliche Heiterkeit, innige Zuneigung zu seinen Mitmenschen, ernste Betrachtung. Es fehlt darin auch nicht an wertvollen Gedanken. Aber was kümmert diese Gelegenheitspoesie das allgemeine Publikum? Künstlerische Eigenart, ein individueller Charakter fehlt ihr, wie nicht minder die rechte phantasievolle Anschauung und tiefe Empfindung. Künstlerisch bedeuten diese Gedichte sehr wenig, so frisch, so leicht singbar, so formgewandt sie auch sein mögen, und Roeper wußte wohl, was er that, wenn er sie bei Lebzeiten nicht weiteren Kreisen durch den Druck mitteilen wollte. Die begeisterte Verehrung seiner „hinterbliebenen Kinder", so löblich sie an sich ist, hätte seiner klugen Bescheidenheit nicht den gefährlichen Streich spielen sollen, diese Gedichte öffentlich durch den Druck zu verbreiten.

Auch die „Immortellen" von Otto Franz Gensichen (Berlin, Verlag von Eugen Grosser 1888) wünschte ich nicht veröffentlicht, aus einem andern Grunde. Der Dichter führt uns an das Kranken- und Sterbebett seiner Eltern; wir folgen ihm zu ihrem Grabe, wir gehen mit ihm alle seine Erinnerungen an die Geschiedenen durch. Jedes einzelne Gedicht, das er ihnen widmet, ist recht hübsch, und doch fragen wir uns, wenn wir die ganze stattliche Reihe dieser Gedichte überblicken, ob der Ausdruck solcher Trauer in dieser Ausführlichkeit, die jeden einzelnen Moment, jeden besonderen Umstand betrachtet, für die Welt gehört. Die Heiligkeit der tiefsten Trauer scheint uns darunter zu leiden; uns verletzt der Schein, als ob das schmerzliche Erlebnis von dem Dichter als Objekt seiner Kunst zergliedert werde. Unser Zweifel beruht freilich auf bloßem Schein; aber vielleicht wäre es besser, bei einer solchen allerpersönlichsten Erfahrung den Schein zu wahren.

Für ein umfangreiches Epos ist die Zeit in unserer Litteratur vorbei. Leser und Dichter haben dieser poetischen Gattung gleichmäßig schon seit einigen Jahrzehnten den Rücken zugewendet. Desto eifriger pflegen sie die kürzere epische Dichtung, die Novelle in Versen, das zwischen Epos und Lyrik in der Mitte schwebende Gedicht symbolischen oder direkt lehrhaften Charakters. Doch fehlt es auch an Nachzüglern des großen, ausführlichen Epos nicht; aber, von Dichtern untergeordneten Ranges in die Welt geschickt, vermögen diese Nachzügler nur selten die Aufmerksamkeit oder gar das Interesse der Welt auf sich zu lenken. Sie kommen um mehr als ein Jahrhundert zu spät; sie sind in der modernen Dichtkunst überflüssig, also wertlos, verwerflich.

Eines der überflüssigsten unter diesen Erzeugnissen ist Ferdinand Blancé „Jesus Christus", ein erzählendes Gedicht in dreißig Gesängen, das gleichwohl unbegreiflicherweise, vermutlich als poetisches Erbauungsbuch, 1886 schon eine zweite, neu durchgearbeitete Auflage erlebte (Hildburghausen, F. W. Gadow & Sohn). Ein religiöses Epos von mehr als zwölftausend Versen (korrekten, aber kraftlosen Hexametern) in unserer religionslosen Zeit! Und gar, nachdem derselbe Stoff von einem Meister unserer Poesie schon hundertmal besser bearbeitet worden ist! Mit ihm, mit Klopstock hat Blanc wenig gemein, desto mehr mit seinem nüchternen Nachfolger Lavater. Gleich diesem hielt sich Blanc genau an die Bibel, ohne die eigene poetische Phantasie besonders anzustrengen; nur hie und da dichtete er ein Wunder, eine Rede des Heilands, einen Verfolgungsversuch seiner Gegner selbständig hinzu und brachte dadurch noch mehr Wiederholungen der nämlichen Motive in seine schon ohnedies hinreichend eintönige Darstellung. Engel und Teufel setzte er nicht in Bewegung, entschloß sich aber auch nicht zu einer rein menschlich-geschichtlichen Auffassung seines Helden. An eine Zusammenziehung des Stoffes auf die letzten Tage der Passion dachte Blanc nicht; breit schildert er uns das ganze Leben Jesu von Anfang an, auf kürzestem gerade die Hauptsache, die Kreuzigung und Auferstehung. Aber alles schildert er ohne dichterische Kraft und Innigkeit, ohne die rechte Würde und Begeisterung, ohne erhabenes Pathos in einfacher, geschichtlicher Prosa, die öfters freilich einige hübsch malende Bemerkungen ausschmücken.

Noch über diesen untünstlerischen Versuch erhebt sich durch Vorzüge einer großartigen, edlen, schönen Sprache, einer anschaulichen, lebendigen und fesselnden Darstellung und eines sehr geschickt gebildeten Versmaßes August Ebrards gleichfalls schon zum zweitenmal aufgelegtes Epos in sechsunddreißig Gesängen „Ein Totentanz" (Leipzig, Fr. Richter 1885). Das Gedicht ist inhaltlich und formal eine Nachahmung der „Göttlichen Komödie" im protestantischen Geiste. Das ist nun freilich ein innerer Widerspruch, Dantes Anschauung von Himmel und Hölle und die protestantische Vorstellung vom Leben nach dem Tode; äußerlich macht sich die letztere am ersten durch eine etwas veränderte Einteilung des Stoffes bemerkbar, indem das eigentliche Purgatorio wegfällt. Leider weiß Ebrard weder so plastisch darzustellen wie der italienische Sänger, noch wagt er es, so geschichtlich bestimmte, deutlich individualisierte Personen auftreten zu lassen. Meistens betrachtet er die Verdammten wie die Seligen gruppenweise oder führt uns einzelne allgemein gehaltene Typen der verschiedenen Menschenklassen vor. Charakteristisch erkennbar heben sich aus dieser allgemeinen Schilderung fast nur einige Dichtergestalten heraus, Aeschylos, Shakespeare, Goethe, Schiller, ferner einzelne Reformatoren, Missionäre, Märtyrer, überhaupt christliche Wohlthäter der Menschheit. Die verhältnismäßige Armut an bestimmten geschichtlichen Anspielungen macht das deutsche Gedicht natürlich viel leichter verständlich als sein italienisches Vorbild; aber nun reicht es eben auch an wissenschaftlicher Fülle und an philosophischer Tiefe nicht an jenes hinan, um von der dichterischen Größe ganz zu schweigen.

Viel stärker als Ebrard an Dante lehnt sich A. Diffret an Schiller an mit einer recht plumpen, künstlerisch ganz wertlosen Nachahmung „Das Lied der Glocke" (Heidelberg, Karl Burow: Georg Weißsche Universitätsbuchhandlung 1886). Das Schillersche Motto „Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango" zieht sich durch Diffrets Gedicht als ein stets wieder neu angesponnener Faden, an dem allerlei dürftige, immer von andern entlehnte Gedanken aufgehängt sind: Eigenes ist dem Verfasser gar nicht eingefallen, es müßten denn etwa die für seine dichterische Begabung und Auffassung des Lebens bezeichnenden Verse über das von den „rohen Männermassen" so oft verkannte Weib sein. Stürmen hält er den kleinlichen Männern, die „um eitel Lumpereien geizen und hadern" und stets nur ihrer eigenen Lust leben, die selbstlose Liebe der Frau vor:

„Hat je sie nach Verdienst der Mann gewhret?
Fand je ihr Herz in seinem Widerklang?
Gleichgültig sehn dahin wir schieden,
Die unsres Lebens Zierde war;
Doch sie . . . . wie anderś ist ihr Leiden,
Wenn des Geliebten sie erblickt die Bahr'."

Jeder edle Mann weiß, daß er sich selbst entehrt, wenn er den Frauen Ehre versagt. Aber schlecht wäre es um die Ehre der Frauen bestellt, wenn sie, wie Diffret zu glauben scheint, die Beschimpfung der Männer zur notwendigen Vorbedingung hätte. Übrigens ist die Sprache und namentlich die Interpunktion in diesem „Lied der Glocke" so voll Versstöße gegen das, was die „rohen Männermassen" in den Elementarschulen lernen, daß man beinahe meinen sollte, der Verfasser habe den deutschen Unterricht nicht in einer Knabenschule genossen, sondern in einem — noch dazu recht mittelmäßigen — Mädchenpensionate.

München. **Franz Muncker.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

IV. Band. 7. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. Juli 1888.

Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Digitized by Google

Troubadour-Romanzen.

Von **Richard Leander.**

I.

Treu übers Grab.

Wie war Frau Bruneſſinde
So töllich doch erblaßt;
Wie wankten ihr die Kniee!
Wie hielt ſie feſt umfaßt
Den Schaft der Fenſterſäule!
Man ſah des Herzens Schlag
Am Linnen ihres Kleides,
Als endlich ſie zum Boten ſprach:

Sagt meinem Herrn, ich ritte,
Und ſagt, ich ritt' noch heut;
Von Schützen und von Knappen
Nähm' ich ein gut Geleit —
Ich träf' ihn in drei Tagen
Am Turm von Monferraut, —
Doch ſchweiget von dem andern,
Das ſchwört mir hier in meine Hand! — —

Den Vorhang vor der Kammer
Hob auf das ſtolze Weib,
Da ſaß, dem ſie ergeben
Mit Herzen ſich und Leib,
Arnaut von Carcaſſonne,
Der edle Troubadour —
Als er ſo bleich ſie ſchaute,
Fiel ihm die Laute auf den Flur.

Sie ſchlang um ſeinen Nacken
Den Arm mit Ungeſtüm.
Nun ſparet Kuß und Lieder! —
Sprach ſchluchzend ſie zu ihm —
Von ſeinen ſchweren Wunden
Der Graf geneſen iſt;
Herr Emmerich kommt wieder —
Straf uns die Jungfrau und der Chriſt!

Ich reit' noch heut am Tage;
Ihr aber, Arnaut, flieht,
Daß nicht, wenn er zurückkehrt,
Mein Ehgemahl Euch ſieht.

Zwar Eure liebesheißen
Geſänge hört er gern,
Doch wenn er fern iſt, wünſcht er,
Das wißt Ihr, Herr, Euch ſelbſt auch fern!

Als ſo die Frau geſprochen,
Den Zelter ſie beſtieg,
Den Grafen einzuholen;
Der kam vom heil'gen Krieg.
Schwer lag er dort verwundet
Zu Accon nach der Schlacht;
Daß er geſtorben wäre,
Ward Brief und Kunde ihr gebracht.

Sie ritt drei lange Tage,
Da ſah ſie glänzen fern
Viel Helm' und Lanzenſpitzen
Und grüßend ihren Herrn
Den blanken Stahlſchild ſchwenken, —
Da überfiel ſie jach
Ein wilder Todesſchrecken,
Weil Treue ſie und Schwur ihm brach.

Sie meint ihm zu entfliehen,
Herum wirft ſie das Roß,
Sie treibt's zu ſcharfem Gange
Durch harten Sporenſtoß.
Der Graf ſieht's mit Entſetzen,
Er glaubt, der Zelter ſcheut, —
Nach jagt er Bruneſſinden,
Als gält's die ew'ge Seligkeit.

Allein, wie ſchnell er jaget,
Doch ſchneller hetzt ihr Roß
Gewiſſensangſt-getrieben
Sein flüchtig Ehgenoß;
Da — plötzlich — ſtutzt der Zelter,
Den Weg ſperrt eine Furt,
Es ſchwankt im Sitz die Fraue,
In Stücke reißt der Sattelgurt.

Digitized by Google

Zur Erde ſtürzt ſie nieder,
Ihr Haupt ſchlägt aufs Geſtein;
Es brechen ihr die Augen.
Der Wangen lichter Schein
Erſtirbt zu bleicher Farbe;
Blut rieſelt ihr vom Schlaf; —
Da iſt zur Stelle endlich
Und ſchließt ſie in den Arm der Graf.

Er küßt ihr Mund und Hände,
Er ſtreichelt ihr das Haar,
Er lauſcht dem Gang des Pdems,
Der doch erloſchen war;
Dann hub er an zu klagen:
Weh mir unſel'gem Mann,
Daß ich zu Gottes Ruhm nicht
Am heil'gen Grab den Tod gewann.

Nun habt Ihr mich verlaſſen,
Vielliebe Fraue wert,
So wund ſchlugt Ihr mich Armen,
Wie noch kein Heidenſchwert!
Wie dacht' ich Glück und Minne
Zu finden noch bei Euch;
Wie ſehr ich Euch geliebet,
Das weiß nur Gott im Himmelreich!

Heran war bald gekommen
Des reiſigen Volkes Troß,
Auf braunen Männerwangen
Manch ſtille Thräne floß;
Zwei Lanzen und ein Mantel,
Das gab nach Kriegerart
Die Bahre, drauf gebettet
Frau Bruneſſindes Leichnam ward.

Still ging's und langſam weiter
Hin durch des Grafen Gau;
Voran, entblößten Hauptes
Vier Ritter mit der Frau,
Graf Emmerich dahinter
Zu Roß, das Haupt geſenkt,
Wie einer, der im Herzen
An allvergangne Tage denkt.

Schon winkt am Bergeshange
Hoch überm Wald das Schloß,
Da hob der Graf die Augen,
Da wandt' er ab ſein Roß,
Da ſtreckt er nach der Heimat
Die beiden Arme aus
Und rief: Mit Luſt und Leide
Fahr wohl nun, Burg und Vaterhaus!

Zum Kloſter will ich bringen
Den ſüßen, blaſſen Leib
Von meiner toten Herrin;
Es ſoll das edle Weib
Im Dom in goldnem Sarge
Von mir beſtattet ſein;
Das Haar will ich mir ſcheren,
Mich Gottes Dienſte ganz zu weihn!

Was ſollen Prunkgemächer
Mir auch und Rittersaal?
Ich hab' nicht Sproß, noch Erben,
Und tot iſt mein Gemahl!
An ihrem Sarg zu knieen,
Geziemt mir, auf dem Fließ,
Daß mein ſie wieder werde
In unſres Heilands Paradies.

Graf Emmerich er ſprach es, —
Es waren ſeinem Gold
Von langer Zeit die Mönche
Zuſamt dem Abte hold;
Mit Blumen und Kleinoden
Bedeckt, ein goldner Sarg
Im Gotteshaus die Aſche
Der ſchönen Bruneſinde barg.

Und an des Sarges Häupten,
Da war geſtellet dar
In Liebesluſt ſich ſchnäbelnd
Ein holdes Taubenpaar,
Darunter ſtand geſchrieben:
Das höchſte Glück der Welt
Iſt, wenn zwei Menſchenherzen
In treuer Minne ſich geſellt.

Es heißt: alt ſei geworden
Der Graf, faſt neunzig Jahr,
Man hätt' ihn beten ſehen
Am Sarg in weißem Haar
Des Morgens in der Frühe
Und ſpät um Mitternacht,
Die Augen freudeſtrahlend,
Wie wer ein holdes Glück bewacht, —

Doch hält' er nie geſprochen, —
Bis daß an einem Tag
Er lächelnd eingeſchlummert
Tot bei dem Sarge lag.
Sie hätten zu der Liebſten
Ihn dann hineingelegt,
Weil Treue ihr gehalten
Auch nach dem Tod er unentwegt.

Und weiter heißt's: Sein Beten
Hätte die Frau erlöſt;
Was falſch an ihr geweſen,
Das ſei im Grab verweſt.
Gott hätte nicht verſchloſſen
Sein Herz vor ſolcher Treu,
Im Zug der Seligen gingen
Doch Hand in Hand ſie alle zwei,

Digitized by Google

Ich weiß es nicht. — Gewiß iſt,
Daß noch viel hundert Jahr
Zu ihrem Grab gewandert
Iſt jedes junge Paar,
Das ſich zu ew'gem Bunde
Die goldnen Ringlein gab,
Und daß ſo treue Liebe
Gewalt noch hat bis übers Grab. —

II.

Herr Adelhart.

Von Welſchland kam er nach langer Fahrt,
Ruhmſatt und reich an Ehre,
Drei Fähnlein Knechte hinter ihm
Zu Roß in blanker Wehre.

Er ritt den Steig zum Markt hinauf,
Die Bürger ſtaunend blickten,
Die Mädchen liefen zum Fenſterſchoß.
Und lachten ihm zu und nickten.

Doch er warf ſtolz den Kopf zurück
Und hob ſich hoch auf dem Pferde, —
Bis daß er kam zum Grafenhaus,
Da ſenkt' er die Blicke zur Erde.

Denn oben auf dem Söller ſtand
Die ſchönſte aller Frauen,
Sie bog ſich über die Brüſtung weit,
Die Straße hinabzuſchauen.

Die Steine blihten am Sammtbarett,
Am Arm die goldnen Spangen,
Doch thränenfeucht ihr Auge war,
Blaß waren ihre Wangen.

Der unten ritt, der wußte wohl,
Was Wangenrot ihr brächte,
Das Herzblut ſchoß ihm ins Geſicht,
Barſch trieb er an die Knechte.

Vorbei! Vorüber! — Gott ſei Dank! —
— Da will das Roß nicht weiter,
Hielt doch zu oft in alter Zeit
Am Thore dort ſein Reiter.

Herr Adelhart ſich niederbeugt,
Dem Tier den Hals zu ſtreicheln,
Er ſagt ihm manch ein Koſewort,
Umſonſt iſt all ſein Schmeicheln.

Herr Adelhart die Zügel reißt,
Daß aufs Gebiß es ſchäumet,
Er ſchlägt es mit dem Stachelſporn,
Daß hoch es auf ſich bäumet.

Der Goldhelm fällt vom Kopf ihm ab,
Die blonden Haare wallen:

Da hört man einen lauten Schrei
Vom Grafenhaus erſchallen.

Der Schrei, der klang ſo Angſtevoll,
So ſchrill, ſo bangerſchrocken,
Das wilde Roß wird plötzlich fromm,
Dem Reiter die Pulſe ſtocken.

Er ſeufzt, als ſchwände der Mut ihm hin,
Die Zügel entfallen den Händen;
Das Roß kehrt um, er hindert's nicht,
Die Knechte ſchwenken und wenden.

Laut ſchellend weicht das Volk zurück,
Das iſt ein Winken und Rufen;
Es drängt ſich Roß an Roß, es klingt
Der Steindamm von den Hufen.

Da hält der Hengſt am Grafenhaus,
Er wiehert und ſcharrt mit den Füßen,
Er will die Herrin, die ſo oft
Ihn liebgekoſt, begrüßen.

Der Ritter ſteigt den Turm hinauf,
Langſam, dann immer ſchneller,
Das Auge, das ſo finſter ſah,
Strahlt hell und immer heller.

Und oben ſteht Frau Irminkrud,
Glutröte deckt die Wangen,
Sie wirft ſich weinend ihm ans Herz
Und hält ihn feſt umfangen.

Er aber ſpricht und hat ihr Haupt
In beide Hände genommen:
„Ich wollte dich laſſen, ich kann es nicht,
Ich bin doch wieder gekommen.

Du eigen nimm mich für ewig hin,
Ich habe keinen Willen
Als nur den einen, an deiner Bruſt
Mein heißes Sehnen zu ſtillen!“ — —

So hoch loht keine Flamme auf,
Wie wild der Sturm ſie auch triebe,
Als wie zu neuer Glut erwacht
Eine lang erloſchene Liebe.

Digitized by Google

Einſame Leute.

Novelle von **Wilhelm Berger.**

1.

Wo der breite Fluß zwiſchen mächtigen Deichen ſich langſam zur Nordſee hinbewegt, liegt einſam am linken Ufer ein altes Kirchlein mit ſtumpfem Turme. Schmucklos, unſcheinbar erhebt es ſich auf der Deichkappe; doch iſt es weithin auf dem Fluſſe und in der Marſch ſichtbar, und wohlbekannt bei allen Bewohnern des Gaues iſt das ehrwürdige Gotteshaus von Norderſtede.

Drinnen iſt nicht Platz für viele Andächtige; doch hat es bisher noch niemals an Sitzen gefehlt, denn die Gemeinde, am Deiche entlang und auf Wurten weit in das Land hinein wohnend, iſt nicht groß. Der Pfarrer, der Sonntags das altersbraune Holzlänzelchen beſteigt, kennt ſie alle, die vor ihm ſitzen auf den ſchmalen Bänken mit ſteilen Rücklehnen, und kennt auch ihre einfachen Schickſale und nicht minder den Lebensweg ihrer Angehörigen, die in die Fremde gezogen ſind, über See und flußaufwärts.

Hier waltete vor etwa zehn Jahren des Seelſorgeramtes Janßen Hobbema, ein Landeskind, dem Frieſenſtamm entſproſſen, ein einfacher, ernſter Mann von wenigen Worten, im Glauben ſtark, im Verkehre mit ſeinen Pfarrkindern freundlich und milde. Er war Witwer, lange ſchon. Bald nach der Hochzeit hatte er ſeine Frau verloren, die er aus den Thüringer Bergen heimgeführt; dem feuchten Klima der Niederung war ſie erlegen. Seitdem hauſte Hobbema mit Knecht und Magd auf dem ländlichen Pfarrhofe, eine halbe Stunde landeinwärts. Halb Geiſtlicher, halb Bauer, wartete er treu ſeines Amtes, bewirtſchaftete umſichtig gleichzeitig ſeine Äcker und ſchien ſich in ſein Einſiedlerleben gefunden zu haben.

Denn ein ſolches zu führen, war er genötigt. Nur ein einziges Haus war in der Nähe, mit deſſen Bewohnern er Umgang pflog. Freilich war der alte Traugott Feyertag nicht der Mann, bei dem er ſich ganz wohl fühlen konnte. Der bejahrte Herr, der ſich weltmüde nach Norderſtede zurückgezogen, war keine Perſönlichkeit, in deren Nähe man ſich wohl fühlte. Er beſaß in hohem Grade jenen kleinlichen, rechthaberiſchen Widerſpruchsgeiſt, der ein behagliches Geſpräch unmöglich macht. Und da er Freidenker war und von der Religion die Anſicht hegte, daß ſie lediglich eine Erfindung verſchmitzter, herrſchſüchtiger Pfaffen zur Ausbeutung der Dummen ſei, ſo konnte es einem friedfertigen Pfarrer vom Schlage Hobbemas erſt recht kein Vergnügen gewähren, ſich mit ihm zu unterhalten. Dennoch hatte ſich im Laufe der Zeit ein erträgliches Verhältnis zwiſchen beiden herausgebildet, und zwar durch den vermittelnden Einfluß von Feyertags Tochterkind Hermine Kaspari.

Als vor einer Reihe von Jahren Traugott Feyertag ſich in dem abgelegenen Orte anſiedelte, brachte er ſeine Enkelin mit, damals ein Mädchen von acht Jahren. Bald darauf erſchien er bei dem Pfarrer mit der Bitte, derſelbe möge den Unterricht des Kindes übernehmen.

„Aus dieſem Mädchen beſteht meine ganze Nachkommenſchaft," erklärte er. „Schlimme Erfahrungen, die ich in der Welt gemacht habe, beſtimmen mich, ſie in Verborgenheit zu erziehen. Auf Norderſtede bin ich verfallen, weil einer meiner Vorfahren hier angeſeſſen geweſen iſt. Als junger Burſche war ich einmal hier; damals habe ich den Eindruck gewonnen, daß dieſer Ort ſo recht für jemand paſſe, der mit den Thorheiten und Schlechtigkeiten der Menſchen nichts mehr zu thun haben will. Meine Enkelin aber ſoll, wenn ich's hindern kann, überhaupt nichts davon erfahren."

Hobbema fragte: „Und welcher Art ſoll der Unterricht ſein, den Sie für Ihr Tochterkind begehren?"

„O, ich ſtelle keine großen Anſprüche an Ihre Gelehrſamkeit. Mehr wie eine Volksſchulenbildung

Digitized by Google

wünsche ich gar nicht für Hermine. Anspruchslos soll sie heranwachsen, nüchtern und praktisch. Ihr geistiger Horizont soll ein beschränkter bleiben, etwa wie Ihre Pfarrkinder ihn haben mögen. Vor allen Dingen ist zu verhüten, daß romantische Erwartungen von der Zukunft in ihren Kopf geraten. Wenn sie hernach mich im Alter pflegen muß, soll sie kein saures Gesicht dazu ziehen."

Und dann fügte Feyertag noch hinzu: „Mit Religion brauchen Sie das Kind nicht viel zu quälen. Ein wenig davon ist ja nicht übel, als handlicher Trost in Widerwärtigkeiten, namentlich für das weibliche Geschlecht. Daß Sie weiter gingen, möchte ich nicht; ich kann die Frömmelei nicht ausstehen."

Hobbema hatte nicht übel Lust, dem Fremden zu sagen, er möge sich seine Enkelin gefälligst selber so herrichten, wie er sie zu haben wünsche; indessen besann er sich. Er bedachte, daß er durch Annahme des ihm angetragenen Lehramtes eine angenehme Abwechselung in sein einförmiges Dasein bringen würde. Und außerdem: er that ein gutes Werk an der jungen Seele, wenn er etwas mehr darin zu wecken versuchte, als der Großvater für nötig hielt. Diese Erwägungen gaben den Ausschlag; er übernahm den Unterricht Herminens unter der Bedingung, daß ihm nicht dreingeredet werde, und Feyertag ging, nach einigem Sträuben, darauf ein.

Der Pfarrer hatte seinen Entschluß nicht zu bereuen. Hermine, ein schmächtiges, zartes Kind mit sanften braunen Augen, schloß sich rasch an ihren Lehrer an. Sie faßte leicht, und als sie erst die Elementarkenntnisse sich angeeignet hatte, machte es ihm Vergnügen, sie zu unterweisen. Seine eigene Schulzeit durchlebte er nochmals dabei, und nacheinander wurden ihm alle Freuden und Leiden derselben wieder gegenwärtig.

Nebenbei erfuhr er von Hermine auch einiges über ihr Vorleben. Eine große Stadt in Mitteldeutschland sei ihre Heimat, erzählte sie. Dort habe sie in prächtig ausgestatteten Räumen ihre erste Kindheit verlebt. Dann sei ihr eines Tages gesagt worden, ihr Vater sei auf einer Reise plötzlich gestorben. Bald nachher habe sie mit ihrer Mutter enge, niedrige Zimmer bezogen, und die alten Dienstboten seien sämtlich verschwunden gewesen. Und kaum habe sie sich in diese Veränderung gefunden, als ihr allmählich zum Bewußtsein gekommen, ihre Mutter sei eine andere geworden, — so ungeduldig und strenge wie früher langmütig und liebevoll. Bald habe sie nicht mehr gewußt, was sie thun, was lassen sollte.

Eine Nachbarin sagte dem Kinde, die Mama sei krank, wenn sie auch mit roten Backen umhergehe. Und Hermine begriff und ertrug fortan der Mutter Launen mit Ergebung. Ja, sie wurde ihre Pflegerin und endlich die tief erschrockene Zeugin ihres Todes. Jene Nachbarin nahm die Verwaiste zu sich. Dann, nach einigen Tagen, wurde ihr mitgeteilt, ihr Großvater werde kommen und sie zu sich nehmen. Von einem Großvater wußte sie nichts; erst nach langem Grübeln erinnerte sie sich dunkel, daß zwischen ihren Eltern zuweilen von einem Vater Feyertag die Rede gewesen war. Dieser mußte der erwartete Großvater sein. Und nun machte sie sich ein Bild von ihm; groß und hager stellte sie ihn sich vor, mit spärlichem grauen Haar und einem langen grauen Bart. Auch sah er ganz ähnlich aus, als er sich einstellte und sie aus durchdringenden grauen Augen forschend betrachtete. Hermine empfand keine Furcht vor ihm. Als er sie zögernd, kopfschüttelnd, in seinen Armen emporhob, schmiegte sie sich an ihn; ein sicheres Gefühl sagte ihr, daß sie einen mächtigen Beschützer gewonnen habe.

Großvater Feyertag brachte sie zunächst auf ein Gut, wo sie in wohlgeregelter Wirtschaft und bei sorgsamer Pflege ihres Lebens bald wieder froh wurde. Nach einigen Monaten holte er sie ab nach Norderstede; dort hatte er sich inzwischen angekauft und eingerichtet.

Dies war alles, was Hermine zu berichten wußte.

Für den Pfarrer enthielt des Kindes Erzählung manches Rätselhafte. Weshalb hatte Feyertag sich nicht der verwitweten Tochter angenommen? Weshalb versagte er der Enkelin die Bildung, welche ihrem Stande angemessen gewesen wäre? — Das Mädchen hatte zwei gereifte, ernste Männer als Umgang und Bauernkinder zu Spielgefährten: wie konnte sie sich da harmonisch entwickeln?

Dennoch war dies der Fall. Hermine blühte zu einer lieblichen Mädchenknospe heran. Erwachsen, zeigte sie in ihrem Wesen eine reizende Mischung von Altklugheit und Kindlichkeit, von bedachtsamer Überlegung und jugendlichem Übermut. Zierlich von Gestalt, lebhaft und doch anmutig in ihren Bewegungen, wurde sie mit ihrem freundlichen runden Gesicht, ihren sinnenden Hübschen Augen und ihrem schelmischen Lächeln ein Augentrost für alle, die in ihre Nähe kamen.

Und für den Pfarrer noch etwas mehr. In dem einsamen Manne war die Liebe zu seiner früheren Schülerin entsprungen. Er brauchte sich dieses Gefühls nicht zu schämen; noch stand er im rüstigsten

Digitized by Google

Mannesalter, und eine Verbindung zwischen ihm und Hermine hätte nichts Befremdliches gehabt. Dennoch bildete Hobbema sich ein, er sei zu alt, um ein passender Gefährte für das jugendlich blühende Mädchen zu sein, und hielt es für unmöglich, ihre Neigung zu gewinnen. Während seine Liebe beständig wuchs, predigte er sich unaufhörlich Entsagung, bis schließlich die Leidenschaft seine Vernunft überwältigte und er den Mut gewann, bei Feyertag anzufragen, ob er um Hermine werben dürfe.

2.

Es war Sonntag und der Gottesdienst in dem alten Kirchlein zu Ende. In der heißen Sonne des Hochsommers spazierten Hobbema und Hermine langsam auf dem Deiche flußabwärts, der Wohnung Feyertags zu.

Ein bunt beflaggtes Dampfboot, von der oberhalb belegenen Stadt kommend, erschien auf dem Flusse. Lustig klang von Bord ein Walzer, von einer kleinen Kapelle in die Sabbathstille hinausgeblasen. Unter dem Sonnenzelte, welches das Deck überspannte, wimmelte es von Menschen. Ausflügler waren es, nach der Flußmündung unterwegs, wo sie sich nach der Plackerei der Woche in der Seeluft zu erfrischen gedachten.

„Die glücklichen Leute!“ sagte Hermine.

„Möchtest du dabei sein? Steht dein Sinn in die Weite?“

Verwundert fragte es der Pfarrer; der Gedanke war ihm neu, daß seine Schülerin Sehnsucht nach der Ferne verspüren könnte.

„Zuweilen,“ antwortete Hermine. „Seit kurzer Zeit erst. Ich glaube, ich langweile mich.“

„Das höre ich mit Bedauern. Die Langweile ist eine schlimme Gemütskrankheit, und kurieren läßt sie sich nur von innen. Es giebt Menschen, die fortwährend reisen und sie doch nicht loswerden.“

„Wie ist das nur möglich?“

„Sehr einfach, mein liebes Kind. Wer nichts in sich hat, gleicht dem Spiegel, der wohl Bilder auffängt, aber nicht verwahrt.“

„Man kann doch auch mit Nutzen reisen?“

„Gewiß. Nur ist dies sehr viel schwerer, als die meisten denken.“

„Warum verläßt Großpapa niemals Norderstede und nimmt mich mit?“

„Ich weiß es nicht. Vermutlich hat er erfahren, daß draußen in der Welt nichts zu holen ist, was ihn besser macht.“

„Und Sie, Herr Pastor? — Warum gehen Sie nicht einmal ins Gebirge und erzählen mir davon? — Ich kann mir so wenig vorstellen von dem, was ich lese. Bin ich nicht eigentlich recht dumm, Herr Pastor?“

„Was fällt dir ein? — Alle Schätze des Wissens sind nichts gegen ein gutes Herz. Jene haben noch nie jemanden glücklich gemacht.“

Doch Hermine ließ sich noch immer nicht bedeuten. „Sie haben gut reden, Herr Pastor,“ sagte sie leicht schmollend. „In Ihrer Jugend haben Sie es besser gehabt als ich jetzt. Weiß ich's doch aus Ihrem eigenen Munde, wie Sie kreuz und quer umhergezogen sind! Das Gute haben Sie genossen; warum soll ich's nicht auch?“

„Nun: wer weiß, was noch geschieht!“ erwiderte Hobbema lächelnd. „Ich gönne dir jede unschuldige Freude, die du dir wünschest. Nur sage ich dir voraus: die wahre Zufriedenheit ist nicht draußen in der Unruhe, und auch du wirst sie dort nicht finden.“

Sie hatten das hart am Deich liegende Wohnhaus Feyertags erreicht und traten in seine kühle Dämmerung. Dem Pfarrer, dessen Wohnung eine Strecke landeinwärts lag, stand ein Stübchen zur Verfügung, das er nach Belieben benutzen konnte. Er legte jetzt seine Amtstracht dort ab und begab sich dann in das Wohnzimmer.

Feyertag stand am Fenster, die Hände auf dem Rücken, und sah hinaus. Er wandte sich zu dem Eintretenden: „Machen Sie sich's bequem; Sie haben es sauer gehabt heute morgen bei der Hitze! — Muß denn immer gepredigt werden? Hält das Wort Gottes nicht länger vor als acht Tage? — Dort auf dem Tisch liegen die Zeitungen. Fade wie immer; nichts als breitgetretener Quark! Es ist ein Elend, anzusehen, um welche Lappalien sich das Schreibervolk erhitzt. Das sogenannte Neue ist gerade gut genug, um in einer halben Stunde vergessen zu werden. Und dabei werfen sich diese Litteraten in die Brust und prahlen von Fortschritt! — Ich sehe keinen, schon lange nicht mehr. Die alten Dummheiten werden immer wieder aufs neue gemacht. — Lesen Sie nur!“

Hobbema war an derartige Auslassungen seitens des alten Herrn gewöhnt und hatte es längst aufgegeben, darauf zu antworten. Er setzte sich nieder und blätterte in den Drucksachen. Nach einer Weile sagte er: „Denken Sie, was ich vorhin entdeckt habe! — Hermine langweilt sich und möchte die Welt sehen.“

„So?“ erwiderte Feyertag gedehnt. „Das sind mir schöne Geschichten! — Wie kommt das Mädchen dazu?“

Digitized by Google

Der Pfarrer zuckte die Achseln. „Durst nach Erlebnissen, nach Erfahrungen! Er ist der Jugend natürlich; auch wir haben ihn gehabt. Daß wir ihn löschen durften, ist uns nicht zum Unsegen gewesen."

„Nicht? — Das ist noch die Frage. Von meinen Erlebnissen wollte ich gern die meisten entbehrt haben. Man erwartet Wein und bekommt Wermut. Eine schöne Erfahrung! — Meine Enkelin soll sie nicht machen."

„Vor Enttäuschungen kann niemand bewahrt werden."

„Den gröbsten wenigstens werde ich Hermine nicht aussetzen."

Fragend blickte Hobbema auf.

„Der Ehe zum Beispiel," erläuterte Feyertag.

„Als ob das in Ihrer Macht stände!"

„Sie wollen sagen, es könnte ein Wunder geschehen und ein Freier vom Monde herabfallen! — Denn sonst glaube ich vor Räubern sicher zu sein."

Der Pfarrer versetzte mit Ernst: „Ich wundere mich nur, daß Sie, bei solchen Ansichten, mir nicht Ihr Haus verbieten."

Feyertag stutzte. „Unsinn!" sagte er dann. „Sie kommen nicht in Betracht. Das Kind und Sie? — Machen Sie keine schlechten Scherze, Hobbema! Sie sind zu alt."

„Das meinen Sie also auch?"

„Sie etwa nicht?"

Einen Augenblick überlegte Hobbema, ehe er erwiderte: „Noch könnte ich mich zurückziehen und mich dahin ausreden, daß ich mir in der That einen Scherz erlaubt hätte. Ich will es nicht. Schon seit einiger Zeit trage ich die Absicht mit mir umher, Ihnen zu gestehen, daß ich Ihre Enkelin liebe und zu meinem Weibe machen möchte, falls sie einwilligt. Sie kennen mich genugsam, um zu wissen, was ich Herminen zu bieten imstande bin. Über die Jahre, in denen schwärmerische Liebe gedeiht, bin ich allerdings hinaus; wohl aber bin ich mir einer tiefen, herzlichen Neigung bewußt, für deren Beständigkeit mein Charakter Gewähr leistet. Und es ist noch die Frage, ob nicht gerade bei mir, in meinem Alter, Hermine besser aufgehoben sein würde als bei einem jüngeren, dessen Leidenschaft sich wenden kann und der sich noch nicht im Leben bewährt hat."

Feyertag war vor ihm stehen geblieben und hatte ihm die Worte, die stockend kamen, von den Lippen gelesen. Jetzt fragte er: „Ich darf wohl annehmen, daß Sie meiner Enkelin über die Pläne, welche Sie für die Zukunft derselben zu entwerfen so gütig waren, noch keine Mitteilung gemacht haben?"

„Nicht die mindeste."

„Dann sparen Sie sich die Mühe. Ich würde meine Zustimmung zu dieser Verbindung nicht geben."

Hobbema erhob sich, die Wangen leicht gerötet. „Ihre Zurückweisung ist kurz und deutlich," sagte er, ohne seine Erregung zu verhehlen. „Ich durfte erwarten, daß Sie einem alten Bekannten, wie mir, den Stuhl etwas höflicher vor die Thüre setzen würden."

„Wozu Komplimente machen? — Sie haben gefragt, ich habe geantwortet — in einer Weise, die jedes Mißverständnis ausschließt. Im übrigen bleiben Sie mir genau so lieb und wert, als Sie waren. Sie werden nicht solch ein Thor sein, sich schmollend von uns zurückzuziehen, weil meine Laune Ihnen einen Ihrer Wünsche versagt. Darüber werden Sie auch noch hinwegkommen."

„Und Ihre Gründe, Herr Feyertag?"

„Das Kind soll nicht heiraten; ich hab' es für mich groß gezogen."

„Sie würden Herminen nicht verlieren, wenn sie meine Frau würde."

„Das weiß ich besser. Ich bin bereits gewitzigt. Meine Tochter hab' ich hingegeben, da war's zu Ende zwischen uns beiden. Der Mann bekommt das Herz; die Eltern müssen irgendwo in der Nachbarschaft mit einem Winkel vorlieb nehmen. Das kenn' ich. Es sei der Lauf der Natur so, sagt man. Gut. So will ich diesmal der Natur den Weg versperren."

„Es ist die Selbstsucht, welche aus Ihnen spricht."

Feyertag richtete sich hoch auf. „Jawohl, Herr Pastor, es ist die Selbstsucht; dessen bin ich mir klar bewußt. Wer aber nicht rücksichtslos für sich selbst sorgt, solange er's noch kann, der hat hernach das Nachsehen und außer dem Schaden auch den Spott. Ich lasse Hermine nicht von mir; daß sie mir ein paar Jahre ihres Lebens opfert, glaube ich um sie verdient zu haben. Damit sie dies gern und willig thue, habe ich mich bei Zeiten mit ihr hieher geflüchtet. Und nun denken Sie von mir, was Sie wollen: es bleibt dabei."

„Wenn ich mir nun Ihre Lehre zu eigen machte?" erwiderte Hobbema. „Wenn ich nun auch rücksichtslos darauf ausginge, für mich selbst zu sorgen? — Ich sehe in dem Besitze Herminens das Glück meines Lebens. Warum sollte ich nicht versuchen, mir denselben zu verschaffen? — Sie haben es

Digitized by Google

selbst erfahren, Herr Feyertag, wie stark die Liebe des Weibes zum Manne ihrer Wahl ist. Sie sprengt die Bande des Bluts und vergißt Pflicht und Dankbarkeit. Solche Liebe in Hermine zu entzünden — es ist doch möglich, daß es mir gelänge. . . Aber fürchten Sie nichts; Ihre Grundsätze sind nicht die meinigen. Doch bin auch ich nur ein Mensch und kann nicht dafür einstehen, daß ich immer Gewalt über mich habe. Deshalb werde ich fortan Ihr Haus meiden und mich bemühen, mir mit Gottes Hilfe aus dem Sinn zu schlagen, was mir der selbstsüchtige Eigensinn eines alten Mannes nicht gestatten will, hoffend darin zu hegen."

Er ging. Noch stand Feyertag, ihm halb betroffen, halb zornig nachstarrend, auf demselben Fleck, als Hermine eintrat, ein Kredenzbrett mit Wein und Gläsern tragend.

„Was hast du mit dem Pastor gehabt, Großpapa?" fragte sie. „Mit rotem Gesicht kam er von dir, und an mir lief er verwirrt vorbei, ohne mir ein Wort des Abschieds zu sagen."

„Weiß ich, was ihm in die Krone geflogen ist?" entgegnete Feyertag unwirsch. „Hausärger, Dienstärger — eins von beiden vermutlich. Auch die Geistlichen sind Menschen."

Er schenkte sich ein Glas Wein ein, trank es in einem Zuge aus und ging nachdenklich im Zimmer hin und her. Hermine setzte sich am Fenster nieder und beobachtete ihn still.

Auf einmal fragte sie: „Seh' ich meiner Mutter ähnlich, Großpapa?"

Feyertag blieb stehen und sah sie durchdringend an. „Wie kommst du zu dieser Frage?" gab er zurück.

„Es ist mir in diesen Tagen allerlei durch den Kopf gegangen — Erinnerungen aus früherer Zeit und ich weiß nicht, was sonst noch. Da hab' ich auch versucht, mir meine Mutter vorzustellen, und kann es nicht mehr."

„Du hast keinen Zug von ihr," sagte Feyertag und setzte seinen Spaziergang fort.

Unbefangen fuhr Hermine fort: „Ich erinnere mich noch dunkel eines Bildes meiner Eltern. Als wir noch reich waren, hing es über dem Pianino; hernach verwahrte es Mama in einem Schränkchen, zusammen mit Briefen und Papieren, in denen sie häufig kramte. Gern sähe ich dies Bild einmal wieder. Du hast es doch noch in deinem Besitz, Großpapa?"

Den alten Herrn verdroß die Neugier seiner Enkelin. Er antwortete scharf: „Gedulde dich, bis ich tot bin, Kind. Dann wirst du das Bild, nach welchem dich verlangt, in meinem Schreibtisch finden, und manches andere, was dir die Vergangenheit aufhellen wird. Solange ich lebe, wünsche ich diese Dinge unerörtert zu lassen."

Hermine lief zu ihm und ergriff seine Hand. „Verzeih meinen Vorwitz!" bat sie. „Ich will nicht wieder fragen."

„Daran wirst du wohl thun. Was ich für dich dunkel lasse, frommt dir nicht zu erfahren. Wenigstens einstweilen nicht. Später magst du über die Toten Gericht halten. Dann kann mir's gleich sein, wie wir dir erscheinen."

„Sprich nicht so; ich mag es nicht hören," sagte Hermine schaudernd.

Feyertag strich ihr sachte mit der Hand über das Haar. „Wie zartbesaitet du bist! — Man merkt dir Hobbemas Schule an; er hat dir seine Ansichten eingeflößt. — Du hältst wohl viel von dem Pastor, wie? Mehr als von mir?"

„Wie meinst du das?" fragte Hermine verwundert.

„Nichts meine ich. — Geh! Du wirst in der Küche zu thun haben."

Er nahm die Zeitungen vom Tische auf und ließ sich am Fenster nieder. Hermine verstand, daß er nicht weiter behelligt zu sein wünschte, und entfernte sich ohne ein weiteres Wort.

3.

Am Morgen desselben Sonntags war in der Mündung des Flusses ein Postdampfer von New-York angekommen. Sobald die Passagiere gelandet waren, konnten dieselben kaum erwarten, daß der Extrazug, der sie weiter befördern sollte, zur Abfahrt fertig gestellt wurde.

Doch nicht alle teilten diese Ungeduld. Unter den Reisenden erster Kajüte befand sich ein Herr von etwa fünfzig Jahren, dem die Zeit nicht so kostbar zu sein schien wie den übrigen. Er ließ die Gefährten in die bereit stehenden Wagen steigen und spazierte ruhig auf dem Perron auf und ab, wie ein unbeteiligter Zuschauer.

Aus den Coupés rief man ihn an: „Wollen Sie nicht einsteigen, Herr Kaspari? Hier ist noch Platz!" — Er blickte zerstreut hinüber und dankte, hinzufügend, daß er noch nicht wisse, ob er überhaupt mitfahren werde.

Die Bekannten wunderten sich über seine Unschlüssigkeit, da unterwegs sein Auftreten entscheidend genug gewesen war. Fünfzehn Jahre sei er dem Vaterlande fern geblieben, hatte er erzählt; in

Digitized by Google

St. Louis habe er in angestrengter Berufsthätigkeit fast vergessen, daß er ein Deutscher sei; nun wollte er seine knapp bemessene Urlaubszeit benutzen, alte Verbindungen wieder anzuknüpfen und sich aufs neue mit europäischer Kultur zu befreunden.

Und jetzt, da er die ersehnte Reise betreten, besann er sich über den nächsten Schritt, den er zu thun hatte!

Die Schaffner schlossen die Coupéthüren. Kaspari war bis zur Spitze des Zuges geschlendert und dort neben der Lokomotive stehen geblieben. Er betrachtete die zischende Maschine so angelegentlich, als ob er noch nie ihresgleichen gesehen hätte. Der Zugführer rief ihm zu, er möge Platz nehmen. Da fuhr er aus seinem Sinnen auf und winkte mit der Hand, man möge sich um ihn nicht kümmern. Gleich darauf verließ er die Halle, ohne sich noch einmal nach seinen Reisegefährten umzusehen.

Kaspari ging um das Hafenbassin und an der Bahn entlang. Ganz still war's auf der breiten Wasserfläche; nichts rührte sich an Bord der Schiffe, die im Strom vor Anker lagen. Auch am Lande herrschte tiefes Schweigen; alle Arbeit ruhte. Kaspari hatte vergessen, daß Sonntag sei; nun fiel's ihm wieder ein. Er ließ sich auf eine Bank nieder, um die wonnige Ruhe zu genießen, die ihn umfing. Während der Überfahrt hatte ihm, solange er wachte, unaufhörlich verworrenes Geräusch in den Ohren geschallt. Keinen Augenblick hatte das schwimmende Haus, worin er weilte, aufgehört, zu zittern und zu beben. Und nie war es ihm gelungen, allein zu sein, nicht einmal in seiner Kabine, da er dieselbe mit einem Menschen teilte, der auf der ganzen Reise leidend war.

(Fortsetzung folgt.)

Blüte und Frucht.

Nur Maienzeit, wenn's Blülen schneit,
Ist alle Welt verliebt und frei.
Gleich einer Braut prangt jeder Baum
Im ersten, holden Liebestraum;
Die sprüde Lilie selbst wird kühn,
Die Disteln gar und Nesseln blühn,
Und zärtlich gurrt die Turtelaube,
Es küßt und kost in jeder Laube.

Zum Himmel ward die Erde fast,
Zu rasch ist nur die Pracht verblaßt;
Der Wind entführt in Wies' und Wald
Das beste Blütenblatt gar bald.
Das süße Sehnen ist gestillt,
Es wächst geheimnisvoll und schwillt
Im zarten Schoße jeder Blüte —
O daß der Himmel sie behüte!

Von goldnen Körnern neigt sich schwer
Das Weizenfeld und wogt ein Meer,
Geschmückt mit brennend rotem Mohn;
Der Apfel färbt sich purpurn schon;
Die Traube reift im Laub versteckt,
Und jede Frucht sich reckt und streckt.
Vertraulich pipst's im Vogelneste,
Geschaukelt von dem lauen Weste.

Im Garten sitzt ein blühend Weib,
Was hat es wohl für Zeitvertreib? —
Es macht ein zierlich Hemdelein,
Fügt Spitzen dran gar nett und fein,
Und wie sich's leise in ihr regt,
In hoher Lust das Herz ihr schlägt.
Das sel'ge Lächeln — will es mahnen
An eines künft'gen Glückes Ahnen? —

Da knirscht ein Männerschritt im Sand,
Und eilig breitet sie die Hand
Aufs schnee'ge Linnen — doch zu spät,
Sein Auge hat es schon erspäht.
In holder Scham erglüht sie ganz,
Das Aug' verklärt von feuchtem Glanz.
Da treibt es ihn, ans Herz zu drücken
Die junge Mutter voll Entzücken.

Armin Werherr.

Fächersprüche.

Fürchtet euch vor Amors Lächeln!
Tückisch übt er seine Macht,
Der mit seinem weichsten Fächeln
Seine stärkste Glut entfacht.

*

Unser Kommen, unser Gehn,
Auf den Fächer sei's geschrieben.
Muß doch alles, was wir lieben,
Und wir selbst im Wind verwehn.

*

Arme Verslein, eure Herrin ist erbarmungslos gesinnt:
Eure sehnend zarten Seelchen schlägt sie lachend in den Wind.

Wilhelm Herh.

Digitized by Google

Wie Epheu rankte ſich mein Sehnen . . .

Wie Epheu rankte ſich mein Sehnen
Um deinen ſchlanken jungen Leib;
An deiner Treue hing gleich jenen
Gehegen, die an Felſen lehnen,
Mein Hoffen, wunderbares Weib.

Zuweilen noch in trüber Stunde
Denk' ich an dich und manches Wort,
Wie du es einſt geführt im Munde,
Und die du brachſt im Wieſengrunde,
Die Blumen, blühen mir noch fort.

Im Erker jetzt wohl traumverſunken,
Ich weiß, im Erker ſtehſt du.
Die Sterne glühn wie blaſſe Funken,
Es wirft der Mond dir ſchönheittrunken
Den Lichtkranz ſeiner Strahlen zu.

Rudolf Knuſſert.

Da einſt die Poſt fuhr . . .

Manchmal iſt es mir, das träge Rollen
Ferner Räder hört' ich in den Feldern;
Und doch iſt das Tönen längſt verſchollen
Tief in den verlornen Heimatwäldern.

Und verſchollen iſt das Horngeſchmetter,
Das in freiem Wanderglück die Lieder
Weithin rief in Licht und dunkle Wetter . . .
Keiner hebt es aus den Tiefen wieder.

Und es träumt in dieſen Einſamkeiten
Wieder ungeweckt das Weltvergeſſen,
Abſeits, in den haidumblühten Weiten
Gehn die Tage leblos, ungemeſſen —

Ach, mir iſt, als trüg' der ſchwere Wagen
Wieder mich durch Städte, die da ſchlafen,
Und durch fernes Lachtigallenſchlagen
In das Schloß, da wir zuerſt uns trafen . . .

Und als küßten mich die Tannenzweige,
Die von wildem Harz und Würze tropfen . . .
Atemlos ſtändſt du am Heckenſteige,
Und dein Knabenherz vernähm' ich klopfen.

Und ich ſpräng' in Jugendhaſt hernieder —
Hinter uns entglitt der träge Wagen —
Aus dem Schloßhof brach ein Duft von Flieder —
Denn es war in frühen Lenzestagen . . .

Alberta von Puttkammer.

Dämmerung.

Sanfte Dämmerung, ſteig hernieder!
Was am Tag mit grellem Schein
Uns geblendet, hülle wieder
Dicht mit deinem Schleier ein!

Alle, die ſich müd gerungen
Und die doch die Hoffnung trog,
Kühlen bald ihr Leid bezwungen,
Wenn vorbei dein Engel flog.

Wir auch mahnſt du mit leiſen
Schatten, eh' das Licht verſinkt,
Um mir noch den Pfad zu weiſen,
Wo das Thal des Friedens winkt.

Und von dort, verſöhnend, labend,
Wo der Sterne Reich ſich dehnt,
Kommt ein Hauch vom Feierabend,
Den die Seele ſich erſehnt.

Fr. Fav. Seidl.

In der Kinderſtube.

Singend trägt mein Töchterlein
Püppchen durch die Stube,
Und ſein neues Steckenpferd
Tummelt froh mein Bube.

Hoch zu Roß das Mädchen dann
Reck nach Knabenweiſe,
Und der kleine Reitersmann
Wiegt die Puppe leiſe.

Ach, die ganze große Welt
Spiegelt dieſe Gruppe:
Jede hat ihr Steckenpferd,
Jeder ſeine Puppe!

Mia Holm.

Digitized by Google

Vom historischen Drama.

Von Josef Bayer.

I.

Das Drama der höheren Richtung ist in Deutschland in einer bedenklichen Nähe der Doktrin aufgewachsen. Vollends die historische Tragödie war seit lange schon das stehende akademische Schulproblem unserer Dramatik. Es galt als ein unantastbarer Glaubenssatz der litterarischen Bildung, in den großen Stoffen der Geschichte den absolut höchsten Vorwurf des Dramas zu erkennen. Die Losung war für die Produktion ausgegeben und sie sollte auf jenes höchste, würdigste Ziel gleichsam in einem Wettschreiben lossteuern, ob nun die Kräfte mit dem Willen Schritt hielten oder nicht.

Gerade für das litterarische Halbvermögen, für die Bildungsdichtung sind solche ästhetische Postulate gefährlich und irreführend. Die lebendige Produktion, sei sie bloß handwerksmäßig oder durch die wahre, volle Weihe des Talentes geadelt, ist der Theorie gegenüber ziemlich sorglos; statt dessen kennt sie die Bedürfnisse ihrer Epoche und schafft dasjenige herbei — mag es nun hoch oder niedrig, edel oder gemein sein — was in dem Klima der Zeit zu gedeihen vermag. Jedes produktive Zeitalter hat seine litterarischen Charakterpflanzen, teils schlanke hohe Gewächse, teils geiles Unkraut — und die Zucht der Theorie hat weder an den ersteren ein Verdienst, noch für die Wuchertriebe des letzteren eine Abhilfe. Der abstrakten Bildung mit poetischen Velleitäten dagegen fehlen die Instinkte für die Witterung der Epoche; desto gelehriger hört sie auf die ästhetische Doktrin und arbeitet „unentwegt" nach ihrem Programm. Die litterarisch Hochgesinnten halten sich dann für die wirklich Berufenen und Begabten; ihre Gesinnung, die auf die höchsten Ziele geht, soll sofort als Weihe der Kraft und des Talentes gelten, der vornehme Standpunkt an sich schon den poetischen Wert des Werkes entscheiden.

Es ist ein sehr bezeichnendes Wort, welches Goethe in seinen litteraturgeschichtlichen Rückblicken in „Wahrheit und Dichtung" von Lessings Minna von Barnhelm gebraucht; er nennt dieses Lustspiel „die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion von spezifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that." Jedes dramatische Werk kann lediglich durch jenen „temporären Gehalt" wirken, und nur das lebendige Talent findet den geheimen, quellenden Punkt heraus, wo die Anregungen des Lebens und die dichterischen Intentionen glücklich zusammentreffen. Die Doktrin hingegen konstruiert sich einen Begriff und eine Forderung des Zeitgemäßen, wovon das Zeitalter selbst in der Regel nichts weiß. Eine solche imaginäre oder konstruierte Zeitgemäßheit ist nun auch das historische Drama.

Ein Büchlein, welches seiner Zeit auf den hochstrebenden Dilettantismus bedenklich gewirkt hat, indem es denselben unter dem Anschein, ihm den Kopf zurechtzusetzen, zu den kühnsten dramatischen Wagnissen verleitete, kommt mir nach Jahren wieder zur Hand. Es ist die Schrift: „Das moderne Drama. Ästhetische Untersuchungen von Hermann Hettner" 1852. Ich fand dieselbe zufällig unter den eben zurückgestellten Büchern der Wiener Universitätsbibliothek, mit allen Spuren häufigster Benützung. Beim Durchblättern fielen mir Seite für Seite die vielen unterstrichenen Stellen, die größtenteils albernen Randbemerkungen, meistens mit zustimmenden Aufzeichen auf. Auch ein magyarischer Leser, dann ein Pole hatten sich eingestellt; beide gebärdeten sich am Rande besonders sanguinisch. Dies waren offenbar die Lesetritte junger, aufstrebender Dramatiker.

Hermann Hettner verstand sich darauf, als Litteraturhistoriker mit reinlicher Deutlichkeit zu gruppieren und den reichen litterarischen Stoff zu klaren Durchblicken auseinanderbreiten zu lassen; aber auf die natürlichen Bedingungen des poetischen Schaffens verstand er sich weniger — und ebendarum kam er so rasch dazu, das Allgemeine nach Prinzipien zurechtzustellen. Vernehmen wir ihn selbst. „Das historische Drama und die Gegenwart! Das ist die Losung, seitdem sich bei uns wieder die Keime einer neuen dramatischen Poesie zu regen beginnen. Ist heutzutage überhaupt ein neues Drama möglich, so kann dies nur historisch oder sozial sein. Der Ernst der Zeit verlangt nach dem Mark der Geschichte. Kommt einmal unserer Poesie eine Zukunft, so erreicht das historische Drama sicher eine bisher ungekannte Höhe und Bedeutung." Indem Hettner nun weiter die Kunstart des historischen Dramas festzustellen sucht, gerät er in seltsame Widersprüche. Einmal erklärt er sich mit Recht gegen die chronikalischen Dramatisierungen, gegen die euklische Kompositionsweise. Die historische Tragödie soll wesentlich psychologische Charaktertragödie sein, das stofflich Geschichtliche ganz und gar in die poetische Form aufgehen lassen. „Was geht uns denn in der Poesie die Geschichte als Geschichte an? Verliert sie nicht in dem Augenblicke, da sie in das Reich der Poesie eintritt, alle eigenen und selbständigen Rechte? Auch im historischen Drama fragen wir nur nach Poesie, und einzig nach dieser." Gilt die Nachfrage wirklich nur der Poesie? Es scheint doch, daß Hettner gar nachdrücklich auch nach dem stofflich-historischen Interesse fragt. „Nur solche Stoffe sind zur dramatischen Behandlung geeignet, die in innigster Wahlverwandtschaft zu den Stimmungen und Bedürfnissen des gegenwärtigen Zeitbewußtseins stehen." Nach dem Vorgange Immermanns der die Dichter der Gegenwart vorzugsweise auf Stoffe der neueren Geschichte verweist, nicht allzuweit über die Reformation und die ihr unmittelbar vorangegangenen Zeiten zurück — rät Hettner als der noch modernere Mensch, man möge doch Mut fassen und wieder einmal

Digitized by Google

einen entschlossenen Anlauf zur Dramatisierung der französischen Revolutionsgeschichten nehmen. Gäbe dies aber nicht wahrscheinlich einen ganzen Cyklus, etwa von Mirabeau bis auf Napoleon, und hat nicht früher der Autor die exyklische Historienfolge ausdrücklich abgelehnt? Allerdings — doch über dem starken modern-historischen Interesse vergißt er die ästhetische Norm, die einige Seiten vorher aufgestellt wurde. „Ich gebe gern zu, daß bisher weder Büchners Danton, noch Griepenkerls Robespierre, noch sonst irgend ein anderes deutsches oder französisches Drama diesen großartigen Stoff zu bemeistern verstanden hat. Aber soll schon jetzt das Genie des Dichters am glücklichen Gelingen verzweifeln? In diesen Thaten und Charakteren lebt wie sonst nirgends das eigenste Kämpfen und Wollen der Zeit, ihr Haß und ihre Liebe, ihre tiefste Furcht und ihre Hoffnung . . . Es ist mir sicher, diese Revolution und ihre großen Helden, vor allem Danton und die Männer der Gironde und Robespierre, finden dereinst noch würdig ihre dichterische Auferstehung, ja vielleicht kommt sogar noch ein künftiger Shakespeare, der selbst in der Geschichte Napoleons die Massen zu zwingen weiß und die Tragödie des entarteten Sohnes der Revolution in all ihrer erschütternden Erhabenheit hinstellt . . ." Nach diesem Phrasenerguß folgt die bekannte schulmäßige Frage: ob der Dichter an die geschichtliche Überlieferung streng gebunden sei oder nicht? Die schulmäßige Antwort lautet: er dürfe unter keiner Bedingung an der inneren Wesenheit des Stoffes willkürlich rütteln; „Aufgabe der historischen Tragödie sei es, nicht etwa in die geschichtlichen Vorgänge Neues und Fremdes hineinzudichten, sondern nur klar und allen offenbar die Poesie herauszudichten, die in jenen selbst liegt, wenn auch noch schlummernd und durch die Breite der äußeren Zufälligkeit verdunkelt." Nun wird Shakespeare in der herkömmlichen Weise als das unbedingte Muster der objektiv-historischen Dramatik belobt, und Goethe und Schiller werden wieder wegen ihrer sich vordrängenden Subjektivität und der vielfachen Versündigung an der geschichtlichen Treue mit Bedauern getadelt; leider sei insbesondere die idealistische Schwäche Schillers ein verhängnisvolles Vorbild für die Nachfolge unserer ganzen dramatischen Litteratur geworden. Zuletzt kommt Hettner zu dem Schluß: „Der historische Dichter muß durch und durch aus dem eigensten Herzblut der eigenen Zeit herausdichten und dabei doch den Lokalton des geschichtlichen Helden mit Sicherheit treffen. Das ist und bleibt das ewige Gesetz dieser Kunstart." Und damit glaubte er wirklich etwas gelagt zu haben.

Unter den Vorrednern, welche über ihre Aufgabe besser zu berichten verstanden, als sie dieselben lösten, verdient Gutzkow zunächst mit entschiedener Achtung begrüßt zu werden. Seine Vorrede zu dem geschichtlichen Trauerspiel „Wullenweber" (vom Oktober 1848) enthält vortreffliche Bemerkungen über das historische Drama, die aus wirklicher litterarischer Erfahrung und Einsicht geschöpft sind; wäre nur das nachfolgende Stück so gut wie die Vorrede! Zu Schiller stellt sich Gutzkow, der kundige Bühnendichter, von vornher anders als Hettner, der aburteilende Theoretiker. „Seit Schiller hat das historische Drama in Deutschland nur taube Blüten getrieben. Versucht wurden Erfolge auf diesem Gebiete unablässig. Kaum wird sich irgend eine bedeutende historische Persönlichkeit, irgend eine welthistorische oder anekdotische geschichtliche Begebenheit finden, für welche man bei uns nicht bereits eine Dramatisierung und oft mehrere zugleich nachweisen könnte; aber mit einzelnen Ausnahmen ist das historische Drama in der Größe und Hoheit, wie Schiller es erfaßte, nicht wieder gepflegt worden. Er verstand es, für seine Stoffe uns eine Empfänglichkeit abzugewinnen, die uns in die Geschichte wie in einen Familienkreis versetzt. Jede Person weiß sich nicht nur in ihrer geschichtlichen Bedeutung, sondern im allgemein menschlichen Interesse bei ihm geltend zu machen . . . Dabei vermied Schiller in seinen historischen Dramenstoffen nichts so sehr als das Episodische, welches Goethe gerade mit Vorliebe aufsucht." (Gutzkow will sagen, daß für Goethe die Episode, sobald sie ihm menschlich interessant ist, zum vollen Drama sich ausgestaltet, während er umgekehrt das entscheidende historische Element — im Götz von Berlichingen wie im Egmont — nur episodisch auffaßt.) In der folgenden Zeit habe man in der deutschen Litteratur eine Menge von geschichtlichen Tragödien erlebt, die alle zwischen dem rein biographischen oder rein geschichtlichen, dem episodischen, dem anekdotischen oder novellistisch-romantischen Standpunkt hin und her schwanken. Wie äußerst wenig in diesem Betracht für die Bühne gewonnen sei, ersehe man leicht aus den Rollenverzeichnissen unserer Helden; in der Hauptsache bleibe nur das Schillersche Repertoir übrig. Ausnahmen kämen wohl vor. So sei z. B. Cromwell eine stereotype Figur geblieben, weniger, weil ihn Raupach befriedigend analysierte, als seiner plastischen Schärfe wegen. „Die Schauspieler greifen oft den Dichtern vor und geben in schlechten Stücken, in welchen berühmte Helden auftreten, diesen vorläufig eine wahre und kenntliche Maske. So stehen Friedrich der Große, Karl XII., Richelieu, Peter der Große, Napoleon schon längst in den Verzeichnissen der Schauspielerrollen und machen auf den Brettern ihre historisch bekannten Gestikulationen, aber die bedeutsamen und würdigen Worte und Thaten dazu, die ihnen ein Dichter erst erfinden und vorzeichnen müßte, fehlen noch." In dieser letzteren Beobachtung zeigt sich der geistreich-praktische Bühnenkenner. Aber auch dies kommt vor: die historischen Masken, welche von den Schauspielern mit Schminke und Perücke schon früher fertig gestellt worden sind, beeinflussen auch wieder den Dramatiker. So fand z. B. Heinrich Laube den Oliver Cromwell, wie er ihn für sein Trauerspiel „Montrose" braucht, schon kostümiert, geschminkt und für sein Stichwort bereit in der Coulisse stehen und brauchte sich ihn nur herbeizuwinken.

Ueberraschend ist es, daß sich Gutzkow gegen das Tendenziöse im historischen Drama ausspricht, obgleich sonst die Zuspitzung zur Tendenz doch zum litterarischen Programm des jungen Deutschland gehörte. Heutzutage hat sich das Tendenzdrama mit historischer Scenerie so ziemlich ausgelebt; damals freilich waren die Helden der aufgeführten und nicht aufgeführten geschichtlichen Trauerspiele fast durchwegs die Rederöglinge des bekannten großen Vortragsmeisters Marquis Posa, die ihr Pathos etwa noch durch einige Accente aus den „Gedichten eines Lebendigen" verschärften. Gutzkow also sagt: „Der wahre Feind des wirklichen Gedeihens der historischen Muse ist die Tendenz. Diese, aus Deutschlands unfreien Zuständen geboren, hat litteraturgeschichtlich sicher ihre Berechtigung; aber dem historischen Drama ist sie kaum förderlich ge-

Digitized by Google

wesen. Man nahm, um für die Gegenwart gewisse Sätze zu beweisen, Charaktere der Vergangenheit und entkleidete sie der Naivetät, mit der sie die Handlungen verrichteten, für welche man ihnen die Kleider des Bewußtseins anzog. Die nächste Folge, da diese Helden alle dasselbe bekennen und beweisen mußten, war ihre gewaltige Ähnlichkeit . . . Sie sind alle liebenswürdig, alle vortrefflich, keiner weicht von der idealen Vollkommenheit ab, in der sich unsere ersten Helden und Liebhaber vor den Lampen allein gerne präsentieren mögen: alle sterben mit großen Phrasen von Selbstaufopferung für Völkerwohl und Freiheit . . ." So entschieden aber hier Gutkow die Tendenz im allgemeinen abzulehnen scheint, so nimmt er sie später wieder im besonderen Fall für seinen Wullenweber in Anspruch. „Möchte dieses Drama dazu beitragen, dem deutschen Volke jene Kraft zu vergegenwärtigen, die es entwickeln kann, wenn es sich nicht auf seine Staatsmänner, nicht auf seine Fürsten, sondern auf sich selbst verläßt!" Das ist doch Tendenz!

Ein anderer Vorredner, den zu vernehmen zunächst von Interesse wäre, stellt sich uns in Ferdinand Lassalle vor: „Franz von Sickingen. Eine historische Tragödie. 1859." Wir haben hier nicht das Werk eines Dichters vor uns, sondern eines mit starkem rhetorischen Naturell veranlagten Agitators. Die Absicht ist deutlich ausgesprochen, aus der diese Produktion hervorging; die dramatische Form ist nur Mittel zu einem außer der Poesie liegenden Zweck. „Der gewaltige Kulturkampf jener Zeit beherrscht noch unsere ganze Gegenwart und ist in seinen Resultaten maßgebend für die ganze deutsche Geschichte geblieben . . . Ich wollte, wenn möglich, diesen kulturhistorischen Prozeß noch einmal in bewußter Erkenntnis und leidenschaftlicher Ergreifung durch die Adern alles Volkes jagen. Die Macht, einen solchen Zweck zu erreichen, ist nur der Poesie gegeben — und darum entschloß ich mich zu diesem Drama." Zu solchem Ding, wie einer künstlerischen Schöpfung, entschließt man sich nicht; sie wächst unter anderen Bedingungen empor. Lassalle, der Dichter und Dramatiker aus Entschluß, war eben keiner, weil man bei aller sonstigen Bildung durch einen bloßen Willensakt seinen Ideen keinen poetischen Ausdruck zu leihen vermag. Wie es in Vorreden üblich ist, bringt er uns auch ein Stück subjektiver Ästhetik. „Ich setze den Fortschritt, den das deutsche Drama mit Schiller und Goethe über Shakespeare hinaus gemacht hat, dahinein, daß diese, zumal Schiller, das historische Drama im engeren Sinne erst geschaffen haben." (Eine ganz überraschende Entdeckung! Bis dahin war jedermann, auch Goethe und Schiller nicht ausgenommen, der bestimmten Meinung, daß das historische Drama auf Shakespeare zurückzuleiten sei.) „Aber selbst bei Schiller sind die großen Gegensätze des historischen Geistes nur erst der Boden, auf welchem sich der tragische Konflikt bewegt. So die Gegensätze des Protestantismus und Katholicismus im Wallenstein, Maria Stuart, Don Carlos. Was auf diesem historischen Untergrunde als die eigentliche dramatische Handlung hervortritt und ihre Seele bildet, ist doch wieder nur das rein individuelle Interesse und Geschick . . . Was ich dagegen für die höchste Aufgabe der historischen Tragödie halte, ist: die großen kulturgeschichtlichen Prozesse der Zeiten und Völker, zumal des eigenen, zum eigentlichen Subjekte der Tragödie, zur dramatisch zu gestaltenden Seele derselben zu machen — so daß es sich in einer solchen Tragödie nicht mehr um die Individuen als solche handelt, die nur die Träger und Verkörperungen dieser tief-innersten kämpfenden Gegensätze des allgemeinen Geistes sind, sondern um jene größesten und gewaltigsten Geschicke der Nationen, — Schicksale, welche über das Wohl und Wehe des gesamten allgemeinen Geistes entscheiden und von den dramatischen Personen mit der verzehrenden Leidenschaft, welche historische Zwecke erzeugen, zu ihrer eigenen Lebensfrage gemacht werden."

Was Lassalle hier mit so großen Worten von dem historischen Drama verlangt, kann kein wirklicher Dichter antreiben und leisten. Das höchste für die Poesie, zunächst für die dramatische Dichtung ist und bleibt der lebendige Mensch, das Individuum, der Charakter. Lassalle will aber vom Drama — nach der höchsten Auffassung desselben — nicht Menschen-Darstellung, nicht die Individualisierung, sondern die Verallgemeinerung: er will ganz einfach die Verflüchtigung der gestaltenden Kräfte der Dichtung in Gesinnungsrhetorik und Geschichtsphilosophie. Er selbst löst in dem vorliegenden Fall seine Aufgabe vor lauter hohen Intentionen sehr bühnenunkundig und dilettantisch. Wie gewöhnlich birgt sich hinter dem Titel der Stücke, die sich nach Franz von Sickingen nennen, immer Ulrich von Hutten als der eigentliche Held, um sofort in einer der nächsten Scenen „mit Rednergebärden und Sprechergewicht" hervorzutreten; nicht anders auch hier. Es ist aber gefährlich, bei eigener, starker Redelust einen ohnehin sehr beredten Helden zu wählen, der für sich selbst noch ausdrucksvoll das Wort zu führen verstand. Läßt sich der Autor noch überdies zu Citaten verleiten, dann hört man aus dem Stücke zwei Stimmen heraus: eine volle, eigenartige, und eine modern-abgeschwächte. An diesem Hauptgebrechen sind alle Huttendramen zu Grunde gegangen: es blieben rhetorische Übungsarbeiten auf dem Papier, nicht bloß unaufführbar, sondern eigentlich auch unlesbar. Neben dem „Orator der Christenheit" kommt der moderne Nachredner nicht auf; zwei Seiten aus dem „Auferwecker der deutschen Nation" oder dem „Badiscus", zwei Strophen aus dem „neuen Liede Herrn Ulrichs von Hutten" blasen dem ganzen Rededrama sein deklamatorisches Flackerleben aus.

In diesem Zusammenhang wäre eine praktische Warnung in Erinnerung zu bringen, welche Gustav Freytag in seinem so lehrreichen und geistvollen Buch „Die Technik des Dramas" vorträgt.

Das historische Drama, wie es gewöhnlich behandelt wird, leidet in der Regel an einem Übermaß von Stoff, welcher nicht glatt in die dramatische Form einzugehen vermag. Entweder sind es Gedankenprozesse der Helden, die sich nicht versinnlichen lassen, oder eine Komplikation des Äußerlich-Thatsächlichen, welche die deutliche Übersichtlichkeit und die klar zu stellende Beziehung zum Charakter des Helden, zu den Beweggründen ihres Handelns ungemein erschwert. Das historische Drama hat nach der jeweiligen Beschaffenheit des Sujets entweder ein Zuviel des Innerlichen oder — was noch häufiger vorkommt — ein Zuviel des Äußerlichen; beides ist in gleicher Weise ein Hemmnis der plastisch-dramatischen Gestaltung.

Das erstere ist der Fall, wenn der Dramatiker einen Helden des Gedankens, das andere, wenn er einen Staatsmann, einen kriegerischen Fürsten ꝛc. sich erwählt hat.

Digitized by Google

Freytag äußert sich hierüber folgendermaßen: „Ein ganz ungünstiges Stoffgebiet sind die inneren Kämpfe, welche der Erfinder, Künstler, Denker mit sich und der Zeit zu bestehen hat. Auch wenn er eine reformatorische Natur ist, wird der kundige Dramatiker sich nicht gern entschließen, ihn als Helden einer Handlung aufzuführen. Ist die geistige Arbeit eines solchen Helden dem lebenden Geschlecht nicht genau bekannt, so wird der Dichter die Berechtigung seines Mannes erst durch dialektische Prozesse und Darstellung eines geistigen Inhalts vorzuführen haben. Das mag ebenso schwierig sein, als es undramatisch ist. Setzt der Dichter aber ein lebendiges Interesse an solcher Persönlichkeit bei seinen Hörern voraus, so verfällt er einer Gefahr. Auf der Bühne hat das Gute, was man von einem Menschen voraus weiß, oder was von ihm berichtet wird, durchaus keinen Wert gegen das, was der Held auf der Bühne selbst thut. Und wenn es auch, wie bei volkstümlichen Helden wahrscheinlich ist, dem Dichter gelingt, durch eine bereits vorhandene Wärme für die Person des Helden die scenischen Wirkungen zu fördern, so verdankt er seinen Erfolg den Anteil, welchen der Hörer mitbringt, nicht dem Anteil, dem sich das Drama selbst verdient."

Ebenso ungünstig für die dramatische Gestaltung ist das politisch komplizierte Gefüge des Stoffes. „Ein staatskluger Fürst, welcher mit den Gewalten seines Landes verhandelt, mit Nachbarn Krieg führt und Frieden schließt, wird vielleicht dies alles thun, ohne daß einmal eine leidenschaftliche Bewegung in ihm sichtbar wird — und wenn sie zu Tage kommt, als geheimes Verlangen, als Unwille gegen andere, macht sie sich nur vorsichtig, wie in kurzen Wellen der Erregung bemerkbar. Der Gegenstand seines Wollens, ein politischer Erfolg, ein Sieg, wird sich in dem Rahmen der Bühne nur sehr mangelhaft zeigen lassen. Und die Scenen, in welchen dieser Kreis irdischer Interessen sich vorzugsweise bewegt, Staatsaktionen, Reden, Schlachten sind aus technischen Gründen nicht der bequemste Teil des Dramas. Auch von diesem Standpunkt aus muß davor gewarnt werden, den Stoff der politischen Geschichte auf die Bühne zu tragen ..." Dennoch widerstehen wir Modernen so schwer dem Reizvollen der historischen Sujets! Aber „unter den historischen Dramen, welche jährlich in Deutschland nachgeliefert werden, enthält die größere Hälfte wenig mehr als dialogisierte und verstümmelte Geschichte, etwa epischen Stoff in scenischer Form." Freytag hebt einen besonderen typischen Fall hervor, den er schärfer analysiert. „Noch immer geschieht es, daß ein Dichter unternimmt, das Leben eines heldenhaften Fürsten vorzuführen, wie dieser sich mit seinen Vasallen entzweit, mit seinen Nachbarn und der Kirche herumschlägt und verföhnt, zuletzt in einem solchen Kampfe untergeht. Der Dichter disponiert die Hauptmomente des historischen Lebens in die fünf Akte und drei Stunden eines Bühnendramas, setzt in Reden und Gegenreden politische Interessen und Parteistandpunkte auseinander, flicht wohl oder übel eine Liebesepisode ein und meint das geschichtliche Bild in ein poetisches verwandelt zu haben. Er ist zuverlässig nur ein mattherziger Verderber der Geschichte, kein Priester seiner stolzen Göttin. Was er geschaffen, ist nicht Geschichte, nicht Drama. Denn er hat allerdings einigen Forderungen seiner Kunst nachgegeben, hat den Charakter seines Helden sich einfach und kunstgemäß zugerichtet, ist mit kleiner und großer Zuthat nicht sparsam gewesen, hat auch dem komplizierten Zusammenhang der historischen Begebenheiten hie und da einen erfundenen untergeschoben. Aber er hat durch alles dieses eine Totalwirkung erreicht, welche in gutem Falle ein schwacher Abglanz jener erhabenen Wirkung ist, die das Leben des Helden bei guter Darstellung durch den Historiker hervorgebracht hätte. Und sein Irrtum war, daß er die historische Idee an die Stelle der dramatischen gesetzt hat."

Doch auch der Dichter von wahrem Beruf, welcher Würdiges von seiner Kunst denkt, ist vor der Gefahr dieser Irrung nicht gefichert. Er sollte sich immer zunächst fragen, ob er denn Gewaltigeres und Wirksameres durch seine Kunst geben könne, als die Geschichte selbst bietet — ja, ob er überhaupt in der Lage sei, durch die Mittel der Dramatisierung „auch nur einen Teil der Effekte herauszubilden, welche er in dem historischen Stoffe voraussühlend bewundert". Dieser Täuschung — ich möchte sie einen Rechnungsfehler der Phantasie in dem Vorauschlag des dramatischen Baues nennen — sind selbst Talente vornehmeren Ranges anheimgefallen. „Wohl ist es wahr: der Dichter vermag den Charakter seines Helden zu vertiefen. Was in der Seele Heinrichs IV. arbeitete, als er nach Canossa zog und im Büßerhemd an der Schloßmauer stand, ist Geheimnis des Dichters; der Historiker weiß davon wenig zu erzählen. Und auf solche Momente hat der Dichter ein unveräußerliches Recht. Aber Wesen und Wandelungen des historischen Helden vollziehen sich nicht vorzugsweise in Momenten der persönlichen Isolierung, und was den Dichter gelockt hat, war gerade ein heldenhaftes Wesen, dessen originelles Gefüge an verschiedenen Ereignissen sich darstellte. Nun sind diese Ereignisse sehr zahlreich. Der Dichter wird sich auf wenige der wichtigsten beschränken und auch diese wenigen umformen müssen ... Aber auch in der Darstellung dieser ausgewählten Ereignisse ist der Dichter wieder unendlich ärmer als der Geschichtsschreiber. Für jedes seiner Momente braucht er eine erklärende Einleitung, er muß die Hannos und Ottos, die Rudolfe und Heinriche dem Publikum vorstellen ... er muß zwei-, dreimal im Stücke anspannen und abwickeln, die Personen drängen und decken einander auf dem engern Raum, die aufschießende Teilnahme wird immer wieder geknickt. Im besten Fall wird nichts weiter erreicht, als eine und die andere groß ausgeführte Scene mit echtem dramatischem Leben, welche einzeln steht in einer Öde von skizzenhaften kurzen Andeutungen verstümmelter Historie, schwunglofer Erfindung."

Unser Autor fügt abschließend hiezu: „Ein ganzes politisches Menschenleben zu idealisieren, ist eine riesige Arbeit. Ein einziges historisches Moment kann dagegen dem Dichter überreichen Stoff geben. Denn, wie der Glaube da beginnt, wo das Wissen endet, so fängt die Poesie an, wo die Geschichte aufhört. Was die Geschichte zu melden weiß, darf dem Dichter nichts sein als der Rahmen, in welchen er seine glänzenden Farben, die geheimsten Offenbarungen der Menschennatur hineinmalt ..."

Da wir eben daran sind, Meinungen und Gutachten über unser Thema einzuholen, so dürfen wir auch den fachmäßigen Ästhetiker nicht unbefragt lassen. Friedrich Theodor Vischer scheint wieder im historischen Drama zu viel Nachdruck auf das Stoffliche und auf das Prinzipielle

Digitized by Google

zu legen; beides keine rein künſtleriſche Auffaſſung. Wie Hettner, auf den er ſich mehrfach beruft, unterſcheidet er nicht ſcharf zwiſchen dem hiſtoriſch Bedeutenden und dem dramatiſch Brauchbaren, und wo ein großer geſchichtlicher Gehalt zu Tage tritt, da iſt für ihn zweifellos auch vollgültige Poeſie da. Dem Stoffe nach teilt er die Tragödie in die ſagenhaft-heroiſche, in die hiſtoriſch-politiſche und in die bürgerliche. (Äſthetik, III. § 910.) Den günſtigſten Stoff für die hiſtoriſche Tragödie findet er in den großen Gärungsmomenten der neueren Zeit; die radikal einſchneidenden Naturen ſind da häufiger und handeln nicht nur mit hellem Bewußtſein, ſondern haben auch das tiefer in ſich konzentrierte Leben, deſſen das Drama bedarf. Nach der Auffaſſung und Durchführung des Vorwurfs teilt er das Drama in die Prinzipien-Tragödie und in das Charakter- und Sittendrama (§ 912). Der hiſtoriſch-politiſche Schauplatz enthält ihm am beſtimmteſten die Bedingung zu der Prinzipien-Tragödie, wogegen das Privatleben mehr auf das Charakterſtück und das Sittendrama führt u. ſ. f.

Wir hätten uns denn lange genug anhörend verhalten. Es waren ſo ziemlich die charakteriſtiſchen Hauptanſichten über das hiſtoriſche Drama, die wir vernommen haben.

Wie ſcheiden ſich dieſelben voneinander? Teils ſind es hochgeſpannte Poſtulate, die in der Regel von Theoretikern oder ſolchen Schriftſtellern ausgehen, die ſachmäßig nicht den Dichtern beizuzählen ſind; teils ſind es ſachliche Bemerkungen, welche von produzierenden Autoren herrühren, und gerade die letzteren faſſen die Aufgabe beſchränkter und vorſichtiger auf.

Und dies begreift ſich leicht. Die lebendige Produktion hat ihre eigene durchgeprobte Empirie und bildet ſich aus derſelben heraus beſtimmte Erfahrungsregeln. Mit bloßer Begeiſterung, mit eingebildeten höchſten Zielen kommt der Dramatiker von Profeſſion ſicherlich nicht lange auf. Iſt er durch die Erfahrung der Lehrjahre des Schaffens klug geworden, dann ſondert er das Erreichbare von dem bloß Gewünſchten und ſetzt ſich zumeiſt eine kürzere Diſtanz des Zieles. Als Anfänger giebt ſich der Produzierende der Macht des Stoffes gefangen — in der Zeit der Reife fühlt er ſich der Kunſtform verpflichtet und ſucht dieſer vor allem gerecht zu werden.

Woher die vielen und ſchmerzlichen Enttäuſchungen, welche das hiſtoriſche Drama ſeinen gläubigen Pflegern gebracht hat? Sie finden ihren letzten Grund darin, daß man das geſchichtlich Große ſofort auch für ein poetiſch Großes hielt — ein verhängnisvoller Irrtum, auf welchen Freytag mit Recht aufmerkſam macht. Der Held eines wichtigen Wendepunkts der Weltgeſchichte muß nicht darum ſchon ein geeigneter Held für das Drama ſein. Auf einen hiſtoriſchen Stoff, der nicht völlig fabelgerecht iſt, d. h. ſich den Bedingungen der dramatiſchen Organiſation ebenſo naturgemäß fügt, als ob er für dieſen Zweck frei erfunden wäre, muß der erfahrene Dichter von vornan verzichten, ſoviel des Anlockenden ſonſt der Stoff für ihn haben mag.

Wir dürfen ſchließlich nicht vergeſſen, daß die in höherem Sinn erfaßte Geſchichtſchreibung ebenſohr Darſtellung und Kunſtform ſei, wie das Drama. Sie iſt Kunſtform mit wiſſenſchaftlichem Apparat, ſie iſt Darſtellung unter komplizierteren Bedingungen der Aufarbeitung des Stoffes. Die wiſſenſchaftliche Kunſt des Geſchichtſchreibers — wenn wir ſie ſo nennen dürfen — iſt gleichſam ein ruhigeres, aber nicht minder gehaltvolles Geſchäft neben jenem des Dichters, nur temperiert und in richtigem Zug gehalten durch die ernſte Methode der Forſchung. Der geiſtvolle Hiſtoriker hat bei allem objektiven Wahrheitsdrang auch einen Anteil an den dichteriſchen Gaben, weil ohne den Scherblick der Phantaſie das Eindringen in das Gewebe der Motive des Handelns und in die Geſamtanſchauung eines großen hiſtoriſchen Charakters nicht möglich iſt. Er giebt uns ein detailliertes Bild des geſchichtlich Bedeutenden, welches unſeren Verſtand und unſere Einbildungskraft — wenn die letztere nicht zu träge iſt — gleicherweiſe anregt: ein Bild, das uns in ſolcher beziehungsreicher Vollſtändigkeit kein Dramatiker zu bringen vermag. Müſſen wir denn alle großen Anregungen nur aus einer Hand, aus jener des Dichters, und in fünffüßigen Jamben hingegäbt erhalten? Klio iſt eine andere Muſe als Melpomene — und jede von beiden hat ihr eigenes, gutes Muſenrecht für ſich.

Ich glaube aber, daß das hiſtoriſche Drama nur durch dasjenige wirkſam wird, was nicht daran hiſtoriſch iſt. Es findet hiebei eine geheime Geſchäftsübertragung der Geſchichte an die Poeſie ſtatt, deren Modalitäten man doch auf die Spur kommen dürfte. Es ſoll verſucht werden, demnächſt dieſer Frage näher zu kommen, nachdem ich mich vorläufig nur referierend verhalten habe und andere ſich ausſprechen ließ, um in dieſer wichtigen Angelegenheit Stimmen zu ſammeln und gegeneinander abzuwägen.

Zur Charakteriſtik Anaſtaſius Grüns.

Nach ungedruckten Briefen.

I.

Das Jahr 1866, welches die Trennung der ſtaatsrechtlichen Bande zwiſchen Deutſchland und Öſterreich brachte, bedeutet auch einen Markſtein in der Entwicklung des geiſtigen Lebens in Deutſch-Öſterreich. Die Thatſache an ſich iſt nicht verwunderlich, wohl aber die Art, in welcher ſich jene Entwicklung vollzog. Nach dem Prager Frieden galt es den Offiziöſen Belcredis, ſowie den Slaven und Halbſlaven als ein Dogma, daß nun die Ära einer „rein öſterreichiſchen“ Litteratur beginne, und einer dieſer Halbſlaven gründete ſogar in Graz ein eigenes Blatt für die neue Litteratur, welches ſich „Öſterreichiſche Gartenlaube“ nannte. Das Blatt iſt längſt tot, ſein Herausgeber zählt heute zu den litterariſch Toten, und die neue Litteratur braucht nicht erſt zu ſterben, weil ſie nie das Tageslicht erblickt hat. Das Gegenteil von dem Erwarteten iſt eingetreten; das Bedürfnis, das Band

Digitized by Google

der geistigen Einheit zu stärken, nachdem jenes der politischen zerschnitten worden, ergriff in gleicher Weise die Dichter wie das Volk; das Nationalgefühl äußerte sich immer stärker, und während man zur Zeit, da Österreich politisch eine Provinz des deutschen Reichs war, von einer rein österreichischen Richtung in der Litteratur sprechen konnte, trägt heute die deutsche Dichtung in Österreich kaum eine stärkere provinzielle Prägung, als jene in Schwaben und am Rhein. Kein deutscher Dichter in Österreich will heute etwas anderes sein als ein treuer Sohn seines Volkes, ein Dichter für die gesamte Nation. Lassen sich unzweifelhaft auch in dem Schaffen der modernen deutschen Dichter und Schriftsteller Österreichs Eigentümlichkeiten nachweisen, welche sie von den Dichtern der andern deutschen Stämme scheiden, so wurzeln dieselben eben nur in der eigentümlichen Landschaft, dem Volkscharakter des Stammes; ein bewußter Unterschied oder gar ein solcher politischer Tendenz liegt nicht vor.

Das war, wie bereits angedeutet, vor 1866 in jeder Beziehung anders. Wohl fühlten sich auch Grillparzer, Lenau und Grün, sowie die dii minorum gentium im Gefolge dieses glänzenden Dreigestirns als gute Deutsche, aber ihr österreichisches Bewußtsein stand ihnen doch fast ausnahmslos in erster Reihe; wohl wollten auch sie von vornherein werden, was sie kraft ihrer Begabung in größerem oder geringerem Maße geworden sind, Dichter der gesamten Nation, aber die Besonderheit in ihrem Schaffen war nicht bloß eine unbewußte und natürliche, sondern auch eine zweckbewußte und tendenziöse. Das soll in keiner Weise ein Vorwurf für die Manen dieser Männer, sondern nur eben die Feststellung einer geschichtlichen Thatsache sein; auch sie wurzelten, wie jeder Dichter, in ihrer Zeit und ihrem Volke, ihr Lied und Wort gab dem Ausdruck, was Zeit und Volk bewegte, und die Treue, mit welcher sie zu ihrem Stamme und Vaterlande standen, ist sogar ein echt deutscher Zug. Das Volk vergalt ihnen diese Liebe wenig, das Vaterland gar nicht; vielleicht nie hat sich ein Staat an seinen Poeten schwerer vergangen, als das vormärzliche, vermetternichte Österreich an jenen Männern. Es belud sie mit allem brutalen oder kleinlichen Druck, welcher den Flug der Seele hemmen kann; wie in einem Kerker mußten sie sich in ihrem großen, schönen Vaterlande fühlen, und eben darum, weil es so unglücklich war, liebten sie es um so heißer. Hauptsächlich diese Liebe hat sie nächst ihrem Talente zu dem gemacht, was sie heute in der Litteratur bedeuten, und vielleicht bei keinem von ihnen hat sie sich rührender geäußert, als bei dem Grafen Anton Alexander von Auersperg, welcher sich unter dem Pseudonym Anastasius Grün vor nun sechzig Jahren zuerst in die Litteratur einführte. Ihm drückte diese zornige Liebe geradezu die Feder in die Hand und begleitete ihn durch sein ganzes Leben. Ein abschließendes Urteil über den Dichter zu geben, ist nicht Zweck dieser Zeilen, und kaum brauchen sie daran zu erinnern, daß er trotz einzelner dichterischer Schwächen, unter welchen die Häufung von Metaphern obenan steht, zu den bedeutendsten lyrisch-epischen Talenten des ablaufenden Jahrhunderts gehört; ihr Zweck ist ein anderer: sie sollen Bausteine zu seiner intimeren Charakteristik beibringen und an der Hand neuer Quellen ein Bild seines eigenen litterarischen Schaffens in seinen besten Jahren, sowie der Verhältnisse, unter denen er produzierte, entrollen. Es ist dies leider keine überflüssige Arbeit, da Grün noch immer neben jenen drei Denkmälern in Graz, Laibach und Thurn am Hart, welche ihm die dankbare Nachwelt errichtet, das beste und wünschenswerteste entbehren muß, eine quellenmäßige, von kundiger Hand entworfene Biographie.

Unser Quellenmaterial reicht von 1834, dem achtundzwanzigsten Lebensjahre des Dichters, bis zu seinem sechsundvierzigsten, dem Jahre 1852; es ist ein Konvolut von etwa hundert Briefen, welche der Dichter an seinen Freund und Verleger Karl Reimer, den Besitzer der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig, gerichtet. Wir geben selbstverständlich nur die wichtigen und bezeichnenden Stellen aus den Briefen wieder und auch diese nur, soweit sie sich nicht auf politische Verhältnisse beziehen. Anton Alexander Graf von Auersperg, am 11. April 1806 zu Laibach als der Sproß eines der ältesten und reichsten Adelsgeschlechter Inner-Österreichs geboren, war 1834 nicht bloß einer der angesehensten Magnaten seines Landes, sondern bereits auch unter dem Pseudonym Anastasius Grün, welches er zunächst für seine „Blätter der Liebe", 1830, dann den Romanzen-Cyklus „Der letzte Ritter" gewählt hatte, einer der namhaftesten Dichter Deutschlands. Die im folgenden Jahre anonym erschienenen „Spaziergänge eines Wiener Poeten", bei welchen der Schleier der Autorschaft bald gelüftet war, hatten ihn vollends zu einem populären Dichter gemacht, um dessen Werke und Beiträge die Verleger und Redakteure Deutschlands sich eifrigst bemühten.

So hatten ihn denn auch Chamisso und Schwab seit 1830 zum Mitarbeiter ihres Musenalmanachs gewonnen, welcher im Weidmannschen Verlage erschien. Die Handlung wünschte den glänzenden Dichternamen enger an sich zu fesseln und fragte Ende 1833 bei ihm an, ob er ihr nicht eine Sammlung seiner Gedichte anvertrauen wolle. Noch ehe Grün dieses Schreiben an die Adresse seines Gutes Thurn am Hart erhalten, hatte er sich seinerseits mit einem anderen Antrag von Wien aus an die Handlung gewendet. Er fragte am 25. Januar 1834 an, ob und unter welchen Bedingungen Weidmann bereit wäre, den Nachlaß des 1832 in Verona verstorbenen Dichters Ludwig Halirsch, um dessen Herausgabe und Sichtung Grün von dem Vater des jung verstorbenen Lyrikers ersucht worden, zu verlegen. „Dieser Nachlaß," schreibt er, „besteht aus Novellen, Briefen und Gedichten aus Italien, einigen kritischen Aufsätzen u. s. w., welchen ich als mehrjähriger Freund des Verewigten einen biographischen Artikel voranzusenden würde. Daß ich bei der Auswahl sehr strenge sein werde, ist eine Pflicht, die mir das Andenken des Verstorbenen auferlegt. Das Ganze dürfte etwa aus einem oder höchstens zwei Bänden bestehen und das Interessanteste darunter die Gedichte und Briefe aus Italien sein." Die Antwort Weidmanns erfolgte umgehend. Ihren Inhalt lernen wir aus der Notiz kennen, welche Reimer auf das Schreiben Grüns gemacht: „Wenn wir den Verlag übernehmen, könnte es nur geschehen, um mit ihm in nähere Verbindung zu treten. Wegen Sammlung seiner Gedichte wiederholt um Antwort gebeten." Hier Grüns nächster Brief in seinen Hauptstellen:

„Ew. Wohlgeboren

haben mich durch die schnelle Beantwortung meines

Digitized by Google

letzten Schreibens sehr verbunden. In Betreff des Halirschschen Nachlasses kann ich Ihren Ansichten in keiner Hinsicht widersprechen. Es thut mir leid, wenn Sie sich aus Gefälligkeit für mich in eine Ihnen nicht vorteilhaft scheinende Unternehmung einlassen wollten. Ich werde daher den Vater des Verstorbenen zu bereden suchen, die Herausgabe der nachgelassenen Schriften seines Sohnes, welche er als Gewissenspflicht aus dem Standpunkte zarter Pietät ansieht, hier in Wien besorgen zu lassen, umsomehr, da dem Unternehmen durchaus keine Censurhindernisse im Wege stehen.

„Ihr ehrenvoller Antrag, meine gesammelten Gedichte herausgeben zu wollen, hat mich sehr erfreut, doch bin ich der Meinung, daß eine Sammlung derselben noch zu früh käme. Auch kann ich mich selbst nicht recht dazu entschließen, indem ich noch immer, wie meine jährlichen Beiträge zum Musenalmanach zeigen, produktiv bin und manches spätere Produkt noch nach der Herausgabe entstehen könnte, um das es mir, wenn es nicht schlechter ausgefallen ist, als die gesammelten, leid thäte, es nicht mehr der Sammlung vereinigen zu können. Auch habe ich, aufrichtig gestanden, bei meinem letzten Besuche Stuttgarts ein paar Worte hierüber gegen Cotta fallen lassen, die ich, ohne inkonsequent zu sein, nicht ohne Ursache von seiner Seite zurücknehmen kann. Um Ihnen jedoch einen kleinen Beweis zu geben, wie sehr ich Ihren schmeichelhaften Antrag zu ehren weiß, mache ich Ihnen folgenden Vorschlag. Ich habe ein Gedicht, betitelt „Vier Ostern", vier poetisch aufgefaßte Momente aus den Schicksalen Jerusalems nach seiner Zerstörung fertig liegen. Es schien mir zu groß für die Aufnahme in den Musenalmanach und doch wieder zu klein zu einer selbständigen Herausgabe. Meine hiesigen Freunde bereden mich zu dem Letzteren. Das Gedicht besteht aus vier Abtheilungen, zusammen 138 vierzeilige Strophen, also 552 Verse. Sehr splendid, nämlich drei, höchstens vier Strophen auf eine Seite gedruckt, dürfte es samt der noch nicht fertigen Widmung an meinen Freund Joseph von Hammer ein Büchlein von ca. 50 Seiten oder etwas darüber werden. Der Inhalt steht weder an innerem Interesse, noch an der äußeren Ausführung dem Besten, was ich bisher schrieb, nach; hiernach können Sie vorläufig urteilen und mir gefälligst mittheilen, ob Sie geneigt wären, Druck und Verlag zu übernehmen. Über die Bedingnisse werden wir ohne Zweifel einig."

Der Nachlaß von Halirsch erschien erst 1840 bei Gerold in Wien, der Herausgeber ist nicht unser Dichter, sondern Johann Gabriel Seidl. Als interessantes Detail zur Entstehungsgeschichte von Grüns Werken können wir aus diesem Briefe ersehen, daß die Dichtung „Fünf Ostern", welche thatsächlich zu dem Besten gehört, was wir von Grün besitzen, ursprünglich bloß vier Gesänge zählte, so daß der fünfte und schönste Gesang („Und Ostern wird es einst, der Herr steigt nieder . . ."), der Hymnus auf die Ostern der Zukunft, erst später hinzutrat und gar nicht in der ursprünglichen Absicht lag, was man nach der ganzen Anlage des Gedichts kaum für möglich hätte halten können.

Reimer beantwortete das Anerbieten sofort zustimmend, doch blieb die Sendung des Manuskripts aus. In einem Schreiben vom 16. Oktober kam der Leipziger Verleger daher nochmals auf die Sache zurück und teilte gleichzeitig dem Dichter mit, daß das Porträt desselben im Musenalmanach für 1836 erscheinen werde. Aus dem Antwortschreiben Grüns (Thurn am Hart, 3. November 1834) teilen wir folgende Stellen mit:

„. . . Ich müßte nur die Unwahrheit reden, wenn ich leugnen wollte, daß mir der schmeichelhafte Inhalt Ihres Schreibens eine angenehme Überraschung gewesen. Wenn Sie damit einverstanden sind, meinem Bildnisse nur meinen angenommenen Dichternamen als Unterschrift beizufügen, so habe ich nichts dagegen einzuwenden, wenn Sie demselben den freilich unverdienten Ehrenplatz vor dem Musenalmanach einräumen wollen . . . Die „Ostern" sind Ihnen gewiß, doch werden sie, da sie mir zum selbständigen Auftreten zu dünnleibig scheinen, noch einige Genossen erhalten, nach deren gänzlicher Vollendung Sie das Manuskript allsogleich, wahrscheinlich noch im Laufe des nächsten Winters, empfangen sollen, wodurch das Erscheinen des Büchleins bis Ostern 1835 möglich wäre. Von dem günstigen oder ungünstigen Erfolge desselben wird es abhängen, ob ich früher oder später an die Gedichtsammlung gehen dürfte, welche ich kaum in besseren Händen als den Ihrigen wüßte."

Erst etwa ein Jahr später vermochte der Dichter sein Wort einzuhalten. Er hatte während dieser Zeit nicht bloß den Schlußgesang der „Ostern", sondern auch drei neue Dichtungen, „Der Turm am Strande", „Eine Fensterscheibe", „Cincinnatus", beendet, welche er nun dem ersten Manuskript beifügte. Seinem Begleitschreiben entnehmen wir die folgenden Stellen:

„Zugleich mit diesen Zeilen sende ich das längst versprochene, jetzt fertig gewordene Manuskript an die Gerold'sche Buchhandlung zur Weiterbeförderung an Sie ab. Ich hielt es für zweckmäßig, gegenwärtiges Schreiben auf dem direkten schnelleren Postwege an Sie vorauszusenden, damit, falls Sie dies Büchlein im Michaelis-Meßkataloge ankündigen wollen, mein Aviso noch zurecht käme. Jenes führt den Titel „Schutt. Dichtungen von Anastasius Grün" und wird, wenn es eben in der Abtheilung, wie es geschrieben ist, auch gedruckt wird, 202 Seiten zählen. Ich ersuche Sie, mir bald nach dessen Empfange und genommener Einsicht gefälligst Nachricht geben zu wollen. Die Bestimmung des Honorars überlasse ich Ihrem billigen Ermessen; nur wünschte ich, daß die Auflage nicht gar zu stark an Zahl der Exemplare und im Äußern nett und elegant, wie dies ja ohnedies bei Ihren Verlagsartikeln der Fall, im Innern aber mit so wenig Druckfehlern als möglich ausgestattet werde."

Reimer acceptierte das Verlagsanerbieten und normierte die Auflage auf 750 Exemplare, das Honorar auf 40 Dukaten. Wie wenig unser Dichter damit zufrieden war, mag das nachstehend mitgeteilte Schreiben erweisen:

Wien, den 4. Januar 1836.

Ew. Wohlgeboren!

So schwer es mir auch fällt, muß ich Ihnen doch gestehen, daß die Art und Weise Ihres Verfahrens gegen mich als Schriftsteller und mein in Ihrem Verlage erscheinenes Büchlein es mich fast schon bereuen läßt, mit Ihnen in Verbindung getreten zu sein. Wenn Sie, wie in Ihrem letzten Schreiben geschah, mir in diesem

Digitized by Google

Augenblicke wo Sie mir einen Spottpreis von Honorar anbieten, zugleich eröffnen, daß das Manuskript schon der Druckerei übergeben sei und mir auf diese Weise jeden Rücktritt und jede Verwahrung versperren, muß ich dieses Benehmen doch im grellsten Kontraste mit Ihren früheren lockenden Verheißungen finden. Gottlob! es ist wahr, ich schreibe nicht um Geld und hätte Ihnen die Produkte einiger vergnügter Mußestunden ebenso leicht umsonst überlassen können, doch ich sehe in unserem gegenseitigen Verhältnisse keinen Grund, keine Veranlassung dazu, daß ich aus obigem Grund Nachtheil (und Sie Vortheil) ziehen soll. Wenn Sie bedenken, daß keine meiner früheren Schriften (die der in Ihrem Verlage gedruckten doch an Gehalt so ziemlich nachstehen) so schlecht honorirt wurde, als diese, daß mein Freund Lenau von Cotta für die Wiederauflage seiner schon früher glänzend honorirten Gedichte 1000, sage eintausend Gulden, Grillparzer von dem hiesigen Taschenbuch „Vesta“ für einen kleinen Liederecyklus 100 Gulden, Platen für das Gedicht „Die Abassiden“ von demselben Taschenbuche 100 Ducaten erhalten hat, so werden Sie das schreiende Mißverhältniß, das mich trifft, zur Genüge einsehen. Doch wozu Ihnen vorstellen, was Sie ja ohnedies besser wissen als ich. Ich überlasse das Weitere Ihrer Einsicht und begnüge mich einstweilen mit dem Gefühle, rechtlich und vorwurfsfrei Ihnen gegenüberzustehen.

A. Auersperg.“

Daran sei ohne weiteren Kommentar, den sich der Leser leicht selbst hinzufügen kann, das Antwortschreiben Reimers gereiht:

„Ew. Hochgeboren!

Nach langem Warten auf eine geneigte Antwort von Ihnen hatten wir Ihr Stillschweigen für Einwilligung genommen und Ihnen gestern 40 Dukaten in einer Anweisung nach Thurn am Hart gesendet.

Einige Stunden nachher erschreckte uns Ihr Geehrtes vom 4. dieses Monats. Wir haben mit großer Freude den Druck eines wahrhaften Dichterwerkes übernommen und dabei hauptsächlich das Ehrenvolle eines solchen Verlages im Auge gehabt. Dieses Ziel haben wir nun ganz verfehlt, denn nach Empfang eines so vorwurfsvollen Briefes von dem Herrn Verfasser dürfen wir uns dieses Unternehmens nicht mehr rühmen, doch können wir uns glücklicherweise von der Schande freisprechen, eine solche Behandlung verdient zu haben.

Es thut uns schmerzlich leid, in eine Erörterung unseres Verhältnisses eingehen zu müssen, um so mehr, da wir etwas der Art nicht entfernt erwartet.

Bei Übersendung des Manuskripts überließen Sie das Honorar unserer Billigkeit und wünschten nur eine kleine Auflage und baldiges Erscheinen. Wir machten also einen Überschlag, nach welchem der Gewinn halb Ihnen und im günstigsten Falle des freilich wahrscheinlichen Verkaufs der ganzen Auflage halb uns zufallen sollte. Nach dieser Berechnung boten wir Ihnen für 750 Exemplare 40 Dukaten. Hätten wir geglaubt, 1500 drucken zu dürfen, so würden wir Ihnen wegen langsamen Absatzes nicht ganz das Doppelte, also 70 Dukaten geboten haben, hätten wir aber einige Vermuthung gehabt, daß Sie etwa in einem möglichst großen Honorar einen Ehrenpunkt setzen und, wie Platen that, vom Verleger verlangten, er solle sich ohne Rücksicht auf Gewinn an der Ehre genügen lassen, so würden wir auch darauf eingegangen sein und jedes Honorar zugestanden haben, das der geringe Umfang des Werkes nur entfernt zuließ. Derlei Verhältnisse kommen bei Cotta und Anderen vor, und wir selbst drucken namentlich den Musenalmanach mit einem jährlichen Schaden von einigen hundert Gulden. Aus diesen und anderen Gründen läßt sich ein fester Maßstab für Honorar nicht annehmen, wie Sie denn selbst die erste Rücksicht, nämlich die auf eine größere oder kleinere Auflage aus den Augen gelassen zu haben scheinen. So geschieht es auch wohl bei einem beliebten Taschenbuche, das den berühmten Namen eines Dichters für wenige Seiten theuer honorierte. Wenn aber Ew. Hochgeboren eine besondere Ansicht von solchen Verhältnissen gefaßt haben, so wollen wir nicht versuchen, Sie eines Anderen zu belehren, das jedoch wünschten wir zu erreichen, daß Sie ferner nicht glauben, wir hätten Ihnen einen Spottpreis bieten wollen, wofür wir jeden Sachverständigen, der die Größe der Auflage kennt, als Zeugen anrufen könnten. Daß das Manuskript sogleich der Druckerei übergeben wurde, darin glaubten wir Ihren Wunsch zu erfüllen, keineswegs aber Sie in Ihren Ansprüchen zu beschränken. Demgemäß sind wir jetzt noch zu jeder Zahlung bereit, die Sie uns aufgeben wollen, denn Ihnen ein neues Erbieten zu machen, getrauen wir uns nach dem Vorgegangenen nicht. Zugleich erlauben wir uns, Ihnen die Notiz zu geben, daß die kleine Auflage möglicherweise bald vergriffen sein könnte. Zu übersehen ist es nicht. Wir können die nach Österreich begehrten Exemplare nicht mehr liefern, es scheint aber, daß wir zur Ostermesse von anderen Gegenden her eine ziemliche Anzahl zurückbekommen werden. Sollten Ew. Hochgebohren von dem Irrthum, daß wir uns auf eine unrühmliche Art an Ihnen hätten bereichern wollen, so ganz zurückkommen, daß wir auch ferner auf das ehrenvolle Verhältniß zu Ihnen rechnen dürfen, so würden wir immer vorziehen, die Vorschläge von Ihnen zu hören.“

Grün beantwortete dieses Schreiben nicht. Auf eine neue Zuschrift vom 11. Februar 1836, in welcher ihm die Mittheilung wurde, daß eine neue Auflage nötig geworden, gab er die nachstehende, in ihren Hauptstellen wiedergegebene Antwort:

„Ich beeile mich Ihnen zu erwidern, daß ich Sie zur Veranstaltung einer neuen Auflage des „Schutt“ ermächtige, wenn Sie mit den nachfolgenden Bedingungen einverstanden sind: daß nämlich die zweite Auflage nicht stärker werde als die erste, mithin nicht mehr als 750 Exemplare, daß Sie mir dafür das Honorar der ersten Auflage erneuern, daß mir nach drei Jahren jedenfalls oder in dem freilich kaum denkbaren Falle, daß die zweite Auflage früher vergriffen werden sollte, mit dem Eintreten dieses Umstandes die weitere Verfügung über das Werk zum Behufe einer dritten Auflage oder Aufnahme in eine Sammlung meiner Schriften frei stehen soll; ferner, daß die Auflage an Format und Ausstattung mit der ersten übereinstimme und auch sonst correct und sauber ausfalle. In der Widmung belieben Sie statt Joseph von Hammer zu setzen: Joseph

Digitized by Google

Freiherrn von Hammer-Purgstall. (Folgt ein Druckfehlerverzeichnis.)

Daß, wie Sie mir schreiben, der „Schutt" bis jetzt die Massen der Leser nicht berührt hat, das liegt, wenn nicht am Buche selbst, auch theilweise daran, daß Sie es sehr wenig angezeigt haben und daß die öffentlichen Blätter bisher noch wenig Notiz davon genommen haben. Ich erlaube mir Ihnen zu bemerken, daß eine Ankündigung durch die Allgemeine Zeitung und die Wiederholung derselben nach einer mäßigen Zwischenzeit wenigstens in Österreich, wo wir so wenig bibliographische Anzeigen haben, gewiß sehr viel bewirkt. Von Recensionen habe ich bisher nur drei gelesen, eine im Phönix, eine im Berliner Freimüthigen und eine in der Berliner literarischen Zeitung. Alle drei sind günstig, doch leider in Blättern, die wenig in's große Publikum kommen. Sollten die Recensionen im Morgenblatt und in den Brockhausischen Blättern günstig ausfallen, so wird dies gewiß auch weiter wirken.

Nun noch eine Gewissensfrage! Hätten Sie Neigung und Muth eine neue, umgearbeitete und verbesserte Auflage des „Letzten Ritters" zu übernehmen? Ich habe die feste Überzeugung, daß eine Auflage von 500 oder 750 Exemplaren, wenn sie im Gegensatze mit der ersten Auflage wohlfeil, correct, elegant und in einem anständigen Formate, das sich doch unter andere moderne Bücher stellen läßt, von Stapel liefe, gewiß und namentlich in Österreich noch guten Absatz finden dürfte. Ich weiß, daß das Buch noch kürzlich in der Licitation eines hier verstorbenen Magnaten um den vollen Ladenpreis verkauft wurde. Viele Leute sagten mir selbst, daß sie das Format der ersten Auflage von dem Ankauf abgehalten habe und fragten mich, ob nicht zu einer zweiten bequemeren Hoffnung sei? Die erste vor sechs Jahren erschienene Auflage muß, da sie trotz aller Hindernisse, die der Verleger selbst aufsänfte, doch ging, schon fast vergriffen sein. Ich bitte Sie hierüber um Ihre Ansicht.

In Betreff der Sammlung meiner Gedichte glaube ich noch eine Zeit lang warten zu müssen. Ich habe meinen Vorrath dieser Tage durchmustert und gefunden, daß ich, da ich bei der Auswahl sehr streng sein will, kaum Materiale für ein Bändchen von 200 Seiten habe. Von meinen größeren Arbeiten würde ich keine, namentlich den „Schutt" auf keinen Fall darin aufnehmen, da sie ja für sich in Form, Idee und Tendenz abgeschlossen und nicht leicht unter einen Hut zu bringen sind.

Zum Musenalmanach sende ich nächstens von Thurn am Hart einige Beiträge. Wessen Bild kommt zum nächsten Jahrgang und wie hat sich die Meinungsverschiedenheit hierüber ausgeglichen? Wenn der Musenalmanach nicht das Organ einer abgeschlossenen Potenzunft werden soll, läßt sich Heine nicht ausschließen, so wenig sich seine Erscheinung aus der deutschen Literatur wegignoriren oder wegleugnen läßt."

Den Schluß des Schreibens bilden einige unwesentliche geschäftliche Mittheilungen, hingegen ist das Postskriptum beachtenswert:

„Ich habe in neuester Zeit wesentliche Gründe und Veranlassungen zu der Bitte gefunden, daß Sie die Identität meiner Person und Anastasius Grüns gegen Niemanden zugeben mögen."

Der Dichter hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß die österreichische Regierung, durch die Denunciation eines seiner persönlichen Feinde aufgerüttelt, ein Strafverfahren gegen ihn einzuleiten beabsichtige. Von dieser, für das metternichsche Regime sehr traurigen und beschämenden Angelegenheit werden wir noch in der Folge zu sprechen haben. An sonstigen Erläuterungen fügen wir bei, daß sich die Änderung in der Widmung durch die kurz vorher erfolgte Erhebung Hammer-Purgstalls in den Freiherrnstand erklärt. Der erste Verleger des „Letzten Ritters" war Franckh in Stuttgart, von dem dann Hallberger die Restvorräte übernahm. Das Format jener Auflage war ein unförmliches Groß-Oktav. Bezeichnend ist das energische Eintreten des Dichters zu Gunsten Heinrich Heines, welchen er damals noch nicht persönlich kannte. Als Reimer auf Chamissos Vorschlag den achten Jahrgang des Musenalmanachs, den für 1837, mit dem Porträt Heines zu schmücken beschloß, obwohl dieser nicht Mitarbeiter war, und sich die Kunde hievon verbreitete, sagten sich bekanntlich die Schwaben vom Almanach los und Gustav Schwab legte seine Stelle als Herausgeber nieder, was der Leser, wenn uns nichts anderem, dann sicherlich aus der beißenden Satire kennt, mit welcher Heine seinen Feinden am Neckar diesen „Schwabenstreich" vergalt. Was Grün bewog, sich für Heine und gegen die Schwaben zu erklären, war lediglich sein Gerechtigkeitsgefühl, denn er war mit diesen persönlich aufs innigste befreundet, während er Heine, wie erwähnt, noch nicht kannte.

Weidmann nahm die Bedingungen bezüglich des „Schutt" an und erklärte sich auch zu einer neuen Auflage des „Letzten Ritters" bereit, sofern dieselbe als erster Band einer Gesamt-Ausgabe der „Poetischen Werke von Anastasius Grün" erscheinen könne. „Dazu" erwiderte der Dichter am 12. April 1836, „ist es wohl noch zu frühe, da ich kaum seit einigen Tagen dreißig Jahre alt geworden bin und, so Gott will, noch Kraft und Lust fühle, mancherlei noch auf die Beine zu stellen. An Hallberger schreibe ich unter Einem, um von ihm die freie Verfügung über den „Letzten Ritter" zu erwirken . . . Zum Musenalmanach sende ich gewiß so viel als möglich ein, da es sich heuer darum handelt, dies Asyl der deutschen Lyrik vor dem Untergange zu retten; der Austritt der Schwaben läßt doch eine empfindliche Lücke. Fertig habe ich leider fast gar nichts, da ich kürzlich meinen ganzen Vorrat an den Lenauschen Frühlingsalmanach abgegeben habe."

Schon wenige Wochen später, am 3. Mai 1836, folgten die versprochenen Beiträge. „Es ist beinahe mein ganzer dermaliger lyrischer Vorrat! Empfehlen Sie mich recht herzlich an Chamisso; was ihm aus dem Kram nicht behagt, soll er weglassen und sind Sie mit der Zeit nicht zu sehr pressirt und sollte es Ihnen noch an Materiale fehlen, so kann ich in einiger Zeit noch Einiges nachsenden. Übrigens dürfte es dem Musenalmanach gar nicht schaden, wenn er etwas weniger dickleibig ausfiele ich erinnere nur an die ersten Jahrgänge, die kaum halb so korpulent waren als der letzte und doch auch ihr Glück gemacht haben.

Zum Theil ist es mir lieb zu erfahren, daß die zweite

Digitized by Google

Auflage des „Schutt“ noch nicht gedruckt ist. Sollte dies im gegenwärtigen Augenblicke noch der Fall sein, so bitte ich Sie, den Separatabdruck zu unterlassen, indem ich doch nach reiferer Überlegung auf Ihre Idee einer Sammlung eingegangen bin und indem man wahrscheinlich nur zu diesem Behufe die freie Disposition über den „Letzten Ritter“ erwerben könnte. Es käme hauptsächlich darauf an, über die Modalitäten der Sammlung, welcher auch die „Spaziergänge“ nicht fehlen dürften, da sie sich neu rekrutirt haben, von Ihnen einen Vorschlag zu hören. Zwei Bände könnten das bisher Erschienene fassen — I. Gedichte. Schutt. II. Letzter Ritter. Spaziergänge. — Nur, fürchte ich, schiebt man sich durch derlei frühe Gesammtausgaben für Absatz und Würdigung späterer Schriften den Riegel vor. Es ist nicht nur möglich, sondern höchst wahrscheinlich, daß ich Sie im Laufe des Sommers in Leipzig sehe, wo wir uns über die Details leicht verständigen könnten. In Betreff des „Letzten Ritters“ schreibt Hallberger, daß er noch an 500 Exemplare vorrätig habe. Da ich in der Unbesonnenheit und Unkenntniß eines Anfängers damals mit Francky wirklich nichts über die Anzahl der zu druckenden Exemplare stipulierte, weiß ich nicht, wie viel ursprünglich davon gedruckt wurden, doch muß die Auflage sehr groß gewesen sein, da sie wirklich einen ganz guten Abgang fand und doch noch ein solcher Vorrat übrig bleiben konnte. . . . Sie schreiben mir von günstigen Recensionen über den „Schutt“. Wo sind diese vorgekommen? Außer den Ihnen in einem meiner Briefe aus Wien genannten sind mir weiter keine zu Gesicht gekommen, indem ich hier außer den Brockhausischen Blättern, dem Ausland und dem Morgenblatt (und diese gewöhnlich erst sehr spät) kein Journal zu sehen bekomme. Eine Dame machte mich kürzlich darauf aufmerksam, daß im Pfennigmagazin davon eine sehr ehrenvolle Erwähnung geschehen, doch glaube ich kaum, daß diese Angabe nicht auf einem Irrthum beruht, denn wie käme das Pfennigmagazin zu einer solchen seiner Tendenz fernliegenden Erwähnung? — Nur der Herr der Hochwürdigen päpstlichen Annalen ist jetzt aller Orten übel auf mich und das Büchlein zu sprechen; wenn die Leutchen sich nur einmal so hoch erschwängen, einsehen zu lernen, daß ein poetisches Bild nicht auch zugleich ein Dogma sein will oder kann!“

Mit der letzteren Anspielung ist natürlich Görres, der Herausgeber der „Historisch-politischen Annalen“ gemeint. Seine Reisepläne führte der Dichter im nächsten Sommer thatsächlich aus und verweilte bei dieser Gelegenheit auch in Leipzig und Stuttgart. Sein nächstes Schreiben vom 17. Oktober 1836, aus seinem Schlosse Thurn am Hart datiert, beginnt mit einem Dank an Reimer für die freundliche Aufnahme in Leipzig und fährt dann fort:

„Mit Hallberger in Stuttgart habe ich in Betreff des „Letzten Ritters“ Rücksprache gepflogen, jedoch an ihm einen Mann gefunden, mit dem nicht viel anzufangen ist. Eine Abtretung des Verlagsrechtes auf das Stück war durchaus nicht zu erzielen, indem er den vollen Ladenpreis für die noch vorrätigen Exemplare verlangt. Andererseits jedoch war er selbst zur Veranstaltung einer zweiten Auflage sehr bereit, und ließ sogar einige Druckproben zu meiner Auswahl machen; doch habe dagegen ich alle Freude verloren, mit diesem Manne in irgend einer Verbindung zu bleiben. Und so, glaube ich, wird es das Zweckmäßigste sein, wenn Sie bis Ostern meine Gedichte, an deren Ordnung ich nun mit Ernst gehen will, drucken und dann, wenn dieselben sich in einigen Jahren vergreifen, eine Gesammt-Ausgabe veranstalten, in welche natürlich auch der „Letzte Ritter“ in einer neuen Umarbeitung aufgenommen werden würde. Ich bitte Sie, mir darüber Ihre Ansichten mitzutheilen.

Ist der Musen-Almanach schon vom Stapel gelaufen, und zwar mit oder ohne Heine? Wie sieht es mit der Fortsetzung des Almanachs pro 1838 aus? Im Falle er fortbestehen sollte, würde ich bei Zeiten einige Beiträge dafür auf die Seite legen.“

Der Musen-Almanach enthielt bekanntlich das Porträt Heines (nach einer Zeichnung von Tony Johannot). Der nächste Brief des Dichters — vom 13. März 1837 — weiht uns in seine Vorarbeiten zu einem neuen Werke ein.

„. . . Sehr werthvoll sind mir die übersandten Merseburgiana. Doch betreffen sie den eigentlichen Helden meiner Liebe nicht; dieser ist nämlich der letzte Herzog mit der Bastgeige, der mir Stoff zu einem kleinen Epopoechen liefern soll. Alle Daten, Notizen, Anekdoten und historischen Nachweisungen über ihn wären mir höchst erwünscht, um so mehr, da sich meine Kenntniß dieses höchst unklaren Charakters auf die sparsamen Notizen in Flögels „Geschichte der komischen Litteratur“, in des Chevalier Pöllnitz „Memoiren“ und in dessen geistreicheren Nachfolgers Weber „Briefen eines in Deutschland reisenden Deutschen“ beschränkt. Die mir von Ihnen angetragene alte Merseburger Chronik, so mager sie Ihnen auch scheinen mag, könnte mich doch mit Grund und Boden und den Vorfahren des erlauchten Bassetisten vertrauter machen. Senden Sie daher gütigst, was in dieser Angelegenheit aufzutreiben ist.

Meine Gedichte wären schon längst in Ihren Händen, wenn ich nicht das Unheil hätte, mein eigener Abschreiber sein zu müssen, ein Geschäft, zu dem ich verdammt schlecht tauge. Doch zürnen Sie darüber nicht, vielleicht kommt Ihnen die langerwartete Sammlung, an der unter uns gesagt nicht viel ist, noch immer zu früh. Über die Bedingungen wollen wir uns schon vereinigen, um so mehr, als Ihre Vorschläge wirklich ganz annehmbar sind.

Herrn Reimer meinen herzlichen Glückwunsch zu seiner bevorstehenden, oder vielleicht schon vollzogenen Vermählung und zwar aus so wärmerem Herzen, da ich selbst bald und bald daran bin, seinem guten Beispiele zu folgen.

Eröffnen Sie mir auch gefälligst den letzten Termin zur Einsendung der Beiträge für den 38ger Musen-Almanach. Da meine kleineren lyrischen Arbeiten wahrscheinlich ganz von der Sammlung konsumirt werden dürften, bin ich Willens, eine größere Arbeit in den Almanach zu geben, vielleicht eben obgedachte herzogliche Baßgeige oder sonst etwas Ähnliches.“

Das Werkchen, welches den „erlauchten Bassetisten“ zum Helden hatte — die „Nibelungen im Frack“ — sollte erst viel später reifen. Der Dichter war damals, wie auch der Brief andeutet, mehr in der Stimmung,

Digitized by Google

lyrische Gedichte als groteske Capriccios zu schreiben, er hatte sich eben in seine Cousine, eine Komtesse Maria Attems, verliebt. Über den Fortgang seiner litterarischen Arbeiten berichtet uns sein nächster Brief an die Leipziger Handlung vom 4. Mai 1837:

„Ich sende Ihnen, meine Herren, im Beischlusse das Ihnen längst versprochene Manuskript meiner Gedichte, welche ich endlich, von Gewissensbissen über mein Ihnen noch nicht gelöstes Wort getrieben, hier erst rasch zusammengestellt habe ... Die Bestimmung des Honorars überlasse ich Ihnen, mich ganz auf unsere diesfalls gepflogene mündliche Verabredung beziehend. Die Ausstattung wünsche ich möglich einfach und elegant, mit einem Worte solid, im Formate des „Schutt“ ... Jedenfalls bitte ich Sie, mir vor der Versendung der Gedichte die Aushängebogen mittelst Post durch Braumüller, der sie mir gleich nachsenden wird, zukommen zu lassen. Nur bitte ich Sie, den eigentlichen Titel in die Mitte der Bogen hineinzulegen und als Parade- und ostensiblen Titel den von Chamissos Gedichten oder von Rückerts Lehrgedicht vorzukleben, da alle Pakete, bevor sie an ihre Adresse ausgefolgt werden, noch früher die Dardanellen unserer Censur passiren müssen.

Nur noch eine Frage. Ich habe aus dem Slavischen alte „Volkslieder aus Krain“ mitunter recht hübsche, interessante übertragen. Sie sind übrigens nicht von so allgemeinem Interesse, daß man sie für sich herausgeben könnte, auch sind sie dazu nicht umfangreich genug. Ich wünsche sie daher in irgend einem Journal oder Almanach gedruckt, nur würde ich mir statt des Honorars circa 25 bis 40 Exemplare eines eleganten, sauberen Separatabdruckes zur Vertheilung an Freunde, die an der Sache ein näheres Interesse haben, ausbedingen. Mein spezieller Wunsch wäre, die Volkslieder in Hormayers Taschenbuch zu geben, falls dieses noch bei Ihnen oder unter Ihren Augen gedruckt wird und Sie die Gefälligkeit für mich haben wollten, sich mit der Besorgung der Separatabdrucke zu chargiren. Was ist Ihre dießfällige Meinung?“

Es ist dies die erste Erwähnung jener „Volkslieder“, welche jüngst wieder, anläßlich der pöbelhaften Besudelung des Laibacher Grün-Denkmals durch die Slovenen, so vielfach citiert worden. Bemerkenswert ist auch die nur allzugerechtfertigte Vorsicht des Dichters gegenüber der Censur; aus demselben Grunde läßt er sich auch die Honorare niemals direkt senden, sondern stets bei einer Wiener Buchhandlung anweisen.

Die nächsten Briefe betreffen unwesentliche Geschäftssachen; die Frage, wie es um die erbetenen Notizen über den Baßgeigenherzog stehe, kehren immer wieder. In einem Schreiben vom 28. Juni 1837 lesen wir:

„Sie irren, wenn Sie dafür halten, daß ich an den Musen-Almanach nicht denke; doch was soll ich beitragen, da ich mein ganzes lyrisches Hab und Gut in die Gedichtsammlung gegeben habe. Es thut mir selbst sehr wehe, kommendes Jahr darin nicht zu erscheinen. Er war mir so eine Art lyrisches Kaffeehaus, in dem ich mich so behaglich und wohnlich eingebürgert hatte und wo ich immer sicher war, in guter Gesellschaft und unter guten Freunden zu sein.

Für die Zumittlung von Büschings Beiträgen bin ich Ihnen sehr dankbar *).

In Betreff der „Volkslieder aus Krain“ geht es mir sehr sonderbar. Anfangs schienen sie mir höchst poetisch und interessant; später fürchtete ich wieder, das locale Interesse, das ich an ihnen nehme, dürfte mich doch etwa für ihren poetischen Werth zu günstig gestimmt haben; und ich getraue mich damit nicht an's Tageslicht hinaus. Allerdings habe ich schon so viel Materiale zusammen, daß auch ohne Hülfe des dicken Velinpapiers und eines künstlich-splendiden Druckes ein Bändchen zu Stande kommen könnte, wie die 1830 bei Ihnen erschienenen „Volkslieder der Polen“. Doch fürchte ich sehr durch die Herausgabe dieser Lieder 1stens meinem Bischen Reputation und 2tens Ihrem Beutel zu schaden; auch glaube ich 3tens, daß ihnen im Publicum wenig Theilnahme werden dürfte. Ich werde wahrscheinlich hie und da in Journalen, vielleicht im Morgenblatt oder Phönix Einiges daraus mittheilen, wonach Sie dann beurtheilen mögen, ob Sie Druck und Verlag, ohne Risico meines ehrlichen Namens und natürlich auch Ihres Säckels übernehmen wollen.“

In Erwiderung dieses Schreibens erbat sich die Weidmannsche Handlung die „Volkslieder“ zur Einsicht, gleichzeitig schlug sie vor, einige Stücke aus den „Gedichten“ gleichzeitig im Musen-Almanach erscheinen zu lassen. Auf beides ging Grün ein und übersendete einen Teil der „Volkslieder“ mit folgenden Zeilen:

„... Ich sende das Manuscript zu Ihrer Beurtheilung. Anfangs mögen mich Local-Interessen bewogen haben, die Lieder interessant zu finden, jetzt kommen sie mir ziemlich gewöhnlich vor. Lassen Sie mir darüber Ihre aufrichtige, unumwundene Meinung hören. Wenn Sie es vertreten wollen, so mögen Sie die Volkslieder (aber nicht als separat bezeichneten Anhang) dem Musen-Almanach einverleiben. Auch ermächtige ich Sie ganz, Einzelnes aufzunehmen oder wegzulassen, nach Ihrem Belieben. Nur wünschte ich, daß diese Volkslieder nicht mein einziger Beitrag zum Almanach bleiben, sondern sich an irgend welche der obigen Gedichte anschlößen.“

Angesichts dieser Ängstlichkeit des Dichters wird es vielleicht nicht überflüssig sein, zu bemerken, daß diese Nachdichtungen zu dem Besten und Interessantesten gehören, was wir aus dem Bereich slavischer Volkspoesie besitzen.

Aus dem nächsten Brief — vom August 1837 — geben wir nachstehende Stelle wieder:

„Die Merseburger Akten wären mit dem jüngst überschickten Schreiben des Herrn Consistorial-Rathes Dr. Hafenritter somit geschlossen und ich statte Ihnen für Ihre dießfälligen Bemühungen meinen besten Dank ab. Der scurrile Gegenstand, der mich dabei zunächst interessiert, ist beinahe dieser vielen Mühen und Sorgen nicht werth. ... Ich gedenke wieder eine größere Reise in's Ausland (vielleicht bis Frankreich und England) anzutreten und wüßte früher noch gern die Gedichte in Ordnung.“

*) Büschings Beiträge zur Lebensgeschichte denkwürdiger Personen. Dieselben enthalten I. 286 ff. eine Biographie des Merseburger Baßgeigen-Herzogs.

Digitized by Google

Ein nächster Brief, Wien, 13. September 1837, teilt mit, daß er seinen Reiseplan bis zum kommenden Frühjahr verschoben. Die 6 Freiexemplare der „Gedichte", die er sich ausbedungen, läßt er an Uhland, Rückert, Gustav Pfizer, Gaudy, Chamisso und Kopisch senden.

Der nächste Brief ist undatiert und sichtlich in großer Erregung geschrieben; er fällt in die ersten Oktobertage von 1837 und lautet:

„Mein verehrter Herr und Freund! In diesem Augenblicke sehe ich bei Braumüller das erste Exemplar der eben fertig gewordenen Gedichte und danke Ihnen aufs Herzlichste für die elegante Ausstattung derselben.

Über meine Affaire mit dem mauvais sujet Braunthal mögen Sie ganz außer Sorge sein, da sie nur höchst ehrenvoll für mich ausgehen kann und wird, worüber Sie nächstens ein Mehreres erfahren werden. Sie ahnen wohl, daß dieser Hund von einem oder mehreren Andern in den Schwanz gekneipt wurde, um auf mich loszufahren. Doch dagegen gibts noch gesunde Hausmittel. — —"

Daran schließt sich ein Postskript:

„Ich werde nach Beendigung obgedachter Affaire wahrscheinlich direct nach Paris gehen und einen Theil des Winters dort bleiben."

Die Angelegenheit, welche den Dichter in so stürmische Aufregung versetzte, hat in der stillen, schweren Luft des Vormärz viel Staub aufgewirbelt, der sich noch nach Jahren nicht legen wollte. Wir halten es nicht für entsprechend, die damals breit getretenen Details nochmals aufzutischen. Zur Orientierung mag genügen, daß Karl Johann Braun Ritter von Braunthal, der einige seiner Schriften auch unter dem Pseudonym Jean Charles hat erscheinen lassen, ein nicht unbegabter, aber wenig charaktervoller Dichter, über Grün höchst ehrenrührige Gerüchte verbreitete. Was ihn dazu bewogen, mag nicht bloß die persönliche Feindschaft gegen Grün, die bereits seit 1827 datierte, sondern auch die Aufstachelung anderer Feinde Grüns gewesen sein. Als dieser — durch den Umstand, daß ihm einige Bekannte plötzlich kühl zu begegnen begannen, aufmerksam gemacht — den Gerüchten nachging, wurde ihm Braun von Braunthal als Quelle bezeichnet. Daneben soll Braun auch als der Verfasser giftiger anonymer Aufsätze gegen Grün entdeckt worden sein. Über den weiteren Verlauf der Angelegenheit, welche wochenlang den vornehmlichsten Gesprächsstoff in Wien bildete und auch in allen deutschen Blättern besprochen wurde, giebt nachstehendes Schreiben des Dichters vom 25. Oktober 1837 an seinen Verleger Aufschluß:

„Ich bin es der Freundschaft und Theilnahme, die Sie mir von jeher bewiesen, schuldig, Ihnen über den Ausgang meines Ehrenhandels mit dem miserablen Braunthal Nachricht zu ertheilen. Infolge meiner an B. gestellten Aufforderung und ihm gesetzten Alternative, sich entweder für ein Zusammentreffen mit mir zwischen 15. und 22. laufenden Monats an einem Orte der k. k. Grenze oder zur Leistung der Abbitte in Gegenwart zweier Zeugen und öffentlichen Widerruf seiner gegen mich ausgesprochenen Lügen und Beleidigungen zu entschließen, wählte B. das Letztere und that mir am 11. laufenden Monats in meiner Wohnung und in Gegenwart des Ober-Lieutenants C. Stiber und des Lieutenants F. Ritter v. Standenheim (der mich im andern Falle der Alternative als Zeuge an die Grenze begleitet hätte) die eclatanteste Abbitte in einem Zustande des Jammers, daß uns der Elende fast zu erbarmen anfing. Von dem Widerruf wird das Publikum durch die beiden Herren Zeugen benachrichtigt werden."

Verleumdung ist die schlimmste Todsünde, die ein Mensch an dem andern begehen kann. Wir wollen Braunthal weder entschuldigen, noch sein späteres Benehmen zu rechtfertigen suchen, zweierlei aber muß nach dem Grundsatze, daß die Nachwelt gerechter zu richten hat als die Zeitgenossen, hier ausgesprochen werden. Daß Braunthal, wie damals allgemein geglaubt wurde, den Dichtergrafen durch die Drohung vom Duell abzubringen gesucht, daß er der Polizei die Beweise seiner Identität mit Anastasius Grün vorlegen werde, ist nicht richtig, Grün hätte es sonst nicht verschwiegen, und auch sonst findet es sich nirgendwo glaubwürdig überliefert. Stattgefunden hatten derlei Erpressungsversuche thatsächlich, aber von Braunthal oder seinen Freunden sind sie nicht ausgegangen. Ferner aber verdient auch die Lage, in welcher sich damals Braunthal befand, berücksichtigt zu werden; er hatte eben seine Gattin begraben, befand sich in den schlimmsten Verhältnissen, und der Gedanke, sein Kind durch ein Duell zur Waise zu machen, brachte ihn fast dem Wahnsinn nahe. Auch hat er seine Haltung in jener Affaire sein Leben lang zu büßen gehabt und vielleicht noch viel härter, als er verdient.

Die nächsten Briefe Grüns sind aus Paris datiert, wo er den Winter 1837 auf 38 zubrachte; sie beziehen sich sämtlich auf die Gedichte und würden bei einer textkritischen Ausgabe derselben vortreffliche Dienste leisten. Interessant ist namentlich die Darlegung, welche Stücke er aus seiner ersten Sammlung „Blätter der Liebe" der Aufbewahrung und Aufnahme in die neue Sammlung für würdig erachtet habe und aus welchen Gründen. Anläßlich der zweiten Auflage der Gedichte feilte er die wichtigsten Stücke nochmals Zeile für Zeile durch und änderte zuweilen wiederholt. Dies alles mitten im Geräusch des Pariser Lebens! Die Beziehung zur Weidmannschen Handlung gestaltete sich immer enger; nun wollte ihr Grün auch die „Spaziergänge" in Verlag geben, „doch muß ich erst mit Hoffmann und Campe auseinanderzukommen trachten, da noch ein Rest der zweiten Auflage in ihrem Verlage existirt." Hingegen ist vom „Letzten Ritter" die neueste Auflage bei Hallberger erschienen.

„Ich ließ mich von Hallberger dazu bereden, brachte aber leider erst, nachdem die neue Auflage schon gedruckt war, in Erfahrung, daß die erste wirklich fast ganz vergriffen ist. Wie gern hätte ich diesen Ertrag meiner Muse in Ihren Händen gewußt; doch hat ihn Hallberger, freilich unter meiner Obhut und Sorge, würdig ausgestattet. Wenn die Theilnahme des Publikums an meinen Producten nicht nachläßt, so hoffe ich dennoch in einigen Jahren all meine Küchlein unter Ihren Fittigen versammelt zu sehen. Jedenfalls ist Ihnen für den Fall meines frühen Scheidens aus der süßen Gewohnheit des Daseins und Wirkens das Recht zu einer Gesammtausgabe meiner Schriften testamentarisch zugesichert."

Digitized by Google

Nachdem der Dichter in die Heimat zurückgekehrt, steigerten sich die polizeilichen Vexationen dergestalt, daß er sich ernstlich mit dem Gedanken trug, auszuwandern. Selbstverständlich kam er in dieser Stimmung nicht zur Produktion. „Ich muß," heißt es z. B. in einem Schreiben aus Thurn am Hart, 13. August 1838, „Sie und die Herren von Chamisso und von Gaudy aufs Innigste um Entschuldigung bitten, daß ich mich durch das Ausbleiben meiner Beiträge zum nächsten Musenalmanach eines Wortbruchs, freilich eines unfreiwilligen, schuldig gemacht habe. Ich besitze durchaus nichts, was des Almanachs würdig wäre, und das heurige Jahr scheint für mich mit einer gänzlichen poetischen Impotenz bezeichnet zu sein. Ekel und Mißmuth über neue gegen mich eingeleitete Inquisitionen und Vexationen sind obendrein gewiß keine Stimmung, die poetischen Produktionen eben sehr günstig wäre. Sie haben keine Ahnung von den fabelhaften Verhältnissen, in die ein Poet hier zu Lande gerathen kann. Dem ungeachtet erwägen Sie gefälligst, so gut es geht, meine Lage, combiniren Sie — und entschuldigen Sie." Am 28. Januar 1839 schreibt er: „Ich acceptire Alles, was Sie in Bezug auf die dritte Auflage des „Schutt" vorgeschlagen und verfügt haben und danke Ihnen für das überschickte Prachtexemplar. Auffallend ist mir dessen physische Schwere, es muß einige Pfunde wiegen. Vielleicht ist der Meister Buchbinder ein Kritikus und wollte, was dem Büchlein an innerem Gewichte fehlt, äußerlich ergänzen . . . Daß man in Leipzig freundlich sich meiner erinnert und daß namentlich die verehrten Männer Grimm und Dahlmann mir wohlwollen, freut mich unendlich; ein Wort des Beifalls von solchen Ehrenmännern tröstet und stärkt gegen alle Verketzerungen von Seiten pietistischer Hohlköpfe und politischer Augendiener. So war mir auch Chamissos Äußerung über die religiöse Seite des „Schutt" ein wahres Herzenslabsal."

Daran sei folgender biographisch wichtige Brief aus Thurn am Hart, 21. Juli 1839 gereiht:

„Ich kann nicht umhin, Ihnen zu wohlwollender Theilnahme mitzutheilen, daß ich im Laufe des letzten Monats Glück und Unglück im höchsten Grade erfahren habe. Am 10. laufenden Monats feierte ich zu Grätz meine Vermählung mit der Tochter des dortigen Landeshauptmanns und Stände-Präsidenten Grafen Attems, eine Verbindung, die ebenso sehr die aufrichtigste Wahl meines Herzens ist, als sie auch sonst den Rücksichten, die meine Familie verlangte, vollkommen Genüge leistet. Beiläufig drei Wochen früher jedoch, am 21. Juni, war in meinem hiesigen Schloßgebäude durch die Unvorsichtigkeit eines der Arbeiter, die mit den nöthigen Herstellungen beschäftigt waren, Feuer ausgebrochen und hatte in einer Stunde zwei Thürme und drei Seiten des Schloßdaches verzehrt und sonst noch bedeutenden Schaden angerichtet. Zum Glück ist ein Flügel des Schlosses bewohnbar geblieben und gerettet worden und bietet nun für ein neues Ehepaar gerade Raum genug.

Ein Gedicht zur Feier der Erfindung der Buchdruckerkunst war von jeher einer meiner Lieblingsgedanken; ich wollte ihn schon bei Gelegenheit des Mainzer Guttenberg-Monuments ausführen; vielleicht geschieht es jetzt. Mit Gewißheit kann ich es jedoch nicht versprechen, da ich nicht gerne wieder mit der unsauberen Polizei in Berührung kommen möchte. Man besudelt sich nur bei solchem Contakt."

Die Scheu des Dichters vor solcher „Besudelung", welche ihn einige ähnliche Einladungen zu polemischen Zeitgedichten ablehnen ließ, brachte ihm seitens der Zeitgenossen die Mißdeutung ein, daß er, der Graf und nun auch mit der Tochter eines gräflichen Hauses vermählt, der Sache der Freiheit den Rücken gekehrt. Auf diese Gerüchte bezieht sich der nachstehende Brief vom 29. März 1841 aus Thurn am Hart:

„Theils Geschäfte, theils mehrmalige Abwesenheit vom Hause, theils Mißstimmung über dumme, grundlose Gerüchte und deren noch dümmere Auslegung und daraus gezogene Schlußfolgerungen ließen mich bisher nicht zu der Ruhe und poetischen Beschaulichkeit kommen, die zur Revision von Dichtungen erforderlich ist. Daß die Leute das Reden so leicht und das Schweigen noch viel leichter mißverstehen! Doch jetzt, kann sein, daß es Wirkung des erwachenden Frühjahrs ist, habe ich meine Mißstimmung abgeschüttelt und gehe getrost an meine Arbeit. Sie können sich darauf verlassen, daß das Manuscript der dritten vermehrten Auflage der Gedichte in vier Wochen in Ihren Händen ist. Mögen Sie sie daher im Ostermeß-Kataloge ankündigen und für den Druck das Erforderliche vorbereiten. Ihre Briefe an mich wollen Sie gefälligst wieder hierher adressiren.

Hoffmann und Campe schrieben mir, daß eine dritte Auflage der „Spaziergänge" nöthig geworden und sie mich um Einsendung der seither zugewachsenen Gedichte ersuchten. Ich antwortete, daß ich auf keinen Fall dem Hause Hoffmann & Campe meine Zustimmung zur Veranstaltung einer neuen Auflage geben werde, da sie schon die zweite ohne mein Wissen ausgegeben hatten und sich, wie Braunmüller weiß, so gegen mich benommen haben, daß ich es für meine Pflicht und einen Ehrenpunkt halte, nichts mehr mit ihnen zu schaffen zu haben. Was sonst in Bezug auf jene, jetzt nur mehr mit einem historischen Interesse bekleideten Spaziergänge geschehen soll, darüber bin ich selbst unschlüssig."

Den nachfolgenden Briefen entnehmen wir, daß die Vermehrung der dritten Auflage hauptsächlich durch den Cyklus „Romanzero der Vögel" gebildet wurde. Auch beschäftigte sich Grün nun, durch Weidmanns Anfrage dazu bewogen, energisch mit dem weiteren Schicksal der „Spaziergänge". Die Art, wie das berühmte Buch in die Öffentlichkeit gelangte, war bisher unbekannt. Um so dankenswerter erscheinen die nachstehenden Mitteilungen Grüns, welche wir seinem Briefe vom 22. Juli 1841 entnehmen:

„Zur Angelegenheit der Spaziergänge muß ich folgende Erklärung vorausschicken: Sie sind im Herbst und Winter 1830 auf 31 geschrieben. Im Frühling 31 gab ich Herrn Rudolf Besser, der damals gerade die Gerolsche Buchhandlung in Wien verließ, um nach Hamburg heimzukehren, das Manuscript mit der Bitte mit, für dasselbe außerhalb Österreichs einen Verleger zu finden und diesem zu bedeuten, daß der vorderhand unbekannt bleiben wollende Verfasser sich seinerzeit um das Honorar melden werde. An neue Auflagen dachte ich damals gar nicht, da ich wenig Erfolg vermutete,

Digitized by Google

konnte daher auch diesfalls nichts Ausdrückliches stipuliren. 1831 im Herbst erschien bei Hoffmann und Campe die erste, 1832 die zweite Auflage, letztere ohne mein Vorwissen. Im Jahre 1836 erhielt ich das Honorar für beide Auflagen mit 200 Gulden Conventionsmünze. In der Zwischenzeit entstanden einige Vermehrungen und Ergänzungen zu diesen Gedichten; Einiges davon ist in Lenaus Frühlingsalmanach abgedruckt, das Meiste jedoch noch Manuscript. 1837 schrieb ich von Paris aus an Campe um Auskunft, ob die zweite Auflage noch nicht bald vergriffen sei, indem ich bei einem andern Verleger die dritte vermehrte Auflage zu veranstalten wünschte. Er antwortete darauf: Die zweite Auflage, die sehr stark gewesen, sei bei Weitem noch nicht vergriffen, doch wolle er für die Zusätze und Änderungen neue Cartons drucken lassen und das Ganze mit neuem Titel als dritte Auflage versenden. Übrigens verwahre er sich gegen den Übergang des Werks in einen anderen Verlag. Jene Manipulation schien mir dem Autor gegenüber schofel, dem Publikum gegenüber unehrlich; ich ging daher darauf nicht ein und ließ den Vorschlag unbeantwortet. Im Jahre 1838 zeigte mir Herr Seidel in Wien einen Brief Campes, worin dieser auf das Gerücht, ich veranstaltete eine illustrirte und vermehrte Auflage der Spaziergänge, mir mit einem Prozesse und der Enthüllung meiner Anonymität drohen ließ. Bei meiner letzten Anwesenheit in Wien im Februar laufenden Jahres erhielt ich durch Braumüller und Seidel den Brief Campes vom 24. Januar 1841, den ich Ihnen beilege. Hierauf antwortete ich aus Grätz, den 1. März wesentlich Folgendes: daß ich die Nachricht von dem Vergriffensein der zweiten Auflage mit Vergnügen zur Notiz nehme, ihm jedoch die Veranstaltung einer dritten Auflage nicht einräumen könne, denn nachdem er die zweite Auflage ohne mein Wissen veranstaltet, beide Auflagen nach längst gemachtem Erfolge des Werkes mit nur 200 Gulden honorirt, endlich aber die mir zwar unschädliche, aber der Gesinnung wegen bemerkenswerthe Drohung der Denunciation sogar nicht verschmäht habe, sei ich es der Achtung vor mir selbst schuldig, mit ihm jede Verbindung abzubrechen. Sollte er jedoch ungeachtet meines Einspruchs die dritte Auflage veranstalten, so werde ich, um sein Unternehmen auch im kaufmännischen Sinne zu schlagen, allsogleich die rechtmäßige, aus dem mir allein zu Gebote stehenden Manuscript verbesserte, dritte Auflage ankündigen und erscheinen lassen. Hierauf erhielt ich dann Herrn Campes letztes Schreiben vom 7. April laufenden Jahres, das ich Ihnen ebenfalls im Original mittheile. Ich bitte Sie daher, mir nach dem Vorliegenden offen die Frage zu beantworten: Steht einem Verleger und im vorliegenden Falle Herrn Campe nach allgemein buchhändlerischem Gesetze das Recht zu, ein einmaliges Buch, über dessen spätere Auflagen weder affirmativ, noch negativ stipulirt worden, durch eine unbeschränkte, beliebige Anzahl von Auflagen zu vermehren oder nicht? Ich kenne keinen Codex des Buchhandels, habe auch sonst nicht die erforderliche Erfahrung, um mir selbst diese Frage zu beantworten. Schließlich ersuche ich Sie, die Sache nicht weiter zu besprechen oder mitzutheilen, damit nicht etwa nach Hamburg von einem zwischen uns geschmiedeten Complotte berichtet werde. Auch bitte ich um verliegelte Rückendung der beiden mitgetheilten Briefe durch möglichst verläßliche Gelegenheit."

Über den weiteren Verlauf dieser Angelegenheit und die poetische Produktion Grüns in den vierziger Jahren werden uns die Briefe orientieren, welche wir in einem nächsten Hefte dieser Zeitschrift folgen lassen.

Gedichte

von

Richard Leander.

Auf der Höhe.

Stiehlt Fältchen gleich um Falte
Sich dir ins Angesicht,
Wir lacht noch deine alte
Schönheit im vollsten Licht.

Gleich wie des Mondes Fülle
Aus dichter Wolken Flor,
Bricht durch des Alters Hülle
Ihr heller Strahl hervor.

Und tief ins Herz mir dringt er,
Warm wie in junger Zeit,
Zurück mir wieder bringt er
Die alte Freudigkeit.

Frei, wie von hoher Firne,
Von klarer Luft umblaut,
Mit sonnbeglänzter Stirne
Ins Thal der Wandrer schaut:

So schau ich ohne Klage
Zurück und ohne Leid
Auf unsrer Jugendtage
Leuchtende Seligkeit;

So reich' ich dir die Hände
Wie einst im Blütenhag;
Was auch das Leben spende
Und was da kommen mag,

Bis beide wir erblassen,
Wir halten's treulich fest:
Den kann das Glück nicht lassen,
Der selbst vom Glück nicht läßt!

Digitized by Google

Sappho.

Du, der das ſchönſte
Los der Unſterblichen
Fiel, Aphrodite:
Traumerlöſende,
Sinnbefreiende
Männerliebe
Froh zu genießen;
Und den unſterblichen
Leib dann wieder
Mit der Jungfräulichkeit
Fürſtlichem Gürtel
Keuſch zu umwinden,
Frau und Jungfrau,
Höre mich, Göttin!
Schaumgeborene,
Wellenentſtiegene,
Höre mich! höre mich!

Nimmer allein mehr
Kann ich ihn tragen,
Deiner Geſchenke
Wachſenden Reichtum,
All die ſich drängenden,
Meer und Erde
Wild überbrandenden
Und zu des Himmels
Firſt aufſchlagenden
Liebesflammen!

Und wie die Stufen
Deines Altares
Ich mit den heißen
Händen umſchlinge:
Gieb mir, o Göttin,
Den ich in tauſend
Liedern befungen,
Daß er gewaltigen
Armes empor mich
Zu ſich reiße;
Denn ich ertrinke!

Laß mich nicht ſterben —
Sterben vor Liebe!

Sprüche.

Schwer iſt's in ſich zu gehn, und wenigen mag es gelingen;
Willſt du's verſuchen, ſo tritt erſt aus dir ſelber heraus!

*

Dünkel, Neid und Unverſtand
Sind drei große Herrn im Land.
Allzeit drum die Hand am Schwert,
Vielbekämpft heißt: Hochgeehrt!

Das höchſte Glück trägt ſich zu zwei'n,
Der tiefſte Schmerz für ſich allein.
In gut und böſen Stunden
Hab' ich das wohl empfunden. —
Wem einſam Glück behagen kann,
Wer Schmerz allein nicht tragen kann,
Das will ich euch bekunden:
Der Mann iſt nicht mein Mann!

Nachdichtungen.

Skolion.

400 vor Chriſto. Verfaſſer unbekannt.

Das höchſte Gut die Geſundheit iſt,
Der weiß es, der ſie verloren;
Das zweite: von adligem Körper und Geiſt,
Frei ſein und in Hellas geboren;
Das dritte: Beſitz, der dem Leben genügt,
Schuldlos ererbt von den Ahnen;
Das letzte: zu weilen bei trautem Geſpräch
Mit lieben, getreuen Kumpanen.

Sehnſucht der Nacht.

Sappho.

Schon hellt ſich's. Zu purpurnen Tiefen
Sinkt nieder Selene, die reine,
Und grüßt, die vor Sehnſucht nicht ſchliefen —
Mich ſieht ſie noch immer alleine.

Richard Leander.

Von Otto Hartung.

Von Karl Gutzkow, nicht dem tapfern Vorkämpfer geiſtiger Freiheit, nicht dem erfolggekrönten Dramatiker und Romandichter, ſondern dem vereinſamten kranken Greiſe, rührt das Wort, daß ſich die deutſchen Schriftſteller in zwei Kategorien einteilen laſſen: in jene, die Erfolg verdienen, und jene, die ihn haben. Die letzteren aber teilte er wieder in zwei Unterabteilungen ein: die Schriftſteller, welche die Kritik lobe, und die, welche das Publikum kaufe. Daß in dieſer Einteilung, von maßloſer Übertreibung umwuchert, ein Korn Wahrheit ſteckt, weiß jedermann, der unſere Litteraturverhältniſſe kennt, und namentlich zur letzteren Einteilung bietet ſich auch heute noch Grund genug. Es giebt Schriftſteller in Deutſchland, welche nach der Menge deſſen, was über

Digitized by Google

sie geschrieben wird, von dem oberflächlichen Beurteiler unbedingt jenen beigezählt werden müßten, die auch das Publikum am genauesten kenne, während sich die Krebse im Lager ihres Verlegers so sehr häufen, daß sich der Unglücksmann gar nicht anders mehr zu helfen weiß, als einen neuen Umschlag mit der Bezeichnung „Volksausgabe“ drucken zu lassen und die Bände so zu billigerem Preise unter das Publikum zu bringen, wieder unter betäubendem Lärm, daß von der und jener Schrift des berühmten X. bereits eine Volksausgabe nötig geworden, und wieder vergeblich. Daneben aber steht ein Häuflein anderer Autoren, von welchen nur jene vereinzelten Vertreter der modernen Kritik Notiz nehmen, welche noch sachlich zu urteilen und auch ohne persönliche Gründe ein Buch zu besprechen nicht verlernt haben. Das Publikum aber kauft Auflage für Auflage, und weil sich jeder Käufer unwillkürlich zum Kritiker und Empfehler seines stillen Lieblings macht, so weitet sich der Kreis immer mehr, bis endlich auch die Kritik von dem Manne, der es ohne ihre Hilfe zu fünfundzwanzig faktischen Auflagen gebracht, mit Anerkennung zu sprechen beginnt.

So ist es Scheffel, so manchem nach ihm ergangen, so ergeht es jenem feinen, echten Poeten, dessen Name über diesen Zeilen steht. Sein Hauptwerk hat erst sechzehn Auflagen und einige Jahre wird es noch dauern, bis das Viertelhundert voll wird und dann die Essays und Feuilletons zu hageln beginnen; wir aber wollen schon heute seiner gedenken, wie er's verdient.

Wenn je an einem Dichter, so erweist es sich an diesem, daß die starke Begabung eine Macht ist, welche sieghafter ist als jeder äußere Zwang der Verhältnisse, ja sogar als der bewußte Wille des Menschen; er beginnt schließlich doch zu schaffen und wird ein Poet, wie schwer es ihm auch andere machen mögen oder er sich selbst. Richard von Volkmann, dies sein wirklicher Name, war genau vierzig Jahre alt, als er endlich für jenes, bis dahin mühsam zurückgehaltene Drängen in seinem Gemüte jenen Ausdruck fand, welcher seiner Eigenart der angemessenste war. Und dies in welcher Umgebung, in welcher Thätigkeit! Die „Träumereien an französischen Kaminen“ sind eines der feinsten und liebenswürdigsten Bücher, welche im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte in Deutschland erschienen, ihrer Entstehungsgeschichte nach sind sie sicherlich das interessanteste.

Richard von Volkmann ist am 17. August 1837 in Leipzig geboren, der Sproß einer angesehenen, durch Bildung, Besitz und Charakter ausgezeichneten Familie. Sein Urgroßvater Johann Jakob war jener „ehrliche Volkmann“, den Goethe in seiner italienischen Reise oft citiert; die „historisch-kritischen Nachrichten aus Italien“, welche der tüchtige und gebildete Mann, seines Standes Rittergutsbesitzer im Kreise Delitzsch, 1770 zu Leipzig veröffentlicht hat, galten Jahrzehnte lang jedem Romfahrer und so auch unserem großen Dichter als ein wertvolles, insbesondere in den Kunsturteilen höchst schätzenswertes Buch. Johann Jakobs Sohn war Kaufmann und Ratsherr zu Leipzig, sein Enkel ein berühmter Physiologe, erst der Urenkel sollte wieder einmal den Namen Volkmann in Ehren in der schöngeistigen Litteratur bekannt machen. Daß ihm dies je beschieden sein würde, ahnte Richard Volkmann als Knabe und Jüngling, so sogar als Mann selbst nicht; er interessierte sich lebhaft für Litteratur und schrieb zuweilen ein Gedicht, aber es drucken zu lassen oder gar in der dichterischen Thätigkeit einen Teil seiner Lebensaufgabe zu erblicken, dachte er nicht entfernt. Eines Arztes Sohn, wollte er selbst Arzt, eines Professors Sohn, ein Professor werden, nur daß er sich nicht die Physiologie, sondern die Chirurgie zum Hauptstudium wählte. Mit Leib und Seele seinem Berufe hingegeben und für denselben ausgezeichnet veranlagt, hatte er bald Erfolge zu verzeichnen, welche auch einem weitgehenden Ehrgeiz genügen konnten. In jungen Jahren wurde er Dozent, Professor, dann Direktor der chirurgischen Klinik zu Halle und, was ungleich schwerer wiegt, einer der ausgezeichnetsten deutschen Chirurgen und akademischen Lehrer der Gegenwart. Oft genug trat die Versuchung an ihn heran, an eine berühmtere Hochschule, in eine Großstadt zu übersiedeln, doch siegte stets die Neigung zu dem liebgewordenen Wirkungskreise. „Und so ist,“ entnehmen wir dem Berichte eines ärztlichen Fachmanns in der Illustrierten Zeitung, welcher Volkmann hauptsächlich als akademischen Lehrer charakterisiert, „die chirurgische Klinik der Halle-Wittenbergischen Hochschule unter seiner Leitung eine Musteranstalt und das Mekka der Chirurgen geworden, zu welchem sie oft aus fernen Landen pilgern, um Volkmann operieren zu sehen, um seinem geistvollen Vortrag zu lauschen, ihn auf seinem Umgang von Bett zu Bett zu geleiten. Als akademischer Lehrer und Arzt übt Volkmann einen ganz eigenartigen Zauber aus, dem sich kein Besucher entziehen kann. Ist es die Sicherheit seiner Diagnose, die Gewandtheit und Bestimmtheit seines operativen Handelns, die fast graziös zu nennende Art, mit der diese geübte und glückliche Hand jede Schwierigkeit überwindet, ist es die niemals triviale oder ermüdende Sprache, welche trotz gelehrter Gründlichkeit immer etwas Anziehendes behält, oder ist es schließlich die gemütvolle, liebenswürdige Art, wie er mit seinen Patienten verkehrt und selbst dem ärmsten und elendesten die wenigen Augenblicke, in denen er an dessen Lager verweilt, zu Lichtblicken gestaltet? Man kann schwer entscheiden, welche dieser Eigenschaften oder ob die glückliche Vereinigung aller so mächtig anzieht. Eine Schar ausgezeichneter Chirurgen, die zum Teil schon wieder andere Kliniken als Ordinarien leiten, ist aus seiner Schule hervorgegangen.“ Denselben Aufsatz (Nr. 2226 vom 27. Februar 1886) kann auch das lange Verzeichnis jener chirurgischen Fachschriften, welche Volkmann zum Verfasser haben, entnommen werden. Auch nach dieser Richtung durfte er bereits in seinem vierzigsten Jahre auf eine Thätigkeit von seltener Ausdehnung zurückblicken. Der Krieg von 1870 ließ ihn seine Klinik und das blühende Haus, in welchem er als beglückter Gatte und Vater waltete, verlassen; es war ihm eine Herzenssache, als Operateur auf dem Schlachtfelde zu wirken. Wie viel Rettung und Segen er nach dieser Richtung gebracht, hat neben den Ärmsten, denen sein Liebeswerk galt, auch die Huld seines Königs reich anerkannt, ihm selbst aber lohnten sich diese Monate voll aufopfernder Arbeit dadurch am reichsten, daß sie ihn zum Dichter machten.

Welche seltsame, vielleicht in ihrer Art einzige Erscheinung! Derselbe Mann, welcher bis dahin nichts anderes sein wollte, als ein tüchtiger Chirurg, ein guter Lehrer und ein dem Genuß alles Schönen erschlossener Mensch,

Digitized by Google

wird gerade mitten in den Greueln des Krieges, in einer Thätigkeit, die ihn bis zur Erschöpfung aller physischen Kraft in Anspruch nimmt, von dem Drang dichterischen Schaffens übermannt und beginnt zu schreiben, was ihm sein Gemüt gebietet . . . „Da saßen wir, wenn des Tages Arbeit gethan war, einsam an den Kaminen der verlassenen französischen Villen und Schlösser, und wenn das Feuer knisterte und die Funken flogen, überkamen gar manchen alte sonderbare Gedanken. In Leib und Gestalt traten sie hervor hinter den großen dunklen Gardinen und aus den bunten kattunenen Tapeten und drängten sich dicht heran an den Träumer, und wenn er ihnen verwundert ins Angesicht sah, so waren es alte Bekannte und darunter viel lang vergessene — wohl aus der Kinderzeit . . . Und dann und wann, wenn draußen die Flocken stoben, nahm er die Feder und suchte mit flüchtigen Strichen die Traumgestalten auf das Papier zu werfen, und die Feldpost trug die leichte Zeichnung treulich nach Hause zu der, welcher dies Büchlein zugeeignet ist. Als er dann endlich zurückkehrte in das deutsche Vaterland, an den eigenen, kinderumstandenen Herd, sah er verwundert, wie aus den einzelnen versandten Blättern ein förmliches Bändchen geworden war" . . . Daß aber diese Blätter, welche der General-Arzt des IV. Armee-Corps und Professor zu Halle aus Frankreich an Weib und Kind gesendet, zu einem Büchlein zusammengeheftet wurden und im Druck erschienen, war wieder nur das Werk eines Zufalls. Ein Verwandter des Verfassers, der damalige Besitzer der Verlagshandlung Breitkopf und Härtel in Leipzig, sah zufällig jene Aufsätze und bestand darauf, sie als Buch herauszugeben. So gingen die „Träumereien am französischen Kaminen. Märchen von Richard Leander" zum Osterfest 1871 zum erstenmale in die Welt; sie sind seither in sechzehn starken Auflagen erschienen.

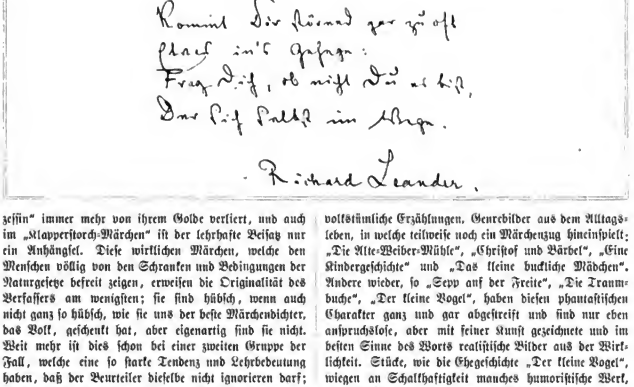
Wäre uns nicht diese Entstehungsgeschichte der „Träumereien" in allen Details verbürgt, wir würden sie kaum glauben. Ein Erstlingswerk, das erste Erzeugnis eines Mannes, dessen Hand bisher nur das Messer und die Feder bloß zur Abfassung chirurgischer Fachschriften geführt — und welche Treffsicherheit des Stils, welche künstlerische Glätte, welche fein abgewogene Zartheit oder Kraft der Farbengebung! Alles fertig, rund, sicher, zuweilen höchstens ein Wort zu wenig, aber niemals eins zu viel, Inhalt und Form so vollständig zu einander passend, daß das kritische Auge Gewand und Körper kaum voneinander zu trennen vermag. Wenn je ein Buch nicht aus zünftiger, litterarischer, nicht aus bewußter, künstlerischer Absicht geboren worden ist, sondern, wie der viel mißbrauchte Ausdruck lautet, „dilettantisch", dann gewiß diese für Weib und Kind hingeschriebenen Aufsätze. Aber wo wäre an ihnen auch nur eine Spur von Dilettantismus zu finden? Nun ist es aber ein groß Ding um die Technik, und nur Stümper werden sie gering schätzen oder glauben, daß selbst der Begabteste sie gleichsam im Traume geschenkt bekommt und nicht zu erlernen braucht — spricht die Erfahrung mit unserem Dichter nicht gegen dieses eherne Gesetz, von dem es keine Ausnahme giebt? Nur scheinbar, erwidern wir. Daß Volkmann als vierzigjähriger Mann mit reifer, umfassender litterarischer wie künstlerischer Bildung zuerst zur Feder gegriffen, erklärt sehr viel; auch er hat die Technik gelernt, aber nicht mit der Feder auf dem Papier, sondern indem er in seinen Mußestunden sich seine dichterischen Gedanken durch den Kopf gehen ließ und liebevoll ausgestaltete, ohne sie niederzuschreiben, indem er dieselben oder ähnliche Märchen seinen Kleinen daheim erzählte; schwarz auf weiß brauchten sie es ja nicht zu haben, solange sie ihm die schönen Geschichten vom Munde abhören konnten; er schrieb erst, als er nicht mehr erzählen konnte. Das ist, — das reife Alter des Poeten abgerechnet, — lediglich unsere Vermutung, aber wir sind fest davon überzeugt, daß sie zutrifft, denn organisch und natürlich wächst alles auf Erden, auch jene Kraft, welche dem kurzsichtigen Aug' als wunderbar und rätselhaft erscheint, die Kraft des Dichters.

Ein Vater, der seinem Weib und seinen Kindern die Märchen und Geschichten mit der Feder erzählte, die er ihnen nicht mehr mündlich erzählen konnte — darin liegt die Erklärung für das zweite Wunder: daß diesen Aufsätzen nichts, gar nichts von jener Atmosphäre anklebt, in der sie entstanden sind, es sei denn die Liebe zu dem, um was auf jenen blutigen Schlachtfeldern gekämpft und gestritten wurde, „die Liebe zu deutscher Art und zu deutschem Wesen." Und darin liegt auch das Geheimnis ihres Erfolgs. Ein hochbegabter Mann, mit ernstem Sinn und kindlichem Gemüt, ein Mann, der gar nicht wußte, daß er ein Dichter sei, und es doch war, hat diese Aufsätze geschrieben, um seine Lieben daheim, groß und klein, alt und jung, zu erfreuen und sie in derselben seinen stillen Art, wie er es sonst wohl in mündlichen Worten gethan, ohne alle aufdringliche Lehrhaftigkeit zum Edlen und Guten zu mahnen. Und darum hat dies anspruchslose, liebenswürdige, für wirkliche leibhaftige Menschen, zu wirklichen, nicht bloß erträumten Zwecken geschriebene Buch einen Leserkreis von Hunderttausenden gefunden.

Die Kritik, erwähnten wir schon, hat wenig zu diesem Erfolge beigetragen, über einige allgemeine Lobesphrasen sind jene Zeilen, welche diesem Buche gewidmet wurden, nur in den allerseltensten Fällen hinausgegangen. Dies alles wird nachgeholt werden, wenn es zur fünfundzwanzigsten Auflage kommt, wir aber wollen versuchen, schon heute den Reiz zu erklären, welcher diesen „liebenswürdigen Märchen" so viele Freunde verschafft hat.

Da wäre denn zunächst zu sagen, daß diese Märchen nur zum Teil Märchen sind. Ein reines Spiel der Phantasie, welche sich eine blaue Wunderwelt erschafft, um sich und andere daran zu ergötzen, ein Spiel um des Spieles willen sind nur einige wenige. Im „Goldtöchterchen" sprechen der Haselbusch, die Ente, der Storch und der Schmetterling mit dem Kinde, die Ente führt es in einem Blatt der Wasserrose über den See, ein Engel bringt es dann abends der Mutter wieder heim — das ist ein hübsches buntes Bildchen, welches uns lediglich erfreuen soll; will der Erwachsene dabei denken, daß dies eine Symbolisierung der Einheit ist, welche die unschuldige Kinderpflanze mit der schuldlosen Natur verknüpft, so steht ihm dies frei, aber pflichtgemäß, dies heißt: aus Achtung vor des Dichters Absichten, hat er dies nicht hineinzutragen. Ähnlich, wenn im „Alten Koffer" eine kleine Märchenprinzeß steckt, welche dem greisen Besitzer des häßlichen Reisegeräts die schönsten Geschichten erzählt; dies kann die Erinnerung an die Jugendzeit bedeuten, welche den Greis bei dem Anblick seines Koffers überkommt, aber sie muß es nicht; ähnlich, wenn der „brave kleine Mohr" immer mehr von seiner fatalen Schwärze und die hochmütige „Goldprin-

Digitized by Google



zessin" immer mehr von ihrem Golde verliert, und auch im „Klapperstorch-Märchen" ist der lehrhafte Beisatz nur ein Anhängsel. Diese wirklichen Märchen, welche den Menschen völlig von den Schranken und Bedingungen der Naturgesetze befreit zeigen, erweisen die Originalität des Verfassers am wenigsten; sie sind hübsch, wenn auch nicht ganz so hübsch, wie sie uns der beste Märchendichter, das Volk, geschenkt hat, aber eigenartig sind sie nicht. Weit mehr ist dies schon bei einer zweiten Gruppe der Fall, welche eine so starke Tendenz und Lehrbedeutung haben, daß der Beurteiler dieselbe nicht ignorieren darf; sie stehen eben durch diese Tendenz über den Dichtungen der ersten Gruppe, was freilich an sich befremdlich klingt und nur dann klar wird, wenn wir hinzufügen, daß diese Lehrbedeutung in jedem einzelnen Falle so anspruchslos vorgetragen wird und dabei eine so tiefe, echte Lebensweisheit verrät, daß man sich unwillkürlich gefesselt fühlt; so weise kann nur ein guter, lebenskundiger Mann sein, der viel Leiden und Thorheiten gesehen und selbst viel gelitten hat. In diese Reihe gehören das tiefsinnige Märchen von Schuld, Fürbitte und Buße („Der verrostete Ritter"), von der Macht der Phantasie („Vom unsichtbaren Königreich"), von der Gewalt, welche eine reine und selbstlose Liebe über die sinnliche gewinnt („Heino im Sumpf"), dann „Pechvogel und Glückskind" und, wenigstens teilweise, „Die drei Schwestern mit den gläsernen Herzen." Hält sich in diesen Stücken die Absicht, zu ergötzen und zu belehren, so ziemlich die Wagschale und darf dabei die Phantasie noch immer ohne Rücksicht auf die Lehrbedeutung ihre Seifenblasen erschillern lassen, so ist dies bei der dritten Gruppe anders. Die Erfindung der Handlung steht im Dienste einer bestimmten Lehrabsicht, und nur das Detail zeigt noch willkürliche Schnörkel der Phantasie; hier ist das Märchen also bereits ganz zur Parabel geworden („Die künstliche Orgel", „Der Wunschring", „Die himmlische Musik", „Von Himmel und Hölle", „Wie der Teufel ins Weihwasser fiel"). Einzelne dieser Parabeln sind unbedingt dem Schönsten beizuzählen, was wir in dieser leider heutzutage unmodern gewordenen Dichtungsart besitzen, eine derselben. „Die künstliche Orgel," darf als ein Meister- und Musterstück der Gattung überhaupt gelten. Aber auch hier tritt die erzieherische Absicht nirgendwo grell oder unkünstlerisch hervor, alles ist in plastische, klare, ebenso schlichte als schöne Schilderung aufgelöst, und wo es irgend angeht, blitzen die Lichter eines feinen und starken, zarten und zugleich kerngesunden Humors auf. Am originellsten ist die vierte Gruppe; es sind dies volkstümliche Erzählungen, Genrebilder aus dem Alltagsleben, in welche teilweise noch ein Märchenzug hineinspielt; „Die Alte-Weiber-Mühle", „Christof und Bärbel", „Eine Kindergeschichte" und „Das kleine buckliche Mädchen". Andere wieder, so „Sepp auf der Freite", „Die Traumbuche", „Der kleine Vogel", haben diesen phantastischen Charakter ganz und gar abgestreift und sind nur eben anspruchslose, aber mit feiner Kunst gezeichnete und im besten Sinne des Worts realistische Bilder aus der Wirklichkeit. Stücke, wie die Ehegeschichte „Der kleine Vogel", wiegen an Schalkhaftigkeit manches humoristische Werk, an Lebensklugheit einen ganzen Band Aphorismen auf. Das reizendste und rührendste Stück des Buches ist aber „Das kleine bucklige Mädchen", welches nach vielen Leiden stirbt. „Da fiel der alte, garstige Buckel ab wie eine große hohle Schale, und was war darin? Zwei herrliche weiße Engelflügel! Die spannte es aus, als wenn es schon immer fliegen gekonnt hätte, und flog mit dem Engel durch den blitzenden Sonnenschein in den blauen Himmel hinauf." Dieser Grundgedanke ist, wie Leander in einer Note bemerkt, dem Volksmunde entnommen, die Einkleidung aber ist sein Verdienst und eine vollgiltige Probe seines Erzählungstalents. Dieses Talent äußert sich in allen Stücken der Sammlung gleichmäßig und breitet gerade über die unscheinbarsten den reichsten Schimmer, so daß gute Augen dazu gehören, die reichere und tiefere Erfindung von der dürftigeren zu unterscheiden. Je weniger er zu erzählen hat, um so bestechender ist der Vortrag. Aber über dies Technische haben wir bereits oben das Notwendigste angedeutet, und mehr darüber zu sagen, wäre nur in einem ausgeführten Porträt dieses Dichterkopfs, nicht in einer flüchtigen Skizze wie diese am Platze; nur so viel sei bemerkt: wozu andere sich mühsam durchringen, damit hat Leander begonnen, als Stil-künstler.

Von den realistischen Genrebildern der „Träumereien" zur Novelle war künstlerisch nur ein Schritt zu thun, es lag lediglich in der ungemeinen Überbürdung des Dichters mit Berufsgeschäften aller Art, daß er diesen Schritt erst vierzehn Jahre später machte. 1884 sind seine „Kleinen Geschichten" erschienen. Sie sind fast unbekannt geblieben, woran zum kleineren Teile die geradezu abenteuerliche Geschmacklosigkeit der Ausstattung, zum größeren die Gewohnheit unseres Publikums, Novellen zunächst aus der Leihbibliothek zu lesen, die Schuld tragen mag, denn zur Auffüllung in den Bibliotheken war das Bändchen zu dünn. Es sind nur drei Nummern, sämtlich kleinen Umfangs, aber reich an poetischem Gehalt; am schwächsten

Digitized by Google

ist „Die beiden Weiser", in welche ein mystisches Moment unvermittelt und nicht bloß vom nüchternen, sondern auch vom dichterischen Standpunkte unberechtigt hineinspielt; reizend und voll Liebenswürdigkeit hingegen ist die zweite Nummer, „Die Rumpelkammer", während die dritte, eine Künstlergeschichte aus dem Cinquecento, „Francesco" durch Kraft der Farbe und Konzentration auf den knappsten Raum sehr hoch steht. Was Leander als Novellist leisten kann, zeigt das Buch nicht, wohl aber verrät es, was er bei größerer Muße nach dieser Richtung leisten könnte.

Was Richard Leander als Lyriker bedeutet, zeigt dies Heft, welches sicherlich jeden kundigen Leser, der sich auch in dieser Zeit beständenden Trommelgerasseln den Sinn für den edlen Geigenton der Lyrik bewahrt hat, bewegen wird, zu seinen „Gedichten" zu greifen. Sie sind zuletzt 1885 in dritter vermehrter Auflage erschienen. Die erste Abteilung „Altes und Neues" bringt eine Reihe frischer, schöner Wander- und Liebeslieder, deren einige, und vielleicht gerade die besten, den Ton des Volksliedes anschlagen, z. B. „Roter Wein":

„Ich hab' getrunken roten Wein,
Davon mein Aug' hat hellen Schein,
Davon ein lodrendes Feuer
Mir geht durch Mark und Bein —
Ich trank ihn in der Dämmerstund'
Von einem roten Mädchenmund
In langem sel'gen Zuge,
Da der Mond am Himmel stund."

Lyrische Perlen desselben anscheinend ganz kunstlosen und doch so feinen künstlerischen Schliffs sind ferner: „Es war einmal ein Königssohn", „Mein Augenkost", „Frühlingslied", „Mädchenlied", „Über Land". „Der Mond in Himmelsfernen" u. v. a. Die „Kleinen Lieder", welche wohl den Liebesfrühling des Dichters selbst behandeln, sind in der Form weit weniger kunstvoll, aber von einer Innigkeit und Wahrheit der Empfindung, welche selbst den kälteren Leser unwillkürlich ergreifen wird. Grundverschiedenen Charakters sind die beiden nächsten Gruppen, „Aus der Burschenzeit," welche übermütige Trink- und Liebeslieder bringt, und „Auf klassischem Boden", unter welcher Überschrift der Dichter seine Distichen und freien Abwandlungen aus dem Süden gesammelt hat. Die „Vermischten Gedichte" endlich enthalten eine Reihe von Epigrammen und Kampfgedichten, sowie von Gelegenheitsliedern, in welchen neben der Energie des Ausdrucks wohl Eines das gewinnendste ist: der Atemhauch einer frischen, kernigen, allem Edlen und Guten hingegebenen Mannesseele. Auch diese Gedichte verraten, was wir uns bei einem Überblick der merkwürdig geteilten Thätigkeit dieses Mannes von vornherein sagen müssen: daß er eine bedeutende Individualität, eine seltene Persönlichkeit sein muß. Der Stoff, aus welchem Volkmann-Leander sich selbst zu einem der kühnsten und wissenschaftlich tüchtigsten Operateure Deutschlands und zu einem unserer feinfühligsten Dichter formen konnte, muß wohl kein gewöhnlicher sein. In ihm freilich bedeutet diese Vielseitigkeit keinen Bruch, was wir kaum besser und schöner nachweisen könnten, als durch jene Verse, welche er selbst „Pro domo" einem gleichfalls berühmten Kollegen in der chirurgischen Wissenschaft zugeeignet hat. Sie sind noch ungedruckt und lauten:

„Mit Sägen, Scheren und mit Messern
Sucht ihr den kranken Leib zu bessern,
Den Teufel schiert euch unser Schmerz:
Ihr Herren Chirurgen habt kein Herz!"
— Dies Wort, so oft ich es gehört,
Hat mich bis tief aufs Blut empört.
Nur, wer der Menschheit Schmerzen kennt,
Ehrlich in Lieb' zu ihr entbrennt;
Und ohne Schmerz im Weltgetriebe
Gäb's Mitleid nicht, noch Nächstenliebe.
Schnitt doch manch Kind zum Zeitvertreib
In Stück und Späne sonst den Leib. —
Kurzum, ich sag' es ohne Scherz:
Die größte Wohlthat ist der Schmerz,
Die Gott, der Herr, der Welt geschenkt! —
— Nun gehet hin und prüft's — und denkt!

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Lettres autographes composant la collection de M. Alfred Bovet, décrites par Etienne Charavay. Paris. Charavay Frères 1887.

Wenn sich irgend ein Buch, nach dem bloßen Titel zu schließen, aus jenem Litteratur-Kreise, den unsere Zeitschrift kritisch zu würdigen pflegt, ausschließt, so ist dies bei dem vorliegenden Werke der Fall: dem in französischer Sprache erschienenen Autographen-Katalog eines französischen Sammlers. Gleichwohl erfüllen wir lediglich eine Pflicht, indem wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf dasselbe lenken; es ist für jedermann, der sich für deutsche Litteratur interessiert, beachtenswert, ja noch mehr, dieser französische Katalog ist sogar ein Quellenwerk für die Geschichte unserer Litteratur und enthält eine Fülle von Schriftstücken und bezeichnenden Einzelheiten, welche die gründliche wissenschaftliche Ausbeute reichlich verdienen und lohnen würden. Dieselbe soll an dieser Stelle nicht versucht werden, wir beanügen uns lediglich, auf den verborgenen Schatz hinzuweisen, welcher hier zu heben ist.

Herr Alfred Bovet, ein französischer Schweizer, welcher nach Erlangung einer reichen wissenschaftlichen Ausbildung Großindustrieller wurde und derzeit als Fabrikant in Frankreich, zu Valentigney (Departements Doubs) lebt, war von Jugend auf ein sehr eifriger Autographen-Sammler. Das bedeutet in den Augen der großen Menge einen Mann, welcher an berühmte oder bekannte Persönlichkeiten rastlos Briefe schreibt, um ihnen unter allerlei listigen Vorspiegelungen, namentlich jener der herzlichen Verehrung, eine Antwortzeile oder ein Albumblatt zu entlocken, welches er dann in eine Mappe legt, also ein Individuum, welches einer unschädlichen, aber für die betroffenen Mitmenschen lästigen Narrheit frönt. Die Kundigen — ihre Zahl ist nicht erheblich — wissen es besser und können den ernsthaften Sammler von dem Autographenjäger wohl unterscheiden. Der letztere bettelt immer, der erstere niemals; nicht bloß deshalb, weil ihm dies sein Anstandsgefühl verbietet, sondern noch mehr, weil für das Erbettelte in seiner Sammlung kein Raum wäre. Ein Albumblatt, eine kurze höhnische oder selbst liebenswürdige Anklwortzeile ist für ihn ohne jeglichen Wert; was er anstrebt, ist der Besitz wertvoller, interessanter, für die betreffenden Persönlichkeiten besonders charakteristischer Schriftstücke, bei deren Abfassung den Schreiber viel ernstere Absichten vorgeschwebt als jene, einen Autographenjäger in guter oder böser Art loszuwerden. Solche Schriftstücke kann man nie von dem Urheber selbst zu bekommen hoffen; man erhält sie nur von seinen Korrespondenten direkt oder indirekt, zum größten und wichtigsten Teil in der Regel nur auf dem Wege des Autographenhandels. Eine derartige Sammlung gedeiht also um so besser, je mehr Zeit, Geld und Mühe auf dieselbe gewendet wird, je mehr Verbindungen der Sammler hat, je mehr Verständnis und Urteil er über jene Persönlichkeiten, deren Schriftstücke er sammelt, besitzt. Daß es selbst im besten Falle nur eben ein Sport ist, den er betreibt, liegt auf der Hand, aber es ist ein edler, interessanter Sport, welcher anderen oder, falls er die

Digitized by Google

Eignung dazu besitzt, auch ihm selbst zum ernsten Hilfsmittel wissenschaftlicher Forschung werden kann. Die Geschichtswissenschaft in allen ihren Zweigen, nicht zum geringsten die Litteraturgeschichte, verdanken dem Autographen-Sport sehr viel: die Erhaltung eines reichen Quellenmaterials, welches sonst gewiß oder höchst wahrscheinlich zu Grunde gegangen wäre. Je bedeutender und umfangreicher eine Sammlung ist, je energischer ihr Besitzer bestrebt gewesen, gerade von den bedeutendsten Persönlichkeiten seines Sammelkreises eine möglichst große Anzahl bezeichnender Schriftstücke zu erhalten, um so mehr verdient seine Sammlung die Bezeichnung eines wissenschaftlichen Hilfsmittels.

In hohem, sehr selten erreichtem und bisher nur in den wenigsten Fällen übertroffenem Maße war dies bei der Sammlung des Herrn Bovet der Fall. Im Laufe von sechzehn Jahren, 1867—1883, brachte er eine gewaltige Reihe von Schriftstücken von etwa zweitausend berühmten Persönlichkeiten aller Zeiten vom XIV. Jahrhundert bis zur Gegenwart zusammen, unter welchen sich thatsächlich kaum ein unbedeutender Name, kaum ein gleichgültiges Schriftstück befand. Das Gebiet, auf welchem sich die betreffenden Persönlichkeiten ihre Berühmtheit erkämpft, wie das Land, dem sie entsprossen, war Herrn Bovet gleichgültig, ausschlaggebend war ihm einzig ihre Bedeutung und der Wert des Schriftstücks. Je gewaltiger die Sammlung anwuchs, je größere Geldmittel sie verschlang, desto schmerzlicher empfand Herr Bovet die Lücken, welche sie noch aufwies, und erkannte, daß der Privatmann eine in ihrer Art vollständige Sammlung nur dann in seinen Mappen vereinigen könne, wenn er sich auf ein bestimmtes Gebiet beschränke. Herr Bovet beschloß, sortan nur Autographen von Musikern, Sängern und Sängerinnen zu sammeln und seinen übrigen Besitz im Wege der Auktion zu veräußern. Dieselbe fand vor etwa zwei Jahren bei Charavay in Paris statt und ergab ein glänzendes pekuniäres Resultat. Um jedoch das Andenken an seine Sammlung wach zu erhalten, noch mehr aber, um der wissenschaftlichen Forschung die früher in Valentigney vereinigten Autographenschätze allgemein zugänglich zu machen, ließ Herr Bovet das vorliegende Werk erscheinen, welches zunächst schon an Pracht der Ausstattung seinesgleichen sucht.

Der stattliche Groß-Quartband von 860 Seiten muß das Herz jedes Bibliophilen entzücken; das Papier, die typographische Anordnung, der Druck (unter Leitung des französischen Bibliophilen Fernand Calmettes ausgeführt) sind in ihrer Art mustergültig, ja unübertroffen. Das Gleiche gilt von den Faksimiles im Texte und den zahlreichen auf dem Wege der Chromographie und Zinkätzung, wohl auch der Lithographie hergestellten Blättern, welche einzelne besonders wichtige Schriftstücke auf das getreueste wiedergeben, nicht bloß die Schriftzüge selbst, sondern auch die Farbe des Papiers, jeden Bug, ja jeden Flecken im Original. Ein Prachtwerk aber ist dieser Katalog auch bezüglich des Inhalts, welcher etwa dreitausend Schriftstücke in der Weise wiedergiebt, daß zunächst eine biographische Notiz, durchweg von mustergültiger Korrektheit, vorangeht, woran sich dann der vollständige Text oder eine erschöpfende Inhaltsangabe der Schriftstücke reiht. Welche Freuden das Wert dem Autographensammler bereiten kann, mag man sich selbst ausmalen; auch die Fülle des Materials, welche in den zehn Serien der Sammlung zu finden ist [I. Fürsten oder, wie es der vorsichtige Franzose bezeichnet, „chefs de gouvernement“. II. Staatsmänner. III. Persönlichkeiten der französischen Revolution. IV. Heerführer. V. Gelehrte und Forscher. VI. Schriftsteller. VII. Schauspieler. VIII. Vertreter der bildenden Künste. IX. Berühmte Hugenotten. X. Berühmte Frauen], kann hier nicht angedeutet, geschweige denn erschöpft werden, wir begnügen uns, auf die VI. Serie hinzuweisen und zwar auch nur insoweit, als sie deutsche Schriftsteller enthält. Dieser Abteilung in einem französischen Werke zu begegnen, ist an sich heutzutage eine unverhoffte Freude, dieselbe steigert sich jedoch zur wärmsten Anerkennung für die hohe Bildung und die Unbefangenheit Bovets, wenn wir hinzufügen, daß diese Abteilung zu den reichst ausgestatteten des Werkes gehört und in einer Art bearbeitet ist, welche von dem genauesten Verständnis für deutsches Geistesleben und der wärmsten Pietät für jedes echte litterarische Verdienst Zeugnis ablegt. Kein deutscher Litteraturhistoriker hätte die Notizen dieser Abteilung korrekter und wärmer abfassen können, als dieser in Frankreich lebende Franzose.

Den Zwecken gemäß, welche unsere Anzeige verfolgt, geben wir hier eine Übersicht der wichtigsten Namen und fügen bei einzelnen kurze Inhaltsnoten bei. Johannes Reuchlin beschwört in einem Schreiben von 1518 seinen Freund Aurelius Luestenberg, auf Papst Leo X. hinzuwirken, damit derselbe entschiedene Stellung zu den theologischen Wirren nähme. Luther ist durch einen gleichfalls höchst interessanten Brief an Johannes Walther, Ulrich von Hutten durch ein merkwürdiges Schreiben an Wolfgang Fabricius vertreten. Von den Zeitgenossen der Genannten seien nur Amsdorf, Bugenhagen, Justus Jonas, Melanchthon und Joachim Camerarius erwähnt. Von Martin Opitz wird ein hübsches und charakteristisches Stammbuchblatt, von Hofmann von Hofmannswaldau ein Brief an Imhof, von Philipp Jakob Spener ein höchst bezeichnendes Schreiben theologischen Inhalts, von Leibniz ein auf seine naturwissenschaftlichen Studien bezüglicher Brief, von Gottsched ein Klageruf aus der Zeit des siebenjährigen Krieges mitgeteilt. Friedrich der Große ist durch einen langen Brief an Voltaire, kleist durch ein höchst bezeichnendes Schriftstück an Gefner, Gellert durch ein solches über den Tod Addisons vertreten. Es folgen kunsthistorische Briefe von Winkelmann, litterarische Freundesbriefe von Gleim und Uz, ein philosophisches Schreiben Kants, ein höchst merkwürdiges Schreiben Klopstocks an den Maire von Paris, Pelion, worin er eine in seinem Munde ganz kuriose Begeisterung für die französische Sache kundgiebt. Lessing, Mendelssohn, Hamann, Nicolai, Wieland, Musäus, Schubart, Claudius, J. G. Jakobi, Jung Stilling, Hippel und Lichtenberg sind sämtlich prächtig vertreten. Von Herder erhalten wir zwei Briefe an Schiller und Graf Görz, von Bürger einen erschütternden Klagerus — „Lieber Gott! All meine Freunde gelangen zu vornehmen Staatsämtern und ich elender bin kaum praktischer Handlanger“ — von den Brüdern Stolberg und Holty intime Freundesbriefe. Sehr reich ist Goethe vertreten; von besonderem Interesse ist darunter ein Brief an Schiller, welcher in der Schiller-Goethe-Korrespondenz fehlt; derselbe würde dort zwischen die Nummern 109 und 110 zu stehen kommen und sei hier mitgeteilt:

Eisenach, den 13. Oktober (1795).

„Noch bin ich hier und werde wohl noch erst abwarten was aus den Dingen werden will, ehe ich meine Reise weiter fortsetze. Die Österreicher sind wieder über den Main herüber und umgeben Frankfurt. Vielleicht ist es zwischen ihnen und den Franzosen schon zur Schlacht gekommen. In ein solches Gewirre möchte ich von heiler Haut mich nicht hinein begeben, da ich dergleichen anmuthige Situationen schon kenne. Meinen biesigen, stillen Aufenthalt habe ich gleich benutzt um Madame de Staël völlig zu überstehen, mitunter zu versetzen*). Eine weibliche Methode und die französische Sprache machten mir viel zu schaffen und besonders auch die Behandlerung ihrer Meinungen an die einigen und die ewigen Aberts. Nun bin ich fertig, lasse das Wert abschreiben und gleich sollen Sie es haben. Vielleicht lassen Sie es gleich im Ganzen drucken und bringen Ihre Noten auch in ein Ganzes. Doch darüber wird der Genius und der Augenblick entscheiden. Schreiben Sie mir doch! Wenn Ihr Brief mich nicht antreffen sollte, wie ich vermuthe, so wird er mir nachgeschickt. Nun denke ich mich gleich an den Roman zu machen, denn wenn ich mich hier nicht vorsätzlich zerstreuen will, so bin ich einsamer und ruhiger als zu Hause. Leben Sie recht wohl. Vielleicht sehe ich Sie eher wieder als wir glauben.

G.“

Daran reihen sich Schriftstücke von Müller, Voß, Klinger Forster und anderen. Von Schiller giebt Bovet drei, sämtlich sehr interessante Briefe wieder, woran sich ein Dankschreiben des Vaters Schiller an den Buchhändler Schwan für die seinem Sohne erwiesene Mithilfe, sowie Schriftstücke der anderen Mitglieder der Schillerschen Familie reihen. Hebel,

*) Es handelt sich um die Übersetzung des „Essai sur les Fictions“, welchen Goethe den „Horen“ zugelegt. Vergl. Schillers Antwort vom 16. Oktober 1795.

Digitized by Google

Matthisson, Kotzebue, Fichte und Seume sind gleichfalls vortrefflich vertreten. Ganz besonderes Interesse beansprucht ein Brief Jean Pauls an Kaiser Alexander I. von Rußland, in welchem er an den Kaiser die siebentliche Bitte richtet, ihm jene Pension, welche er bis 1813 von dem Großherzog von Frankfurt bezogen, nun aus eigenen Mitteln zuzuwenden.

„Ich wende mich," heißt es darin, „an das Herz Alexanders, da die wohlwollende Vorliebung gerade im Jahrhunderte des Egoismus die Menschenliebe auf den höchsten Thron Europas gesetzt," und der merkwürdige Brief schließt mit den Worten: „Möge der Herrscher, dessen Zepter dem Magnete ähnlich ist, welcher zugleich liebend anzieht und lehrend die Gegenden des Himmels zeigt, die Kühnheit der Hoffnungen verzeihen, zu welchem Er Individuen und Länder erhebt. Genießen Eure Majestät lange die einzige dauerhafte Universalmonarchie, die durch Liebe — nachdem Sie die hassende und gehaßte gestürzt — und lange weine die Freude vor Ihnen und erst spät die Trauer um Sie!"

Von Arndt erhalten wir ein Schreiben über die preußische Bewegung im Jahre 1817, von Hölderlin einen Brief an Schiller, von Novalis einen solchen an Tieck, von Tieck einen 38 Seiten umfassenden Riesenbrief an Wackenroder mitgeteilt. Daran reihen sich Schelling, E. T. A. Hoffmann, Niebuhr, Heinrich von Kleist, Brentano, Chamisso, Jakob Grimm, Börne, Uhland, Schopenhauer, Eichendorff, Körner, Heine u. s. w. Von den Schriftstücken jener Dichter, welche durch ihre Geburt dem laufenden Jahrhundert angehören (die Sammlung ist chronologisch geordnet) sei nur auf die merkwürdigen Briefe Grabbes an Tieck, Lenaus an Kerner, dann die Briefe Freiligraths, Reuters, Auerbachs, Hebbels, Wagners, Geibels, Mommsens und Scheffels hingewiesen; sie sind fast insgesamt von litterarhistorischem Werte.

Auch in anderen Serien des Prachtwerks finden wir einzelne Nummern verzeichnet, welche in das Gebiet der deutschen Litteratur gehören; so unter den — merkwürdigen „chefs de gouvernement" ein Schreiben des unglücklichen Kaisers Maximilian, der ja bekanntlich auch ein deutscher Dichter war, in welchem er der Baronin Binzer, der Freundin des Freiherrn von Zedlitz, in fast leidenschaftlichen Worten sein Mitgefühl über den Tod des Dichters der „Totenkränze" ausspricht. Der Brief, teils in Prosa, teils in Versen geschrieben, ist für den Verfasser höchst charakteristisch und die von Bovet mitgeteilte Analyse um so dankenswerter, weil das Material, welches bisher über den hochstrebenden, von einem so tragischen Geschick ereilten Fürsten und Dichter in die Öffentlichkeit gedrungen, ein sehr dürftiges ist. Unter den deutschen Kriegsleuten finden wir Franz von Sickingen mit einem Schreiben an Heinrich von Schwarzenberg, die Serie Staatsmänner teilt einen Brief von Wilhelm von Humboldt mit, unter den Gelehrten und Forschern finden wir Paracelsus, Michael Maestlin, Otto von Guericke, Stahl, Euler, Albrecht von Haller, Mesmer, F. W. Herschel, J. C. Bode, F. J. Gall, Alexander von Humboldt und viele andere deutsche Gelehrte von nicht bloß fachlicher Bedeutung und zwar gleichfalls durch durchwegs interessante und bezeichnende Schriftstücke vertreten. Ebenso bringt die Reihe deutscher Bühnenkünstler manchen Brief, welcher auch für die Geschichte unserer Litteratur bezeichnend ist; hier seien nur die Briefe von Angelmann, Koch, Fiedl, Iffland und der Sophie Schröder hervorgehoben. Schließlich enthält auch die Serie berühmter Frauen einzelne Schriftstücke von litterarhistorischem Werte, so Briefe der Schwester Friedrichs des Großen, der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, der Herzogin Luise Dorothea von Gotha und der Herzogin Charlotte von Braunschweig, sämtlich an Voltaire; die Herzogin Amalie von Weimar ist durch einen sehr hübschen, auf Goethe bezüglichen Brief an Merck, Charlotte von Stein durch ein charakteristisches Schreiben an Knebel, Friederike Oeser durch einen interessanten Brief an ihren Bruder, Charlotte Kästner durch ein merkwürdiges Schriftstück an ihre Tochter vertreten. Daran reihen sich Briefe von Johanna Schopenhauer, Rahel Varnhagen, Bettina von Arnim (über den Tod ihres Bruders Clemens). Diese Anbeutungen mögen genügen, um zu erweisen, daß wir von dem Inhalt des Werkes nicht zu viel behauptet haben; es sei hiemit der verdienten Aufmerksamkeit empfohlen.

Berlin. **Karl Emil Franzos.**

Lyrische und epische Gedichte.

Als ein Erzeugnis wirklicher, wenn auch nicht in allen Einzelheiten vollendeter Poesie darf „Eros und Psyche, ein kulturhistorisches Gedicht" von Ludwig Kuhlenbeck bezeichnet werden (Leipzig, Th. Griebens Verlag; L. Fernau 1887). Es ist das bekannte Märchen des Apulejus, in rhythmisch schönen und metrisch wechselreichen Versen einfach und natürlich und doch mit dem edelsten und reichsten Schmuck der Poesie erzählt, in bildlich anschaulicher, klarer Sprache, die den mannigfachsten Stimmungen und Empfindungen stets einen würdigen und oft auch einen mächtigen Ausdruck verleiht. Manchmal dürfte freilich die Darstellung kraftvoller, unmittelbarer und großartiger sein; der Dichter sollte nicht so oft sein Unvermögen eingestehen, die rechte Sprache für seine rehabenen Gegenstände zu finden.

Aus der griechischen Mythologie in unsere eigene Sagenwelt führt uns eine Sammlung von Georg von Schulpe, „Germanische Göttersagen" mit einer Einleitung von Felix Dahn (Leipzig, Wilhelm Friedrich 1887). Außer den Herausgeber haben verschiedene namhafte deutsche Dichter meistens recht gute Proben ihres Talents dazu beigesteuert, Felix Dahn, Emil Engelmann, Wilhelm Hertz, Wilhelm Jordan, Hermann Lingg, Hermann Rollett, Karl Zettel, Ernst Ziel, Hermann Allmers. Ihre Gedichte behandeln teils rein mythologische Stoffe der nordischen Götterwelt, teils alte Mythen, die nunmehr das Gewand des Volksmärchens angezogen haben; teils besingen sie Ereignisse oder allgemeine Züge aus der germanischen Geschichte. Quelle und Vorbild ist meist die „Edda" nebst andern altnordischen Sagenwerken; ihr Inhalt ist aber niemals bloß übersetzt, sondern stets selbständig neu bearbeitet. Im Äußeren wechseln die Formen ziemlich bunt, Stab- und Endreime, lange und kurze Verse, strophische und unstrophische Silbenmaße. Auch der innere Wert der einzelnen Gedichte ist nicht überall gleich.

Aus dem gleichen heimatlichen Sagenschatze schöpfte Heinrich Gaston den Stoff zu seinem „Gunthers Brautfahrt" betitelten Lied vom Niederrhein (Pösneck, Karl Latendorf). Das Märchen vom Dornröschen wird hier in eigentümlicher Weise an die Siegfriedssage, mit der es ja ursprünglich identisch ist, angeknüpft, indem Siegfrieds Sohn Gunther das schlafende Königskind erweckt. Gaston macht die eigentliche Erzählung der Fahrt zum Zauberschlosse, der Entzauberung und der Heimkehr des liebenden Paares verhältnismäßig kurz ab, schaltet dazwischen aber mehrere lyrische und didaktische Gedichte ein, die mit dieser Haupthandlung nur sehr lose zusammenhängen und an sich nicht schlecht sind, aber auch durchaus nicht künstlerisch hervorragen. Namentlich in den lehrhaften und naturbeschreibenden Gedichten findet sich viel leere Spielerei und eitler Klingklang, auch viel verschnörkelte Unnatur. Hie und da ist die Redeweise so verdreht, daß der wirkliche Sinn kaum zu enträtseln ist; z. B. S. 47:

„Denn Wahrheit ist das, was du weißt, also glaubst,
Und wahr, was wissen und glauben
Viele wie du, die Wahrheit nicht,
Die läßt sich den Schleier nicht rauben."

Auch einen Stoff aus deutscher Vergangenheit, aber aus dem geschichtlichen Leben der Städte und des Bürgerstandes beim Übergang des Mittelalters in die neuere Zeit wählte Karl Ernst Altena zum Vorwurf seines künstlerischen Erstlingswerks „Der junge Goldschmied" (Berlin, Wilhelm Friedrich Nachf.: Ad. Hertz & H. Süssenguth 1887). Es ist eine recht anerkennenswerte Leistung, eine novellistische Geschichte in Versen, bei der Scheffel und Julius Wolff vor allem die Vorbilder des begabten jungen Sängers gewesen sind. Anspruchslos und einfach, ohne große, ungewöhnliche Verwickelung, bekundet das Werkchen doch ein liebenswürdiges warmes Dichtergemüt und einen schönen Formensinn.

München. **Franz Muncker.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Gong' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

IV. Band. 8. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. Juli 1888.

Digitized by Google

Kaiser Friedrich †

Ecce vir!

Du ziehst den herrlichsten der Heldensöhne
Beschleichend, marternd in die Gruft, o Tod?
Du magst! — uns schwebt er vor in Morgenschöne,
Wie er dir oft die freie Stirne bot
In Schlachtennot.

Als schwer beschimpft, Germania sich erhaben
Im Kriegsgewitter gegen Westen schwang,
Gebot er feurig mild uns Baiern, Schwaben,
Ein Siegfried, der jedwedes Herz bezwang
Im Siegesdrang!

Und friedvoll dann mit goldenem Gemüte,
Du keiner Frist des muntern Scherzes bar,
Wie neigt' er gern sich jeder Geistesblüte
Für Kunst und Wissen wirkend Jahr um Jahr —
Wie schön und klar!

War einem Edlern je der Thron beschieden?
Mit seinem Volk versöhnt hat er die Welt;
Und pflichtgefeilt will Freiheit er im Frieden
Und Wohlfahrt und — von Siechtums Pfeilen fällt
Klaglos der Held.

Du Ätherhöhn flieg ob der Völkerbühne
Auf Adlerschwingen Hohenzollernblut;
Gigantisch Glück — auch ohne Schuld — heischt Sühne:
So brach herein des grausen Schicksals Wut —
Nun ist es gut. —

Berthold Pfeiffer.

15. Juni 1888.

O Held, zu hohen Thaten auserkoren,
Gekrönt mit einem edlen Kranz von Siegen!
O menschlich fühlend Herz, das, schlicht-gediegen,
Die angeborne Güte nie verloren!

Wo ein du zogst zu Freund- und Feindesthoren,
Entgegen mußten dir die Herzen fliegen.
Der Zukunft Bild, wann du den Thron bestiegen,
Stand vor uns wie aus reinem Licht geboren.

Weh, schwarzes Leid hat das Geschick gebrütet!
An deinem Leben fraß ein Wurm, ein böser.
Ansortas' Los! Doch nein — ihm war beschieden,

Daß er genas; du hast getreu gehütet
Den heil'gen Gral, das Reich, bis als Erlöser
Der Tod dich ringeführt zum ew'gen Frieden.

Friedrich von Hoffs.

An Kaiser Wilhelm II.

Lebt denn der alte Gott nicht mehr
Aus unsrer Jugend Tagen,
Daß unser deutsches Land so schwer,
So schmerzlich wird geschlagen?

Es splittern ab vom Zollernbaum
Die beiden Heldenreiser;
Auf Wilhelm, der bestattet kaum,
Folgt Friedrich schon, der Kaiser!

Herr, nimm dein schweres Strafgericht
Von deinem armen Volke,
Laß leuchten hell dein Angesicht
Durch unsrer Trübsal Wolke.

Im Sturm der Zeit, im Wetterbraus
Schütz du mit starken Händen
Jungkaiser Wilhelm und sein Haus,
Daß sich's zum Glück mag wenden,

Laß fest ihn stehn auf hohem Thron
Von Ruhm und Glanz umflossen
Den Heldenenkel, Heldensohn,
Und segne seine Sprossen:

Den jungen, grünen Vierlingsklee,
Des deutschen Volkes Wonne,
In diesen Zeiten voller Weh
Sein Glück und seine Sonne.

Und du, Jungkaiser, treu und schlicht
Wie deine tapfren Ahnen,
Du führst uns andre Wege nicht,
Als deiner Väter Bahnen!

Du weißt es, unser Gott lebt noch,
Der wird die Zollern halten.
So laß denn rauschen stolz und hoch
Des deutschen Banners Falten!

Richard Leander.

Digitized by Google

Kleine Schriften zur Litteratur.

Von August Graf von Platen.

(Ungedruckter Nachlaß.)

Vorbemerkung. Die nachstehend veröffentlichten Aufsätze Platens wurden uns von Herrn Dr. Heinrich Meisner, Kustos an der königl. Bibliothek zu Berlin, mitgeteilt. Der Zuschrift, mit welcher Herr Dr. Meisner seine Sendung an uns begleitet, entnehmen wir die folgenden Stellen:

„In dem Tagebuche Platens, der unerschöpflichen Fundgrube zum Verständnis seiner dichterischen Entwickelung, finden sich (S. 148 und 183) Andeutungen, in welch hartem Kampfe der Jüngling mit sich selbst darüber gelegen hat, ob er überhaupt zum Dichter geboren sei, oder ob er nicht mehr leisten würde als Litteraturhistoriker oder Prosaist. Die Möglichkeit, Platen auf diesem Gebiet zu beurteilen, war allerdings bisher auch schon durch eine Reihe prosaischer Stücke, welche zuletzt Karl Christian Redlich in den dritten Bande seiner Ausgabe der Werke des Dichters vereinigt hat, gegeben; allein zieht man von diesen Schriften die mit aufgenommenen Vorreden und Schlußbemerkungen ab, so bleibt nicht viel mehr übrig, als zwei historische Aufsätze über die Geschichte des Königreichs Neapel und über den Ursprung der Carraresen, ferner das Märchen „Der Rosensohn", die Betrachtungen über das Theater als Nationalinstitut und die mit Recht viel gerühmten und gelesenen Lebensregeln.

Ein glücklicher Fund setzt mich in die Lage, in folgendem einige neue, bisher unbekannte Prosaarbeiten Platens bieten zu können, welche man fortan zur Beurteilung des Dichters in hohem Grade wird beachten müssen; denn es prägt sich in ihnen seine Stellung zur zeitgenössischen Litteratur in einer Weise aus, von der wir bis jetzt nur durch ganz ge egentliche Bemerkungen im „Tagebuche" eine Ahnung hatten.

Die Handschrift, welcher ich die mitgeteilten Aufsätze entnahm, befindet sich im Besitz der königlichen Bibliothek in Berlin. Über ihre Provenienz vermag ich nichts mitzuteilen. Sie ist jetzt mit einer andern, aus dem Nachlasse von Rochholz stammenden Platen-Handschrift verbunden, welche zu der ersten Ausgabe des Dichters in Hempels „Nationalbibliothek" benutzt worden ist und einen Teil der Gedichte Platens enthält. Daß beide Manuskripte ursprünglich schon vereinigt waren, ist mir deshalb unglaublich, weil der Herausgeber, welcher die handschriftlichen Aufzeichnungen der Lieder Platens einsah, doch gewiß auf den Wert der neuen Schätze sonst hätte aufmerksam werden müssen. Sicher ist, daß Redlich in seiner Platen-Ausgabe die Berliner Handschrift nicht gekannt hat, denn unter der Zusammenstellung der schriftstellerischen Pläne des Dichters, von deren Ausführung nichts erhalten ist, führt er die von mir mitgeteilten Aufsätze über die epische Poesie und über den Verfall der deutschen Litteratur an.

Die Entzifferung der oft flüchtigen Entwürfe des Manuskripts war nicht immer leicht. Nur an wenigen Stellen, wo offenbare Schreibfehler oder Auslassungen vorlagen, habe ich durch ein oder einige hinzugefügte Worte den Sinn klarzulegen versucht."

I.

Über Epos und Epiker.

(1816.)

Jene drei Werke, welche vorzugsweise den Namen Homers der Unsterblichkeit überantworteten, erscheinen zugleich als ein dreifacher Typus des epischen Gedichts überhaupt, und wenn anders Odysseus als ein irrender Ritter betrachtet werden darf und der Froschmäuslerkrieg als eine Parodie der Iliade, so eröffnet sich in den homerischen Werken eine Galerie des Heldengedichtes in seinen heroischen, romantischen und komischen Formen. Nur von den ersteren kann hier die Rede sein.

Das Epos soll dem Schilde des Achilles gleichen, welcher das ganze Treiben und Leben der Menschheit in sich aufnahm und in nachbarliche Schauspiele, von einer Volksversammlung zum Erntefeste, von einer Weinlese zum Getümmel der Schlachten führt. So wie das Epos, während Drama und Lied in lebendigster Gegenwart sich entwickeln, uns als erzählte Vergangenheit ruhig vors Auge tritt, so kann es auch seinen Gegenstand nur aus den Jahren schöpfen, die nicht mehr sind, und es bannt aus seiner Sphäre die moderne Zeit, die sich in den Roman flüchtet.

Die plastische Vortrefflichkeit des epischen Gedichtes gründet sich teils auf das abgeschlossene Hervortreten der menschlichen Charaktere im einzelnen, welche jedoch den Eindruck des Ganzen nur schmälern würden, wenn sie mit dramatischer Schärfe gezeichnet wären, teils auf eine Objektivität in der Darstellung des Ganzen, die sich aber in Wahrheit nur bei solchen Gedichten als wirklich vorhanden zeigt, welche unzweifelhaft von mehreren Verfassern herstammen, wie die Ilias und das Lied der Nibelungen. Denn ohne an Dante, an Camoens, an Ossian zu erinnern, bei denen die Selbstheit (Subjektivität) des Erzählers in vollkommener Gestaltung hervortritt, lassen Virgil selbst und Tasso durch das cano und canto ihres ersten Verses die Person erscheinen, wie es Homer allerdings als überflüssig erachten mußte, indem er keine Leser hatte, (sondern nur) Hörer, denen er sich persönlich zeigte, sobald er vor ihnen sang. Dabei läßt sich kaum absehn, wie ein episodisches Erscheinen des Dichters den Genuß des Gedichtes schmälere, und wenn Milton seiner Blindheit rührende Klagen aus seinen Gedichten gestrichen hätte (wodurch mit leichter Mühe die Regel gerettet wäre), würde wohl die sterilste Kritik zu einer solchen Verschönerung ihm Glück wünschen? Sie vergißt nicht, daß selbst die Gebrechen der Dichter von einer liebenswürdigen Natur sind.

In Schilderung, Gleichnis und Bilderſprache offenbart sich die malerische Seite des epischen Erzählens. Hier zeigen sich die romantischen Dichter, wiewohl plastisch un-

Digitized by Google

vollkommener als die Meister der Alten. Vor allen andern mußten hier die Spanier dem Höchsten gleichkommen, eben weil sie als wahre Repräsentanten der modernen Dichtkunst müssen erscheinen, teils da ihr eigener Nationalcharakter vor allen anderen poetisch ist, vor allen anderen poetisch die Sprache, die sie reden, und endlich, da es ihnen allein gelang, das Christentum, das den Charakter der neueren Jahrhunderte ausmacht, mit poetischer Glorie zu verherrlichen.

Der Wert der Epopöe spricht sich aus in der Vollendung der Sprachformen und des Silbenmaßes. Der Griechen Meisterschaft glänzt hier unverkennbar durch Erfindung des hexametrischen Versbaues, der ein ewiges Fortströmen der Begebenheit möglich machte aus der beweglichen Weise des Wohllauts, dessen Mannigfaltigkeit und Geschmeidigkeit nie genug bewundert, nie erreicht werden wird.

Die üblichen Elisionen der lateinischen Sprache verletzen vollkommen die Natur des Hexameters. Einen zwar eigentümlichen Reiz erhält der Versbau Virgils durch Pomp und Kürze, aber mehr in griechischer Leichtigkeit fließt der ovidische Vers. Für längere Gedichte, wie die Epopöe, wird die deutsche Sprache schon dadurch unfähig, sich des Hexameters mit wahrem Glück zu bedienen, weil alle ihre Gelenke mit Konsonanten verpanzert sind, wodurch der Lauf des Verses immerwährend gehemmt und die Vokale ihres vollen Klanges beraubt werden.

Der Reim, welcher demnach als ein Hebel der neuen epischen Dichtkunst werden mußte, entstand, weil die rhythmenlosen Idiome des Mittelalters durch irgend ein Hilfsmittel den Abschnitt des Verses bezeichnen mußten. Die poetische Idee aber, die ihm zu Grunde liegt, ist, daß er ein Bild sei von Hoffnung und Erinnerung, zwischen welchen auf und nieder zu schweben die Sentimentalität der neueren Poesie sich gefällt.

II.

Bemerkungen über den Verfall der deutschen Litteratur.

(1817.)

In den denkwürdigsten Ereignissen, welche das achtzehnte Jahrhundert dem Geschichtsforscher und dem Freunde menschlicher und insbesondere vaterländischer Fortschritte darbietet, gehört unstreitig die schnelle Blüte der deutschen Schrift und Sprache. Der in Angelegenheiten der Kirche und der Gerechtigkeitspflege als Regel anerkannte Gebrauch des Latein's, dem seiner Kraft, Kürze und Rundung wegen über die gotische Rauheit und Weitschweifigkeit unsrer Muttersprache der Vorzug gegeben werden mußte; die oftgerügte Anstaunung und Nachahmungssucht des nicht Einheimischen, deren Grund man in dem weltbürgerlichen Geist der Deutschen zu suchen hat, der, mit fremden Formen vertrauter als andere Völker, auch in fremden Formen das Gute und Schöne vorurteilsfrei zu schätzen weiß, eine Eigenschaft, deren Extrem in jenen Fehler ausartet, der im Charakter unserer Landsleute ebenso tief gewurzelt scheint, als eitle Selbstgefälligkeit in dem unserer Nachbarn; ferner die wenige Aufmunterung, welche die Großen, noch mehr von jenem erwähnten Gebrechen angesteckt, den deutschen Bestrebungen widerfahren ließen, und endlich die grausame Einwirkung langer und verheerender Kriege, welche Deutschland zu ihrem Schauplatze wählten und die Ausübung jener sanfteren Künste verhinderten, die allein den Zeiten der Muße und des Friedens ihr Dasein verdanken: — dieses alles gehört zu den Hindernissen, welche lange den vaterländischen Genius in seiner Kraft und eigentümlichen Schönheit sich emporzurichten verboten. Hierzu kommt noch der Mangel an wahrhaft großen und ungemeinen Geistern, deren magischer Einfluß imstande gewesen wäre, ihr Zeitalter aus dem Schlummer zu wecken und zu ihrer eigenen Höhe emporzuziehn. Die Geschichte zeigt uns häufig, wie unglaublich vieles ein einziger kraftbeseelter Mann, auf einen Thron gestellt, vermag; die Wirksamkeit eines einzigen genialen Kopfes, der, unbekümmert um des gemeinen Haufens Begriff und Meinung, seinem Jahrhunderte denkend voranstrebt, ist vielleicht um einen Grad nur geringer, um den Grad schnellerer Thätigkeit nämlich, den die körperliche Gewalt des Regenten vor der sanfteren allmählichen eines Zöglings der Musen voraus hat.

Lange fand der große Luther, vielleicht mehr Deutschlands politischer Verhältnisse wegen, keine würdigen Nacheiferer, er, der die Grundtöne einer energischen, reichen und überaus biegsamen Sprache, welche oft vor und nach ihm durch die Einmischung ganzer Reihen ausländischer Wortformen verunziert wurde, in ihrer ganzen Reinheit erblickt.

Endlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als durch den kunstrichterlichen Scharfsinn eines Lessing der französische Geschmack verbannt wurde, als Winkelmann durch das Studium antiker Kunst das Studium der alten Litteratur belebte; als Klopstock die Gewandtheit und Stärke, Bürger die Möglichkeit einer melodischen Wirkung der deutschen Sprache bewies und endlich Goethes erste eigentümliche Schöpfungen von einem Pole der europäischen Welt zum andern getragen wurden, da schwoll mit einemmale die gepfropfte Knospe deutscher Kunst zur vollen, üppigen Blume.

Die Verachtung, mit welcher der allverehrte Halbgott*) des damaligen Deutschlands auf die Erstlinge der vaterländischen Litteratur herabsah, fenerten viele treffliche Köpfe in seinen Staaten an, ihm eine bessere Meinung vom Genius der Muttersprache beizubringen. Durch Übersetzungen des Homer und Shakespeare wurde auf bessere Muster hingewiesen. Kalt und undankbar betrachtet die heutige Welt die Bestrebungen jener Männer, indem sie die Früchte einer Anstrengung genießt, welche die deutsche Sprache in den Rang der gebildeten emporhob. Aber ein zäher Winter folgte auf den plötzlichen Frühling der Litteratur. Kaum haben einige große Talente durch ihre Werke ihre Namen verewigt und schon beginnen die Deutschen auf den Lorbeern dieser wenigen gemächlich zu ruhn. Ein prahlerischer Ton ist an die Stelle jenes ernsten Eifers, jenes betriebsamen Strebens getreten, das den Charakter unserer früheren Schriftsteller ausmacht. Den Zeitpunkt des Untergangs der deutschen Reichsverfassung kann man füglich auch als den des Verfalls der Litteratur annehmen, so wenig beide zusammen in Verbindung stehn.

*) Friedrich der Große.

Digitized by Google

Gleichwohl sind die Ursachen dieses Verfalls teils auch in der politischen Lage Deutschlands zu suchen. Selbständigkeit ist das erste Erfordernis des Genies. Daher geht alles Große und Erhabne menschlicher Schöpfungen ursprünglich aus dem Gefühl für Freiheit hervor, das den Schöpfer belebte. Sollte man z. B. den Mangel an poetischem Schwung, der die französische Dichtkunst bezeichnet, nicht allein in der natürlichen Rücksichtnahme der Sprache, als auch in der beständigen Abhängigkeit zu suchen haben, welcher alle Dichter jenes Volks gegen ihren Hof unterlagen? Ein Zeitalter, wie das von uns durchlebte, in welchem ein einzelner Gewalthaber die Freiheit in Wort und That von halb Europa nicht nur beschränkte, sondern sogar zu einer Art von Huldigung gegen seine eigne Macht zu zwingen gewußt hat, in welchem ferner durch den immer mehr überhand nehmenden Militärgeist alle Individualitäten so viel als möglich erstickt wurden, ein solches Zeitalter war nichts weniger als geschickt, große Talente zu entwickeln. Eine neue freie Ära erschien. Der Enthusiasmus, der sie bezeichnete, hinterließ nur uns ihr unter der Fülle seiner ephemeren Erzeugnisse einige wenige, die der Zeit zu trotzen imstande sein werden; aber nun kam das Reich der Flugschriften und Journale an die Tagesordnung. Nie war der Geist der Parteien der Litteratur günstig. England gab uns Beispiele, wie durch ihn manches Bessere unterdrückt und manches Mittelmäßige mit einer Glorie umgeben wurde, welche die unbefangene Nachwelt wieder zerstreute.

Ich gehe zu andern Ursachen über. Statt der vielfachen Schwierigkeiten, welche die Bildner der Sprache und die ersten großen Schriftsteller einer Nation zu überwinden haben, begegnen ihren Nachfolgern zwei andere: die Mutlosigkeit nämlich, die den strebenden Geist beim Anblick erhabener Muster, so sehr sie ihn auch begeistern, ergreift, da er, sie zu erreichen, verzweifeln muß; und zweitens die Anstrengung, welche es ihm kostet, die Eigentümlichkeit seiner Hervorbringungen gegen den unfreiwilligen Trieb der Nachahmung unsterblicher Vorgänger, die oft unausweichbar hinsichtlich der Form ist, zu retten. In Frankreich scheuten sich Voltaire und Racine nicht, in Corneilles Manier zu dichten; in Italien haben Tasso, Ariosto, Guarini*) nicht nur die Alten im allgemeinen sowohl als in einzelnen Stellen glücklich nachgeahmt, sondern sogar die Schönheiten ihrer eigenen Landsleute Dante und Petrarca häufig in ihre Gedichte übertragen, ohne deshalb an ihrem Ruhm zu verlieren. Nur in Deutschland herrscht diese unaufhörliche Jagd nach Originalität, die sich bis auf Kleinigkeiten herab erstreckt und die selbst einige der vorzüglichsten Schriftsteller verführt hat, Klarheit des Stils, Reinheit der Sprache und überhaupt alles, was mit dem Namen klassischer Schönheit bezeichnet wird, einigen bizarren Ausschweifungen aufzuopfern. Um ein kurzes Aufsehen ihrer Zeitgenossen gaben sie die Unsterblichkeit des Nachruhms, dessen sich nur die Gediegenheit zu erfreuen hat. So oft man sich aber in acht nimmt, irgend einem großen Geist seiner eignen Nation auf der eingeschlagenen Bahn zu begegnen, so wenig scheut man sich, die kaum verbannte Nachahmung des Fremden wieder in Deutschland einzuführen. Während vormals viele Dichter in Alexandrinern fakelten, liebeln sie jetzt in Sonetten und frömmeln in Assonanzen. Germanisches Volkstum und germanische Ahnenkraft werden in Formen abgehandelt, die sich der Sache um nichts glücklicher anpassen, als einer Thusnelda Pariser Handschuhe.

So gewann nach und nach ein falscher Geschmack in Deutschland die Oberhand, der den Verfall der Litteratur unausweichbar herbeiführte.*)

*) Zeitgenosse Tassos, als Dichter sein Epigone, dessen ihyllisches Drama „Der treue Schäfer“ dem 17. Jahrhundert als eines der größten Meisterwerke galt.

III.

Etwas über die neuere deutsche Poesie.

Nach Durchlesung des „Deutschen Dichterwalds“.**)

(1817.)

Ich komme eben von einem Spaziergange aus dem deutschen Dichterwalde zurück, der aber leider schon abgeblüht hat und keine Früchte mehr trägt. Den einzigen Nutzen, den diese Bäume noch stiften könnten, wäre, einen Ofen zu heizen. Da hört man von nichts als Barden und Skalden und Eichwäldern, in denen aber leider eine kalte Luft weht. Sollte die deutsche Poesie der Originalität wegen sich in eine solche Tracht verkappen? Wie anders klingen Klopstocks Gesänge, die doch denselben Gegenstand wählten, gegen diese Lieder und Oktaven und Sonette, wo die Form den Gegenstand anpaßt, wie ein Paar Pariser Handschuhe der Thusnelda. Jedes Blatt aus diesem Dichterwalde säuselt Sehnsucht von sich. Hier sieht man die platte Natur, doch die Kunst ist verschwunden. „Wir sind Deutsche,“ tönt es von allen Seiten, „nicht mit fremdem Schmucke wollen wir unsere Lieder behränzen. Die Eigentümlichkeit trete hervor, mit dem Genius verstorbener Nationen zu ringen.“ Niemals hörte man wohl mehr von Deutschheit prahlen, als in diesem Zeitalter, wo man weislich davon schweigen sollte. Unter diesen frisierten Vaterlandssängern ist der Gallimathias so gemein geworden, daß man ihn öffentlich zur Schau trägt. Einen blanken Unsinn verzeiht man gern, wenn nur was Liebes und ein paar Eichenblätter dabei sind. Dieses ist nun der Lieblingsbaum der Dichter; den Lorbeer findet man nur noch in den Saucen, zu denen freilich die Blätter des Wodanbaumes etwas untauglich sind. Man sollte füglich die für Barbaren erklären, die ihre Schweine mit Eicheln mästen. Man könnte den Landwirten dafür die Früchte des Dichterwalds preisgeben. O ihr antikmodernen Barden! Möchtet ihr eure verzerrten Zwittergeschöpfe dem Wodan zum Opfer bringen. Haben euch nicht die Musen der zwei größten Dichter unsres Vaterlands durch den Ton ihrer Leier den rechten Weg gezeigt, den ihr einschlagen sollt?

Diese neuen Barden haben die Kunst verstanden, tausend Worte zu schreiben ohne einen einzigen Gedanken. Ihre Lieder sind der thebischen Sphinx vergleichbar, nur mit dem Unterschiede, daß nie ein Oedipus sie enträtseln wird. Ihre Gefühle sind wässerig vor lauter Thränen, ihre Sehnsucht ist so geistig und ätherisch wie der Wind, und ihre Produkte verdienen kein anderes Los als die

*) Es folgen in dem Manuskript noch die Worte: „Die Alten mit ihren harmonischen Sprachen“. Damit ist die Seite zu Ende; die weiteren Blätter, die den Schluß der Abhandlung enthalten haben, finden sich nicht in dem mir vorliegenden Manuskript.

**) „Deutscher Dichterwald. Von Julius Kerner, La Motte Fouqué, Ludwig Uhland und andern.“ Tübingen 1813.

Digitized by Google

des Wodanbaumes. Vor lauter Natürlichkeit verfehlen sie die Natur, und wenn sie von Liebe reden, so schmelzen sie wie Butter an der Flamme. Man sieht hier zwar noch Balladen, aber es ist keine Braut von Korinth, kein Endymion träumt den Götterraum mehr, nicht weint Artemisia auf einsamer Urne, und von Orpheus Gesängen hingerissen zu werden, sind die Eichen zu plump. O ihr großen Sänger meines Vaterlandes, die ihr schon an Maros und Flaccus Hand selige Tage genießt, seht herab auf den entweihten Pindus, dessen Zierde ihr wart. Du, Dichter des Oberon, und du, Schiller, mit ewig tönender Leier, seht, welche Hände an eurer Statt die Zügel des phöbischen Rosses ergreifen. Und endlich du, Klopstock, der du allein würdig warst, die Blüten deines herrlichen Geistes den alten Göttern Teutonias opfernd darzubringen, höre nun, welche hochherzige Gefühle deine eichelumwundenen Nachfolger aus ihrem geschwellten Busen heraus-grausen. Wahrlich, jetzt möchte man ausrufen und mit gutem Fug die Jeremiade anstimmen:

„Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!“

Doch noch einige Spuren hat sie zurückgelassen und nicht ganz vermochten diese Barden alle Blumen auszurotten, die sich trotz den starken Wurzeln der Eichen ausbreiten. Diese unfruchtbare Zeit hat eine Lilie geboren, die wert wäre, die himmlischen Gärten zu zieren. Ich meine Rosaliens Nachlaß.*)

So viele Jahre hat man gebraucht, die deutschen Wälder zu lichten, und nun sollte man neue Wildnisse anbauen? Das Mädchen, das uns Schiller so schön gezeichnet hat, ist zur Zigeunerin geworden. Deutscher Dichterwald! Wenn sich das „Wald“ auf die Verworrenheit bezieht, die in diesen Gedichten herrscht, so mag es hingehen, sonst wäre dieser Titel sehr anmaßend. Wehe den deutschen Musen, wenn diese Revolution gegen den guten Geschmack nicht wieder durch die Mode abgebracht würde, wie sie die Mode empor gebracht hat. Es ist eben der Zeitpunkt nicht, der Deutschheit einen Freiheitsbaum aufzurichten. Jene alten Barden Teutonias, denen ihr nachstreben wollt, besangen die Schlachten und Siege ihrer Helden und wußten noch nichts von jenem sehnsüchtigen Unverstande, der in neuern Produkten herrscht.

Diese Kritik ist allzustreng und dürfte schwerlich in eine Litteraturzeitung abgedruckt werden, aber was wollen diese Waldmenschen anders? Ich sage hiemit nicht, daß ich nicht hie und da ein Zweiglein dieser Dichterwildnis gern auf meinen Hut gesteckt hätte; manches, wie z. B. die Abendbesuche*) und die Lieder von Florens,**) hat mir gefallen; aber aus einundzwanzig***) Kehlen denselben Ton zu hören, ist unerträglicher, als weilland das Soll . . .-konzert****) Ludwigs XI. gewesen sein mag. Was für eine Wut hat dies Volk ergriffen? Sonst schätzten wir uns glücklich, drei große Männer unter unsern Dichtern zählen zu dürfen; jetzt bieten sich uns ganze Wälder voll an, aber leider können sie alle zusammen uns keinen einzigen derer ersetzen, die uns der Tod entrissen hat.

*) „Rosaliens Nachlaß“ von Friedrich Jacobs erschien zuerst 1812 in Leipzig, später in seiner „Schule der Frauen“ 1842 in fünfter Auflage. Der Verfasser legt in der Vorrede zu dieser über Rosaliens Nachlaß: „Dieses Buch ist in einer trüben Zeit, soll an dem Sterbebette einer geliebten Frau und unter mannigfachen Bekümmernissen geschrieben, daher denn auch ein großer Teil desselben die Farbe der Trauer trägt, die damals das Gemüt des Verfassers durchdrungen hatte. Dennoch hat dieses Buch . . . mit der Neigung dieser zugewendet, die seiner auch jetzt noch, dreißig Jahre nach der ersten Erscheinung, mit einer mir erfreulichen Vorliebe Erwähnung thun.“

*) Die „Abendbesuche“ sind im Deutschen Dichterwald mit J. G. S. unterzeichnet. Der Verfasser ist Johann Georg Sprengmund, geb. 1794 in Stettin, später Superintendent in Kottbus und Schulrat in Frankfurt a. O.

**) „Florens“ ist Eichendorff, dessen Lieder „In einem kühlen Grunde“ und „Lind'ig die Häuser, sind's die Gassen?“ im Deutschen Dichterwald erschienen sind.

***) Unter den „Einundzwanzig“ befinden sich Uhland, Schwab, Kerner, Varnhagen, Fouqué, Helwine von Chezy, Amalie Schoppe, D. A. Assing, Heinrich Köstlin und die vorerwähnten Eichendorff und Seegemund.

****) Über die Schweine-Orgel berichtet u. a. W. C. Printz in seiner „Beschreibung der Sing- und Klingkunst“ 1690. Wir können es uns nicht versagen, die kuriose Stelle wiederzugeben. „Eine kunstreich sächerliche Musik war des Burgiensischen Abts, welche er dem König in Frankreich Ludwig dem XI. vorgestellet. Denn nachdem er besagten König offtermahls mit einer köstlichen und wohltlingenden Music ergötzet, sagte derselbe einmahl im Scherz zu ihm: er solte ihm einmahl auch eine Schweine-Music präsentiren. Der Abt antwortete: Das wolle er thun; allein der König solte ihm die Unkosten, so darzu erfordert würden, darreichen lassen. Als er nun das geforderte Geld empfangen, kauffte er allerhand Schweine, große, kleine und mittelmäßige, und verfertigte ein solches Instrument, in welchen er die Schweine nach der Ordnung in enge Zellen einschloße; und machte dazu ein solches Clavier, vermittelst dessen er durch dazu angeordnete Stachel die Schweine stechen kunnte, wenn eine Clavis niedergedrucket wurde. Da nun der König wieder bei ihm einkehrte, erwartete er durch diese Schwein-Orgel sowohl bei dem König selbst, als dessen Hoff-Bedienten ein großes Gelächter über die wunderliche Harmonie, und nicht geringe Verwunderung über die künstliche Erfindung und artige Dispostion dieses Schweine-Instrumentes.

(Zwei weitere Aufsätze folgen im nächsten Hefte.)

Der Stern Byrons.

Durch Schottlands Berge saust der Wind,
Die Nacht ist kalt und sternenhell,
Wie Harfen tönt's von Fels und Well',
Und in der Wiege liegt ein schlummernd Kind.
Es wallen Geister der Normannen
In Wolken hin, ein kämpfend Heer,
Die stolzen Häupter beugen Cannen,
Gescheitert wogt ein Schiff im Meer.

Dem Geist des Kindes woben hold
Ein Sternenlicht die Feen ein,
Sein Angebinde sollte sein
In tiefer Schmerzen Nacht der Dichtung Gold;
Denn Dichterseelen ist hienieden
Kein Glück gewährt, und ihre Glut,
Ein Tod dem eignen Herzensfrieden,
Versengt bald jedes Segens Gut.

Jedoch die Genien aller Zeit
Vereinigt ein gemeinsam Band,
Sie bieten eine Retterhand
In allen Stürmen sich, in jedem Streit.
Als Byron, von der Welt verlassen,
Verzweifelnd, hart am Abgrund stand,
War's Shakespeares Geist, sein Allumfassen
In dem er Halt und Höhe fand.

Digitized by Google

Verklärte Liebe ſchwebt ihm nah',
Wo Romeo und Julia ruht,
Es ſteigen aus Venedigs Flut
Der Mohr und Shyloch und Desdemona.
Es mahnt um Rom die hohe Trauer
An Cäſar, an Coriolan,
An Mark Anton, und alle Schauer
Der Menſchheittage wehn ihn an. — —

Verglüht war Moskaus Flammenrot,
Er ſtand auf Waterloos Gefild,
Erfüllt von jenes Mannes Bild,
Der eben noch der halben Welt gebot.
Aus gleichem Geiſterreiche ſtammend
Erkannt er ſich in ihm, er ſah
In ihm, bewundernd und verdammend,
Prometheus auf Sankt Helena. —

Des Korſen wie des Normanns Geiſt,
Wie waren beide kühn und groß!
Entthronung ward des Kaiſers Los,
Byrons ein Ruhm, wie Körner ſchmückt und Kleiſt.
Sie ſind zwei Sphären zu vergleichen,
Die ſich bis in Unendlichkeit,
Einander nah, doch nie erreichen,
Voll Größe, Macht und Ewigkeit.

O Byron! faſt wie Mythe ſchon
Klingt uns dein Leben: Ahnenglanz,
Des Helden und des Dichters Kranz,
Ein Tod, wie jenen einſt bei Marathon,
Und daß nicht tiefſte Schatten fehlen:
Des Haſſes und der Liebe Schmerz,
Die Kränkung durch gemeine Seelen
Und ein mit Zweifeln ringend Herz.

Hermann Lingg.

Erinnerung.

Erinnerung ſtand als bleiche Frau,
Bot jedem einen Tropfen Tau.
Es kam ein Weib in ſchwarzem Gewand
Die ſtreckte begehrlich danach die Hand.
Sie ſeufzte viel, ſie weinte ſehr,
Es ſchlief ihr Sohn im tiefen Meer. —
Nun ſah ſie ihn, wieder friſch und geſund,
Und drückte Küſſe auf ſeinen Mund
Und ſtrich ihm das Haar aus braunem Geſicht,
Und er ſchmiegte an ihre Bruſt ſich dicht
Und lächelte mit Blauaugen zwei
Und warf in den Schoß ihr Spielerei
Aus fernem Waſſer und fernem Sand —
Sie ſah ihm ins Antlitz unverwandt —
O lieblich holde Vergangenheit! —
Es lächelt die Mutter im ſchwarzen Kleid
Und ſpricht: „Erinnerung, bleiche Frau
Ich danke dir für den Tropfen Tau.“

Es ſchlürft davon mit welkem Mund
Ein Greis und fühlt ſich jung zur Stund,
Als ſähe ſein trüben Auge klar,
Als flöſſe golden vom Haupt ſein Haar,
Als flöge wieder ſein Fuß im Tanz,
Als trüg' ſeine Braut den Myrthenkranz,
Als ſög' er ſanft unter Jubel und Scherz
Seine holden Kinder ans Vaterherz . . . .
Mit leiſem Schritt durch den Öden Raum
Aus ſchöner Zeit ſchlich Traum um Traum,
Und es träumte der Greis und er vergaß,
Daß er verlaſſen am Herde ſaß. —

Erinnerung ſtand als bleiche Frau,
Bot jedem einen Tropfen Tau,
Und ihre milden Augen ſahn
Einem finſtern Mann viel Elend an.
Dem bot ſie ſanft: „Es nehe dir
Die Lippen ein Tropfen Tau von mir.“
Er aber ſprach: „Ich ſchmäh' deiner Huld;
Und daß ich leide auch du biſt ſchuld;
Wo ich dich ahne, wo ich dich ſeh',
Ergreift mich ein qualvoll düſtres Weh.
Erinnerung, o bleiche Frau,
Gieb mir als Thräne den Tropfen Tau.“

Helene, Freiin v. Thüngen.

Frühlingslockruf.

Vögelein, Vögelein,
Sage, was lockſt du?!
Zwitſchernd im Wipfelhain,
Sage, was lockſt du?!
Sinnend belauſch' ich dein liebliches Plaudern,
Neigſt du dein Köpfchen und flötеſt mit Zaudern,
Frühlingsdüfte, ſie tragen
Weiter dein Singen und Klagen.

Ruft mich die Stimme an
Traumhaft verſchollen,
Die ich im Jugendwahn
Liebte im vollen?!
Frühlingsjung plaudert mein Vögelein helle,
Jung ſind die Blumen, jung ſprudelt die Quelle,
Ich nur ward trüber und älter —
Rauſchet, verrauſchet's, ihr Wälder!

Wolfgang Kirchbach.

Digitized by Google

Einſame Leute.

Novelle von **Wilhelm Berger.**

(Fortſetzung.)

Und nun: welch ein Gegenſatz! — Er gehörte ſich wieder ſelbſt an; er konnte ungeſtört mit ſich zu Rate gehen, ob er auch wohl daran that, auszuführen, was er ſich am Ufer des Miſſouri ausgeſonnen. Dort, in ſchwerer Krankheit liegend, in ſein vergangenes Leben mit dem Blicke des Richters zurückſchauend, hatte er gelobt, im Falle ſeiner Geneſung Ausſöhnung mit denjenigen zu ſuchen, die er einſt verlaſſen, ein Flüchtling, ein Ehrloſer vor den Menſchen . . . Auf ſeine reuigen Briefe war ihm keine Antwort geworden; nach einigen Jahren hatte er trotzig das Schreiben eingeſtellt. Wenn Antonie ihn verſtoßen konnte, der nur um ihretwillen gefehlt, — nur aus Liebe zu ihr, der Verwöhnten, Anſpruchsvollen, verſchwenderiſch gewirtſchaftet, ſchließlich fremde Gelder vergeudend — nun wohl: ihm ſollte es nicht ſchwer werden, ſie zu entbehren! — Es war Täuſchung geweſen; auf ſeinem Krankenlager war er's inne geworden, daß er ſein Weib nicht vergeſſen hatte, — ſein Weib, das er ſo ſchwer errungen, das er nur wenige Jahre beſeſſen . . . Die alte Liebe erwachte wieder, die Sehnſucht nach dem verſcherzten Paradieſe. Und er malte ſich aus, wie er ſie finden würde und vor ſie hintreten und ſie zwingen, ihm die Arme zu öffnen . . . Sein Kind würde ſie ihm dann zuführen, ſeine Hermine, jetzt eine blühende Jungfrau . . . Welch eine Zukunft für ihn, der in dem fremden Lande ſo lange einſam gelebt hatte, nur erwerbend, nur Geld auf Geld häufend, aber von keiner Seele liebevoll begrüßt!

Doch mit dem erſten Schritt auf heimatlichem Boden war er verzagt geworden. Auf einmal erſchien ihm alles ſo gewagt, ſo unſicher. Und auch die alte Schuld, die ihn ſchon lange nicht mehr gequält hatte, laſtete wieder auf ihm ſo ſchwer wie ehedem.

Heiß brannte die Sonne nieder; von den Steinen kräuſelte ſich die erhitzte Luft empor. Es wurde Kaſpari unbehaglich in den ſengenden Strahlen des Mittags; er erhob ſich und ging langſam weiter, nach einem Orte ausſpähend, der ihm Schatten gewähren könnte. Da feſſelte ein Dampfboot ſeinen Blick, das, an einem in den Strom hinausgebauten Pier liegend, ſich zur Abfahrt vorzubereiten ſchien. Und nun kam ihm lebhaft die Erinnerung an jenen Morgen vor fünfzehn Jahren, da er gerade auf ſolchem Dampfboot hier anlangte, ſich verfolgt glaubend im Namen des Geſetzes, gegen welches er gefrevelt hatte. Damals — es wurde ihm alles wieder gegenwärtig — lag ein dichter, feuchter Nebel auf Waſſer und Land; unheimlich ſchimmerten vom Hafen her Maſten und Schornſteine daraus hervor. Von ſchlüpfrigen Deckplanken kletterte er empor, wohin, wußte er nicht, und ließ ſich hingeleiten zu dem großen Dampfer, der eben durch die Schleuſe geholt wurde. Ganz richtig: dies mußte die Stelle ſein . . .

Kaſpari trat auf den Pier und ſah hinab auf das Boot. Aus dem weißen Schlot ſtieg ein ſchwarzer Rauch; die ausgebrachten Troſſen ſtraften ſich und ließen wieder nach; leiſe knarrten die Korkballen zwiſchen Holzwerk und Schiffskörper. Ein Matroſe zog Eimer auf Eimer voll Waſſer über die Regelung und ſchwemmte das Vorderdeck. Kaſpari erkundigte ſich bei dem Manne, ob das Schiff ſtromaufwärts fahre und wann. „Jawohl, Herr, in einer halben Stunde,“ erhielt er zur Antwort. Da wandelte ihn die Luſt an, mitzufahren; er ſtieg hinab und ſuchte den Schatten unter dem Sommerzelte.

Um drei Uhr ſetzte das Boot ſich in Bewegung. Der Ebbſtrom lief entgegen und hemmte die Fahrt. Langſam glitten die Kirchturmſpitzen vorüber, die über die Deiche lugten. Hin und wieder ſchlich

Digitized by Google

das Schiff zum Ufer hin, legte ſich ſchläfrig an eine Landungsbrücke, deren äußeres Ende auf einem alten Schiffstrumpf ſchwamm, und gab den ſpärlich vorhandenen Reiſenden Gelegenheit zum Aus- und Einſteigen. Dann kroch es wieder in den Strom hinaus und ſetzte gemächlich ſeine Reiſe fort.

Eine Stunde verſtrich und noch eine. Kaspari erquickte ſich an dem leichten Luftzuge, der ihn anwehte, und ſchaute gelaſſen auf die einförmige Landſchaft. Daß er in Bewegung war, genügte ihm einſtweilen; zu weiteren Entſchlüſſen blieb ihm ja Zeit.

Der Kapitän trat zu ihm und knüpfte ein Geſpräch an. Und nach Art der Touriſten, die im Vorüberfluge ſich gerne die Namen auftauchender Ortſchaften nennen laſſen, begann auch Kaspari, Erkundigungen einzuziehen. In der Ferne erſchien eben das Kirchlein von Norderſtede. Da fragte er, was es mit dieſem winzigen Gotteshauſe oben auf dem Deiche für eine Bewandtnis habe; ob es noch in Gebrauch ſei, und wie weit der Sprengel reiche, aus dem es ſich fülle?

Bereitwillig erklärte der Kapitän: „Jene kleine Kirche iſt das älteſte Gebäude weit und breit. Wie ſie daſteht, dient ſie ihrem Zwecke ſchon ſeit Jahrhunderten. Die zerſtreuten Häuſer, zu denen ſie gehört, führen den Namen Norderſtede.“

Norderſtede! — Der Name klang Kaspari bekannt ins Ohr. Er beſann ſich: hieß nicht ſo jenes „Neſt nahe der Nordſee“, wohin ſein Schwiegervater den Urſprung ſeiner Familie zu verlegen pflegte?

Der Kapitän plauderte weiter: „Es iſt ein ſchläfriger kleiner Ort. Selten hab' ich jemand dort abzuſetzen. Die junge Generation wandert aus, und die alte kümmert ſich nur um die Welt, ſoweit ſie muß. Man ſollte nicht glauben, daß ein gebildeter Mann, und noch dazu einer, der Vermögen beſitzt, auf den Einfall kommen könnte, ſich dorthin zurückzuziehen. Und doch iſt dies geſchehen.“

Kaspari wurde aufmerkſam. „Was Sie ſagen! — Ein Sonderling vermutlich, ein Schwärmer für Natur und einfache Sitten!“

„Das glaub' ich kaum. Dieſer Feyertag — ſo heißt er — war in früheren Jahren ein exaltierter Kopf. Er hat in der Bewegung von Achtundvierzig eine Rolle geſpielt und die rote Republik in Deutſchland einführen wollen. Solche Leute, die einmal ihre Finger in der Politik gehabt haben, pflegen nicht aus Neigung zu verbauern.“

Kaspari hörte nicht mehr auf die Ausführungen des Kapitäns. Ungeduldig fiel er ihm in die Rede: „Können Sie mich in Norderſtede abſetzen?“

„Warum nicht?“ war die Antwort des Erſtaunten. „Es befindet ſich eine Nachenſtation dort. Wenn Sie wünſchen, will ich das Signal hiſſen laſſen.“

Mit Herzklopfen ſah Kaspari das blaue Stück Tuch in die Höhe gleiten. Schnöder Empfang war ihm gewiß bei dem alten Herrn. Was aber machte ihm dies aus? Wenn er nur erfuhr, wo er Antonie, ſeine Frau, zu ſuchen hatte!

„Der Fährmann ſtößt vom Lande,“ berichtete der Kapitän.

„Ich bin bereit. Wie aber komme ich heut abend weiter? Folgt noch ein Dampfboot?“

„Heute nicht mehr.“

„Das könnte unangenehm werden . . . Ein Gaſthaus, worin ich übernachten könnte, iſt wohl nicht im Orte?“

„Nein; doch finden Sie eine Stunde Weges flußaufwärts leidliches Quartier.“

„Das genügt; ich danke.“

Das Dampfboot ſtoppte und Kaspari ſtieg hinab in den ſchaukelnden Nachen.

4.

Nach Tiſch war Feyertag ins Land hinein gegangen; Hermine verſuchte, ſich zu beſchäftigen. Es war eine Unruhe in ihr, von der ſie ſich zu befreien wünſchte; ſie holte Wäſcheſtücke herbei, die der Ausbeſſerung bedurften, und hoffte, bei dieſer Arbeit, die volle Aufmerkſamkeit erforderte, ihre gewöhnliche heitere Stimmung wieder zu gewinnen. Doch gelang ihr dies nicht. Seit ſie von ihrer Sehnſucht in die Weite geſprochen, war dieſelbe erſt recht laut und ungebärdig in ihr geworden. Und dann beſchäftigte ſie der Auftritt, den ſie mit ihrem Großvater gehabt hatte. Weshalb enthielt er ihr das Bild ihrer Eltern vor? Was war zwiſchen ihnen und ihm vorgefallen, das ſie erſt nach ſeinem Tode erfahren ſollte? Über wen ſollte ſie dann Gericht halten? — Sie erinnerte ſich, daß ihre Mutter, nachdem ſie Witwe geworden war, in Dürftigkeit gelebt hatte. Warum hatte der Großvater ſie nicht zu ſich genommen oder wenigſtens mit reichlichen Mitteln verſehen?

Hermine ſann und ſann und fand keine Antwort. Als die ſchlimmſte Hitze des Tages vorüber war, wagte ſie ſich hinaus auf den Deich. Dort traf ſie den Fährmann, der langſam von ſeinem Nachen zurückkehrte.

Digitized by Google

„Heute hat's nichts gebracht, Fräulein," sagte er. „Sonntags kommt oder geht niemand hier."

Hermine warf einen Blick auf das heranschießende Dampfboot. „Was fällt dir nur ein, Jakob!" rief sie aus. „Die Signalflagge steht ja! — Spute dich; wenn der Kapitän warten muß, wird er die Scheltworte nicht sparen."

Knurrend eilte der Fährmann zurück; er wußte genau, daß das Signal, welches seine Dienste begehrte, eben erst gehißt worden war, gegen alle Ordnung und Regel. Hermine folgte ihm; sie wollte doch sehen, wer von den Ortsangehörigen zurückkehrte.

Der Herr im grauen Anzuge indessen, der in Jakobs Nachen stieg, war ihr unbekannt. Sie blieb stehen und musterte die seltene Erscheinung eines Fremden, der sich an dies Gestade verlor. Er stand aufrecht im Boote mit gekreuzten Armen und blickte zu ihr herüber. Jung konnte er nicht mehr sein, so stattlich er auch noch aussah; denn sein starker Schnurrbart war fast grau. Doch gaben ihm seine hellbraunen, durchdringenden Augen und das energisch hervorspringende Kinn einen kecken, unternehmenden Ausdruck. Er schien ein Mann, der draußen in der Welt etwas bedeutete. Was aber hatte ein solcher in Norderstede zu suchen?

An das Ufer gestiegen, ging Kaspari stracks auf Hermine zu, höflich den Hut lüftend. Von dem Fährmann hatte er bereits Feyertags Wohnung erkundet; plötzlich jedoch sank ihm der Mut, und er suchte nach einem Vorwand, um die Begegnung mit dem grimmigen alten Herrn noch eine Weile hinauszuschieben.

Ob es gestattet sei, die alte Kirche zu besichtigen? wandte er sich an Hermine.

„Wenn Sie lediglich darum ans Land gestiegen sind, so bedaure ich Sie," sagte das Mädchen. „An unserer Kirche ist gar nichts zu sehen. Wollen Sie indes einen Blick hineinthun, so kann ich Ihnen dazu verhelfen. Der Schlüssel hängt in unserem Hause; ich will ihn holen und Sie hinbegleiten."

Sie stieg zur Deichkappe hinan, ohne seine Antwort abzuwarten. Nachdenklich folgte Kaspari. Wer mag diese jugendliche Naive sein? fragte er sich. Ein Bauerkind war sie nicht nach Aussehen und Sprache . . . konnte sie zu Feyertags Haushalt gehören?

„Versehen Sie etwa die Stelle eines Küsters, mein Fräulein?" warf er hin.

„O nein," lachte Hermine. „Der alte Jakob, der Sie vom Schiffe geholt hat, besorgt das Läuten und hält Boden und Bänke sauber. Aber zuweilen überfällt ihn plötzlich die Gicht; da muß unser Knecht für ihn eintreten."

Sie waren vor dem Hause Feyertags angekommen. „Ich bin gleich wieder zurück mit dem Schlüssel," sagte Hermine und schlüpfte hinein.

Es war also richtig: bei dem Einsiedler wohnte sie. Desto besser; vielleicht konnte sie ihm die Auskunft geben, die er suchte, und er brauchte seinem Schwiegervater nicht vor die Augen zu treten . . .

Langsam setzte er seinen Weg zur Kirche fort.

Bald hatte ihn Hermine wieder eingeholt. „Noch immer muß ich mich wundern, daß unser Kirchlein Sie hergeführt hat," fing sie an. „Am Ende wissen wir hierzulande gar nicht, welchen Schatz wir daran besitzen!"

Kaspari lächelte. „Vor einer halben Stunde erst habe ich von der Existenz Ihrer Kirche etwas erfahren. Heut morgen bin ich von Newyork angekommen; der Kapitän des Flußdampfers, den ich zur Weiterreise benutzte, hat mich auf das Bauwerk aufmerksam gemacht —"

„Von Newyork kommen Sie?" fiel Hermine ihm in die Rede. „So weit her? — Es ist wohl schön in Amerika? Waren Sie lange dort?"

„Fünfzehn Jahre. Das ist eine tüchtige Spanne Zeit, nicht wahr? — Als ich hinreiste, waren Sie noch ein kleines Ding und spielten wahrscheinlich dort unten auf den Wiesen, Blumen pflückend und Schmetterlinge haschend."

„Das trifft nicht zu," erwiderte Hermine. „Ich bin erst viel später mit Großvater Feyertag hierhergezogen."

Großvater Feyertag!

Kaspari schrak zusammen. Stehenbleibend starrte er seine Führerin mit großen Augen an. War es denn möglich? Dieses Mädchen, das ihm der Zufall in den Weg geführt hatte . . . nein, ein solches Wunder wäre zu groß . . . Und doch: das Alter stimmte. Achtzehn Jahre etwa; so alt mußte jetzt auch seine und Antoniens Tochter sein. Und „Großvater Feyertag" hatte sie gesagt . . . War diese blühende Jungfrau aber wirklich Hermine, die kleine Hermine von ehedem — warum erwähnte sie ihrer Mutter nicht?

Blitzschnell schoß die Kette dieser Gedanken aneinander.

„Was fällt Ihnen auf an mir?" fragte Hermine.

„Ich suche eine Ähnlichkeit und finde keine . . ." Er stockte; dann raffte er sich gewaltsam zu der entscheidenden Frage auf: „Ihre Eltern sind wohl tot, da der Großvater Sie zu sich genommen hat?"

Digitized by Google

Und niederſchmetternd kam die Antwort: „Lange ſchon. Mein Vater ſtarb, als ich drei Jahre alt war; ich habe nicht die geringſte Erinnerung an ihn. Meine Mutter verlor ich fünf Jahre ſpäter.“

Eiskalt überlief es den grauen Wanderer. — Antonie tot! — An dieſe Möglichkeit hatte er nicht gedacht. Nicht ein einzigesmal war er von der Furcht beſchlichen worden, ſie nicht mehr unter den Lebenden zu finden. Er kam zu ſpät, — viel zu ſpät. Unverſöhnt mit ihm war ſie dahingegangen.

Aber mehr noch: er ſelbſt galt ſeinem Kinde für tot! Ausgelöſcht hatte die Feindſchaft Feyertags ſeine Exiſtenz; für Hermine war auch er Staub und Aſche, — ein Name, nichts weiter! — Wenn er ſich ihr jetzt entdeckte, wenn er zu ihr ſpräche, „du irrſt; dein Vater lebt; er ſteht vor dir,“ — ſie würde von ihm fliehen wie von einem Verrückten!

Da that der tote Mann ja am beſten, mit dem nächſten Dampfer dahin zurückzukehren, woher er gekommen war!

Noch zwang er ſich zu fragen: „Feyertag iſt alſo auch Ihr Familienname?“

„Es war der Mädchenname meiner Mutter; ich heiße Hermine Kaspari.“

Nun: ſeinen Namen wenigſtens hatte er ihr gelaſſen, der alte Herr! Erſtaunlich genug war's, daß er ihn an dem Pflegekinde litt, das er beſtändig unter Augen hatte!

Sie waren zur Kirche gelangt; Hermine ſchloß auf. Mechaniſch folgte Kaspari ihrem Winke, einzutreten. Drinnen ließ er die Augen umherſchweifen; doch ſah er nichts. Es war ihm, als habe er einen betäubenden Schlag vor die Stirn erhalten; dumpf ſummte es in ſeinem Hirn.

„Sie haben wohl mehr erwartet?“ fragte Hermine.

Kaspari antwortete nicht; an die Kanzel lehnte er ſich und rang nach Faſſung. Weich redete er endlich ſeine Tochter an: „Hier alſo hören Sie an jedem Sonntage die Predigt des Evangeliums?“

„Gewiß, Sommer und Winter. Keinen Gottesdienſt verſäum' ich.“

„Und wo pflegen Sie zu ſitzen?“

Hermine zeigte dem Neugierigen den Platz, den ſie regelmäßig einnahm; doch kam es ihr wunderlich vor, daß der Fremde ſo viele Fragen ſtellte, die ihre Perſon betrafen, und das Kirchlein, deſſentwegen er doch gekommen war, gar keiner Beachtung würdigte. Als er nun gar auf dem Sitze ſich niederließ, den ſie ihm gewieſen, und dort mit geſchloſſenen Augen verharrte, da wußte ſie vollends nicht, was ſie von dem Manne aus Amerika denken ſollte.

Dieſer öffnete endlich ſeine Augen wieder. „Ich gäbe etwas darum, wenn ich einmal Sonntags hier neben Ihnen ſitzen könnte, liebes Fräulein,“ ſagte er bewegt.

„Unſere Kirche ſteht allen offen,“ verſetzte Hermine, „und die Wahl des Platzes hat jedermann frei.“

Sinnend ſah Kaspari vor ſich nieder.

„Vielleicht komme ich zurück ...“

„Wie aber wollen Sie jetzt weiterreiſen?“ fiel Hermine beſorgt ein. „Ein Boot kommt nicht mehr vorüber, und es iſt Abend geworden inzwiſchen.“

„Es iſt ſehr freundlich von Ihnen, daß Sie mein weiteres Schickſal in den Kreis Ihrer Gedanken ziehen ... Der Weg am Fluß entlang iſt ſicher; ich werde weiter aufwärts Herberge finden ... Ich will Sie nicht länger aufhalten, liebes Fräulein ... Wir werden uns wiederſehen ... Die Erinnerung an Sie, an Ihre Güte nehme ich mit mir ...“

Seufzend erhob ſich Kaspari; es wurde ihm ſchwer, ſich von ſeiner holden Tochter zu trennen.

Noch zögerte er, als die Kirchenthüre geöffnet wurde und Feyertag auf der Schwelle erſchien.

5.

Als Kaspari das Haupt neigte, den Eintretenden grüßend, ſah er, daß er ſofort erkannt worden war; denn die fahlen Wangen des Greiſes röteten ſich und ſeine Augen begannen zu funkeln.

Er beeilte ſich, dem Zornausbruch zuvorzukommen, den er von dem Alten befürchten mußte. „Ich bin hier ans Land geſtiegen, um dieſe Kirche zu beſichtigen,“ erklärte er. „Das Fräulein war ſo liebenswürdig, ſich mir als Führerin anzubieten. Ich habe meine Neugier befriedigt und war eben im Begriff, mich zu verabſchieden.“

Feyertag wandte ſich an Hermine: „Spricht der Herr die Wahrheit? Iſt nichts weiter zwiſchen euch vorgefallen?“

„Ich verſtehe nicht, was du meinſt, Großpapa,“ erwiderte das Mädchen erſtaunt.

„Es iſt ſchon gut ... Verlaß uns, Kind; ich habe mit dieſem Herrn zu reden.“

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Grotten von Arcy*).

Ballade

von

Auguſt Graf von Platen.

(Ungedruckter Nachlaß.)

Mitgeteilt von Heinrich Meisner.

Auf ſeinem Schloß zu Dijon
Nachdenklich und allein
Saß ſpät noch Herzog Dietrich
Bei düſterer Lampe Schein.
Er hielt ſein Haupt in Sorgen
Geſtützt auf ſeine Hand,
Beſah die Wappenſchilde,
Die Zier der Saalswand.

Sechs Lilien, rief er traurig,
Sah ich auf jedem Schild;
Wo iſt die ſchönſte Lilie,
Die mir den Buſen füllt?
Nur einmal wehte lieblich
Ihr ſüßer Duft mir zu:
Zu wenig für mein Glücke,
Zu viel für meine Ruh.

Da hört er Roßgetrabe
Und lauter Hörner Schall,
Er tritt ans hohe Fenſter
Und überſieht den Wall.
Was wollen dieſe Reiter?
Was ſpricht des Herolds Mund?
Er lädt zum Hochzeitsfeſte
Den Herzog von Burgund.

Da ſinkt die Brücke nieder,
Und bei der Fackeln Schein
Reiht, von des Herzogs Dienern
Geführt, der Herold ein.

Er ſpricht, wie er den Herzog
Im hohen Saale ſchaut:
„Dich grüßt der Graf von Arcy
Mit ſeiner ſüßen Braut.

Es lädt der Graf von Arcy,
Dein treulichſter Vaſall,
Dich ein zu ſeinem Feſte
Mit deinen Mannen all.
Wir, obſchon reif an Jahren,
Fühlt' er der Liebe Schmerz, —
Die ſchöne Seraſine
Bezwang ſein ſtolzes Herz."

„„Vermelde deinem Grafen,
Obgleich von Gram gebeugt,
Will ich beim Feſt nicht fehlen,
Wenn's ihm zur Luſt gereicht."" —
Der Herold geht zufrieden
Mit dem Beſcheid davon;
Man höret noch von ferne
Der Hörner muntern Ton.

Des andern Morgens frühe
Macht ſich der Herzog auf
Und überläßt ſich willig
Des Roſſes raſchem Lauf.
Es freun ſich alle Ritter,
Nur er iſt nimmer froh;
Sein Körper war zu Pferde,
Sein Herz war anderswo.

*) Am 10. Oktober 1815 lag Platen mit ſeinem Regiment in Nitry und beſuchte von da aus die berühmten Tropfſteinhöhlen von Arcy im Departement Yonne ſüd-ſüdöſtlich von Paris. Sie haben ſich durch einen unterirdiſchen Durchbruch der Gewäſſer der Cure, eines Nebenfluſſes der Seine, gebildet und gewähren durch die wunderbar fantaſtiſchen Formen der Felſen, welche bald hell erleuchtet ſind, bald in das Dunkle zurücktreten, einen überraſchend ſchönen Eindruck. Man gelangt bei dem Eintritt zunächſt in die Grotte du Grand Désert, dann links durch den Passage de Madame oder rechts an einem See vorüber durch den Passage de Monsieur in die Salle de la Vierge, worin ein Felſen in Geſtalt eines Marienbildes ſich befindet. Hinter dieſer Salle liegen noch ſechs andere größere Höhlen. Platen beſchreibt in ſeinem Tagebuch ſelbſt den Eindruck, den der Geſang der Grotte auf ihn gemacht hat. „Schaut man empor, ſo glaubt man keine Steine, ſondern den nächtlichen Himmel zu erblicken, wenn ſchwarze Wolken ſeine Sterne bedecken." Die vorerwähnten Namen der einzelnen Höhlen haben wohl dem Dichter den Gedanken zu unſerer Ballade gegeben, welche im übrigen vollſtändig frei erfunden iſt. Das Gedicht wurde zwei Tage nach dem Beſuch der Grotte fertig. Platen hat daſſelbe nach ſeiner eigenen Rolly im Tagebuche zu ſeinen beſſeren Geiſtesſchöpfungen gerechnet, und dies gibt den Anlaß, aus der Menge der unedierten Jugendwerke des Dichters gerade dies herauszugreifen.

Digitized by Google

So zogen sie von dannen
Durch das Burgunderland,
Bis sie nach Arcy kamen
Und an der Cure Strand.
Dort übersprengt die Brücke
Des Herzogs edles Roß;
Auf ammutvollem Hügel
Liegt Arcys schönes Schloß,

Von wo der Blick mit Freuden
Von Reben rings bebaut
Der Cure stille Wasser
Im milden Thale schaut.
Es wird dem freud'gen Grafen,
Daß Dietrich von Burgund
Sich näh're, durch die Wächter
Der hohen Zinne kund.

Da stieg er selbst hinunter
Mit seiner Gäste Schar;
Die ritterliche Rechte
Reicht ihm der Herzog dar.
„Laßt mich begrüßen," sprach er,
„Die Euer Herz erhielt,
Bach dem so lang vergebens
Der Pfeil der Liebe zielt."

Da führen sie den Herzog
In Arcys Burg empor;
Die schöne Serafine
Sie stand am hohen Chor.
Als er sie sah, erstarb ihm
Des Willkomms Wort im Mund;
Sie war es, die du liebtest,
Unseliger Burgund!

Sie war es, die er liebte
Mit innigem Gefühl,
Die Seele seiner Hoffnung
Und seiner Wünsche Ziel;
Die er am fränk'schen Hofe
Gesehn, in Lieb entbrannt,
Die er vergebens suchte
Und nun vergebens fand.

Unsägliche Empfindung
Durchzuckte seine Brust,
Die tiefsten Höllenschmerzen,
Die höchste Himmelslust.
Er sah sie wieder, wieder,
Die er sich längst erkor,
Die Lilie seines Herzens
Sie blühte nun empor.

Kaum wird er dessen Meister,
Was ihm den Busen hob,
Von seinen Lippen strömte
Ihr unerschöpftes Lob.

Es fühlt ein dunkles Ahnen
Ringsum der Ritter Schar,
Dem Grafen ward die Liebe
Des Herzogs offenbar.

Da blies zur Abendtafel
Der Schenke hoch im Saal,
Es setzten sich die Gäste
Zum ringserhellten Mahl;
Die Halle hing voll Kränze,
Wie Hymens Hand sie flicht;
Doch seine süße Lilie
Fand unser Herzog nicht.

Es schloß die Jungfrau traurig
In ihr Gemach sich ein;
Ihr Busen war erschüttert
Durch niegefühlte Pein.
Den Bräutigam erfreut' es,
Daß sie, die Braut, nicht kam,
An seinem Herzen nagte
Ein eifersücht'ger Gram.

Plötzlich verließ der Herzog
Den hochzeitlichen Schmaus,
Durchzog die weiten Gänge,
Durchforscht' das ganze Haus;
Ach, Serafinens Zimmer,
Er sucht' sie dort und hier,
Und endlich zeigt ein Diener
Ihm die geliebte Thür.

Er pocht mit leisem Zittern,
Sie ruft, er öffnet schnell,
Zerfließt zu ihren Füßen
In einem Thränenquell.
Kein Wort entschlüpft der Lippe
Und schweigend blieb auch sie,
Sie fühlten sonder Worte
Die Kraft der Sympathie.

Doch endlich rief die Schöne:
„Ich bin des Grafen Braut,
Ich werde seine Gattin,
Sobald der Morgen graut!"
„„So sei's denn Nacht auf ewig!""
Sprach er in wilder Hast,
„„„Wer will dich mir entreißen?
Ich halte dich umfaßt!

Nicht Arcy wird der Deine,
Solang mein Herz noch schlägt,
Solang in meiner Rechten
Sich diese Klinge regt!""
Er riß sie aus der Scheide,
Der Amor wird zum Mars;
Da öffnet sich die Thüre, —
Der Graf von Arcy war's.

Digitized by Google

Der Sinne nicht mehr mächtig
Stürzt Dietrich auf ihn los,
Auch jener macht den Degen
Von seiner Scheide bloß.
Doch kann er sich nicht messen
Mit seines Feindes Wut, —
Es sinkt der Graf von Arcy,
Er schwimmt in seinem Blut.

„Ich sterbe," sprach er, „Herzog,
Nehmt der Verzeihung Pfand,
Als ein Versöhnter geb' ich
Euch Serafinens Hand."
Er nimmt der beiden Hände
Noch ritterlich und groß
Und haucht die edle Seele
In seines Gottes Schoß.

Burgund weint wahre Thränen;
Doch löschte dieses Blut,
Das seine Hand vergossen,
Nicht seines Herzens Glut.
„„Erfüllen wir,"" so rief er,
„„Des Toten letztes Wort,
Ein ewiges Vergessen
Bedecke diesen Mord!""

„Nicht also Herzog Dietrich!
Ich lieb' Euch wahr und rein,
Doch keines Mörders Gattin
Kann Serafine sein.
Und daß der letzte Wille
Des Toten sich erfüllt,
So hört, wenn meine Ruhe,
Wenn Euch mein Leben gilt.

Zieht nach dem heil'gen Grabe;
In büßende Geduld
Versöhnt den Zorn des Himmels
Und die verwegne Schuld!
Und kehrt Ihr dann zurücke,
Gereinigt von der Schmach,
So sei der nächste Morgen
Auch unser Hochzeitstag!"

Er fühlte diese Worte
Und ihren edlen Sinn.
„„Ich folge deinen Wünschen,
Weil ich der Deine bin.
Was du gebeutst, erfüll' ich,
Und sei's auch noch so schwer; —
Ach unglückselig Scheiden,
Beglückte Wiederkehr.""

Die schöne Serafine,
Sie fürchtete mit Grund,
Daß sich der Sinn verwandle
Des Herzogs von Burgund,
Und daß er widerrufe,
Von Liebesglut durchtobt,
Was er ihr kaum so heilig,
So willig angelobt.

Deshalb verließ die Gute
Die Burg noch selbe Nacht,
Von allen ungesehen,
Allein und unbewacht.
In ihrer Hand die Fackel,
Die mattes Licht ergoß,
Nach einem Kloster wandernd
Unweit von Arrys Schloß.

Dort wollte sie erwarten,
Bis von des Jordans Strand
Der Herzog wiederkehre
In sein Burgunderland.
Doch dieser, kaum vernahm er
Die Flucht aus Arrys Haus,
Da sandt' er seine Reiter
Nach allen Seiten aus.

Er selber stieg zu Pferde
Und schlug zu beider Pein
Denselben Weg wie jene,
Geführt vom Schicksal, ein.
Sie sieht ihn schon von ferne,
Sieht sich aufs neu' bedroht,
Den Feuern muß sie fliehen,
Weil ihr's die Pflicht gebot.

Unfern der Cure Wasser
Im buschigten Gehölz,
Von Bäumen halb bewachsen,
Liegt ein gehöhlter Fels.
Dort senkt sich eine Grotte
Und zeigt der Wunder viel,
Wo nach die Kunst zu ahmen
Sich die Natur gefiel.

Dort fand sich Serafine,
Sie sieht den Fels, versucht
Sich einen Weg zu bahnen
Durch die verborgne Schlucht.
Sie birgt sich in der Höhle,
Die sie gebeugt betritt,
Und hört — ihr Herze pochte —
Wie er vorüberritt.

Der Fackel zitternd Flimmern
Erhellt der Grotte Nacht,
Sie weilet noch, die Neugier
Hält sie zurück mit Macht.
Gar wunderbar und seltsam
Erscheint ihr, was sie schaut,
Und weiter geht sie, weiter,
Bis ihr's im Busen graut.

Digitized by Google

Da kehrt sie sich zurücke,
Den Ausgang trifft sie nicht,
Auf schroffen Felsenstücken
Verweilt das falbe Licht.
Sie irrt umher vergebens,
Ach, hilflos und allein,
Es scheint ihr dieser Felsen
Ein großer Leichenstein.

Kein Tag dringt in die Schluchten,
Sie irrt in ew'ger Nacht,
Und endlich löscht die Fackel,
Die sie noch lang bewacht.
Die Kniee brechen müde,
Die Füße werden wund;
Sie ruft in ihren Schmerzen
Den Herzog von Burgund.

„Ich wollte dir entfliehen,
O säh'st du meine Not;
Du hast mich nicht gefunden,
Es findet mich der Tod!
Mit giftgefülltem Hauche
Befällt mich diese Luft,
Und Arcys dunkle Grotte
Wird Serafinens Gruft."

So rief sie, und zerrissen,
Verzweifelnd war ihr Herz,
Es rührte selbst die Felsen
Der Jungfrau tiefer Schmerz.
Und Thränen träufeln helle
Von jedem harten Stein;
Der alte Geist des Berges
Erbarmt sich ihrer Pein.

Er macht den rauhen Trümmern
Die zarte Jungfrau gleich,
Vermählt sie so auf ewig
Mit seinem Felsenreich.
Nichts Menschliches verratend
Wird sie ein steinern Bild,
Und Stein wird selbst die Thräne,
Die ihr vom Auge quillt.

Es schreibt der Geist, den Scepter
Statt Griffel in der Hand,
Die traurige Geschichte
An eine Felsenwand,
Auf daß der Wandrer lese,
Beweine, wenn er las,
Das Schicksal Serafinens
Und ihrer Leiden Maß.

Indes ergriff zur Reise
Nach des Erlösers Grab
Nach lang vergebnem Suchen
Burgund den Pilgerstab.

Er zog durch viele Lande
Bei Mond- und Sonnenschein,
Ein Skapulier am Herzen,
Im Herzen sie allein.

Und erst nach dreien Jahren,
Nachdem er viel bestand,
Sieht er mit Freuden wieder
Das liebe Vaterland.
Nachdem er mancher Buße
Sich willig unterzog,
Nur Serafinens Bitten,
Nicht seinen Schmerz erwog.

Er kehrte nicht nach Dijon
Den wandermüden Fuß,
Nach Arcy, nur nach Arcy,
Nur zu der Cure Fluß!
Die Gegend schien ihm düster,
Als er sie einst verließ,
Jetzt scheint sie ihm ein Eden,
Ein üppig Paradies.

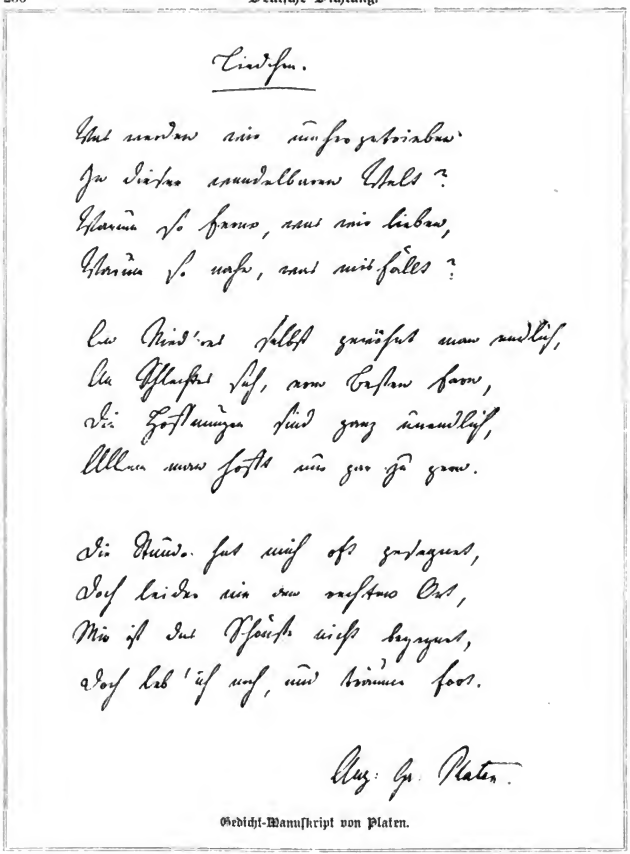
Er kommt beglückt zurücke
Und heiter wie der Mai,
An ihre Brust zu sinken,
Von jeder Sünde frei.
Ihm war's, als ob der Frühling,
Der alle Welt beseelt,
Zum freud'gen Aufenthalte
Sich seine Brust erwählt.

Es lächelt seine Seele
Und Flügel hat sein Gang,
Da leitet ihn die Straße
Den alten Fels entlang.
Da sieht er viele Menschen
Vor jener Höhle stehn;
Der Herzog, seltsam Wunder,
Kann nicht vorübergehn.

Es steht nach Serafinen
Sein liebeskrankner Sinn,
Zur Grotte treibt's ihn dennoch
Unwiderstehlich hin.
So fällt oft der Himmel
Von künft'gem Weh' und Schmerz
Schon eine Vorempfindung
In manches Menschenherz.

Der Herzog reißt dem ersten
Die Fackel aus der Faust,
Er fühlt im Niedersteigen,
Daß ihm das Herz ergraust.
Er wandert, bis er endlich
Auf eine Felswand trifft;
Dort standen viele lesend
An einer dunklen Schrift.

Digitized by Google



Gedicht-Manuskript von Platen.

Und über jene Züge
Hält er der Fackel Schein,
Er liest — Verzweiflungsrasen
Durchzittert sein Gebein.
Er liest, und kaum vollendet
Er's bis zum letzten Wort, —
Die Fackel liegt zersplittert
Vor seinen Füßen dort.

„Ist dies," so rief er jammernd
Mit der Verzweiflung Kraft,
„Die würdige Belohnung
Für meine Pilgerschaft?
Für so viel bittre Leiden
Ist dies, ist dies der Lohn?
Der Himmel spricht der Buße
Sowie der Liebe Hohn!

Digitized by Google

Ich kam mit offnen Armen,
Ich pries mein selig Los,
Ich lag in trunknem Geiste
In Serafinens Schoß!
Sie lächelte mir freundlich,
Ich hielt sie kühn umfaßt, —
Da drückt der Schmerz mich nieder
Mit seiner Zentnerlast.

Als ich am heil'gen Grabe
Gebetet und geweint,
Da war sie schon erkaltet
In diesen Fels versteint.
Weh mir! Ich bin ihr Mörder;
In diese traur'ge Kluft
Hab ich sie selbst getrieben;
Ich stieß sie in die Gruft.

Ich fluche meiner Buße
Und meiner frommen Glut,
Ich fluche meinem Leben
Und meinem Fürstenhut!
Was frommt mir nun die Krone,
Was der erworbne Ruhm?
Wie gerne, sie zu wecken,
Gäb' ich mein Herzogtum!

Der Pfeil ist längst vom Bogen
Entflogen, der sie traf,
Ach, rasern, unerweckbar
Und ewig ist ihr Schlaf!
Auch ich kann nimmer wachen,
Da sie erkaltet ruht,
Für sie zu büßen hab' ich,
Für sie zu sterben Mut!"

Er sprach's und stürzte plötzlich
In einen hohlen Schlund. —
So folgt' er der Geliebten,
So endete Burgund.
Und so beschloß sein Leben
Ein treu sich liebend Paar,
Das ach, nicht minder elend
Als groß und edel war.

Es weinen noch die Felsen
In jener Höhle Grund,
Noch zeigt man Serafine,
Die Lilie von Burgund.
Die Halle, wo sie hülflos
Dem Todesschmerz erlag,
Sie heißt der Saal der Jungfrau
Bis auf den heut'gen Tag.

Aphorismen.

Von August Graf von Platen.

Ungedruckter Nachlaß.

Vorbemerkung. Auch die nachstehend mitgeteilten Aphorismen Platens sind für uns von Dr Heinrich Meisner aus den Papieren, deren er in der Einleitung zu den litterarischen Aufsätzen gedenkt, zusammengestellt worden. Wir geben aus dem Manuskripte im folgenden nur eine Auswahl wieder. Über die Zeit der Abfassung bemerkt Herr Dr. Meisner:

„Platen schrieb unter dem 27. April 1816 in sein Tagebuch: „Nach Lichtenbergs Beispiel habe ich mir ein s. g. Waste book (Sudelbuch) angeschafft, worein ich alle in mir entstehenden Ideen, Pläne, Ansichten, Bemerkungen ohne Ordnung einschreibe." Ferner unter dem 25. Oktober 1817: „An diesem meinem Geburtstage fange ich an ein calendarium sententiarum zu schreiben, in dem ich täglich einen weisen Spruch eintragen will." Diese beiden Notizen geben einen Anhalt dafür, wann die Aphorismen entstanden sein können."

Jedes Laster geht seinen eigenen Weg, aber alle gelangen zu demselben Ziele.

*

Es ist leichter, eine gute Gewohnheit anzunehmen, als sich einer schlechten zu entwöhnen.

*

Gute Vorsätze sind wie zarte Bäumchen, die in die Erde verpflanzt werden. Glaubt der Gärtner genug gethan zu haben, wenn er sie dem Boden vertraut hat, so verdorren sie wieder; begießt er sie aber und pflegt sie täglich, so blühen sie auf und tragen Früchte, deren Genuß ihm desto angenehmer ist, da er ihn sich selbst zu verdanken hat.

*

Der Charakter Amaliens in Schillers Räuber ist schwankend und unnatürlich. Wenn sie hört, daß ihr Geliebter ein Räuber und Mörder sei, wenn sie ihn selbst einen Teufel nennt und doch sagt, daß sie diesen Engel nicht lassen könne, so liege dies nicht in einer edlen Seele. Sie erwacht aus ihrem Wahne. Ein ungeheurer Schmerz über den Verlust ihrer Liebe wäre an der rechten Stelle gewesen.

*

Der Unterschied des Schreibens in Prosa und Poesie ist der, daß bei den Versen sowohl der Gedanke als der Ausdruck der Gunst des Augenblicks angehört, in der Prosa aber nur der Gedanke. Der Ausdruck gehört der Mühe an.

*

Ich bedaure den Menschen, den die Not, aber noch vielmehr den, den das Glück nicht beten lehrt.

*

Die Erwartung ist aus einem Stück, die Erfüllung geschieht teilweise.

*

Suche nur immer das Bequeme, dann lebst du dich in die größten Unbequemlichkeiten hinein.

*

Digitized by Google

Unter den Mißvergnügten ſind die Meiſten Langſchläfer.

*

Es mit der Gemeinheit nicht verderben wollen, iſt das nächſte Mittel, gemein zu werden.

*

Die Schußwaffen haben an die Stelle der Tapferkeit die ſogenannte Bravoure geſetzt, die häufig in Bravade und Rodomontade ausartet. Durch dieſe franzöſiſchen Anſichten fing man auch an, die Thränen als etwas Schändliches zu betrachten. Aber die zwei ſchönſten und am meiſten vollendeten Heldencharaktere, welche je aufgeſtellt worden ſind, bei welchen beiden Geſchichte und Poeſie ineinander fließen, Achill und der Cid, ſchämten ſich nicht, zu weinen.

*

Durch nichts habe ich mich mehr in der deutſchen Sprache vervollkommnet, als durch die fremden Sprachen. Durch das Spaniſche lernte ich unter anderem das d ausſprechen. Viele noch in Unbeſtimmtheit ſchwankende Nuancen unſerer Ausſprache möchten vielleicht durch die holländiſche fixiert werden können.

*

Das Schielende eines Gedankens wird viel leichter erkannt, wenn wir ihn zu Papier gebracht haben, als vorher. Nur thut man oft manchem (Gedanken) unrecht, indem man ihn noch etwas verkehrter niederſchreibt, als er gedacht worden.

*

Die Kritik eines Buches wird doch immer das Gepräge momentaner Stimmung des Kritikers an ſich tragen. Der Petrarca hat mir aber bis jetzt noch nicht einmal gefallen, wenn ich verliebt war.

*

Es gehört zu den Finten der Poeſie, eine Idee, die man in einem Gedichte beſonders heraushebt, nicht mit dem klar ſie bezeichnenden Worte zu nennen, weil ſonſt viel von der Wirkung verloren geht. Es bleibt dem Leſer überlaſſen.

*

In der Rückerinnerung werden oft ein Glück, das im Wahne lag, und ein wirkliches gleich. Man möchte eins ſo wenig als das andere miſſen.

*

Mehr Teilnahme an eine lang vermoderte Perſon der Geſchichte kann wohl nichts einflößen als ihre zurückgelaſſenen Briefe.

*

Da doch am Ende der Zweck jedes Autors zu gefallen iſt, ſo bläht ſich derjenige, der die Mehrheit der Stimmen für ſich hat, vielleicht nicht mit Unrecht auf. Dies konnte einem Kotzebue ſo viel Arroganz geben. Aber die Nachwelt wird nicht mehr darnach fragen, in wie viele Sprachen er überſetzt worden und auf wie vielen Bühnen er gefallen hat.

*

Ein mittelmäßiger Poet ſteht doch immer dem Himmel um eine Staffel näher als ein mittelmäßiger Proſaiſt. Metaſtaſio wird länger leben als Kotzebue und Goldoni.

*

Zwei Phänomene bewundere ich beſonders an der engliſchen Sprache, daß ſie nämlich, obwohl eine abgeleitete, der deutſchen an Reichthum, Tiefe, Kraft, ja ſelbſt Wohllaut ſo nahe kommt und daß ſie in ſo verhältnismäßig kurzer Zeit ſich aus ſo vielen Sprachen in ein ſchönes Ganzes verſchmelzen konnte. Chaucer that wohl ebenſoviel für ſie, als Dante für die florentiniſche, und dann kam der Rieſengeiſt Shakeſpeare, der ſie plötzlich zum Gipfel erhob.

*

Nichts macht mir ſo viel Mühe als der erſte Vers eines Gedichtes, auch wenn es ſchon lange vollendet iſt. Ich ändere ihn ein dutzend Mal, bin aber am Ende ebenſowenig mit ihm zufrieden.

*

Die achtzeilige Stanze iſt das einzige, das wahre Versmaß des neueren Epos, auch des deutſchen. Mit Unrecht würden wir es als fremd, als undeutſch, als aus Italien kommend verwerfen. Auch Italien, wiewohl Boccaccio es ausbildete, holte es urſprünglich von den Sizilianern, deren Dichter bekanntlich noch früher blühten als ſelbſt die Provenzalen. Denn als nun wieder, nachdem des Altertums edle Geiſter lange dahin waren und Jahrhunderte der geſangloſen Roheit über ihre Gräber geſchritten; als nun zuerſt wieder die Muſen auf jener glücklichen Inſel ſich anſiedelten, da ſchenkten ſie, als ein köſtliches Unterpfand, der jungen frühwelkenden Mundart die Ottava Rima; ſchenkten ſie ihr, nicht als ihr eigentliches Eigentum, ſondern ſie auszuſenden von dieſer ſüdlichſten Spitze Europas über Europas Völker alle, deren aller Sprachen ſie ſich wunderbar anſchmiegt oder anſchmiegen wird zum mindeſten, ſobald man den Verſuch macht.

*

Milton fand in Deutſchland ſeinen Ikarus in Klopſtock. Die Meſſiade, ein Wert in zwanzig Geſängen, in deren zehntem der Held ſtirbt und in welchem es dem Verfaſſer gelang, die Proſa bis in den Hexameter hinüber zu ſpielen, die Meſſiade iſt ein Gedicht von vielem grammatikaliſchen Werte und als Mittel gegen die Inſomnie gewiß auch nicht ohne mediziniſche Wirkſamkeit.

*

In der oberflächlichen Geſchäftsſprache, im gewöhnlichen Konverſationston ſind ſich alle Menſchen ziemlich gleich, der große wie der gemeine Kopf; aber welch eine Scheidewand ſchiebt der nähere Umgang zwiſchen beide. So bemerken wir wenig Unterſchied, ob wir eine Pfirſich oder Kartoffel ſchälen, wohl aber beim Geſchmack.

*

Inſofern Schönheit relativer Begriff iſt, mochte Sokrates recht haben, wenn er ſagte: „In einem ſchönen Körper wohnt eine ſchöne Seele.“ Denn nie wird ein ſeelenvoller Menſch eine leere, nichts fühlende Phyſiognomie für ſchön halten, und wären es auch die heiterſte Stirne, die hellſten Augen, der röteſte Mund, die blühendſten Wangen. Einem ihr ähnlichen ſchalen Kopf wird ſie als Ideal gelten. Und ſo beruft ſich jeder auf jenen Spruch und glaubt daran. Bei dem allen aber widerſprechen ihm jene Täuſchungen, denen oft ſelbſt eine edle Liebe nicht entgeht.

(Die Reihe wird fortgeſetzt.)

Digitized by Google

Vom historischen Drama.

Von Josef Bayer.

II.

Wir haben bis jetzt verschiedene Lehrmeinungen über das historische Drama vernommen; wohl noch von größerer Wichtigkeit ist es, nachzusehen, wie sich die produzierenden Autoritäten zu dieser Aufgabe verhielten. Natürlich beruft sich die Partei der historisch-Gesinnten unter den Theoretikern und Dramatikern immer zunächst auf Shakespeare. Ob mit Recht? das steht immerhin in Frage. Genau besehen, hat sich Shakespeare nicht in das Historische hinein-, sondern aus demselben herausgearbeitet. Er fand die „Historie“ oder das Chronikdrama als eine überlieferte Species auf dem englischen Theater vor. Er selbst als Neuling knüpfte daran an, faßte zunächst das Dramatische von der stofflichen Seite, strebte aber bald — als sich ihm die Sehnen der eigenen Kraft spannten — über die chronikartige Rohstoffproduktion der Charaktertragödie zu. Beim Publikum begegneten Shakespeare und seine für die Bühne dichtenden Kollegen, die vor und neben ihm schrieben, einer grundnaiven Stimmung, welche mit einem gewissen Heißhunger nach dem überpfefferten Reiz des Thatsächlichen, nach massenhafter Häufung der Begebenheiten mit abenteuerlichen Schicksalswendungen verlangte. Daran mußte unbedingt angeknüpft werden, um aus der gegebenen Grundlage, die nicht beseitigt, sondern nur allmählich umkonstruiert werden konnte, das Publikum schrittweise für ein höheres, oder wenigstens reineres dramatisches Interesse zu gewinnen. Es ist ein großer Fortschritt, wenn man sich über die Thatsachen hinaus für die Personen, für die Charaktere in ihrer inneren Entwicklung interessiert; ein weiterer Fortschritt noch, wenn die dramatische Kultur soweit gediehen ist, daß sich der Anteil mit einer gewissen Konzentration einem einzelnen, scharf gefaßten Problem dieser Art zuzuwenden vermag.

Shakespeare ging anfangs auf sein Publikum ein und nötigte es dann, mit ihm weiter zu gehen. Er setzte ihm zunächst die grobschrötige Volkskost des Thatsächlichen im „Perikles, Prinz von Tyrus“, in „der höchst klaglichen Tragödie von Titus Andronicus“ und dann in den drei Teilen von „Heinrich VI.“ in sehr ausgiebigen Portionen vor, aber da bereits mit freieren poetischen Ingredienzien gemischt. Man muß bemerken, daß in allen diesen frühen Dramen der Ereignisstoff als solcher in seiner quantitativen Anhäufung den Ausschlag gab, ganz einerlei, ob er von historischer oder romanhafter Herkunft war, aus der Chronik des Holinshed oder aus dem Reimwerk des alten Fabulisten John Gower stammte. Allmählich nun entlastet der Dichter sein Drama von dem niederziehenden Schwergewicht des äußerlich Faktischen, er ringt sich über die Schlachtfelder des Kriegs der beiden Rosen hinweg, den er als Theaterkampagne durchmacht, den Kampfpreis der dramatischen Kunstform. Aus der York-Trilogie, den drei Teilen von „Heinrich VI.“, wächst die erste, gewaltige Charaktertragödie Shakespeares heraus: König Richard III. Man weiß, wie Schiller sich von derselben ergriffen fühlte, als er sie vor der Ausarbeitung seines Wallenstein studierte. Er schreibt darüber an Goethe: Es sei dies eine der erhabensten Tragödien, die er kenne; die großen Schicksale, ausgesponnen in den vorhergehenden Stücken, seien darin auf eine wahrhaft große Weise geendigt; es sei gleichsam die reine Form des Tragischfurchtbaren, was man da genieße. Eine hohe Nemesis wandle durch das Stück in allen Gestalten; man komme nicht aus dieser Empfindung heraus von Anfang bis zu Ende. Zu bewundern sei es, wie der Dichter dem unbehilflichen Stoffe immer die poetische Ausbeute abzugewinnen wußte ꝛc. Kein Shakespearisches Stück habe Schiller so sehr an die griechische Tragödie erinnert. — In der That ist das Historisch-Stoffliche, das in den früheren Stücken sich zäh weiterarbeitet, hier mit einemmale gleichsam filtriert — alles Geschichtliche ist so angeordnet und in knappe Gruppierung gestellt, wie es eben die Entwicklung des dämonisch-unergründlichen Charakters des Helden und seines Schicksals erfordert. Das Interesse an den Thatsachen muß der Psychologie weichen, und das Charakterbild selbst ist eine freie poetische Schöpfung.

In der Tetralogie der Lancasterstücke, welche Shakespeare später vornahm, zerfährt oft die Komposition, weil sich der Stoff der Ereignisse nicht dramatisch bändigen läßt. Da giebt denn der Dichter die Fabel preis und hält sich um so sorgsamer an die Charaktere. Gleich im Beginn des Cyklus ist bei Richard II. das Interesse vornehmlich psychologisch, es konzentriert sich auf die Charakterschilderung dieses gefrönten Ideologen; durch den ersten Teil von Heinrich IV. blitzt das scharfe Falkenauge des Percy Heißsporn hin — und es ist nicht nur ein schwerer Verlust für die Northumberlands und ihre Partei, sondern auch für die dramatische Dichtung selbst, als dieser temperamentvolle Heldenjüngling im Zweikampf vom Prinzen Heinz erschlagen wird. Der zweite Teil, der sich in dürrer Staatsaktion verschleppt, lebt dramatisch zunächst von Falstaffs komischen Gnaden. In Heinrich V. teilt sich das Interesse zwischen der Kriegsbegeisterung, die von der glänzenden Gestalt des Heldenkönigs ausstrahlt, und dem farbenreichen, genrehaften Detail der Lagerscenen. Weiter zurück, da Shakespeare die Aufgabe hat, das trübe, schmutzfarbige Bild der Epoche Königs Johann zu schildern, hält er sich wiederum an die menschlichen Anhaltspunkte, welche ihm das Rührende in den Situationen

Digitized by Google

des Prinzen Arthur, der Humor und die wackere Gesinnung zu schlechter Zeit in der Gestalt des Bastards Faulconbridge darbietet.

Also das Menschliche, nicht das Stofflich-Historische nimmt vor allem den Anteil Shakespeares in Anspruch; er sucht immer als Dichter gegenüber der Geschichte auf seine Rechnung zu kommen und besorgt das Wesentliche und Beste aus eigensten, poetischen Mitteln.

Noch entschiedener gilt dies von den Römerstücken, zu welchen ihm überdies die Biographien Plutarchs ein weit mehr fabelgerechtes Material darboten, als die Chronik Holinsheds für die englischen Königsdramen. Über Coriolan sagt Adolf Wilbrandt sehr treffend in seiner geistreichen Einleitung zu der Übersetzung dieses Stücks: „Wie wenig Shakespeare daran dachte, aus dieser echtesten Charaktertragödie ein historisches Drama zu machen, in dem die großen historischen Mächte sich bekämpfen und geschichtliche Ideen unterliegen und siegen sollten, das zeigt am deutlichsten die Unzufriedenheit der Theoretiker, die aus ästhetischen Maximen diese Forderung aufstellen und dann mehr oder weniger beredt dem Dichter grollen, daß er die ihm zugeschobene Aufgabe so schlecht erfüllt habe. Er hat sie allerdings nicht erfüllt, — weil sie ihm sicherlich niemals auch nur vorgeschwebt hatte. Er dachte weder den Sieg der demokratischen Idee über die aristokratische, noch den des Adels über die Plebejer zu feiern... Was den Dichter erregt hatte, war unzweifelhaft das große Schicksal, das ein gewaltig angelegter Mensch durch rücksichtslose Entfesselung seiner Naturkraft auf sich herabzieht; ein Mensch, der nichts sein wollte als ein Mann, der, wie Plutarch es ausdrückt, „alles zu meistern und sich nie zu fügen, für das Wesen der Mannheit hielt.“.. Nichts ist also irriger, als den Coriolan nur als das Urbild eines Aristokraten zu betrachten, der an den Fehlern seines Standes zu Grunde geht. Was ihn vielleicht auf den ersten Blick so erscheinen läßt, ist die geschichtliche Färbung seines Schicksals, der Konflikt, in den er gestellt ist; aber die Quelle seines Schicksals ist seine eigene, persönlichste Natur, ist eben seine absolute Männlichkeit. Er ehrt von den Mächten, welche die Welt bewegen, nur die Kraft.“ — Es liegt uns demnach hier ein rein psychologisches, menschliches Problem vor, allerdings unter gewissen historischen Voraussetzungen der Fabel: aber weitere Absichten einer poetischen Geschichtsdeutung sind hier nicht im entferntesten anzunehmen. Ganz von selbst berichtigt sich auch die Bemerkung Hermann Hettners über den Julius Cäsar: „Alle Fehler, die man hier einst rügen zu dürfen glaubte, als habe dieses dramatische Werk keinen eigentlichen Helden und keine Einheit der Handlung, zerfallen in sich, sobald man nur die Grundidee ihren inneren Kern rein entfalten läßt. Nicht um den Untergang Cäsars handelt es sich hier, sondern einzig um den Kampf des republikanischen und des monarchischen Staatsprinzips.“ So? Einzig nur darum! Da sehe man nur den Doktrinär: er führt den lebensvollen Inhalt eines mächtigen Dramas ganz glatt auf eine historische Abstraktion zurück. Die wunderbar ausgearbeiteten Gestalten eines Cäsar, Brutus, Cassius, Antonius beschäftigen uns in dieser außerordentlichen Dichtung, ihre Wirkung und Gegenwirkung aus ihrer konkreten Charakteranlage heraus, der Kampf ihrer Naturen an einem allerdings großen Wendepunkt der Geschichte, nicht die notdürftige Versinnlichung dieses Wendepunkts als solchen. An so etwas kann ein voller Dramatiker gar nicht denken, ja er würde in seiner Gestaltungskraft sofort erlahmen, wenn er daran dächte. Wenn wir noch einen flüchtigen Blick auf „Antonius und Kleopatra“ fallen lassen, so können wir es nicht bezweifeln, daß dies eine entschiedene Liebestragödie ist, die freilich auf einem sehr erhöhten historischen Podium sich abspielt. Die erotische Leidenschaft erhält durch die verhängnisvoll hereinwirkende Staatshandlung einen schärferen Stachel, ein tiefer gehendes Raffinement in ihren Peripetieen: aber aller Szenenwechsel des geschichtlichen Schauplatzes und die Seeschlacht von Aktium dazu ändern nichts an dem leidenschaftlich-subjektiven Grundcharakter des Stückes.

Ganz spät kehrt Shakespeare — jedenfalls aus einem äußeren Anlaß — zum englisch-patriotischen Schauspiel in „Heinrich dem Achten“ zurück. Es ist auch auf der modernen Londoner Bühne ein beliebtes Ausstattungsstück, das den strahlenden Königshof jenes ebenso üppigen wie grausamen Monarchen in aller Bühnenpracht zu versinnlichen sucht; die Inszenierung scheint sich genau an die Weisung aus dem Prolog des Stückes zu halten: „Wer nichts will als etwas Schaugepräg, soll, bevor zwei Stündchen um sind, satt sich schaun für seinen Schilling.“ Nirgends sonst taucht der Dichter außer seinen ganz frühen Chronikstücken von Heinrich dem Sechsten so tief in das Historische hinab; wie dort die wilde Parteiung, der Schlachtenlärm von Burg zu Burg, so bilden hier das Hofzeremoniell, der Tendenzprozeß, das politische Gespräch, der Krönungszug ꝛc. die Elemente des Vorgangs. Das Stück würde zum erstenmal unter dem Titel „Alles ist wahr“ aufgeführt; in der That ist es durchaus eine dramatisierte Staatshandlung. Ein scharf und geistreich wahrnehmendes, aber schon weltmüdes Auge scheint auf dem Ganzen zu ruhen; die poetischen Töne vibrieren nur leiser herein, wie die Musik, welche die Vision der kranken Königin schwermütig begleitet. Das wäre denn ein historisches Drama mit genau eingehaltener Verpflichtung an das dargebotene Material; aber in solcher Weise pflegte Shakespeare sonst nicht vorzugehen.

In allen anderen Fällen scheint es auch für das Bewußtsein seines dramatischen Schaffens keinen wesentlichen Unterschied gemacht zu haben, ob er (wie so oft) aus Holinsheds History of England schöpfte, oder aus Paynters „the Palace of Pleasure“, aus den Gesta Romanorum, aus dem Decameron von Boccaccio, den „Hecatomithi“ von Giraldi Cinthio, oder der Novellensammlung „il Pecorone“ von Giov. Fiorentino, oder ein andermal wieder aus den Biographien Plutarchs in der Übersetzung von North seine Sujets holte. Er fand überall Historienstoff vor, ob englischen, altbritischen, dänischen oder römischen, oder fernen alten Fabliaux-Stoff, der durch die Länder gewandert war und endlich in der italienischen Novellistik die Erzählungsreife erlangt hatte. Bei der sorglosen Kritik der Zeit nahm man all jene Stoffe als etwas wirklich oder möglicherweise Geschehenes hin, der lebhafte Vortrag der Erzählung schloß immer eine gewisse Glaubwürdigkeit in sich, und der Dramatiker, der schließlich an dieses Material herankam, benützte es mit Rücksicht auf seine Brauchbarkeit, auf seine gestaltungsfähigen Fonds, nicht auf die quellenmäßige Prüfung seiner Herkunft. So gab es denn auch für Shakespeare keine scharfe, spezifisch trennende Unter-

Digitized by Google

scheidung zwischen geschichtlich beglaubigtem und gut fabuliertem Grundstoff: beides war ihm „Historie", und er machte sich eines wie das andere nach derselben Methode der Dramatisierung zu eigen. Überall kam es ihm darauf an, das überliefert Stoffliche, woher er es immer beziehen mochte — sei es die Landesgeschichte, die römische Geschichte, die Sage oder die Novelle — aus der rohen Dunkelheit und Undurchsichtigkeit des Stoffes in das psychologisch Durchsichtige der Motivierung, in helle, charakterisierende Poesie aufzulösen. Daher gab es für ihn keine gesonderte Methode für die Behandlung streng historischer und nicht historischer Sujets: zur Darlegung seiner außerordentlichen, ebenso realistischen wie poetisch durchgeistigten Menschenkenntnis waren die einen wie die anderen in gleichem Maße für ihn fruchtbar. In gleicher Weise existierte für ihn nicht der Unterschied zwischen geschichtlichen und sagenhaften Themen: sein „Macbeth", sein „König Lear", sein „Cymbelin" sind ebenso historienartig geführt, wie etwa „König Johann" oder „Richard der Dritte". Freilich gestattete ihm der Stoff bei den sagenhaften Tragödien mehr Helldunkel und Tiefe des Hintergrundes: in die Atmosphäre des Stoffes versenkte er sich sofort mit der ganzen Schärfe seiner dichterischen Instinkte, ohne ihn deshalb als eine besondere Gattung zu nehmen und mit Absicht so behandeln zu wollen. Den ebenfalls sagenhaften Hamlet rückt er dagegen in der Beleuchtung und Färbung der Figuren, in den Szenen mit den Hofschavalieren, den Schauspielern ꝛc. ganz hart an die Rampe der Gegenwart; trotz des freundartig geisterhaften Elements war diese wundersame Tragödie eminent modern für das Zeitalter Shakespeares in der Sittenschilderung, im Konversationston, in der geistreich-überlegenen Ironie, ganz abgesehen von dem metaphysischen Gehalt, dem Tiefsinn der philosophischen Reflexion, zu welchem die ganze Zukunft bis in unsere Tage hinein zu zehren hat. — Im allgemeinen kann man sagen: Shakespeare faßte die Sagenstoffe ganz so, als ob sie historisch wären, während der griechische Dramatiker — man gedenke der „Perser" des Aeschylos — das Historische völlig im Stil der Heroensage behandelte. Auch blieb für Shakespeare der Rahmen der Historie noch immer maßgebend für die theatralische Form selbst solcher Stücke, die keinen historischen, sondern nur einen psychologischen Inhalt haben. Sogar im „Othello", einer reinen Tragödie des Seelenprozesses, spielt das kriegerische Beiwerk wesentlich mit, und Zweikämpfe in voller Rüstung, die Waffenlose der Schlacht wirken fast überall in die Katastrophe herein. Auch im „Hamlet", dieser am meisten verinnerlichten, psychologisch-dramatischen Dichtung, melden sich die Marschbewegungen des Fortinbras mit dem herkömmlichen historischen Trommelwirbel an; er ist gleichsam der im Hintergrunde wirksame Historienheld, der zuletzt über Leichen die Szene des Stücks in Besitz nimmt. Doch dies alles gehört zum äußerlichen Stil, zum theatralischen Herkommen; in der Hauptsache war das Historische für Shakespeare eine immer dünnere Schale, die er mit reichem, aus der Tiefe des eigenen Geistes quellendem Inhalt füllte. —

Wenn wir uns jetzt unseren Klassikern zuwenden, so finden wir bei Goethe zunächst den allergeringsten Anhalt für das Dogma vom historischen Drama. Für ihn giebt es nur individuelle Probleme der Dichtung; das ändert sich auch nicht in den wenigen Fällen, wo er eine Beziehung zur Geschichte nimmt. „Die Lebensbeschreibung Götzens von Berlichingen hatte mich im Innersten ergriffen. Die Gestalt eines rohen, wohlmeinenden Selbsthelfers in wilder anarchischer Zeit erregte meinen tiefsten Anteil" — so schreibt Goethe in Wahrheit und Dichtung, 10. Buch. Der Stegreifritter mit der eisernen Hand war das echte Mannesideal für die Sturm- und Drangzeit des jungen Deutschland der 70ger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Bis auf einzelne, anekdotenhaft charakteristische Züge und die Grundtonart, welche aus der Selbstbiographie des Helden auch in das Stück hinüberklingt, ist in dem letzteren des Erfundenen weit mehr als des Geschichtlichen. Das Hauswesen auf der Burg Jaxthausen mit seinen intim anheimelnden Zügen ist von dem Dichter durchaus selbständig etabliert; Elisabeth, die herzensstapfere, deutsche Hausfrau, in deren Bild sich Goethes Mutter zu erkennen glaubte, die sanfte Marie mit der wohlgemeinten, falschen Frauenpädagogik, nach der sie Götzens Jungen mißerzieht, der prächtig-frische Georg, der wackere Lerse, der Straßburger Komilitone des jungen Goethe, hier zum Kriegsknecht umgekleidet, — sie sind des Dichters eigenste, von ihm frei geschaffene Gestalten, und ihr Puls ist völlig nach seinem Herzschlag gerichtet. Ebenso auf der andern Seite Weislingen, die Stammfigur für eine durch die ganze weitere Dichtung Goethes hindurchlaufende Charakterform der weichen, verhängnisvoll bestimmbaren Naturen, die glitzernde Sirene Adelheid und ihr Opfer, der Knappe Franz; dazu gesellen sich weiters als Kolorictfiguren die Zigeuner. Wenn man sich nach dem eigentlich Historischen umsieht, so beschränkt sich dieses auf die Fehde mit dem Bischof von Bamberg, auf die Reichsexekution und die Beteiligung des Helden am Bauernkrieg. Die wirklich historischen Figuren, wie der Kaiser Maximilian, der Bischof, dann Franz von Sickingen und die aufrührerischen Bauern sind episodisch und nur flüchtig skizziert, und gerade die erdichteten Gestalten, die den Vordergrund einnehmen, haben die vollste persönliche Deutlichkeit, die bestimmteste Physiognomie. — Und nun folgt bedeutend später der zweite historische Held Goethes: Egmont, mit dem er sich unter langen Unterbrechungen von der letzten Zeit seiner Frankfurter Existenz bis nach Rom hin beschäftigt. Auch dieser ist ein Held der freien, individuellen Selbständigkeit, wie Götz von Berlichingen — aber nicht mittelalterlich rauflustig, sondern weltmännisch gewinnend, voll männlicher Anmut und bezauberndem Leichtsinn: gleichfalls ein Mannesideal des Dichters in einem weiteren Stadium seiner Anschauung, mit vielfachen Spiegelreflexen seiner eigenen glänzenden, faszinierenden Persönlichkeit. „Kind, Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gespeist, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch" — mit diesen Worten Egmonts riß sich Goethe aus Lilis Armen los, als er sich gegen Weimar wandte. Und ein guter Teil von dem heiteren Glanz, der Lebenszuversicht seines niederländischen Helden lag auch über des Dichters eigenem Wesen — und damit eroberte er sich gleich im ersten Anlauf den ganzen Kreis der kleinen Residenz an der Ilm. Man darf wohl behaupten: dieselbe innere Beziehung, welche der Marquis Posa zu der Gesinnung Schillers hat, diese hat Egmont auf der analogen Stufe der Entwicklung

zu dem Naturell Goethes. Freilich ist das Stück, nach den herkömmlichen Anforderungen an das historische Drama betrachtet, so sorglos komponiert wie nur möglich; der Dichter erledigt den geschichtlich-politischen Vorgang in den Kabinetts- und Bürgerszenen lediglich als Stoff der Besprechung, nicht einer direkt vergegenwärtigenden Handlung. Dadurch eben schafft er sich Raum für die menschliche Entwicklung des Helden und den Roman in der Bürgerstube, der sich zwischen Egmont, Klärchen und Brackenburg abspielt — aber die herrliche Szene, in welcher Klärchen die Bürger Brüssels für die Befreiung des Geliebten zu erregen sucht, leitet wieder den Roman in die geschichtliche Handlung mit starkem dramatischen Griff hinüber.

In Eckermanns Gesprächen mit Goethe giebt es eine bedeutsame Stelle, welche in diesen Zusammenhang gehört. Goethe hat sich eben im Gang der Unterhaltung mit Alexander Manzoni beschäftigt, für den er sich damals (das Gespräch ist vom 31. Januar 1827 datiert) lebhaft interessierte, und fährt folgendermaßen fort: „Manzoni fehlt weiter nichts, als daß er selbst nicht weiß, welch ein guter Poet er ist und welche Früchte ihm als solchem zufielen. Er hat gar zu viel Respekt vor der Geschichte und fügt aus diesem Grunde seinen Stücken immer gern einige Auseinandersetzungen hinzu, in denen er nachweist, wie treu er den Einzelheiten der Geschichte geblieben. Nun mögen seine Facta historisch sein, aber seine Charaktere sind es doch nicht, so wenig es mein Thoas und meine Iphigenie sind. Kein Dichter hat je die historischen Charaktere gekannt, die er darstellte; hätte er sie aber gekannt, so hätte er sie schwerlich so gebrauchen können. Der Dichter muß wissen, welche Wirkungen er hervorbringen will, und danach die Natur seiner Charaktere einrichten. Hätte ich den Egmont so machen wollen, wie ihn die Geschichte meldet, als Vater von einem Dutzend Kinder, so würde sein leichtsinniges Handeln sehr absurd erschienen sein. Ich mußte also einen anderen Egmont haben, wie er besser mit seinen Handlungen und meinen dichterischen Absichten in Harmonie stände; und dies ist, wie Klärchen sagt, mein Egmont ... Und wozu wären denn die Poeten, wenn sie bloß die Geschichte eines Historikers wiederholen wollten? Der Dichter muß weiter gehen und uns womöglich etwas Höheres und Besseres geben. Die Charaktere des Sophokles tragen alle etwas von der hohen Seele des großen Dichters, sowie Charaktere des Shakespeare von der seinigen. Und so ist es recht, so soll man es machen. Ja, Shakespeare geht auch weiter und macht seine Römer zu Engländern, und zwar mit Recht, sonst hätte ihn seine Nation nicht verstanden."

Ein andermal (23. Juli 1827) kommt Goethe von Manzoni und seinem Roman „Die Verlobten", in welchem er gleichfalls zu viel des Historischen findet, auf Schiller zu sprechen. „Manzoni ist ein geborener Poet, sowie Schiller einer war. Doch unsere Zeit ist so schlecht, daß dem Dichter im umgebenden menschlichen Leben keine brauchbare Natur mehr begegnet. Um sich neu aufzuerbauen, griff Schiller zu zwei großen Dingen, zur Philosophie und Geschichte, Manzoni zur Geschichte allein. Schillers „Wallenstein" ist so groß, daß in seiner Art zum zweitenmal nicht etwas Ähnliches vorhanden ist; aber Sie werden finden, daß eben diese beiden gewaltigen Hilfen, die Geschichte und Philosophie, dem Werke an verschiedenen Teilen im Wege sind und seinen reinen poetischen Succeß hindern. So leidet Manzoni durch ein Übergewicht der Geschichte."

Dieses bedeutungsvolle Aperçu führt uns von selbst auf die Frage, wie sich denn Schiller — produktiv und theoretisch — zur Aufgabe des historischen Dramas verhielt?

Goethe hat wohl recht, wenn er im späten Rückblick der Greisenjahre ebenso sehr ein Übermaß von Geschichte, wie von Philosophie in jenem imponierenden Werke seines Freundes findet, das er zwischen 1796 und 1800 vor seinen Augen werden und langsam vorrücken sah. Eines wie das andere beweist allerdings die Gründlichkeit, mit welcher Schiller an die Ausarbeitung des Wallenstein-Themas ging. Die historischen Studien, welche er schon in seinem dreißigjährigen Krieg für den Göschenschen Damenkalender (1792) sehr ernst genommen hatte, das philosophische Interesse, das ihn in der längeren Pause seiner Produktion nach dem Don Carlos so tief erfaßte — beides mündet, breit herzuströmend, in die Wallenstein-Trilogie ein und füllt dieselbe bis an den Rand. Die Ausführlichkeit der historischen Exposition nötigt den Dichter zur cyklischen Anordnung, und das beständige Bestreben, das Stoffliche durch Reflexion zu vergeistigen, bedingt zahlreiche Haltestellen der Betrachtung, ritardierende Momente, mehr als sie der vorwärts drängende Schritt der Handlung verträgt.

Über keine anderen seiner dramatischen Produktionen ist Schiller so geistvoll-redselig gewesen, wie über den Don Carlos nach beendigter Arbeit (Briefe über Don Carlos 1788), und über Wallenstein während der vorbereitenden Arbeit (Briefwechsel mit Goethe und Körner 1796). Er läßt sich die saure Mühe in der allmählichen Aufarbeitung und Bewältigung des widerspenstigen Wallensteinstoffes nicht verdrießen; galt ihm doch dieselbe als heilsamer Kurgebrauch gegen die rhetorisch-überschwengliche Richtung seiner früheren Behandlungsweise, als der entscheidende Übergang zum „objektiven Verfahren." Thatsächlich war es aber nur der Übergang zu einer gereifteren, beruhigteren, geklärteren Subjektivität. Alle Bildungsabsicht und Disziplin, welcher Schiller sein eigenes Talent unterwarf, konnte den Grundzug desselben wohl regeln, aber nicht ändern.

Schillers ideale Intentionen hatten eine solche expansive Kraft, daß ihnen gegenüber die historische Realität kein selbständiges Recht für sich behielt; mit gleicher souveräner Freiheit, wie Goethe es im Götz, Egmont, Torquato Tasso that, dichtete er seine Welt in die geschichtliche hinein, und unterwarf jede positive Gestalt des Lebens höheren, poetischen Absichten. Man kann zwei Hauptperioden in seinem Verhältnis zu dem gegebenen, oder vielmehr von ihm gewählten Stoff unterscheiden: die erste von den „Räubern" bis zu „Don Carlos", wo immer eine starke, enthusiastische Erregung, eine leidenschaftlich-rhetorische Tendenz den Anteil an einem Sujet, und demgemäß seine völlig freie Umgestaltung bestimmte; dann die zweite von „Wallenstein" ab bis auf „Tell", — wo jener subjektive Enthusiasmus gemäßigter hervortritt, aber dafür gewisse künstlerisch-ideale Prinzipien um so entscheidender auf die jeweilige Gestaltung des Stoffes einwirken. In jener früheren Epoche der leidenschaftlichen Produktion ist Schiller fast immer persönlich in einer Hauptgestalt zu finden: in Karl Moor, in Ferdinand

Digitized by Google

von Walter, vor allem in Marquis Posa; auch im Fiesco blitzt uns sein entflammter Blick teils aus dem Auge des Helden, teils aus jenem des Republikaners Verrina an. In der spätern, künstlerisch geläuterten Zeit Schillers wird aber dieser Enthusiasmus selbst zu einer frei beherrschten Kunstform, und der Dichter vermag es nun, mit seiner vollströmigen Redekraft auch solche Enthusiasten auszustatten, deren Pathos seiner persönlichen Gesinnung weniger verwandt ist; so die Soldatenbegeisterung des Pappenheimer Kürassiers, den mystischen Sternenglauben Wallensteins, die visionären Verzückungen der Jeanne d'Arc, sogar die Konvertiten-Ekstase eines Mortimer, dann wieder den echten gebirgsländerischen Lokalpatriotismus eines Freiherr von Attinghausen. Aber es ist dies durchgängig die ihm eigentümliche, subjektive Kraft, mit welcher er diese verschiedenen Gestalten geistig zu durchleuchten vermag. Als Dichter der erregten, in überwallendem Redestrom sich äußernden Überzeugung trat er selbst in die Laufbahn, und daher erwarb er sich aus eigener Seelenerfahrung das volle dichterische Verständnis dafür, wie sich überzeugte und begeisterte Naturen überhaupt zu äußern haben, sei auch der Inhalt ihrer Begeisterung welcher er wolle. —

Doch zurück zu Wallenstein. Gegen Körner spricht sich Schiller am eingehendsten über die Schwierigkeit der Arbeit aus. Der Stoff habe beinahe alles, was ihn von dramatischer und tragischer Behandlung ausschließen sollte. Er sei im Grunde eine Staatsaktion und besitze alle Unarten einer politischen Handlung mit Rücksicht auf den poetischen Gebrauch: ein unsichtbares, abstraktes Objekt, kleine und viele Mittel, zerstreute Handlungen, eine für den Vorteil des Poeten viel zu kalte und trockene Zweckmäßigkeit, ohne doch diese bis zur Vollendung und zu einer poetischen Größe zu treiben . . . Die Basis, auf die Wallenstein seine Unternehmung gründe, sei die Armee, mithin für den Dichter eine unendliche Fläche, die er nicht vors Auge und nur mit unsäglicher Kraft vor die Phantasie bringen könne; er vermöge also das Objekt, auf welchem Wallenstein ruhe, nicht zu zeigen und ebensowenig das, wodurch er falle: die Stimmung der Armee, den Hof, den Kaiser. Auch die Leidenschaften selbst, durch die der Held bewegt werde, Nachsucht und Ehrbegierde, seien von der kältesten Gattung. Dennoch — meint Schiller — sei seine Lust an der Arbeit nicht im geringsten geschwächt. Gerade ein solcher Stoff habe es sein müssen, an dem er sein neues dramatisches Leben habe eröffnen können. Er suche absichtlich, um zur Objektivität zu gelangen, in den Geschichtsquellen eine Begrenzung — glaube aber andererseits sicher zu sein, daß ihn das Historische nicht herabziehen oder lähmen werde. Nachdem die dramatische Durchführung schon weit vorgeschritten war, schreibt er ganz resolut an Goethe: „Ich werde es mir gesagt sein lassen, keine andere als historische Stoffe zu wählen; frei erfundene würden meine Klippe sein. Es ist eine ganz andere Operation, das Realistische zu idealisiren, als das Ideale zu realisiren, und das letztere ist der eigentliche Fall bei Fiktionen. Es steht in meinem Vermögen, eine gegebene, bestimmte und beschränkte Materie zu beleben, zu erwärmen und gleichsam anfauellen zu machen, währenddeß die objektive Bestimmtheit eines solchen Stoffes meine Phantasie zügelt und meiner Willkür widersteht."

Dies sind durchaus Arbeitsbekenntnisse, wenn das Wort gestattet ist — es ist ein Rechenschaftsbericht über die schrittweise gemachten Erfahrungen während der Produktion — und darum auch lehrreich für die anderen Produzierenden. In der That hat kaum ein Dramatiker früher oder später die künstlerische Aufgabe der Dramatisierung eines geschichtlichen Themas, sowie überhaupt das Verhältnis des Historischen zum Poetischen nach allen Seiten hin so genau erwogen und durchdacht, wie Schiller während der mühevollen Beschäftigung mit dem Wallenstein.

Das „Lager" wurde bereits am 18. Oktober 1798 — noch lange vor Abschluß des Ganzen — zur Wiedereröffnung des Theaters in Weimar vereinzelt aufgeführt: mit jenem bedeutungsvollen Prolog, der in so starken Accenten die historische Tendenz ausspricht und sich nachdrücklich gegen das damalige Repertoir kehrt, dessen ganze Breite das Rührstück in bürgerlicher Tracht oder militärischer Uniform, das sogenannte „Familiengemälde", dann das „ländliche Sittengemälde" 2c. ausfüllte. Im Hinblick auf die großen Zeitereignisse „an des Jahrhunderts ernstem Ende" nimmt der Dichter „den großen Gegenstand" auch für die dramatische Kunst in Anspruch. — Anfangs November desselben Jahres nahm die Arbeit an den beiden Hauptstücken ihren weiteren Fortgang; der Dichter gelangte jetzt zu jenem Teil der Handlung, welcher der Liebe gewidmet sein sollte. Da wird in ihm trotz allen „objektiven Verfahrens" der junge Schiller von ehedem wieder wach — und die sympathetische Gestalt des Max Piccolomini stellt sich neben ihn wie seine Jugend. Mit einmal bezeichnet er jetzt die Herzenspartie des Stückes als „die poetisch wichtigste", die sich ihrer rein menschlichen Natur nach „von dem geschäftigen Wesen der übrigen Staatsaktion" völlig lostrenne, ja dem Geiste nach sich ihr entgegensetze. „Es ist schwerer, ein Interesse für das Gefühl, als eines für den Verstand aufzugeben." Auch dies ist ein Bekenntnis — und ein solches, das nicht mißzuverstehen ist. Mit dem emphatischen Programm des historischen Standpunktes, wie dasselbe der Prolog aufzustellen scheint, hat es also doch keinen völligen Ernst. Sowie der Dichter von vornan das Bestreben zeigt, den Helden selbst trotz des unverständlichen historischen Apparats „den Augen und den Herzen menschlich näher zu bringen," so spart er sich überdies die Max- und Thekla-Episode für das volle Genügen des rein menschlichen und poetischen Interesses auf. In früheren Jahren schrieb Schiller an den Herrn von Dalberg, sein Don Carlos sei anfänglich auf ein bloßes tragisches Familiengemälde in einem Herrscherhause angelegt gewesen. Nicht minder befinden wir uns auch im dritten Akt von „Wallensteins Tod", in der großen Abschiedsscene des Max Piccolomini, inmitten der vollen häuslichen Aufregung eines Familienstücks, trotz des Aufmarsches der Pappenheimer Kürassiere und alles historischen Schießens und Lagerlärms da draußen.

Schon am 19. März 1799 — zwei Tage nach Übersendung des für die Bühnendarstellung bestimmten letzten Teils vom „Wallenstein" schreibt Schiller an Goethe: „Soldaten, Helden und Herrscher" habe er „vor jetzt herzlich satt". Er wolle dem Freunde, wenn er nach Jena käme, „seine tragischen Stoffe von freier Erfindung vorlegen, um nicht in der ersten Instanz in dem Gegenstande einen Mißgriff zu thun." Wiederholt kommt er nun in

Digitized by Google

seinen Äußerungen darauf zurück, daß er „von alten Zeiten her an solchen Stoffen hänge, die das Herz interessieren", und diese Rücksicht lenkt fortan seine Wahl. Wie er den Prozeß der Maria Stuart zu studieren anfängt, findet er manche dankbare Seiten an dem Stoff, besonders diese, daß er sich zu der euripidëischen Methode zu qualifizieren scheine, welche in der vollständigsten Darstellung des Zustandes bestehe. Er erblickt da „eine Möglichkeit, den ganzen Gerichtsgang zugleich mit allem Politischen auf die Seite zu bringen und die Tragödie mit der Verurteilung anzufangen." In dieser Weise gewann das Menschliche und das Leidenschaftliche um so freieren Spielraum; in der That hat Schiller innerhalb des äußerlich umfassenden, historischen Rahmens das wesentliche, dramatische Bild mit Leicester, Mortimer und der Begegnung der beiden Königinnen ganz frei erfunden und selbständig komponiert. Als er an die Dramatisierung der Jungfrau von Orleans geht, findet er, daß man bei einem neuen Stoff auch die Form neu zu erfinden habe und sich den Gattungsbegriff immer beweglich erhalten müsse. Wie die Arbeit vorwärts geht, erklärt er sich mit ihr zufrieden; das Historische sei überwunden und die Motive dabei alle poetisch. Nicht lange darauf, als er nach einem neuen Stoffe ausblickt, schreibt er (13. Mai 1801) an Körner: „In meiner jetzigen Klarheit über mich selbst und über die Kunst, die ich treibe, hätte ich den Wallenstein nicht gewählt" . . . Er möchte sich jetzt gern der einfachen Tragödie in ihrer strengsten Form zuwenden. Bald konstruiert er sich eine solche Form in der „Braut von Messina". Weiter wirken wieder gewisse historische Reize auf Schiller ein: er interessiert sich für die Geschichte Warbecks und für die Prätendententstoffe überhaupt. Dabei stellt er einen neuen artistischen Grundsatz auf: die völlig freie Umdichtung eines geschichtlichen Vorganges auf den Kern der fruchtbaren Situation hin, und die Benützung des Historischen als bloßer Grundlage einer tragischen Handlung. „Überhaupt glaube ich, daß man wohl thun würde, immer nur die allgemeine Situation der Zeit und die Personen aus der Geschichte zu nehmen und alles Übrige poetisch frei zu erfinden — wodurch eine mittlere Gattung von Stoffen entstünde, welche die Vorteile des historischen Dramas mit dem erdichteten vereinigte." Goethe stimmt der Ansicht des Freundes zu; „es sei gar keine Frage, daß wenn die Geschichte das simple Faktum, der Dichter Stoff und Behandlung hergebe, man besser und bequemer daran sei, als wenn man sich des Ausführlicheren und Umständlicheren der Geschichte bedienen solle; denn da werde man immer genötigt, das Besondere des Zustandes mit aufzunehmen, man entferne sich vom Menschlichen und die Poesie komme ins Gedränge." Wohl hatte Schiller bei den Prätendentenstoffen — unter denen er sich zuletzt für den russischen Demetrius entschied — noch eine weitere Absicht. Er hatte an der „Braut von Messina" den tragisch-theatralischen Wert der antiken Schicksalsidee erprobt und sich auch vorübergehend mit dem Gedanken beschäftigt, den „Oedipus" von Sophokles für die Bühne zu bearbeiten. In einem solchen Prätendentenhelden wie Demetrius, dem sich das Rätsel seiner Existenz, an deren Rechte und Ansprüche er selbst glaubt, erst später vernichtend enthüllt, ließ sich Oedipus und sein Geschick gleichsam in die historische Gestalt umsetzen, es ließ sich ein fatalistischer Eindruck, doch ohne Fatum und Orakel, in den natürlichen Zusammenhang der Wirklichkeit einführen, und so eine neue, eigentümlich kombinierte Form der Tragik schaffen. — Als sich Schiller mit dem „Wilhelm Tell" beschäftigt, schreibt er wieder an Körner: „Obgleich der Tell einer dramatischen Behandlung nichts weniger als günstig erscheint, da die Handlung dem Ort und der Zeit nach ganz zerstreut auseinanderliegt, da sie großenteils eine Staatsaktion ist und — das Märchen mit dem Hut und Apfel ausgenommen — der Darstellung widerstrebt: so habe ich doch bis jetzt so viel poetische Operationen damit vorgenommen, daß sie aus dem Historischen heraus und ins Poetische eingetreten ist . . ."

Kann ein Dichter über seine Absichten sich deutlicher, präciser aussprechen als in all diesen, hier nochmals zusammengereihten Beweisstellen? Es ist hiebei bemerkenswert, daß wir bei Schiller den Grundbegriff des historischen Dramas — wenn dieses überhaupt als eine besondere Gattung statuiert werden darf — in beständiger Bewegung finden, und er von einem Stoff zum anderen die Aufgabe anders formuliert. Das schließliche Ergebnis ist dieses: daß ihm das Historische stets nur Mittel für einen dichterischen Zweck ist und er geschichtliche Sujets nur darum wählt, weil sie den Bedingungen seiner Produktion zusagen, nicht aber, weil er das stofflich Historische als solches dramatisieren will.

Und dadurch unterscheidet er sich ganz wesentlich von denjenigen, denen der „hohe Ernst und Gehalt der Geschichte" an sich schon als essentielle Poesie gilt.

Diesen Standpunkt vertritt z. B. Ludwig Tieck und giebt demselben in dem merkwürdigen Aufsatz „Die Piccolomini und Wallensteins Tod" in seinen dramaturgischen Blättern einen unumwundenen Ausdruck. „Ein großer Moment in der Geschichte ist eine Erscheinung, die sich nur dem Seherblicke erschließt . . . Geht einem Dichter die Gesamtheit einer großen Geschichtsbegebenheit auf, so wird er um so poetischer und größer sein, je näher er sich der Wahrheit hält, sein Werk ist so vollendeter, je weniger er störende, spröde Bestandteile wegzuwerfen braucht; er fühlt sich selbst als der Genius der Geschichte, und die Dichtkunst kann schwerlich glänzender auftreten, als wenn sie auf diese Weise eins mit der wahren Wirklichkeit wird. Diesen Weg hat, außer dem großen Shakespeare, noch kein anderer Dichter wieder finden können. Die Form seiner historischen Schauspiele ist die größte und vollendetste. Es dürfen sich diesem Dichter wohl selbst, was Verständnis des Ganzen und wahre Auffassung von Zeiten und Menschen betrifft, nur wenige Geschichtschreiber an die Seite stellen lassen."

Die Verwechslung der Aufgabe des Dramatikers und des Historikers kann nicht naiver sich aussprechen, als an dieser Stelle. Schiller hat nur ein einziges Mal, nämlich in dem Prolog zum Wallenstein, Miene gemacht, das Wirkliche mit dem Poetischen zu identificieren. „An des Jahrhunderts ernstem Ende, wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird" . . . Es war der Einfluß der Zeitstimmung, der da seine rasche Rhetorik beflügelte. Das Wort aus der einleitenden Abhandlung zur Braut von Messina: „Der Künstler könne kein einziges Element aus der Wirklichkeit brauchen, wie er es finde" spricht dagegen seine wahre ästhetische Überzeugung aus. Schiller verhielt sich dem historischen Stoff gegenüber immer als

Digitized by Google

künstler: ihn umstellend, plastisch-functend, dramatisch organisierend, bis er seinen idealen Absichten sich so fügte, als ob er von vornher sein frei erfundenes Eigentum gewesen wäre. Man kann zuweilen über das Resultat des letzten Eindrucks mit ihm rechten, aber gegen die Methode seines Schaffens dürfte sich kaum etwas Gegründetes einwenden lassen.

Das Wiener Burgtheater und das deutsche Drama.

Beiträge zur Geschichte der dramatischen Produktion 1814—1867.

Nach ungedruckten Quellen.

VI. Zedlitz. Elsholtz. Immermann.

Es gab eine Zeit, da man ernstlich darüber stritt, ob Grillparzer oder Zedlitz der bedeutendere Dramatiker sei, und an Stimmen, welche den „Totenkränzen" eine Wirkung beimaßen, welche das neunzehnte Jahrhundert weitaus überdauern werde, hat es noch in den vierziger Jahren nicht gefehlt. Heute weiß man von den „Zwei Nächten in Valladolid" nichts mehr, von den „Totenkränzen" wenig, und nur die Ballade „Die nächtliche Heerschau" erhält den Namen des Dichters in den Anthologien. Auch sein Platz in der Litteraturgeschichte ist bescheiden genug; man nennt ihn jenen Lyriker Österreichs, in welchem die Romantik ihren wärmsten Anhänger gefunden, und zählt ihn unter die Dramatiker, die, gleich Grillparzer und Halm, sich von dem Studium der Spanier sehr intensiv, wenn auch vielleicht nicht zu ihrem Vorteil haben anregen lassen. Für seine „Totenkränze" hat die Gegenwart kaum noch ein Wort lauer Anerkennung. Und doch sind sie an sich bedeutend genug, namentlich aber wichtig als das erste Erzeugnis einer Richtung, welche in der Folge das Beste hervorbrachte, was der deutsch-österreichische Stamm in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts geleistet hat. Dieser großen litterarhistorischen Bedeutung des nun verschollenen Dichters wird fast nur Gottschall gerecht, indem er betont, daß die „Totenkränze" als „ein großer Aufschwung aus der Heimlichkeit der romantischen, eingesponnenen Chrysalidenpoesie" gelten müssen; „Zedlitz muß als bahnbrechend für die Wendung der österreichischen Lyrik zur zukunftsvollen Begeisterung auf den Bahnen des politischen und sozialen Fortschritts angesehen werden, wenn er auch selbst nicht die Kraft besaß, sich auf dieser Höhe zu behaupten." Gottschall meint darunter vornehmlich die dichterische Kraft, wir möchten den Mangel an ausreichender moralischer Kraft fast noch stärker betonen. Was der Dichter, welcher in den „Totenkränzen" immerhin einen ganz ungewöhnlichen Blick für die Zeit, echten historischen Sinn und echte Begeisterung für wirkliche Größe erwiesen hatte und dem das schwere Werk, Stoffe der jüngsten Vergangenheit wahrhaft poetisch darzustellen, durchaus geglückt war, in der Luft eines freien Staates hätte werden können, erscheint uns kaum fraglich. Ihm wurde die Stickluft des österreichischen Vormärz nicht bloß, wie Lenau, Grillparzer und Grün, zur Behinderung, sondern geradezu zum Verderben, weil sie ihn erschlaffte und schließlich zum politischen Gegner jener Richtung machte, welche begründet zu haben sein bleibendes Verdienst ist. Wie dem Lyriker und Epiker, so ist auch dem Dramatiker Zedlitz diese politische Luft schlecht bekommen; um der Censur aus dem Wege zu gehen, flüchtete er immer weiter in die Vergangenheit und in die Ferne hinein, statt auch hier jenen Blick für die Kämpfe und Strebungen seiner Zeit zu erweisen, der diesem Romantiker gegeben war, wie wenigen Realisten nach ihm. Nichts kann Zedlitz vor dem Vorwurfe schützen, zu Gunsten seiner Carriere seine dichterische Laufbahn geschädigt und sich selbst um jene Stellung in der Litteratur gebracht zu haben, die ihm sonst zweifellos zugefallen wäre; daneben aber verdient hervorgehoben zu werden, wie groß der Druck war, dem er sich fügte, und daß er nicht kampflos unterlag. Auch nach dieser Richtung werden die nachstehend mitgeteilten Briefe des Dichters an Deinhardtstein manches interessante Detail bringen, welches bei seiner serneren Beurteilung nicht unberücksichtigt bleiben darf.

Aus dem ersten Schreiben von Zedlitz an Deinhardstein, welches uns vorliegt, haben wir bereits im zweiten Artikel dieser Serie (Band III, Heft 9, Seite 267) einige Stellen reproduziert. Dieselben beziehen sich auf Schreyvogels Sturz und sind ein Zeugnis dafür, daß Zedlitz immerhin damals noch die Kraft hatte, auch dann die Wahrheit zu sagen, wenn sie ihm nicht gerade nützte. Demselben Schreiben sei der nachfolgende, für die Zeit und den Dichter bezeichnende Passus entnommen:

„ . . . Meine Adresse von Wien hat es mir unmöglich gemacht, die vollständige Abschrift meiner Gedichte durchzusehen, und zur Censur zu geben, da Grohmann verhindert war die Copialen davon zu vollenden. Ich habe ihm später deshalb geschrieben, aber keine Antwort von ihm erhalten. Da ich nun nicht weiß, was geschehen ist, so bitte ich Sie, lieber Freund, sich das Manuskript von ihm übergeben zu lassen, und zur Censur einzureichen. Die darin enthaltenen Gedichte, sind fast alle schon gedruckt, und werden wohl keine großen Anstände bewirken. Demagogisch sind sie gewiß nicht, so viel Liberalismus als sie etwa enthalten, ist ihnen nun aber einmal nothwendig, wenn sie überhaupt seyn sollen. Ich muß bey meinen Schriften, wie Papst Pius von den Jesuiten sagen, aut sint ut sunt, aut non sint. — Zudem werden sie ja im Ausland gedruckt, und somit fallen auch wieder manche Bedenklichkeiten weg. —

Apropos! Sie sind doch noch bey der Censur? Es wäre mir sehr, sehr leid, wenn das nicht der Fall wäre, und ein wahrer Verlust für die Sache . . . ."

Deinhardstein war damals, obwohl bereits Vize-Direktor der Burgtheaters, thatsächlich auch noch als Censor thätig, und es bedeutete dies immerhin einen Gewinn für die Sache der Vernunft; er war zum mindesten ein gebildeter Mann und strich nicht ohne Grund, was man seinen wenigsten Amtskollegen nachsagen kann. Die „Gedichte", welche für den Cottaschen Verlag bestimmt waren und 1832 daselbst erschienen sind, gleichwohl unter Censur zu stellen, war Zedlitz thatsächlich genötigt, da dies nicht

Digitized by Google

nur für Werke, welche in Österreich erschienen, sondern auch für Werke von Österreichern, die im Ausland erscheinen sollten, Gesetz und Vorschrift war. So weit fügte sich denn auch Zedlitz, aber sein Schreiben beweist, daß er sich die Unabhängigkeit der Gesinnung, welche die 1827 erschienenen „Totenkränze" atmeten, zur Zeit der Abfassung dieses Schreibens, fünf Jahre später, noch gewahrt hatte. Auch das folgende Schreiben ist nach dieser Hinsicht für Zedlitz bezeichnend:

Lovrin im Banat d. 7. August 1833.

Lieber werther Freund! Ich habe diesen Sommer über einige poetische Anwandlungen gehabt, und eine dramatische Arbeit unternommen, die bis in den letzten Tagen des Septembers beendigt in Ihren Händen seyn kann. Das Stück heißt „Kerker und Krone" und wird, wie ich glaube, durchaus keinen Censur-Anstand haben, da es rein innerliche Motive entwickelt, und weder politische, noch irgend andere scabreuse Verhältnisse berührt. Schreiben Sie mir gefälligst, ob das Stück, wenn Sie es im September erhalten, bis Ende November im Hoftheater gegeben werden kann? In diesem Falle würde ich es zur Aufführung geben; wenn bis dahin kein Platz dafür gemacht werden könnte, würde ich es nach Dresden oder Berlin schicken, und vorziehen, es in der Burg gar nicht aufführen zu lassen, wofür ich Gründe habe, die ich Ihnen mittheilen werde. Ich bitte Sie, diese Mittheilung einstweilen ganz für sich zu behalten, und gar nichts darüber verlautbaren zu lassen, denn ich glaube, es würde gut seyn, es ohne meinen Namen zur Censur zu geben; denn wie gesagt, obgleich auch nicht das allergeringste Anstößige, weder im Stoff noch in der Gestaltung liegt, so glaubt doch die Censur, wenn sie nur meinen Namen in die Hände bekommt, ich wolle den Staat aus den Fugen reißen, wozu ich doch wahrlich nicht Ochs genug bin, um in dieser schoflesen Zeit mich mit solchen Dingen zu befassen, und froh bin, wenn ich meine Schafe geschoren, und meinen Waizen verkauft habe, — vor mir mag die ganze Welt auf dem Kopf stehen! Ich habe Ihren Namen in der Zeitung unter den Abgereisten nach Ischl gelesen. Ich hoffe das Bad hat gut gewirkt. Wie geht es sonst? was macht die Literatur, was das Theater? was habt Ihr Neues zur Aufführung, was sind sonst für Hoffnungen für die Zukunft? Schreiben Sie mir recht bald einige Worte, und lassen Sie sich mein Stück empfohlen seyn. Ich werde dieses Jahr wie ich hoffe, nur kurz auf dem Lande bleiben, und denke nächsten Monat in den letzten Tagen in Wien zu seyn; indessen hängt das doch immer von Umständen ab, die sich nicht voraus bestimmen lassen. Ihren Brief erhalte ich unter der Adresse Lovrin über Pest und Szegedin im Banat.

Mit aufrichtiger Ergebenheit

Ihr

Freund

Zedlitz.

Erwägt man, daß dieses Schreiben zwar an einen Freund, aber doch auch an einen Censor gerichtet war, so wird man den Freimut, der darin zu Tage tritt, nicht unterschätzen dürfen; freilich war Zedlitz damals noch Gutsbesitzer und ein Mann, der von dem Fürsten Metternich nichts zu erhalten wünschte und nichts zu befürchten brauchte. Höchst bezeichnend aber ist es, daß dem Dichter bei einem Stück wie „Kerker und Krone" überhaupt die Möglichkeit eines Einspruchs der Censur vorschwebte und er es für klug hielt, nicht durch seinen Namen Argwohn zu erregen. Kaum kann ein Drama minder staatsgefährlich und der Politik fernliegender gedacht werden, als es diese Dichtung ist. Sie behandelt Tassos Ende, und ihre Handlung beginnt, wo jene des Goetheschen Dramas endet. Zedlitz läßt Tasso sterben, während draußen das Volk seinen unsterblichen Ruhm zu preisen beginnt. „So passend," bemerkt Goedeke, „ein solcher Kontrast für eine Ballade sein könnte, so peinlich ist es, den Dichter, der nicht wahnsinnig ist, dem aber alles, wenn auch in guter Meinung, angethan wird, um ihn dazu zu machen, fünf Akte lang in dieser Marterkammer vor Augen zu sehen. Hier ist das Peinlich-Rührende für das Tragisch-Erschütternde genommen." Den kurzen Termin, den Zedlitz stellte, konnte Deinhardstein nicht einhalten, doch kam das Stück noch in derselben Saison, am 3. März 1834, zur ersten Aufführung. Es hat sich bis 1846 auf dem Repertoir erhalten, freilich nur in der Weise, daß es nicht einmal alljährlich zur Aufführung kam; es wurde im ganzen neunmal gegeben.

Höchst eigentümlich und für die Einflüsse, denen damals das Burgtheater unterthan war, charakteristisch ist das Schicksal eines anderen Stückes von Zedlitz, des Trauerspiels „Der Stern von Sevilla". Dasselbe ist kein Original, sondern eine Bearbeitung nach Lope de Vega und behandelt „die Aufopferung des Dieners für den König, die Schilderung der Ritterehre, die hier als Motiv der Dienstpflicht zum absolut Unvernünftigen führt". So Goedekes Urteil, welcher dann mit Recht fortfährt: „Bei Lope fällt alles Furchtbare derjenigen Ritterehre, die, um in ihrer Überspannung, sich nur äußerlich aufrecht zu erhalten, die schwersten Verbrechen begeht, auf die Person des Königs, während die von Zedlitz gewählten Motive die Schuld vom Könige ab und auf den Vasallen wälzen, also mildern, wo die Andeutungen des spanischen Dichters, der unter einem despotischen Herrn schrieb, eher hätten verschärft werden sollen. Wie ganz anders erfaßte Grillparzer einen ähnlichen Gegenstand in seinem „Banc Banus", wo das Ganze rein aus der Eigentümlichkeit eines Charakters und aus überall möglichen, nicht konventionellen Verhältnissen einer verschrobenen Bildung entwickelt ist." Wir haben dies Urteil citiert, weil es thatsächlich dem Nagel auf den Kopf trifft, aber auch schon daraus geht hervor, daß am wenigsten von Seiten der Censur Einspruch gegen ein Stück zu gewärtigen gewesen wäre, welches noch weit royalistischer ist als das erzroyalistische spanische Original und sich geradezu als einen Dithyrambus auf das Legitimitätsprinzip darstellt. Dennoch erlebte Zedlitz, als er das Werk 1827 vollendete und der Censur vorlegte, die Überraschung, daß dieselbe ihr Veto gegen Druck und Aufführung einlegte. Ein direkter Appell bei dem Polizeiminister Graf Sedlnitzky hatte keinerlei Erfolg, auch die Verwendung zahlreicher hochgestellter Freunde des Verfassers blieb vergeblich. Zedlitz mußte sich entschließen, sein Stück außerhalb Österreichs zuerst über die Bretter gehen zu lassen; es geschah dies in Berlin am 29. Januar 1829, und ein Jahr darauf wurde das Stück auch (im „Taschenbuch für Damen") gedruckt. Es fand lebhaften Beifall und konnte wiederholt neu aufgelegt werden; auch die Aufführungen fanden überall mit

Digitized by Google

gutem Erfolge statt und das Drama bürgerte sich an einer ganzen Reihe von Bühnen als Repertoirstück ein. Dies gab Zedlitz den Mut, es 1835 abermals dem Burgtheater einzureichen. Deinhardstein legte es der Censur vor, diese dem Grafen Sedlnitzky, worauf das wahrhaft salomonische Urteil erfolgte: loyal und royalistisch sei ja das Stück allerdings, aber einen König, auch wenn es ein spanischer König sei, solle man doch lieber, wenn es anginge, nicht auf die Bühne bringen und daher diesmal durch eine andere Persönlichkeit ersetzen. Ein royalistisches Stück ohne König! Dümmeres hatte vielleicht selbst die österreichische Censur nie vorher geleistet, und Deinhardstein war darüber ebenso entsetzt wie jeder andere. Er rief den Dichter, der auf seinem Landgute weilte, zur Hilfe herbei. Hier die Antwort von Zedlitz:

Lovrin im Banat 15. Sept. 1835.

Verehrter Freund! Jemand der wie ich sein Brod im Schweiße seines Angesichts mit Ackern und Pflügen verdienen muß, ist wie Sie wohl glauben können, wenig Herr seiner Zeit. Ich kann vor halben October nicht nach Wien kommen, und werde daher für meinen „Stern von Sevilla“ nichts weiter thun können, als ihn nochmals Ihrer freundschaftlichen Theilnahme zu empfehlen. Nehmen Sie sich dieses Findlings als Adoptiv-Vater an! Vielleicht läßt sich bey der Censur doch noch etwas herausfechten, doch gewiß nur durch Sie allein. Der Verfolg der Proben wird Ihnen klar machen, daß das ganze Wesen des Stückes lediglich und rein auf dem Königthum ruht. Nicht in der Person des Königs, sondern in der Idee der königlichen Machtvollkommenheit. — Ich werde durch die Aenderung nicht verantwortlich, denn die ganze Welt kennt das Stück, wohl aber wird die Censur kaum dem Skandal entgehen. Warum wollte und sollte sie das? — Ich bitte Sie daher, lieber Freund, versuchen Sie nochmals Ihr Heil beym Grafen Sedlnitzky, wenn nehmlich ein dazu günstiger Augenblick sich darbietet, denn Sie begreifen wohl, daß man diplomatisch vorgehen, und keine Susceptibilität reizen muß. Daher muß die Sache nicht als von mir ausgegangen erscheinen, sondern von Ihnen im Interesse der Kunst, und der Censur zugleich. Wenn Sie dem Grafen gut stehen, daß das Stück keinen Anstoß geben werde, und dieß können Sie mit bestem Gewissen (denn Lichnowsky, Ruth, die Prinzessinnen von Kurland, Graf Wrbna und Graf Lanzskoronsky und alle unsere enragirtesten Ultras protegiren das Stück eben seiner royalistischen Natur wegen) — so glaube ich sind Sie vielleicht, aber gewiß nur Sie allein, im Stande, den König zu retten! — Das Stück wird das Repertoir und die Casse füllen, wie überall, daher ist es ja wohl den Versuch werth, den ich Ihnen freundschaftlichst danke, und, wenn sich die Gelegenheit bietet, gern durch einen Gegendienst erwiedern will. Auf die Zustimmung des Grafen Kolowrath zu unserer Ansicht über das Stück können Sie rechnen; er hat es zweymal vorlesen hören und mir seine Meinung in diesem Sinne selbst ausgesprochen. Doch weiß ich nicht ob, es rathsam sey, bey dem Grafen Sedlnitzky darauf zu aspiriren, wenn es auf irgend andere Gründe hin, auch ohne diese Autorität anzuführen, geschehen könnte, denn wie gesagt, man muß keine Empfindlichkeiten irgend einer Art dabey verletzen. Sedlnitzky kennt auch das Stück nicht so genau, da er es seit 8 Jahren nicht gelesen hat, und stellt es sich gewiß anders vor, als es ist. Wenn Sie ihm mit Ihrer Einsicht und Erfahrung für jeden üblen Eindruck Gewähr leisten, so glaube ich wird er ja sagen — deo favente. Nun leben Sie wohl, lieber Freund, und bleiben meiner Bitte eingedenk! Bis Ende dieses Monats treffen mich ein Paar Worte von Ihnen in Temesvár, poste restante. Mit herzlicher Ergebenheit

Ihr
aufrichtiger Freund
Zedlitz.

Lassen Sie doch Kerker und Krone auch wieder einmal geben, damit es nicht in Vergessenheit geräth.

Das Schreiben bedarf nach jenen Bemerkungen, die wir vorausgeschickt, keines weiteren Kommentars. Ebensowenig der nächste auf diese Angelegenheit bezügliche Brief von Zedlitz:

Lovrin d. 11. Octb. 1835.

Lieber Freund. Ich hoffe daß Ihnen mein letzter Brief von hier zugekommen ist, den ich Ihnen in Bezug auf den „Stern von Sevilla“ schrieb. Ich lasse dieser Mission hier noch eine zweite nachfolgen, weil ich Sie nicht als den pünktlichsten der Dichter und Staatsmänner kenne, und weiß, daß man Ihrem guten Willen zur Zeit mit einigen Erinnerungen zu Hilfe kommen muß. Ich lege Ihnen daher die Sache nochmals um so mehr ans Herz, da ich nicht zur rechten Zeit in Wien seyn kann, um mündlich mit Ihnen Rücksprache zu nehmen. Thun Sie daher, liebster Freund, ehrlich und redlich was Sie können um dem Stücke nützlich zu seyn. Vor Allem, wenn es möglich ist, retten Sie den König. Dann aber lassen Sie auch Ihre bona officia für die Beschlennigung der Darstellung eintreten, damit sie in den letzten Tagen des October ohne Hinderniß vor sich gehen könne. Wenn sie wollen, wenn Sie nicht zerstreut sind, und auf die Menschen denken, so weiß ich können Sie die Sache meinen Wünschen gemäß fördern. Reden Sie also noch einmal mit Sedlnitzky, und vergessen vorzüglich nicht darauf, daß die Zeit der Aufführung sich nicht über das Ende October hinausziehe. Verzeihen Sie mein wiederholtes Urgens, und behalten Sie in gutem Andenken

Ihren
aufrichtigen Freund
Zedlitz.

Wir wissen nicht, ob sich Deinhardstein Mühe gegeben „den König zu retten“; wenn er dies gethan, dann blieb doch seine Mühe vergeblich. Nun erschien Zedlitz in Wien und benahm sich durchaus würdig und korrekt und erklärte: Verstümmelu tasse er sein oder vielmehr Love's Stück nicht. Hierauf erfolgte Sistierung der Proben und das Stück ging an den Dichter zurück.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Kulturströmungen im Osten.

„Aus der großen Ebene. Neue Kulturbilder aus Halb-Asien von Karl Emil Franzos" betitelt sich ein zweibändiges Werk, welches soeben im Verlage von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart zur Ausgabe gelangt ist. Dasselbe ist mit einem Vorwort begleitet, welches wir nachstehend folgen lassen:

„Den beiden Sammlungen von Kulturbildern aus dem östlichen Europa, welche ich unter dem Titel „Aus Halb-Asien" und „Vom Don zur Donau" habe erscheinen lassen, schließt sich das vorliegende Werk in gewissem Sinne als eine Fortsetzung und Ergänzung an. Es setzt bei dem Leser nicht die Kenntnis jener beiden ersten Werke voraus und darf als völlig selbständig und in sich abgeschlossen gelten, da es fast durchweg andere Erscheinungen aus dem eigentümlichen Leben jener Länder und Völker vorführt; auch in der Art der Behandlung wird ein Unterschied wahrnehmbar sein. Das Stoffgebiet im ganzen und großen aber ist dasselbe, und ebenso wird man das gleiche Gesamturteil wiederfinden, welches ich dort über jenes sonderbare Gemisch von Kultur und Barbarei abgegeben.

Dies Letztere zu betonen, erscheint mir schon mit Rücksicht auf den langen Zeitraum, welcher dies Buch von seinen Vorgängern trennt, nicht überflüssig. „Aus Halb-Asien ist zuerst vor zwölf, „Vom Don zur Donau" vor elf Jahren erschienen. Wohl liegt zwischen der Entstehung der einzelnen Aufsätze, welche diese beiden Sammlungen enthielten, und jener des vorliegenden Werkes kein gleich großer Abstand; dieselben sind (ich habe die Jahreszahlen der ersten Veröffentlichung beigefügt) zum größeren Teile im vorigen Jahrzehnt, nur einige seither geschrieben, aber ich sammle sie eben deshalb in Buchform, weil ich sie auch heute noch vertreten kann. Nun sind zwölf Jahre eine lange Frist, besonders wenn sie sich zwischen das Erstlingswerk eines jungen Schriftstellers und ein Buch seiner reifen Mannesjahre legen, und es ist beinahe undenkbar, daß sich nicht während dieser Jahre seine Anschauungen vielfach vertieft, gemildert oder verschärft hätten. Dies ist, wie bei jedermann, auch bei mir der Fall gewesen, und insbesondere wird mir hoffentlich keine einsichtige Prüfung das Zeugnis versagen, daß ich mich noch sorglicher als bisher gemüht, gerecht zu urteilen und mein Urteil zu begründen. Aber meine Anschauungen über Wesen und Wert der Kultur, meine Überzeugung, welche Entwicklung und Strömung im Volksleben nützlich und löblich, welche schädlich und verdammenswert ist, haben sich nicht wandeln können, und weil sich die Zustände des Ostens im Laufe des letzten Jahrzehnts nicht erheblich verändert haben, so hat auch mein Urteil dasselbe bleiben müssen, und ich habe von jenen Worten, welche ich im Herbst 1877 im Vorwort zur Sammlung „Vom Don zur Donau" schrieb, auch jetzt nichts hinwegzunehmen:

„Ich kann die Zustände des Ostens weder an sich erfreulich finden, noch scheinen sie mir für die nächste Zukunft zu frohen Hoffnungen zu berechtigen. Teils sind sie noch völlig barbarisch, teils durch eine Scheinkultur modifiziert, welche an den inneren Kern des Volkstums nicht rührt und vielfach weitaus mehr schadet als nützt. Zu einem organischen Fortschritt, zu einer Herausbildung nationaler Kulturen sind teils gar keine, teils nur sehr dürftige Keime zu gewahren. Kultur und Fortschritt sind eben nur durch ernste Arbeit zu erreichen. Diese Arbeit muß begonnen werden und darf, wo sie begonnen ist, weder ins Stocken geraten, noch überhastet werden. Soll sie gelingen, so müssen vor allem zwei Vorbedingungen erfüllt sein: Erstens dürfen sich diese Völker westlicher Kultur nicht hochmütig verschließen, aber sie dürfen auch nicht den Schein für das Sein nehmen und glauben, daß mit einer Nachäffung bloßer Formen alles erreicht ist; sie müssen den Einfluß einer echten, großen Bildung auf sich wirken lassen, aber nur dazu, um ihre eigene schlummernde Kraft anzuregen und wachzurufen. Die deutsche Kultur scheint mir durch ihre Gründlichkeit und Selbstlosigkeit zu dieser Segensmission vor allem berufen, und darum kämpfe ich dafür, daß sich der slavisch-rumänisch-jüdische Osten zu seinem eigenen Heil dem Einfluß des deutschen Volkes nicht entziehe. Zweitens aber kann Kulturarbeit nur da gedeihen, wo Friede herrscht, darum kämpfe ich für die Gleichberechtigung der Nationalitäten und Religionen jenseits der Karpathen, darum stehe ich gegen die Unterdrücker für die Bedrückten. Ich bekämpfe den Druck, welchen die Russen auf die Kleinrussen und Polen üben, aber wo die Polen, wie dies in Galizien der Fall, ein Gleiches thun, da kämpfe ich gegen den Druck, welchen sie den Kleinrussen, Juden und Deutschen auferlegen. Ich trete für die Juden ein, weil sie gemeinhin sind, aber ich greife die Knechtschaft an, welche die orthodoxen Juden selbst den Freisinnigen ihres Glaubens bereiten. Ich bin für den berechtigten Einfluß des deutschen Geistes im Osten, aber wo in seinem Namen gewaltsame Germanisierung versucht wurde, da geißele ich diese verhängnisvollen Bestrebungen." Und wiederholen darf ich auch heute noch, was ich vor elf Jahren des ferneren ausführte, daß ich mich frei weiß von jeglichem nationalen oder religiösen Vorurteil und, um nur ein Beispiel anzuführen, gewiß lediglich die ungerechte Hegemonie der galizischen Polen, nicht aber die Polen als Nation bekämpfe.

Auch hinzuzufügen ist nicht viel, namentlich nicht viel Erfreuliches. Rußland und die Balkanländer stehen vielleicht nicht einmal materiell, geschweige denn kulturell höher und gesetzter da, als nach dem Berliner Kongreß; in Rumänien haben sich die Zustände nur um weniges stabilisiert und gehoben; Galizien aber bietet heute ein noch betrüblicheres Bild, als vor einem Jahrzehnt, weil der Rassen- und Glaubenshaß sich noch gemehrt hat und der Einfluß der deutschen Kultur, welche erziehend und vermittelnd wirkte, in stetem Sinken begriffen ist.

Dies Letztere ist leider eine in allen Ländern des europäischen Ostens immer deutlicher hervortretende und im wahren Interesse dieser Länder kaum genug zu beklagende Erscheinung. Zwei Umstände waren es, welche einst die Einwirkung des deutschen Geistes auf die Kulturentwicklung Halb-Asiens ermöglicht und gesichert haben. Erstlich eine gewisse Sympathie für das Wesen der Dichter und Denker, welche ebenso in der Anerkennung der Vorzüge des idealen deutschen Geistes, wie in einem gewissen Mißteil mit unserer politischen Ohnmacht ihren Grund hatte. Wir boten keinerlei Anlaß zu Furcht und Neid, im Gegenteil konnten sich die Halbbarbaren, wenn sie deutsche Lehrer, Ärzte, Ingenieure, Handwerker u. s. w. beriefen und dadurch das Übergewicht des deutschen Volkes auf allen Gebieten menschlichen Schaffens anerkannten, durch billigen Spott über die „Nation von Idealogen" schadlos halten. Seit 1870 ist dies anders; begründeter Neid auf Deutschlands Größe und grundlose Furcht vor seiner Eroberungslust und Herrschsucht haben die Sympathie in Haß gewandelt; wo sich der Deutsche entdecken läßt, wird er verdrängt, wo er unentbehrlich ist, nach Kräften behindert und gedemütigt. Man hat sich vor fünfzehn, vor zehn Jahren über diese Erscheinung damit getröstet, daß sie ja vernünftigerweise bald vorübergehen müsse; sie ist aber in steter Zunahme begriffen und der Deutschenhaß im Osten zu einer geistigen Krankheit geworden, deren Ende nicht abzusehen ist. Nun, wir Deutschen haben zwar sicherlich auch keinen Grund, uns dieser Strömung zu freuen, aber uns bleibt der doppelte Trost, diesen Haß nur eben unseren politischen Erfolgen zu verdanken und andererseits seine Konsequenzen im ganzen doch recht wohl ertragen zu können. Für Halb-Asien aber bedeutet die feindselige Ablehnung der deutschen Kultur einen unermeßlichen, auf Menschenalter hinauswirkenden und in absehbarer Zeit nicht gutzumachenden Schaden. Sie verschuldet jene beiden Extreme, von denen kaum zu sagen ist, welches gefährlicher und thörichter ist: den blinden, unbedingten, haltlosen Anschluß an die Formen französischen Wesens, — und das Auftauchen der „autochthonen", un-nationalen", keines fremden Einflusses bedürftigen "Kultur", mit welcher z. B. die Af-

Digitized by Google

jakow und Nachfolger Rußland beglücken möchten. Die einen wollen um jeden Preis Pariser werden und die anderen Barbaren bleiben — das langsame Heranreifen nationaler Kulturen unter der Ägide des deutschen Geistes, welcher sich gerade im Osten zumeist als selbstlos erwiesen, erscheint überall unterbrochen.

Aber auch jener zweite Umstand, welcher einst den deutschen Einfluß im Osten begründet, hat sich in sein Gegenteil gewandelt: die innere Politik Österreichs. Die seit 1879 herrschende „Versöhnungs"-Ära hat überall einen selbst in diesem unglücklichen Staate unerhörten Hader der Nationalitäten herbeigeführt, mit den schlimmsten auch in Galizien und der Bukowina. Das Deutschtum, im Westen schwer bedrängt, liegt im Osten völlig zu Boden; jene edle Saat, welche der größte Habsburger, Josef II., ausgestreut und die auch seine nächsten Erben nie ganz vernachlässigt, wird heute zerstampft und zernichtet, während das Unkraut frech und fröhlich emporschießt. Kein Zweifel, der Traum vom deutschen Kulturstaat Österreich scheint wirklich zu Ende. Hoffentlich scheint dies nur so, denn ein Verharren auf den bisherigen Bahnen würde das Allerwürdige, im Interesse Europas nothwendige Staatswesen zur Ohnmacht, wenn nicht zu schlimmerem Geschick führen. Eben deshalb haben wir Deutschen in- und außerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle vollen Grund, die Taaffesche Politik zu bekämpfen, soweit uns die Kraft reicht. Man hört in Deutschland zuweilen äußern, das sei ein innerer Streit, welcher das reichsdeutsche Interesse nicht berühre; die äußere Politik sei eine tadellose und das genüge. Es genügt nicht; eine Politik, welche nach außen als Bundesgenosse Deutschlands auftritt und im Innern das Deutschtum befeidet, krankt an einem Widerspruch, der sich früher oder später — mögl. sicherweise in einem sehr verhängnisvollen Augenblick — aus der Theorie in die Praxis übersetzen kann, und selbst wer dies leugnen wollte, muß zugeben, daß der Förderalismus die Kraft und Macht des verbündeten Staates schwächt. Stellt man sich vollends, was wir Deutsch-Österreicher von den Reichsdeutschen wohl fordern dürfen, auf den nationalen Standpunkt — wie werden einem dann die heutigen Geschehnisse in Österreich erscheinen! Darüber auch noch des weiteren zu sprechen, ist wahrlich überflüssig; wohl aber darf gefragt werden, wem diese Politik eigentlich dauernden Nutzen bringen kann. Den Deutschen sicherlich nicht, dem Staate ebenso wenig; und sind die Siege der Czechen, Polen und Slovenen nicht wahre Pyrrhussiege, da sie ja auf Kosten der Kraft und Widerstandsfähigkeit jenes Reiches errungen werden, das allein im Stande ist, sie vor ihrem schlimmsten und gefährlichsten Feinde, dem Moskowitismus, zu bewahren?! Den schwersten Schaden aber erleidet heute weder Oesterreich, noch das Deutschtum, sondern die Kultur. Solange Galizien und die Bukowina im Sinne des Josefinismus von deutschen Beamten verwaltet wurden, herrschte Friede im Lande. Friede in nationalen und Glaubensfragen; der Wohlstand begann emporzublühen; Gerichts- und Schulwesen standen auf derselben Höhe wie im westlichen Österreich; der Pole, der Ruthene und Rumäne konnten, da Wind und Sonne unparteiisch zwischen ihnen geteilt waren, in friedlichem Wettstreit, vom deutschen Vorbilde angeeifert und geleitet, an der Entwicklung ihres geistigen Lebens arbeiten, der Jude sich der deutschen Kultur anschließen. Wie anders heute. Die „polnische Wirtschaft" hat die materielle Lage verschlechtert; die Gerichte sind — eine offenkundige Thatsache! — zum beträchtlichen Teil korrumpiert; die nationalen Schulen schlecht oder mittelmäßig. Wenn es nun schon für den Polen ein fragwürdiger Profit bleibt, lieber von polnischen Lehrern einen mittelmäßigen, als von deutschen einen gediegenen Unterricht zu erhalten, und lieber im Schneckengange durch ein polnisches, als rasch durch ein deutsches Urteil zu seinem Recht zu gelangen — was sollte vollends den Ruthenen und den Juden über diese Polonisierung trösten? Der Deutsche stand ihm unbefangen gegenüber und tastete an seine Nationalität nicht, der Pole ist sein nationaler Todfeind! Und wie viele Kraft, die sonst trefflich genützt werden könnte, verschlingt der wüste Glaubens- und Nationalitäten-Hader, der nun das Land durchtobt! . . . Noch ist in der Bukowina die Sachlage etwas besser, aber auch dort hat die „Versöhnung" bereits recht bedenkliche Erfolge aufzuweisen. Schon stehen Rumänen und Ruthenen einander feindlich gegenüber; das Deutschtum, bisher das vermittelnde Element, wird nun von beiden Seiten befehdet, das Polentum gewinnt an Einfluß, und schon liegen sich in demselben Ländchen, welches noch vor zwölf Jahren ein Eldorado der unbedingtesten Toleranz gewesen, die Konfessionen in den Haaren. Die deutschen Gymnasien der Bukowina waren einst Musteranstalten, denen Schüler aus allen benachbarten Ländern zuströmten; heute ist ihr Ruhm verblichen. Und was hätte die deutsche Universität Czernowitz für den gesamten Osten bedeuten können, während sie jetzt, von der Regierung als Stiefkind betrachtet und auf das kärglichste ausgestattet, ein armseliges Dasein fristet! Nur mit Wehmut kann ich mich der Tage ihrer Gründung erinnern oder jene Blätter lesen, die ich in meinem Buche „Aus Halb-Asien" ihr und ihrer Kulturmission gewidmet.

Gewiß, es wird einem nicht fröhlich zu Mute, wenn man sich dessen erinnert, wie die Dinge im Osten hätten kommen können und wie sie nun gekommen sind. Wir alle, die wir an Österreich und seinem Kulturberuf im Osten geglaubt, und, jeder an seiner Stelle und nach seiner Kraft, für denselben gekämpft, vermögen kaum ein Gefühl der Bitterkeit zu überwinden. Mutlos aber wollen wir nicht werden und den Kampf nicht aufgeben. Wir haben Schlachten verloren, nicht den Krieg. Man hat Österreich nicht umsonst das Land der Unwahrscheinlichkeit genannt; hat dieser Staat plötzlich und zu einer Zeit, da dies niemand für möglich gehalten hätte, das Deutschtum im Osten und seine eigenen besten Interessen preisgegeben, so ist es möglich, daß sich ebenso plötzlich und zu einer Zeit, da dies nur wenige mehr zu hoffen wagen, ein Umschwung vollzieht. Tritt derselbe nicht ein, bleiben die Polen und Rumänen Sieger und verschütten sie nun den Born der Bildung, aus dem sie sich Kraft getrunken, so wird uns der Trost bleiben, unsere Pflicht treulich bis zum Letzten gethan zu haben. Und wenn im „Exoriare aliquis . . ." etwa auch ein Trost steckt, so wird und auch dieser nicht fehlen — gewiß nicht!

Noch ruhiger und zuversichtlicher sehe ich der Lösung einer anderen Kulturfrage des Ostens entgegen, mit welcher sich die vorliegende Sammlung in einer Reihe von Aufsätzen beschäftigt; ich meine die Judenfrage. Wie ich darüber denke, sagt dieses Buch, namentlich der Essay: „Ein Befreier des Judentums". Und mag der Antisemitismus zeitweise noch so wüst emporstacken, im Westen wird er die vollständige Assimilierung der Juden nicht mehr zu hindern vermögen; die Zeit, wo man nicht mehr von deutschen, englischen oder französischen Juden, sondern jüdischen Deutschen, Engländer und Franzosen sprechen wird, wie man von katholischen und evangelischen Deutschen spricht, und genau nur in demselben Sinne, wie von diesen, wird kommen. Und gleich unerschütterlich ist meine Überzeugung, daß auch im Osten aus dem nationalen Juden dereinst ein gleichberechtigter und treuer Sohn jenes Volkes werden wird, unter dem er lebt und dem er sich anschließt. Welche Hindernisse sich diesem Endziel entgegenstellen, verkenne ich nicht; es wird Jahrhunderte währen, bis es erreicht ist, aber erreicht wird es werden. Denn die Judenfrage ist lediglich eine Kulturfrage; sie hört auf eine Frage zu sein, sobald die Kultur zum vollen Sieg gelangt ist. „Jedes Land hat die Juden, die es verdient"; solange der Jude wie ein Paria behandelt wird, müssen in seinem Wesen einige Züge hervortreten, wie sie eine unterdrückte und mißhandelte Rasse im Kampfe ums Dasein entwickelt; aus den Juden gute und nützliche Staatsbürger zu machen, ist nicht etwa bloß ein Gebot der Humanität oder der Gerechtigkeit, sondern noch weit mehr ein Gebot der Staatsklugheit; human, gerecht, staatsklug können Barbaren oder Halbbarbaren nicht handeln. Aber auch noch in anderem Sinne muß jenes Wort als ein Mahnwort gelten; der Jude ist bildungsfähig und kann bis zu einem gewissen Grade aus eigener Kraft fortschreiten; die rechte Kraft und der rechte Fortschritt kommen ihm nur aus der Kultur des Volkes, unter dem er lebt. Die Zustände des östlichen Judentums lassen sich nur dann recht begreifen und gerecht beurteilen, wenn man sie im Zusammenhange mit der gesamten Kultur-Entwicklung Halb-Asiens betrachtet.

Digitized by Google

Wie diese im allgemeinen keine erfreuliche ist, so ist auch über diese spezielle Frage aus letzter Zeit nicht viel Tröstliches zu berichten. Daß der Einfluß des deutschen Geistes im Osten eine so erhebliche Abschwächung erfahren, wirkt auch auf den Fortschritt der Juden in Galizien und der Bukowina höchst ungünstig ein. Wie korrumpiert auch ihr Jargon ist, so ist er doch ein deutscher Jargon und die Aneignung des Hochdeutschen fiel und fällt ihnen daher am leichtesten. Der Besitz einer Kultursprache ist freilich nur der erste, aber zugleich der wichtigste Schritt; die anderen folgen. Heute soll der Jude nicht mehr das Deutsche, sondern das Polnische oder Rumänische erlernen, und das fällt ihm nicht bloß weit schwerer, sondern davon hat er auch weit weniger; statt direkt auf sein Ziel, die Aneignung westlicher Bildung zuzugehen, soll er es nun auf einem Umweg erreichen, dem er nicht ohne Grund mißtraut. Früher konnte man ihn vor die Frage stellen: „Willst du ein Jude bleiben oder ein Deutscher werden?“ und ihn durch Vernunftgründe zu dem letzteren zu bestimmen suchen; ein Pole oder Rumäne zu werden, erscheint ihm schon weniger lockend. Auch suchte jene Macht, welche das Deutschtum im Osten repräsentierte, die österreichische Regierung, ihm die Wege zum Anschluß zu ebnen; der Pole und der Rumäne sagen ihm mit Kolbenstößen in sein Ghetto zurück. Keine politische Allianz ist natürlicher als jene des parlamentarischen Polen-Klubs mit der orthodoxen Judenschaft — beide haben dasselbe Ziel: Aufrechterhaltung der Barbarei innerhalb des Judentums; beide handeln aus Egoismus, der Pole auch noch aus Judenhaß, der sich zudem durch die saubere Mode des Antisemitismus verschärft hat.

Auch diese geistige Krankheit wuchert heute im ganzen Osten, gerade wie der Deutschenhaß und genau aus denselben Gründen: Neid und Furcht. Auch der Antisemitismus ist in sietem Wachsen begriffen und sein Ende nicht abzusehen. Aber er wird es finden, wie der Deutschenhaß — es giebt Zeiten, wo die Menschheit auf dem Kopfe zu stehen scheint, aber endlich stellt sie sich doch wieder auf die Füße und marschiert tapfer vorwärts.

Im unerschütterlichen Glauben an einen Fortschritt, an eine Verbesserung und Veredlung der Völker des Ostens ist dies Buch geschrieben, aber eben weil es das Düster erhellen will, soweit ihm die Kraft dazu gegönnt ist, muß es auf dasselbe hinweisen und die Wahrheit bekennen. Sie findet sich überall in diesem Buche ausgesprochen, auch da, wo nach den bisherigen Erfahrungen die Gefahr einer böswilligen Mißdeutung nahe liegt. Man hat wiederholt einzelne Stellen aus meinen früheren Büchern, welche harte Urteile über diese oder jene Unsitte der östlichen Juden ausgesprochen, aus dem Zusammenhang gerissen und auf die Juden des Westens angewendet, mit dem Beifügen, daß ja ich wohl meinen Glaubensgenossen kein Unrecht thäte. Ich kann niemand verwehren, das Fälscherstück auch diesmal auszuführen und dadurch Sinn in Unsinn, Wahrheit in Lüge zu verwandeln. Aber daß dies eben nur ein Fälscherstück wäre, sei schon hier ausgesprochen.

„Vincit veritas!“ — mit diesem Wort habe ich das Vorwort meiner beiden ersten Sammlungen geschlossen und weiß auch für diese kein besseres. Es ist eine trübe Zeit, in der wir leben; wir aber wollen fortfahren an das Licht zu glauben und auf seinen Sieg zu hoffen. Vincit veritas!

Auserlesene Gemälde der Galerie Schack in München. Mit Text von Dr. Oskar Berggruen. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. 1886.

Es gehört zu den Gepflogenheiten dieser Zeitschrift, ab und zu auch Werke aus dem Bereich der bildenden Künste in den Kreis der Besprechung zu ziehen, sofern sie zu jener Kunst, welcher die „Deutsche Dichtung“ speziell gewidmet ist, in einem gewissen Zusammenhang stehen. Derselbe ist im vorliegenden Falle schon durch die Persönlichkeit des Besitzers jener Galerie gegeben, deren Meisterwerke hier künstlerisch sorgfältig reproduziert erscheinen. Adolf Friedrich Graf von Schack zählt zu den vornehmsten deutschen Dichtern der Gegenwart, und seine Neigung für die bildenden Künste, die Gönnerschaft, welche er ihnen erwiesen und die ihn zu dem Besitzer einer der bedeutendsten und interessantesten Privat-Galerieen gemacht, welche jemals nicht bloß auf deutschem Boden, sondern überhaupt entstanden sind, ist kein zufälliges Beiwerk zu dem Gesamtbild seiner dichterischen Persönlichkeit. Diese Neigung steht vielmehr mit seinem gesamten Wesen im innigsten Zusammenhang, und wer sie berücksichtigt, erweist nicht bloß dem Mäcen die gebührende Ehre, sondern auch dem Dichter jenes gute Recht, welches er auf eine genaue und gewissenhafte Erforschung seiner poetischen Individualität hat. Aber auch aus einem anderen Grunde darf dieser Galerie in der „Deutschen Dichtung“ gedacht werden. Sie gehört mit zu den charakteristischen Merkmalen, zu den Blütenprodukten einer litterarischen und künstlerischen Epoche, welche allerdings noch nicht lange genug hinter uns liegt, um unbefangen nach allen ihren Richtungen, nach ihren vielen Licht- und geringen Schattenseiten hin gewürdigt zu werden, aber doch bereits so weit der Vergangenheit angehört, daß es Pflicht wird, auf die wichtigsten Bausteine zu ihrer Geschichte hinzuweisen; wir meinen die Epoche des Münchener Dichterkreises, jener Vereinigung ausgezeichneter poetischer Talente unserer Nation, welche König Maximilian von Baiern in in den fünfziger Jahren um sich versammelte. Die innige Beziehung zu den bildenden Künsten gehört mit zu den charakteristischen Merkmalen dieses Dichterkreises und wird einst bei der Beurteilung desselben eine große Rolle spielen müssen; sie prägt sich aber in keiner anderen Persönlichkeit schärfer aus, als in dem Verfasser der „Nächte des Orients“, und wird durch keine andere Thatsache lebendiger vermittelt, als durch jene Galerie in der Briennerstraße zu München.

Über die Art, wie seine Galerie entstand, und sein persönliches Verhältnis zu derselben, hat Graf Schack in seinem Buche „Meine Gemäldegalerie“ selbst gesprochen, und wie es unmöglich wäre, hier etwa einen knappen Auszug aus diesem Werke geben zu wollen, so wäre dies auch überflüssige Arbeit: jene Kreise, welche den Dichter und seiner Sammlung ein intimeres Interesse entgegentragen — und die Leser dieser Zeitschrift dürften sicherlich zu ihnen gehören — haben sich längst mit dem Inhalt dieses Buches vertraut gemacht. Nur eines sei hervorgehoben, wie das Charakteristische die Entstehung dieser Sammlung für den Dichtergrafen und den Kreis ist, in welchen er, durch König Maximilian nach München eingeladen, zunächst eintrat. Der erste Künstler, dem er größere Aufträge zuwies, war Genelli, der zweite Schwind, der dritte Feuerbach; sämtlich Künstler, welche man als die Poeten unter den Malern bezeichnen könnte, Männer von starker Phantasie und reichem Gemütsleben, welchen der Inhalt der künstlerischen Darstellung die Hauptsache ist, nicht die bloße Virtuosität der Technik, und welche, wenn sie auch streng innerhalb der Grenzen ihrer Kunst bleiben, doch in ihren gesamten Richtung für das Bestreben bezeichnend sind, gewissermaßen die Einheit aller Künste aufzudecken und sich durch den Genuß der Schwesterkünste, insbesondere der Dichtkunst, innerlich bereichern und befruchten zu lassen. Auch jener vierte Künstlername, der hier anzureihen ist, der des genialen, tief innerlichen und durchaus originellen Arnold Böcklin, gehört nicht bloß in diese Reihe, sondern bezeichnet vielleicht am besten dieselbe Richtung. Es ist kein Zufall, daß es Paul Heyse war, welcher Schack zuerst auf den noch unbekannten und von den Wenigen, die ihn beachteten, nicht gerwürdigten Schweizer aufmerksam machte, und kein Zufall, daß es Schack war, welcher Böcklin durch die Zuwendung reicher Aufträge überhaupt erst die Möglichkeit freien Schaffens verschloß. Aber auch äußerlich, dies heißt, nicht bloß in der Art der Behandlung und in der Auffassung, sondern auch in der Wahl des Stoffs erweist es sich an den zweibundert Bildern der Galerie Schack, welche von modernen Künstlern herrühren (etwa einhundert sind bekanntlich meisterhafte Kopieen nach alten italienischen und spanischen Meistern, darunter solche von Lenbachs Hand), daß es ein Dichter war, welcher diese Gemälde erwarb oder bestellte, so groß ist darunter die Zahl solcher Darstellungen, welche an Dichterwerke anschließen und gewissermaßen als Illustrationen in großem Stil aufzufassen sind, oder anderer, welche auf das Leben der Dichter und das Wesen der Dichtkunst Bezug nehmen. Es sei uns gestattet, diesbezüglich, da der Raum eine vollständige Aufführung verbietet, nur an einige wichtige Werke der Galerie Schack zu erinnern: Moritz von Schwind: „Der Graf von Gleichen“, „Wieland der Schmied“; Anton Schnorr von Carolsfeld: „Erlkönig“; Wilhelm Lindenschmit:

Digitized by Google

„Der Fischer“ (nach Goethe); Friedrich Preller: „Kompositionen aus dem Odyssee-Cyklus“, Franz Dreber: „Sappho am Meeresstrand“; Albrecht Zimmermann: „Walpurgisnacht“ (Brockenscene aus dem Faust“); Hermann Wislicenus: „Die Phantasie von den Träumen getragen“; Feuerbach: „Dante in Ravenna“, „Hafis am Brunnen“; ferner neben einer Reihe von Bildern zu Dichtungen von Eugen Neureuther, Eduard von Steinles „Lorelei“, Leopold Bodes „Alpenbraut“ (nach einer Ballade von J. G. Seidl) und „Undine“ (nach de la Motte Fouqué), Genellis „Bacchus unter den Musen“, A. F. Hennebergs „Wilder Jäger“ u. v. a.

Gleich bezeichnend für Schacks Kunstanschauung und jene des Kreises, in dem er damals lebte, ist aber auch das, was in der Galerie fehlt: Alles, was bloß äußerlich durch virtuose Wiedergabe der Wirklichkeit oder durch Effektstücke der Technik wirkt, ohne zugleich von einer innerlichen Vertiefung des Künstlers Zeugnis abzulegen. Aber nicht bloß ganze Richtungen, auch ganze Stoffkreise sind unvertreten geblieben; wie bezeichnend ist es zum Beispiel, daß sich in der ganzen Galerie auch nicht ein einziges Stillleben findet!

Einzelne der Bilder, welche wir oben aufgezählt, finden sich auch unter den dreißig Kunstblättern reproduziert, welche das vorliegende Werk bilden. Dieselben sind teils in Lichtkupferdruck, teils in Radierung ausgeführt und gehören fast sämtlich in die Reihe jener künstlerisch vollendeten Reproduktionen, durch welche Deutschland in den letzten Jahren jene beiden Länder, denen es bisher nach dieser Richtung nachstand, Frankreich und England, vollkommen erreicht, wenn nicht überflügelt hat. Ein Wort besonderer Anerkennung verdienen die Radierungen von W. Hecht; dieselben lassen neuerdings bedauern, daß der Künstler in letzter Zeit durch eine andere Thätigkeit, die Leitung eines xylographischen Ateliers in Wien, von dem Wirken auf diesem, seinem eigentlichen Kunstgebiete abgezogen ist. Auch die Heliogravuren, Erzeugnisse des k. k. militärgeographischen Instituts in Wien, entsprechen dem hohen Ruf, welchen sich diese Anstalt erworben hat; das deutsche Reich hat keine ähnliche Anstalt, die auch nur entfernt dasselbe zu leisten vermöchte. Sollen wir einzelne Blätter hervorheben, die uns besonders trefflich reproduziert erscheinen, so möchten wir Böcklins „Des Hirten Liebesklage“ und „Gang nach Emmaus“, Feuerbachs „Hafis am Brunnen“ (nach einer Radierung von W. Krauskopf), Bodes „Alpenbraut“ (nach einer Radierung von P. Halm dann Lenbachs „Mönch“ und „Weibliches Porträt“, endlich Schwinds „Hochzeitskreife“ nennen.

Der begleitende Text von Oskar Berggruen ist gut orientierend und teilt über die Galerie und jene Künstler, deren Werke hier in Auswahl vorliegen, in geschmackvoller Darstellung das Notwendige mit; einem selbständigen Urteil sind wir allerdings darin kaum begegnet.

Wien. G. Weiß.

Lyrisches.

Die nachstehend besprochenen Werke sind, was Tonart und Stimmung betrifft, überaus verschieden, leider auch an litterarischem Werte. Wir verzeichnen sie in jener Reihenfolge, in welcher wir sie gelesen, und geben jedem das verdiente Geleitswort mit.

Lyrische Sammlungen zu wohlthätigem Zweck pflegen in der Regel nur durch diese Widmung des Reinertrags zu beweisen, daß der Mensch „edel, hilfreich und gut“ sein soll; gegen den Leser sind sie zumeist grausam und erbarmungslos. Dies letztere kann von der „Liederspende zu Gunsten Notleidender im Eisakthale“, welche Ignaz Zingerle (Innsbruck, Wagner) soeben hat erscheinen lassen, nicht gerade behauptet werden, aber auch an diesen Beiträgen von 16 Dichtern ist doch der Zweck mehr zu loben als die Gedichte. Von den tirolischen Poeten erscheinen nur Angelica von Hörmann und Hans von Vintler durch einige hübsche und frische Lieder gut und charakteristisch vertreten; was die übrigen Sänger des Berglands beigesteuert haben, erhebt sich nicht über die gutgemeinte, flüssig gereimte Mittelmäßigkeit; einiges ist sogar herzlich schlecht. Das beste und das schlechteste Gedicht des Buches haben zwei berühmte Gäste beigesteuert; das beste Felix Dahn („Die Gabe der blonden Göttin“), das schlechteste Oskar von Redwitz. Einen berühmten Namen zur Deckung solcher Ware zu mißbrauchen, ist schlechtweg unerlaubt; man traut seinen Augen kaum, wenn man diesen „Spruch“ liest: „Nicht stets aufwärts sollst du sehen, — Mo's die andern besser haben, — Sei's durch bessres Mohlergehen, — Sei's durch bessere Glücksgaben. —“ u. s. w. Wie sagt doch Wilhelm Busch? „Denn des Lebens höchste Freud' Ist doch die Zufriedenheit!“ Es kommt aber noch viel schöner! „Und je mehr du fleißt dich zu jenen, — Deren Freud' und Glück begraben, — Ostsogar in höchsten Kreisen, — Denn das Unglück droht allen, — Um so lauter wirst du preisen, — Was als Glück dir zugefallen!“ Herr Zingerle hat die Entschuldigung, daß er dem Büchlein zu Gunsten des Zweckes den berühmten Namen einfügen wollte; welche Entschuldigung aber hat Herr von Redwitz?! . . .

„Schmetterlinge“ nennt ein Herr Julius Hirschberg eine lyrisch-epische Sammlung (Dresden, Meiske 1888) und giebt ihr den Nebentitel: „Gedichte zum Vorlrag“. Ob sie dazu taugen, scheint uns sehr fraglich, aber Gedichte zum Lesen sind sie gewiß nicht. Geradezu abgeschmackt ist nicht alles, aber trivial und banal jedes dieser „Gedichte“. Bezüglich des Inhalts mag das Detail genügen, daß das relativ geschmackvollste unter den humoristischen Stücken erzählt, wie ein Lehrer alle seine Schüler durchprügelt, weil sie auf der Landkarte „Sicilien“ nicht finden können, bis — „Zuletzt zeigt einer auf die Straße — Und spricht zum Jubel für die Klasse: — ‚Seht doch Cäcilchen dort, die kleine — Ist draußen, hier jedoch giebt's keine‘“ — dieser Teil der Landkarte ist nämlich abgeriffen! Zur Vervollständigung der Charakteristik dieser „Schmetterlinge“ setzen wir noch die erste Strophe von „Blumenzauber“ her: „Hans ist traurig; — Hans ist trübe — Denn die Grete, — Seine Liebe, — Hat mit Nachbars Fritz geplanzt. — Fritz, der hat ihr zugeschielt — Und sie hat ihn angelächelt, — Hans ist seines Lebens satt.“

Nicht leicht fällt es dem Kritiker, über die „Gedichte“ von Rudolf Graf Hoyos (Wien, Gerold 1887) ein Urteil abzugeben. Schlägt man den dicken Band zufällig an Stellen auf, wo Sprüche, wie die folgenden, stehen: „Im leeren Topf kann man nicht kochen, — Und kann es nicht, ist er zerbrochen“ (S. 295) oder: „Der Kahlkopf, der sein Mittel rühmt, — Den Haarwuchs zu erneuern, — Vergeblich wohl sich stets bemüht, — Die Wahrheit zu betteuern“ (S. 265) wäre leicht geneigt, der genaueren Bekanntschaft mit dem Buche weit aus dem Wege zu gehen, und auch unter den rein lyrischen Stücken giebt es vieles Zeug, das die Druckerschwärze und das schöne Papier nicht wert ist — zum Beispiel (S. 141) „Genesung.“ „Heut eine Blume fand — Zeitlose zubenannt, — Sommer zum Winter neigt, — Wenn sich die Blüte zeigt. — Doch in die kranke Brust — Hauchte sie Jugendlust. — Mir war ihr zarter Duft — Atem der Frühlingsluft.“ Gleichwohl thäte man dem Dichter schweres Unrecht, wenn man ihn nach diesen Proben allein be- und verurteilen wollte, denn daneben finden sich Gedichte voll tiefer und wahrer Empfindung, wie „Psalm“. „Hoch in den Lüften hing — Goldig die Sonne, — Über die Erde ging — Selige Wonne! — Aus ihrem Herzen drang — Tief in das meine — Himmlischer Sphärenklang — Tönend im Scheine“ u. s. w. bis zum Schlusse: „Draußen ein Chaos schwillt — Wirres Getriebe — Uns in der Seele quillt — Ewig die Liebe!“ Auch unter den Sprüchen findet sich mancher edle und sinnige: „Als erster Glaube stellt die Furcht sich ein — Der letzte, hoff' ich, wird die Liebe sein“ (S. 266), oder: „Das höchste Glück ist nicht, geliebt zu werden — Zu lieben ist das höchste Glück auf Erden.“ Das Buch ist um etwa zwei Drittteile zu dick, denn nur ein Drittel ist gut, eines schlecht, das letzte mittelmäßig. Kurz, Graf Hoyos ist ein begabter Mann, dem es an Selbstkritik fehlt. Durchweg zu loben ist nur die edle, echt humane Gesinnung des Dichters.

Julius Thiktötter, ein in Bremen lebender geistlicher Dichter, macht in seinem Büchlein „Halleluja. Lateinische und deutsche Hymnen“ (Bremen, Heinsius 1888) den Versuch, die Hymnenrichtung wieder aufleben zu lassen; er hat lateinische Hymnen verfaßt und dieselben dann metrisch ins Deutsche übersetzt, wie er im Vorwort versichert; zuweilen mag es auch umgekehrt gewesen sein, welche Frei-

Digitized by Google

heit auch die lateinischen Hymnen in der Beherrschung der lateinischen Sprache verraten. Auch ist der Verfasser entschieden für das geistliche Lied wohl begabt, gleichwohl mutet ein Bändchen lateinischer Hymnen am Ausgang des XIX. Jahrhunderts nur wie ein Curiosum an — namentlich da diese Hymnen vom Standpunkte des Protestantismus geschrieben sind, welcher sich ja niemals mit dem lateinischen Kirchenliede hat befreunden wollen. Daß übrigens in der lateinischen Sprache eine in anderen Sprachen unerreichbare Fülle von Wohllaut liegt", ist selbst für ein Vorwort, dem als eingestandener „oratio pro domo" eine starke Behauptung leicht nachgesehen werden darf, etwas zu viel behauptet — wo bleibt das Altgriechische, wo das Italienische und Spanische? Und klingt eine Stelle wie S. 26: „Nam in Domini victoria — Tota est absorpta mors, — Posita in ejus gloria — Paradisi pulchra sors" — klingt diese Stelle gar so melodisch? Und sie ist noch lange nicht die härteste im Buche!

Die „Rheinlieder" desselben Autors (gleichfalls bei Heinsius in Bremen erschienen) wenden sich an ein weit größeres Publikum. Ob sie es finden werden? Wir fürchten, nein! Es ist darin so mancher launige Einfall, mancher hübsche Vers und auf jeder Seite eine begeisterte Liebe für das Rheinland, für deutschen Wein und deutsche Art zu finden, aber sehr wenig Eigenart und keine ausreichende lyrische Begabung. Auch sinkt der Ausdruck zuweilen zu platter Prosa herab, so z. B. in der letzten Strophe des „Bonner Kommerslieds": „Was die Lippen gesprochen, besiegle der Klang — An trautlicher Tafelrunde, — Beim Festesjubel kein Glas zerspring, — Doch es mehrt sich die Stunde zu Stunde — Der Freundschaft und Heiterkeit edler Sinn — Keine Zwietracht raubt uns des Festes Gewinn!" Wir meinen, die Bonner Studenten werden statt dessen noch immer das alte, schöne „Sind wir vereint zur guten Stunde ..." zu singen vorziehen und das Publikum fortfahren, die Rheinlieder von Arndt, Schenkendorf und Simrod zu lesen. Denn die vorliegende Sammlung überbietet sie nicht, sondern steht ihnen im Gegenteil an poetischem Werte weit nach.

Die „Silhouetten" von Bruno Telmann (Budapest, Gustav Grimm) können hier nicht gleichfalls durch Proben charakterisiert werden, weil wir unsere Feder und die Spalten dieser Zeitschrift nicht besudeln wollen. Das ist „lyrischer" Unsinn, eine Sammlung haarsträubender Cynismen eines ebenso talentlosen als unsäuberen Gesellen.

Das Gedicht „Weltuntergang" von Gustav Heinrich (Hamburg, J. F. Richter 1888) haben wir nicht verstanden; wir fürchten, das gleiche Los trifft jeden Leser. In einer Einleitung, in schauderhaften Distichen geschrieben, versichert der Dichter, daß ihm „ein nächtlich Gebild" etwas vor die Seele gegaukelt. —

„Freunde, hört es an, wenig erzählt' ich und kurz" —

was zwar ein betrüblicher Pentameter, aber eine lockende Verheißung ist. Ehe er jedoch zu erzählen beginnt, hält der Heinrich unserer Zeit eine donnernde Standrede:

„Freien Gedankens Errungnis bedroht ertönende Umkehr, Gleichgültigkeit untergräbt schwere Vollbringung der That" u. s. w. u. s. w. Zum Schluß der Einleitung werden „Lichtelfen, deutschem Stamme geneigt" zur Hilfe herbeigerufen, damit es besser werde —

„Mich aber, flatterndes Träumer, behütet vor regellos Schweifen,
Wildumranktes Gebild leicht sich entfalte zum Lied."

Wenn die „Lichtelfen" dem deutschen Volke nicht mehr helfen als dem Autor, so steht es schlecht um uns, denn sie haben ihn vor „regellos Schweifen" nicht behütet, und der Träumer flattert im Gegenteil sehr. Zunächst hält er im deutschen Lande „von steilen Felsens Rande" Umschau, wobei er den Rhein, dann im Schwarzwald Auerbachs „Barfüßele", das Merkwürdigste aber in der Nordsee sieht:

„Was summt dort in den Wasserwellen? —
Dort sitzt der alte Hansetag,"

speziell auch der Bürgermeister von Danzig. Hierauf träumt Herr Heinrich vom Nordland, schließlich geht die Welt unter, erfreut aber viel schöner als bisher. Als humoristische Lektüre ist das Büchlein warm zu empfehlen.

Von ganz anderem Schlage, das Erzeugnis eines tüchtigen und ernsthaften Mannes, ist das Büchlein „Still und Bewegt. Neue Dichtungen" von Otto Haggenmacher (Zürich, Mayer und Zeller 1887). Der Verfasser, ein Stiefsohn Johannes Scherrs und als evangelischer Prediger zu Zürich lebend, hat sich bereits durch seine früheren Sammlungen zunächst in seiner Heimat, aber auch über diese hinaus in dem leider nicht allzu großen Kreise, welcher sich heutzutage für Lyrik interessiert, bekannt gemacht. Reinheit und Tiefe der Empfindung zeichnen ihn aus, auch der sprachliche Ausdruck ist kräftig und in seiner Schlichtheit hübsch und wirksam. Als Lyriker scheint uns Haggenmacher seine eigentümlichste Tonart dort zu finden, wo er den Empfindungen einer freien in sich gefesteten, aber doch tiefgläubigen Mannesseele Ausdruck giebt. Man lese zum Beleg nur das schöne Lied „Unverzagt": „Gieb dich, mein Herz, zufrieden" (Seite 56), welches ganz vorzüglich wäre, wenn sich nicht in die dritte Strophe einige sprachliche Härten und Inversionen eingeschlichen hätten, oder das von echter Lebensweisheit und der Milde eines starken Gemüts durchwehte Gedicht „Durch die Aehren" (Seite 23). Das letztere würden wir vielleicht als die Perle der Sammlung bezeichnen, wenn nicht eines oder das andere der im Züricher Dialekt gehaltenen Gedichte „Treuf Zürituütschi Gsäßli" diese ehrende Bezeichnung für sich in Anspruch nehmen dürfte. Wer das spröde Material kennt, mit welchem der Dichter hier zu hantieren hatte, wird seiner Versgewandtheit volle Anerkennung zollen müssen. Auch die erzählenden Gedichte, welche ein Anhang vorführt, sind schlicht, klar und wirksam vorgetragen. In einem poetischen Vorwort, welches nur allzuwahr die Abwendung des modernen Geschmacks von der Lyrik schildert, spricht der Dichter die Ansicht aus, daß eine ernstbafte Prüfung seines Werkchens ihm vielleicht doch das Zugeständnis einbringen werde, daß er kein Reimschmied, sondern ein Dichter sei. Wir nehmen keinen Anstand, ihm unsererseits dieses Zeugnis auszustellen.

Georg von Derzen, ein sehr fruchtbarer Poet, von dem auch an dieser Stelle wiederholt die Rede gewesen, hat seinen zahlreichen Sammlungen nun ein Heftchen Zeitgedichte unter dem Titel „Kaiser Wilhelm. Kaiser Friedrich. Zwölf Sonette" (Berlin, Walther & Apolant 1888) folgen lassen. Den Inhalt giebt der Titel an. Sämtliche Sonette sind von wärmster Pietät durchweht; geschwerig sind sie nicht, und bei einzelnen geht man mit allzutiefbalt an das berühmte Dichterwort erinnert, daß wer Sonette schreibe, nicht aus dem Vollen schnitzen könne, sondern zuweilen leimen müsse.

Zu jenen Lyrikern, deren Name in den litterarischen Kreisen Deutsch-Österreichs mit Anerkennung genannt wird, gehört auch der Graf Albrecht Wickenburg, und die zweite kürzlich im Verlage von Karl Gerolds Sohn in Wien erschienene Auflage seiner „Gedichte" wird sicherlich diese Anerkennung nicht verringern, wenn sie auch andererseits nicht geeignet ist, dieselbe zu erhöhen. Wie in seinen früheren Gedichten, so erweist sich Graf Wickenburg auch in jenen Stücken, welche nun neu hinzugekommen, als ein schlichtes, nicht allzu starkes Talent, dem mancher glückliche Wurf gelingt. Das rein lyrische Gedicht ist nicht immer seine Sache; selten gelingt ihm der Ausdruck tieferer oder gar leidenschaftlicher Stimmungen, hingegen ist in den erzählenden Gedichten manches hübsche und bezeichnende Stück zu finden. Das Beste leistet Graf Wickenburg als Übersetzer, und es ist unter diesem Gesichtspunkte zu bedauern, daß die neue Auflage einen so geringfügigen Zuwachs an Übersetzungen enthält; nach dieser Richtung mehr zu geben, hätte sich im Interesse des litterarischen Wertes des Bändchens ebensosehr empfohlen, wie es durchaus wünschenswert gewesen wäre, bei der Auswahl der Gelegenheitsgedichte mit größerer Strenge zu verfahren. Es giebt einige darunter, welche wahrlich nicht kräftig genug sind, um den Tag, der sie geboren, zu überleben.

Wien. **Otto Hartung.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

IV. Band. 9. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. August 1888.

Digitized by Google

Reinekes Brautfahrt.

Ein Tierabenteuer*) von **A. Fitger.**

Der Kirchgang.

Sonntag war es; im laulichen Winde bewegte das Korn ſich
Leiſe, das ſonnigſte Licht lag auf der blühenden Flur.
Feſtlich war es und ſtill; nur zuweilen wallte der Orgel
Ton und entfernter Geſang über das einſame Feld.
Siehe, da ſtrich jung Reineke ſacht an den Hecken und Gräben;
Schäme dich, ſchlimmer Geſell! haſt du die Predigt geſchwänzt?
Leider, er ſchwänzte ſie immer; er habe gar, hieß es, geäußert,
Daß langweilig Choral, Predigt und Segen ihm ſei.
Solche Geſinnungen halten ihn denn natürlich aus jeder
Beſſren Geſellſchaft verdammt; arm war er auch noch dazu;
Rothrich, der eigene Ohm, er hatt' ihn gewarnt wie ein Vater;
„Reineke," hatt' er geſagt, „leh dir nicht ſelber im Licht;
Ducke dich, glaubſt du durchs Leben zu kommen mit Skepſis und Spottluſt?
Glaubſt du, daß Voltaire heut noch ſich ein Fernay erbaut?
Beige den kleinſten realen Gewinn, den du dir erwirbelt."
Schließlich, als alles nichts half, warf er zur Thür ihn hinaus.
Und ſo lebte der Fant, indeſſen der Teufel den Bratſpieß
Schon für ihn puhte, für ſich fröhlich ins Blaue hinein.
Fröhlich ſtrich er dahin, das ſpitzige Näschen im Winde,
Blitzend die Äuglein, und kühn prunkt' in der Sonne der Schweif;
Bald ſchen hinter die Stauden geſchmiegt und bald mit behendem
Satze den rinnenden Bach keck überſpringend, die Brut
Zwitſchernder Vögel im dornigen Buſch ſpionierend, viſierend,
Trabt' in des duſtigen Hains ſchattige Tiefen er ein.
Seltſam! Juſt in den nämlichen Hain von der anderen Seite
Trabt' ſchön' Ermelin auch, Rothrichs einziges Kind,
Ermelin, ſie, die Blume der Füchſinnen. — Götter, was ahnt mir? —
Wieder ein Liebesporm bin ich zu ſchreiben verdammt.
Glockengeläut zog über den Wald; auf Wegen und Stegen
Ward es lebendig; das Volk drängte zur Kirche hinaus,
Großes und kleines: ſiehe, da kam das Roß mit dem Fohlen,
Rind und Rindsvieh wandelte biederen Gangs,
Koonel der Hund und Hinze der würdige Kater, und Henning
Salomo gleich in der Schar ſeiner Gefährtinnen kam.
Und noch mehr, wer zählte ſie alle, die wackeren Bürger
Und die Bauern vom Land, Hamſter und Frett und Kanin.
Höchlich hatte ſie eben erbaut der Prediger Schafbock,
Kürzlich erſt war er gewählt, äußerſt modern und beliebt,
Hatte zu Halle ſtudiert Erbſündenlehr' und die Sünde

*) Die vorſtehende Dichtung erſchien 1884 „als Manuſkript für einen kleinen Kreis perſönlicher Freunde gedruckt" und kam ſelbſtverſtändlich nicht in den Buchhandel. Es freut uns, einige Proben daraus bieten zu können. Je ärmer unſere moderne Litteratur an echten und großzügigen Talenten iſt, um ſo lieber wird dieſe Gabe entgegengenommen werden. Die folgenden vier Abſchnitte bilden den Eingang der Dichtung.

Digitized by Google

Gegen den heiligen Geiſt und ſein Organ, den Paſtor.
Der nun hatte gepredigt das Evangelium: „Schlägt dir
Einer die rechte Wang', biet auch die linke noch dar.
Nimmt dir einer den Rock, dann ſchenke du ihm den Mantel,
Liebe den Feind, und verflucht er dich, ſo ſegn' ihn dafür."
An, auf, hinter und in und wieſo und warum und darum —
Schier zwei Stunden Rubik hall' er den Hals ſtrapaziert.
Und es ſagte die Krähe zur Elſter: „Er predigt ergreifend,
Wenn er ſo rief „Herr, Herr," lief mir's den Rücken hinab;
Wahrlich ein ſchönes Organ, und wie er die Blicke hinauf ſchlug,
Spielt mit den Äpfeln des Augs förmlich er Fangeball hoch!"
Kulpup aber, der Wiedehopf, trat zu ihnen und ſagte:
„Leider Gottes, daß ich heute die Kirche verſäumt.
Wooon predigt er denn?" — „Je nun," verſetzte die Elſter,
„Was man ſo predigen heißt — Herr du mein Jeſus und ſo." —
„Nein, ich meine, worüber?" — „Worüber? nun über die Bibel." —
„Bruder, die Bibel iſt dick. — Aber wen bot er denn auf?"
„P," rief Elſter und Krähe zugleich mit geflügelten Worten,
„Eduard und Kunigund, Kunigund und Eduard."
Hinter den beiden gepufft und geſtutzt ging Lampe, der Haſe,
Zeigte ſein Frühlingshabit lächelnd der feineren Welt,
Äugelte keck mit den Mädchen und ließ die Revüe ſie paſſieren;
Nirgends macht's ſich ſo leicht, als an dem Kirchenportal,
Wenn in der Kirche nicht ſelbſt. Taufbecken und Gräber und Beichtſtuhl
Bieten zum Koſen ſo traut dunkelnde Winkel, da ſtehn
Rings der Engel ſo viele von Stein und Bronce, da ſchlüpft auch
Leicht der geflügelte Gott kichernd und heimlich mit durch.
Lampe war Don Juan; von der Schnauze zum Pürzel war jeder
Voll Kavalier: Gott Lob, daß man zur Kirche noch geht!
Denn leichtfertige Mädchen verführt man bequem auf dem Campplatz,
Aber die frömmeren, wo? wäre die Kirche nicht da?
Auch der ehrliche Dachs, Herr Grimmbart, nahte ſich ernſthaft,
Alter Gewohnheit gemäß, die ihn durchs Leben geführt.
Hätt' er im Stuhl einmal geglänzt wie Brutus durch Fernſein,
Hätte der Paſtor erſtaunt beim Paternoſter gekohlt.
Alſo hätt' auch die Wirtin zum goldenen Igel auf Teurung,
Krieg geſchloſſen und Peſt, hätt' er ein einziges Mal
Seinen Schoppen verſäumt bei ihr zu trinken; der Skatklub
Hält' auf das Ende der Welt und des Vereins prophezeit.
Aber das ewig Geſtrige war ihm heilig; die Dachſe
Sind aus Gemeinem gemacht und von Gewohnheit geſängt.
Zu ihm geſellte ſich ſchlurfenden Schritts, duckmäuſig und kreuzlahm
Iſegrim, welcher den Klang ladender Glocken ſo oft
Sonſt überhört' und gern ſatt des metaphoriſchen Schafſtalls
Sich den realen geſucht, furchtbar, ein würgender Gaſt.
Heute hall' er ſich reuigen Muts des Beſſren beſonnen;
Denn den verfreſſenen Bauch plagte gewalt'ge Kolik,
Daß er vor Schmerzen ſich krümmt' und ſchon in entſetzlichen Träumen
Schaut' Hans Klappergebein, der mit der Senſ' ihn bedroht.
Horch, da ſcholl durch den Wald das feſtliche Morgengeläute,
Gnade verkündend und Huld ſelbſt noch dem Schächer am Kreuz.
Iſegrim, — ach, noch wanden im Bauch ſich unendliche Schmerzen
Schlangenhaft — Iſegrim hub ächzend vom Lager ſich auf
Und beſchloß, mit dem Herrn auf alle Fälle den Frieden
Abzumachen; vielleicht war es zunächſt noch verfrüht,
Sicherlich hofft' er ſogar, daß die Sache nicht eilig und ernſthaft;
Beſſer iſt beſſer jedoch. Und aus dem Rümpelgeſchirr

Digitized by Google

Sucht' er ſein altes Geſangbuch, längſt, ſeit der Konfirmation hatt's
Jungenden Mäuſen als Bett, ach, und als Speiſe gedient.
Staunen erfüllte die ſingende Schar, als der ſchielende Sünder
Eintrat in das Portal; aber mit himmelndem Blick
Grüßte Bellin den verlorenen Sohn — ihn predigen hören,
Dünkell' ihn, hätte den Wolf heim in die Kirche geführt.
Aber zuletzt, wer tritt die Stufen herunter? O nenne,
Muſe, den würdigen Mann: Rotherich iſt es, der Fuchs,
Rothrich der denkende Kopf, der gebildete, witzige Rothrich,
Seht ihr's, ihr Ketzer: Verſtand ſchützet vor Frömmigkeit nicht.
Prangend in ſchwarzem Sammet und Goldſchnitt lag das Geſangbuch
Ihm in der Pfote, das Schwarz ſtimmte zum röthlichen Fell
Höchſt koloriſtiſch; der buſchige Schweif, der ſonſt ſo lebendig
Wedelt, wenn volles Gefühl männlicher Kraft ihn beſeelt,
Schleifte von Demut chriſtlich geneigt andächtig im Staube,
Und in beſcheidenem Stolz blinzte zu Boden das Aug'.
Nur um das ſpitzige Maul flog hin und wieder ein Lächeln
Heimlich, das glänzende Reihn ſchneidiger Zähne verriet.
Schnell um den würdigen Greis verſammelten Grimbart und Lampe
Und Herr Iſegrim ſich, welchem derweil der Kolik
Weſentlich beſſer geworden, ſie grüßten ihn alle mit Ehrfurcht;
Selten ſo grüßt das Tier ohne beſonderen Zweck.
Und Freund Lampe begann: „Allein, Verehrteſter, kamt Ihr?
Fräulein Ermelin iſt, ich will es hoffen, doch wohl?“
„Fräulein Ermelin,“ ſagte der Dachs und ſchoß einen gift'gen
Blick auf den Haſen, „ſie iſt, ich will es hoffen, doch wohl?“
Doch Herr Iſegrim ſchoß zwei giftige Blicke, dem Haſen
Einen und einen dem Dachs, räuſperte ſich und begann:
„Rotherich, trefflicher Freund, allein, Verehrteſter, kamt Ihr?
Fräulein Ermelin iſt, ich will es hoffen, doch wohl?
Grüßet ſie ſchönſtens von mir.“ Und Grimbart: „Grüßet ſie beſtens.“
„Bringt ihr die Roſe,“ beſchloß Lampe, „ich brach ſie für ſie.“
Rotherich aber verſetzt: — „Ich dank' euch, wertefte Freunde;
Freilich mein Töchterchen iſt wohl wie im Waſſer der Fiſch;
Aber die Launen, die Launen, o Gott, die verwetterten Launen!
Ach, wer mit Mädchen verkehrt, ſei es nun Vater, ſei's Ohm,
Bruder und Vetter und Bräutigam, ach, die Launen, die Launen
Sprühn ihm wie Schnee im April jäh auf den heilerſten Tag.
‚Bäterchen', ſprach ſie, ‚ich bete daheim aus den Stunden der Andacht.‘
Ach, ich verzog ſie mir ſelbſt! war ich doch immer zu gut.“

Liebesglück.

„Jeden anderen Meiſter erkennt man an dem, was er ausſpricht;
Doch was er weiſe verſchweigt, zeigt mir den Meiſter des Stils.“
Schweigt mir, ihr Diſtichen denn, übergeht bis auf weitres jung Reinart
Und ſchön Ermelin noch, ſtört nicht die Liebenden auf.
Schildert, bis ſie ſich erheben vom traulichen Lager — ihr habt ja
Muße derweilen — den Ort, welcher die Glücklichen birgt.
Tief in dem dichteſten Forſt, wo die laubigſten Buchen ſich wipfeln,
Wo ein unendlich Geſtrüpp blühender Roſen ſich rankt,
Wo in dem Weißdorn brütet die Nachtigall, wo an der Quelle
Ackermännchen den Tanz güldener Fliegen verfolgt,
Während im hohen Geäſt von Liebe der bläuliche Tauber
Girrt, der pfeifenden Flugs heim zu der Liebſten gekehrt,
Dorten ruhen im mooſigen Grund des Jägers Gebeine
Lange; kein Waldlier weiß, wann er hinunter geſenkt.

Digitized by Google

Aber noch rauſcht es im Laub, noch murmelt's im Quell und es flötet
Süß in der Nachtigall Sang heute die Sage noch fort
Von dem ſchweigenden Mann, der einſt mit Bogen und Jagdſpieß
Fern aus dem Treiben der Welt her in die Stille geflohn.
Hatte da draußen wohl viel herznagender Schmerzen gelitten;
Denn nur ſpitzig Gedörn erntet vom Menſchen der Menſch,
Dornen, die, ach, nicht immer einmal zur Krone ſich flechten,
Dornen, die, ruhmlos, nur heimlich zerfleiſchen die Bruſt.
Einſam hatte der Mann gehauſt in den Schatten des Waldes,
Hatte den Frühling belauſcht, wenn er die Wipfel durchzog
Allbelebenden Gangs und hatte gebeugt ſich dem Sturmwind,
Wenn er in herbſtlicher Nacht trotzige Rieſen zerbrach,
Hatte geſchauert, wenn blendender Reif zu kriſtallnen Paläſten
Über dem ſchweigenden Schnee zauberend die Buchen geſchmückt.
Dann in der mächtigen Bruſt entfeſſelt' ein Strom des Geſanges
Wogend ſich und durchſcholl Wälder und Fels und Geklüft.
Aber mit ſchneidigem Laut der Klage verſtummt' er, wie oftmals!
Und wie ein laſtender Fels lagerte Schweigen um ihn. —
Unausdenkbares denken und Unerfaßbares faſſen
Sollte das grübelnde Hirn. — Siehe, da fanden ihn einſt,
Schlummernd ſchien er, die Tiere der Wildnis; aber er ſchlief den
Schlummer, den nie ein Geſang fröhlich am Morgen verſcheucht.
„Laßt uns", ſprachen die Tiere, „beſtatten den einſamen Fremdling;
Hat er wie ſeine doch auch unſere Schmerzen gefühlt
Und mitleidend geſchrien zu dem Ewigen über den Sternen,
Wenn wir blöderen Sinns ſtumm vor der Not uns gebeugt.
Hat er als Brüder uns alle geehrt, wir ehren als König
Ihn. In der endloſen Qual, die durch das Leben ſich ſchlingt,
War er der Einz'ge, zu denken, zu forſchen, zu ſpähn nach dem Urgrund.
Und nun ging er zu Gott, endlich, der fragende heim;
Und er klagt ihm das Leid der Erdkreaturen, — gelinder
Fühl' er ſich unter dem Staub, als er ſich auf ihm gefühlt."
Trauernd huben ihn auf die gewaltigen Hirſche des Eichwalds,
Das ſchwarzäugige Reh folgt' und die Gemſe des Bergs,
Eifrig wühlten ſein Grab goldborſtige Keiler, der Wiſent
Und der Bär und der Ur ſenkten zur Gruft ihn hinab.
Aber ein Adler ſchwang von den ſtürzenden Schollen ſich aufwärts,
Sehnſuchtsvoll nach dem Licht trug ihn der ſtürmiſche Flug;
Hat er's erflogen? Wer kündet's, wer ſagt's? — Wie ermüdete Schwingen
Rauſcht es bei nächtlicher Friſt oft um die ſchweigende Gruft.
Aber geweiht war der Platz, als fühlten die Tiere noch heute
Dankbar, daß in den Kreis irdiſchen Leidens und Glücks
Inbegriffen auch ſie von dem Herzen, das unten vermodert,
Von dem zerſtäubenden Hirn, ſie, die verachteten, auch
Mitgerechnet in jener unendlichen Rechnung, ob ſo viel
Glück in der Welt, daß ein Gott Recht ſie zu ſchaffen gehabt.
Reineke flüſtert' im ſonnigen Gras: „Ein Aſyl war das Grabmal
Stets für die Liebe; der Tod drängt zu des Lebens Genuß.
Darum wandelte Pyramus einſt mit Thisbe zum Grabe
Dichters, die Rendezvous' preiſt heut noch begeiſtert das Lied;
Darum an Abälards Gruft ſchwärmt heut die Pariſer Griſette,
Darum von Julias Sarg bricht ſich ein Stückchen die Miß;
Darum hat auch der Müllergeſell auf dem Grab an der Linde
Mit ſeiner Buhle geweint, ohne zu wiſſen warum.
Liebſte, der unten hier ſchläft, er hat ſich den Schädel zergrübelt
Freudlos; freuen wir uns, daß noch der unſrige heil."
Zärtlicher ward ihm die Stimme und leiſer und leiſer; doch ſäuſelnd

Digitized by Google

Wogt's in den Stauden der Gruft, flüſtert's in Zweigen und Laub.
Flötet die Nachtigall? Girrt im Geäſt der bläuliche Tauber?
Wein, in der wehenden Luft atmet's wie Geiſtergeſang:
Horch, der begrabene Jäger erhebt ſich vom Schlummer: „O Liebe,
Seliger Garten in dürr ſtarrender Wüſte, Geſtirn,
Wonniges, lichtes Geſtirn in trofflos triefender Sturmnacht,
Liebe, wie biſt du ſo ſchön, ach ſo verderblich und ſchön!
Quelle des Lebens, des Leidens — wenn du verſiegteſt, verſiegten
Unſere Schmerzen und ſtill ebbte die Welt in das Nichts
Leidlos; dein iſt die Schuld der ewig erneuten Geburten,
Ewig erneuter Begier, ewig erneuerter Qual!
Dennoch fluch' ich dir nicht, du lockende Zauberin; frei ſprichſt
Dirnen der Areopag wegen der himmliſchen Form.
Heil dir, du ſchalkiſches Paar, und koſtet das Glück dieſer Stunde
Hühnern und Gänſen dereinſt maſſenhaft Leben und Leib,
Wenn den Kindern der Zahn und den Kindern der Kinder gewachſen;
Sei es: das Leben iſt nicht höchſtes der Güter — vielleicht.
Iſt es die Liebe, vielleicht — da höb' in der ewigen Rechnung
Eure Luſt und der Schmerz blutender Opfer ſich auf!“

Leiſer bewegten die Winde das liſpelnde Laub; auf die Zweige
Senkte ſich Ruhe, da ſprach Reineke: „Haſt du gehört?
Segen verkündet dem zärtlichen Bund die Stimme des Waldes,
Auf denn! werbend um dich grüß' ich den Vater alsbald.“
Ermelin aber: „Ich fürchte den Vater, du biſt mit den Deinen
Heide ſchon; aber noch Chriſten ſind wir und getauft.“
Reineke ſprach: „Dumm war es, die Taube, die dumme, der Venus
Zuzuordnen, der Fuchs iſt ihr das heilige Tier.
Lieb' iſt liſtig. Wählte doch Zeus des Bocks, des Ehmanns,
Oder die Bildung des Schwans, glücklich der Liebſten zu nahn.
Wagte die Veroneſerin doch ſcheintot in das Grab ſich;
Nun, ſo ſcheint auch einmal Reineke, was er nicht iſt.
Komme, was komme! Vertraue mir nur; denn was auf dem Grabe
Wir uns geſchworen, ich führ's blühend ins Leben hinaus.“

Die Werbung.

Reineke kam freiwerbend aufs Schloß zu dem würdigen Rothrich.
Heia, wie ſtaunte der Ehm über des Leſſen Habit!
Eitel Sammet und Seidenbrokat, geflickt und bebändert!
Und ein demanteuer Ring zierte den vorderen Fuß.
Höflich ſtanden ſie, Fuchs vor Fuchs, einander bedienernd,
Gleich zween Kämpfern, bevor los zum Turniere ſie ziehn.
Reineke merkte, wie Rothrich verblüfft in verlegenem Lächeln
Barg ſein Erſtaunen, und ſtill ſchwelgt' er in Hoffnung des Siegs;
Endlich begann er: „Mein teuerſter Ehm, ich ſeh' es, Ihr freut Euch,
Euren Reineke ſo glänzend und prächtig zu ſehn.“
„Wirklich,“ verſetzte der Alte; „wie ſeid Ihr zu Gelde gekommen?
Ihr Philoſophe, ſeit wann — ſagt mir — lukriert der Eſprit
Windigen Spotts und die brotloſe Kunſt, das Erhabene zu höhnen?“
„Niemals, Oheim, mein Reich gründet hienieden ſich nicht.
Denkt Euch aber: die Mär', die der Ahn, die Reinke der Erſte
Unter dem Galgen erzählt, — denkt Euch — ſie war kein Betrug!
Emmerichs Schatz iſt gefunden! — Von Krekelborn, Hüſterlo freilich
Und von den Birken, das log liſtig der Alte; den Schatz
Hielt er in Walepartus verſteckt; ich grub in den wüſten
Höhlenruinen, wohin dunkles Familiengerücht
Deutete. Göttlicher Ahn, ſo dacht' ich beim Graben, dein Loblied

Digitized by Google

Die Quadrupedodyſſee blühet im roſigen Licht
Ewig, und ewig blühſt du ſelbſt; — wir andern, wir kommen
Und wir verſinken und gehn klanglos zum Orkus hinab;
Göttlicher Ahn, und kannſt du dem Enkel den Geiſt nicht vererben,
Nicht den unſterblichen Ruhm, o, ſo vererb ihm dein Geld!
Sehl, da berührte der ſcharrende Fuß die metallene Ründung
Köſtlicher Vaſen, da blikt' Scepter und Krone herauf,
Ring und Spiegel und Kamm und Fülle gemünzter Dukaten.“
„So?“ ſprach Rothrich gedehnt, „da gratulier' ich, mein Freund.
Ermelin, Töchterchen, komm und bring uns ein Krüglein Getränkes;
Kürzlich erſt hab' ich gebraut; ſagt Ihr, mein Veſſe, den Dampf?“
Ermelin kam und brachte das Bier und es tranken die Herren,
Und Freund Reineke fuhr fort mit dem Wunderbericht:
„Ohm, ich heiße forlan der reichſte Mann der getauften
Welt, was immer das Herz wünſche, gewähr' ich mir leicht,
Heiſch' ich die Leier Apolls, die Rebe des Bachus, den Gürtel
Aphroditens, ſie ſind alle zu haben für Geld.
Eines Schatzes jedoch, des herrlichſten, darbt auch der Reiche
Pfimals, während der Knecht hinter dem Pflug ihn beſitzt,
Selig, welchem der Herr ein tugendſames Gemahl gab.“
„Ja,“ ſprach Rothrich gedehnt, „freilich, dem gab er ein Glück.“
Und er lächelte fein, wie Pythagoras weiland gelächelt,
Als der verworrene Satz klarer und klarer ihm ward.
„Ermelin, Töchterchen, komm und bring uns ein Krüglein Getränkes!
Reineke, vive l'amour! Eure Zukünftige hoch!“
Reineke lächelt und ſprach: „Mein Ohm, ich empfang' Euer Amen.
In der Familie bleibt Lieb' und Vermögen, will's Gott!
Wählen könnt' ich mir leicht aus den edelſten Töchtern des Landes;
Findet der goldene Bull leicht doch ein goldenes Kalb;
Aber gewählt hat lange mein Herz: Schön Ermelin lieb ich.“
„Ei,“ ſprach Rothrich gedehnt, „Veſſe, das wär 'ne Ider.“
Und er lächelte; hell, wie der Bachen der badenden Dixe
Taucht aus der ſchwärzlichen Flut, ſtrahlte ſein weißes Gebiß.
„Ermelin, Töchterchen, komm und bring uns ein Krüglein Getränkes;
Solch ein gewichtiges Ding ſpricht ſich behaglich beim Glas.“
Ermelin kam und brachte das Bier, und es tranken die Herren,
Rotherich immer aufs neu' ſchenkte dem Werbenden ein,
Schwahte von Onkeln und Tanten, von Vettern und Baſen; den Stammbaum
Kraut' er hervor und erwog Zinſen und Zinſen vom Zins.
„Reiche Partie, ja, reiche Partie, doch erlebt' ich vor Zeiten
Eine noch reichre — gewiß — weſentlich reichere; hört —
Trinkt doch, Veſſe, — beſinnt Ihr Euch noch auf die Fel'ge, wie hieß ſie?
Die ſolch reiche Partie einſt mit dem Vetter gethan?
Trinkt doch. — War es der Vetter? der Ohm? — es thut nichts zur Sache.
Stoßen wir an! Aber was meint Ihr, was gab der Gemahl
Ihr in den Brautſchatz — nun? Aber trinkt doch, was meint Ihr wohl, gab er?
Wartet, Ihr rakt es nicht, doch ich entſinne mich gleich —
Ei — was gab er auch noch? Gleichviel; es thut nichts zur Sache —
Veſſe, das war 'ne Partie!“ Aber dem Werbenden ward's
Heißer und heißer zu Mut — das Getränk, die beklommene Höhle
Und des betrunkenen Ohms trunknes Geſchwätz! der Schweiß
Troff ihm in Strömen durchs Fell. — „Mein Veſſe, gedenkt, wie der Roden-
Stein als barchanliſch Koſtüm rühmte das Unterhamſol!“
Schwerer ward Rotherichs Zunge, und Reineke fühlt' auch die eigene
Schwer, und das eigene Wort klang ihm ſo wunderlich fremd.
„Oheim! Schwiegerpapa! Ihr ſeid mir ein luſtiger Vogel,
Trinkt Ihr den jüngeren Mann lachend doch unter den Tiſch.“

Digitized by Google

„Proſit! du ehrliche Seele!“ Da warf ſeine Joppe der Pheim
Weg und das güldene Kleid ſtreifte der Beſſe ſich ab.
Rotherich lachte; ſein ganzes Geſicht erglänzte vor Wonne;
Licht Arminius ſah froher den Varus im Sumpf.
Freundlich trat er zum Beſſen und ſtreichelt' ihm freundlich die Schulter:
„Reineke, kluger Kumpan, fahre, mein Söhnchen, ſo fort;
Übe dich fleißig in Liſten, was feucht und was krenchl zu berücken;
Aber bedenk's: für mich biſt du nicht liſtig genug.
Ei, Schatzfinder, ich bitte, ſeit wann bedecken Brokatrock,
Spitzenjabots und Braguettes denn ein zerriſſenes Hemd?“
Sprach's und griff ihm hinunter am Rücken, wo eine partielle
Negation ſich erwies in dem intimſten Gewand.
Reineke fühlte den Griff in das klaffende Vacuum; jählings
Dampften die Geiſter des Weins aus dem ernüchterten Hirn,
Solch abſcheulicher Tücken, vom eigenen Pfyn ſich verſehen,
Liſtig vom Rücken den Rock ſchwatzen und, was man entdeckt,
Auszudenken ſo unbarmherzig! — Was giebt's doch für ſchlechte
Füchſe! Sind Glauben und Treu denn von der Erde geflohn?
Rotherich grinſte: „Du Schlucker, ich hält' es durch bloßen Vernunftſchluß
Gleich dir beweiſen gekonnt, daß du zu ſchwindeln verſucht;
Treſſen und Troddel verleihn erſt den reichen Aplomb, wenn ein dickes
‚Gott ſei Dank, daß ich's hab',‘ fromm an der Stirne dir ſteht.
Geld und Glauben ſie ſind der Geſellſchaft Engel, die Hunger
Und Unglauben bedrohn, ſieh die Geſchichte nur durch.
Beſſe, die mildeſte Form des Gedankenbankrotts iſt das Credo;
Dumm, doch zerſtörend zugleich lobt Marſeillaiſengebrüll.
Einſtmals ſchämt' ich mich auch der durchlöcherten Hoſe des Glaubens;
Doch ſansculottiſcher Plebs hat mich ſie ſchätzen gelehrt.“
Reineke drauf: „Ich ſah einen Fürſten Kaſernen beſuchen,
Und leutſeligen Munds naſchl er Kommißbrod dabei,
Pries es als äußerſt geſund den Soldaten; dann fuhr er nach Hauſe,
Und mit Paſtet' und Faſan ſchlug er den Magen ſich voll.
O ihr Elterngezücht, ihr ſchweigt an der Tafel des Geiſtes,
Und mit Predigten ſtopft ihr und Kommißbrod das Volk!“ —
„Schilt nur,“ ſagte der Pfyn; „doch ſtandiere mir beſſer ‚Kommißbrod‘
In dem Peulamekerſchluß! — Hätte das Plaken gehört!“
„Brav!“ rief Reineke, „müſſen die Herrn zugeben den Inhalt,
Flickt man uns wegen der Form doppelt begierig am Zeug.“

Waldnacht.

Vollmondzauber beglänzte den Wald; die nächtlichen Winde
Trieben ein lichtes Gewölk durch das unendliche Blau,
Gleich als zöge der Engel des Friedens, ſein Schwanengefieder
Weit ausbauſchend, dahin über das ſchlummernde Land.
Aber die ſchwärzlichen Wipfel, die tauſendzungigen, ſummten
Leiſe das ewige Lied: Ehre ſei Gott in der Höh!
Frieden auf Erden! Das Lied, überkühl vom geſchäftigen Tage,
Hörbar, ein Weltpulsſchlag geht's durch die ruhende Nacht.
Leiſe neigt ſich die duftende Saat, von Halmen zu Halmen
Flüſtert es weiter, das Schilf flüſtert am Weiher darein;
Und nun regt ſich's im Wald, von Äſten wandelt zu Äſten
Und von Gezweig zu Gezweig ſanft der melodiſche Hauch;
Aber mit hellerem Klang, den rauſchenden Stimmen erwidernd,
Jubelt die Nachtigall auf: Ehre ſei Gott in der Höh',
Frieden auf Erden und allen Geſchöpfen ein reines Genügen!
Ruhe vom Streit, Kreatur, ruh in der Liebe des Herrn!

Digitized by Google

Also singt am Altar der Priester inmitten des Volkes,
Wenn es mit leisem Gebet murmelnd die Vesper begeht.
Und dem wandernden Wann, der einsam, schwerigend dahinzieht,
Rührt es in innerster Brust mächtig wie Himmelsgewalt;
Was er am sonnigen Tage gedacht mit schneidiger Schärfe,
Was er belacht und verhöhnt, was er bekämpft und verdammt,
Nun versinkt es ihm all in friedlich dämmernden Halbschlaf;
Aber im Herzen erwacht ihm unermeßlich Gefühl.
Seufzend hebt sich die Brust, die Wimper taut, und die trotz'gen
Hände falten sich still: Ehre sei Gott in der Höh'!
Schwärmerei! du entfliehst wie Nachtspuk, wenn nur der Hahn kräht!
Aber, o wehe der Brust, die nicht zu Zeiten auch schwärmt
Und der gesamten Kritik der reinen Vernunft wie zum Trotz just
Hinschmitzt sehnenden Drangs in ein romantisches Nichts!
Reineke saß auf dem Grabe des Jägers, der Teuersten harrend,
Ob sie durch Busch und Gedörn schlüpf' an die Seite des Freunds.
Lieblich stimmte die Nacht des Liebenden Seele zur Andacht
Oder dem je ne sais quoi schwärmenden Ketzergesichts.
„Singe, Frau Nachtigall, nur; von eigensüchtiger Freßlust
Frei, voll reinen Gefühls freu' ich mich innig des Klangs.
Kann ich unglaubliche Dinge nicht glauben und fahr' ich zur Hölle
Deshalb; sei es! Doch hängt Glaube vom Willen nicht ab;
Und mit dem redlichsten Willen erzwing ich mir Flügel zum Fliegen
Eh' denn das Glaubensorgan, das die Natur mir versagt.
Aber ich bin nicht schlechter darum als die anderen Tiere;
Sünder sind wir zumal, was unser Credo auch sei.
Dennoch bin ich kein hündischer Lump, kein Mörder im Sinne
Irdischen Rechts, wie der Schurk' Isegrim und Marder, der Schnuft,
Die sich aus teuflischer Lust nach Leckerbissen im Blute
Baden, nicht wie der Wolf, der unersättlich verschlingt.
Wen ich fresse, den fress' ich aus Not, wie's Ordnung der Welt ist.
Warum noch Sünd' und Schuld nennen, was göttlich Gesetz?"
So reflektierte der Fuchs. Da schnuppert er auf: Die Geliebte!
Trug nicht der nächtliche Hauch ihren Ambrosiaduft?
Reineke streckte die Nas' in den Wind — war's Ermetins Witrung?
Thörichtes Herze, das ist nicht das Geküßt, das du liebst;
Täusche dich nimmer; denn sieh, ein zitterndes Reh aus der Waldnacht,
Ach, ein blutendes, tritt durstig zum sprudelnden Bach.
„Unglückseliges Tier," sprach Reineke, „jetzt in der Schonzeit,
Wer hat frevelnden Muts so dich, du Ärmstes, verletzt?"
Und das ächzende Reh erwiderte: „Noonel, der Köter,
Hat mir aus teuflischer Lust tötliche Wunden getan'n.
Hätt' ihn der Hunger getrieben, so fiel ich im Kampf um das Dasein;
Doch er war satt; Bosheit, sinnlose rafft mich dahin."
Sprach's und mit eisigem Frost erbebt' es mit allen Gelenken,
Taumelte schwindelnden Haupts hin und verendete still.
Reineke krallte sich hinter dem Ohr. — „Der Himmel ist leichtlich
Wohl zu entbehren, doch schwer miss' ich die höllische Glut:
Denn es taufen im Leben so viel maledeite Kanaillen
Ungehangen umher, frech, als die Söhne des Glücks,
Daß es für jeglich System der Weltanschauung uns nötig
Wird, zu hoffen: Dereinst brennen die Köter im Pfuhl."

Digitized by Google

Einsame Leute.

Novelle von **Wilhelm Berger.**

(Fortsetzung.)

Widerstrebend entfernte sich Hermine; sie ahnte, daß zwischen ihrem Großvater und diesem seltsamen Fremden Beziehungen feindlicher Natur bestanden, aus jener Vergangenheit stammend, deren Kenntnis ihr vorenthalten wurde.

Dann blieb es eine Weile still in dem Kirchlein. Der alte Mann mußte sich sammeln für die Unterredung, die ihm bevorstand; der Schreck über die unerwartete Begegnung wirkte noch in ihm. Auf eine der Bänke ließ er sich nieder und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Kaspari sprach zuerst. „Es ist Spätabend geworden bei Ihnen," begann er leise. „Wollen Sie Ihren Haß mitnehmen in jene Stunde, von der Sie den Frieden erwarten?"

Langsam reckte der Greis sich empor. „Erst schaffen Sie mir die Tochter wieder, die Sie mir geraubt, deren Leben Sie geschändet haben! Dann will ich mich besinnen, wie weit ein ehrlicher Mann sich mit Ihnen einlassen darf."

„Daß Antonie tot ist, habe ich vor wenigen Minuten aus dem Munde ihrer und meiner Tochter erfahren. Wie tief diese Nachricht mich erschüttert hat — Ihnen das zu schildern, darf ich mir wohl ersparen. Von einem indessen bin ich überzeugt: die Schuld an Antonies frühzeitigem Ende brauche ich mir nicht aufbürden zu lassen."

„Meinen Sie? — Weil es fünf Jahre gedauert hat, ehe sie erlag? — Auch dies werden Sie ohne Zweifel von dem Kinde herausgefragt haben."

„Nur die Geschichte dieser fünf Jahre fehlt mir noch; ich möchte sie von Ihnen hören."

Feyertag jedoch ging nicht auf den Wunsch seines Schwiegersohnes ein; vielmehr musterte er denselben von oben bis unten und sagte dann: „Es scheint Ihnen ja recht wohl zu ergehen auf Erden. Welche Art von Schwindel treiben Sie eigentlich jenseits des Ozeans?"

Kaspari zuckte zusammen; jedoch bezwang er sich.

„Derartige Stachelreden sollten mir füglich erspart bleiben. Wahrscheinlich wissen Sie recht gut, daß ich längst von Amerika aus alles ersetzt habe, was ich vor fünfzehn Jahren schuldig blieb. Um dies zu können, habe ich schwer arbeiten müssen. Ich sage dies nicht, um zu prahlen. Erfolg ist Genuß, ist Lebensfreude. Auch mir hat jeder Schritt vorwärts innige Befriedigung bereitet. Jetzt bin ich ein wohlhabender Mann und kann nach meinem Gefallen leben."

„In der That!" spottete Feyertag. „Und weshalb, wenn ich fragen darf, sind Sie nicht geblieben, wo Sie sich so gut gebettet haben?"

„Weil es mich nach einer Aussöhnung mit Antonie verlangte."

„Und jetzt, da dieselbe unmöglich ist, was wollen Sie noch in Deutschland?"

„Sie vergessen, daß mir eine Tochter lebt."

„Ach so! — Das Mädchen hat Ihnen gefallen? — Ich glaub's wohl. Aber ich werde es Ihnen nicht ausliefern."

„Es wäre grausam, wenn ich Hermine fordern wollte. Ich habe nichts dagegen, daß sie bei Ihnen bleibt; Sie haben sie erzogen; Ihnen ist sie in Liebe und Dankbarkeit zugethan. Nur wissen muß sie endlich, daß sie noch einen Vater besitzt, und daß ich dieser Vater bin."

„Und ich soll Sie unter meinem Dache aufnehmen und ansehen, wie mir nochmals ein Herz gestohlen wird? — Daraus kann nichts werden. Nein, nein: Sie haben etwas an sich, das die Weiber bestrickt; ich hab's genugsam erfahren. Unbegreiflich ist mir's gewesen, ist mir's noch. Über alle Schuld hinweg unvertilgbar immer derselbe blinde Zug!"

Kaspari horchte auf. „Reden Sie von Antonie?" fragte er.

„Von wem anders? — Mögen Sie es meinethalben wissen: mein schwaches Kind hat bis zum letzten Atemzuge an dem Manne gehangen, der als Verbrecher von ihm gegangen ist."

Im Innersten ergriffen, wandte Kaspari sich ab, legte seine Arme auf die Brüstung der kleinen Kanzel und barg das Haupt darin. Eine Nachricht war dies, welche sein Herz mit allen Fibern

Digitized by Google

aufsog. Antonie hatte ihm also nicht gestucht; sie war in die Ewigkeit gegangen ohne Groll gegen ihn. Ja mehr noch: geliebt hatte sie ihn bis zum Ende!

„Purer Eigensinn war's," fuhr Feyertag fort. „Nach der Katastrophe verlangte ich Scheidung. Der Schritt schien selbstverständlich; Antonie weigerte sich. Sie machte geltend, die Ehe sei ein Bund, für das Leben geschlossen, und eine Lösung desselben nach ihrer Empfindung unsittlich. Bald indessen stellte sich heraus, daß sie sich noch durch Neigung gebunden fühlte. Und als ich meine Empörung über solch unglaubliche Verblendung nicht verbarg, gestand sie trotzig, daß sie an der Hoffnung auf eine spätere Wiedervereinigung mit ihrem entlaufenen Manne festhalte. Unter diesen Umständen habe ich's mir versagen müssen, in der von mir früher beabsichtigten Weise für sie zu sorgen."

Längst hatte Kaspari sich wieder aufgerichtet und, gespannt lauschend, sein Antlitz dem Vater Antoniens zugekehrt.

„Seltsame Enthüllungen sind dies!" fiel er jetzt ein. „Wie soll ich mir's denn erklären, daß ich auf keinen meiner Briefe eine Antwort empfing?"

Und als Feyertag verlegen schwieg, fuhr Kaspari entrüstet fort: „Was frage ich noch? Ist doch der ganze erbärmliche Handel klar genug! Deutlich sehe ich alles vor Augen, wie es gewesen ist! — Antoniens Stillschweigen war ihre Gegenleistung für den dürftigen Unterhalt, den Sie ihr aus der Ferne boten. . . Dazu mußte sie sich schließlich verstehen, um so viel von Ihnen zu erlangen, daß sie mit ihrem Kinde notdürftig leben konnte!"

Er hielt inne, um Feyertag Gelegenheit zu geben, ihn Lügen zu strafen, wenn er konnte. Aber der alte Mann schwieg.

Dann begann er wieder: „Als ich in Amerika den Kampf um das Dasein aufnahm — wie war ich zerknirscht und zerschlagen, wie sehr eines aufmunternden Wortes bedürftig! — Wäre mir damals von Antonie die Botschaft gekommen: ich halte in Treue fest an dir — wie ganz anders würde ich gerungen haben! — Doch Antonie schwieg; ich mußte annehmen, daß sie mich aufgegeben habe . . . Was sollte ich noch in der Welt? — Dicht am Selbstmorde ist mein Weg vorübergegangen, ehe ich mich aufzuraffen vermochte. — O, es war nicht wohlgethan, Herr Feyertag, daß Sie sich zwischen Mann und Frau stellten! Gott verzeihe es Ihnen — ich kann es nicht."

Die Schatten des Abends legten sich um den jammernden Mann und hüllten ihn in wohlthätige Dämmerung. Feyertag, verwirrt, beschämt durch die Wendung, die das Gespräch genommen, verharrte stumm; er sah die Thränen nicht, deren der Witwer sich nicht erwehren konnte.

Endlich raffte Kaspari sich zusammen.

„Und was nun?" fragte er, näher an Feyertag herantretend, und seine Stimme hatte einen rauhen Klang. „Bestehen Sie noch immer darauf, mich an der Schwelle Ihres Hauses zurückzuweisen wie einen landstreichenden Bettler, der ein Almosen heischt? — Lassen Sie sich's gesagt sein: ich werde mich nicht abweisen lassen, nach allem, was ich an diesem Orte erfahren habe; ich gedenke, meine Rechte auf Hermine geltend zu machen."

„Diese Drohung sieht Ihnen ähnlich," versetzte der Alte finster. „Die Gerichte haben Ihnen eine Frau verschafft, vielleicht verhelfen sie Ihnen auch zu einer Tochter. Nur zu! Ich bin einmal dazu da, meiner Kinder beraubt zu werden."

„Es ist wahr: ich habe mir Antonie von Ihnen erkämpfen müssen. Doch wissen Sie recht gut, daß ich zu dem äußersten Mittel erst dann griff, als alle Versuche, Ihren harten Sinn zu beugen, vergeblich waren. Sie selbst haben Antonie von sich verbannt und aus Ihrem Herzen gestoßen. — Auch jetzt wieder wünsche ich, suche ich eine gütliche Verständigung mit Ihnen. Ich gebe Ihnen Zeit zum Besinnen. Nach einigen Tagen komme ich zurück, um nochmals mit Ihnen zu verhandeln."

Feyertag murmelte etwas Unverständliches.

„Noch eins," sagte Kaspari, dem Ausgange zuschreitend. „Es verlangt mich, das Grab meiner Frau zu besuchen. Wo finde ich ihre Ruhestätte?"

„Suchen Sie dort, wo Sie mit ihr gewohnt haben."

„Ich danke für diese Auskunft, so widerwillig sie auch gegeben wurde. — Leben Sie wohl! Wenn ich wiederkehre, hoffe ich Sie friedfertiger anzutreffen."

Nach diesen Worten verließ Kaspari das Kirchlein von Norderstede, und nachdem er sich draußen rasch orientiert hatte, begann er seine Wanderung in die Nacht hinein, im matten Lichte der gelblich blinkenden Sterne.

6.

Auf der Bank vor dem Hause saß Hermine und harrte der Rückkunft des Großvaters. Immer wieder schweifte ihr Blick zur Kirche hin; jeden Augenblick erwartete sie, ihn und den Fremden heraustreten zu sehen.

Im Westen verschwand allmählich der fahle Lichtschein am Himmel; die Umrisse des gegenüber liegenden Flußufers verschwammen in der Dämmerung; doch öde und still blieb der Deich. Ein leichter Wind erhob sich; unten am leise murmeln-

Digitized by Google

den Wasser raschelten die Binsen; ein Volk wilder Enten strich vorüber nach Süden mit kurzem, scharfem Rufe; aus der Ferne klang undeutlich, wie eine rätselhafte Musik, das Quaken der Frösche.

Immer unruhiger pochte Herminens junges Herz. Was ging in dem Kirchlein vor, das sie eben noch erkennen konnte? Was war der Gegenstand jener heimlichen Unterredung, die sich schier endlos hinzog? — Zum erstenmal, soweit ihre Erinnerung reichte, wurde heute der Bann des Friedens gebrochen, worin sie ruhig des Lebens genossen. Und es war ihr, als ob ihre Augen sich demnächst zu ganz neuer Erkenntnis öffnen würden.

Dunkler und dunkler wurde es. Schon begann sie zu frösteln und dachte daran, den Schutz des Hauses aufzusuchen, als sie endlich des Großvaters Schritt hörte. Er ging langsam, weit langsamer als gewöhnlich, als ob er sehr angegriffen, sehr ermüdet sei. Da sprang Hermine auf und eilte ihm entgegen.

„Stütze dich auf mich, Großpapa," bat sie besorgt.

„Das wär' etwas neues," wies Feyertag sie barsch zurück. „So weit ist's noch nicht mit mir."

Er richtete sich in die Höhe und beschleunigte seinen Gang; störrisch verfolgte er den Weg bis zu seinem Hause. Dort war seine Kraft erschöpft; er ließ sich matt auf die Bank nieder.

Jetzt erst faßte Hermine sich das Herz, ihn wieder anzureden. Was aus dem fremden Herrn geworden sei? erkundigte sie sich schüchtern.

Als wenn eine Wespe ihn angeschwirrt hätte, fuhr Feyertag empor.

„Weiß ich's? kümmert es mich?" versetzte er rauh. „Und was geht's dich an? — Du brennst wohl darauf, zu erfahren, wer er ist? — Komm, ich will dir dienen: vor Jahren hat er einen schlimmen Bankerott gemacht und ist nach Amerika entwichen. Eine interessante Persönlichkeit, wie?"

Die schroffe Art des Alten reizte Hermine. „Er sah nicht aus wie einer, der sich seiner Vergangenheit zu schämen hat," sagte sie. „Wer weiß, ob er so schuldig ist, wie du annimmst! Hast du mir nicht oft genug erzählt, die Welt berichte immer von jedermann das Schlimmste?"

„Ei sieh! Du ergreifst ja recht energisch Partei für diesen Unbekannten! Hat er sich in aller Geschwindigkeit in dein Herzchen gestohlen? — Am liebsten säheſt du ihn wohl gleich morgen wieder?"

Hermine hing den Kopf und antwortete nicht.

„Auf wann und wo habt ihr euch verabredet?" fuhr Feyertag höhnend fort. „Sag's nur, damit ich aus dem Wege gehe! — Was liegt an mir? Ein neues Gesicht, und das meinige gefällt dem Mamsellchen nicht mehr. Natürlich! Ein alter Brummbär bin ich, der es nicht versteht, zu schmeicheln und schön zu thun."

Weinend wandte das Mädchen sich ab. „Ich hab' es nicht verdient, daß du mich so peinigst," schluchzte sie.

„Weine nur nicht!" lenkte der Alte ein. „Du weißt ja, daß mir Thränen zuwider sind. — Komm, trockne deine Augen, Närrchen! — Ich will dir etwas sagen, worüber du dich freuen wirst: du sollst mit mir auf Reisen gehn."

Hermine traute ihren Ohren nicht.

„Nun? Hast du mich nicht verstanden?"

Noch immer stand Hermine mißtrauisch abseits.

„Laß dir erklären, Kind . . . Es ist mir im Kopfe herumgegangen, was du heute morgen dem Pastor von deiner Sehnsucht, die Welt zu sehen, anvertraut hast. Nun wohl: du sollst deinen Willen haben."

„Also ist es wirklich wahr?"

„Ich hab' es fest bei mir beschlossen."

Nun umschlang Hermine den Großvater stürmisch. Er hörte eine Weile geduldig ihre Beteuerung der Dankbarkeit an; dann drängte er sie sanft von sich.

„Laß es gut sein jetzt," sagte er. „Die Zeit ist kostbar. Schon ist die Nacht angebrochen, und wir haben noch viel zu thun, um rechtzeitig fertig zu sein."

Er ging voran in das Haus; Hermine folgte ihm betroffen.

„Was willst du damit sagen, Großpapa?" fragte sie.

Feyertag versetzte: „Ei nun! man kann sich doch nicht auf Reisen begeben, wie man geht und steht! Ein Koffer für mich, ein anderer für dich muß doch gepackt werden! Und auch sonst giebt's noch allerlei zu ordnen."

„Gewiß! — Aber morgen ist auch noch ein Tag."

„Morgen früh müssen wir unterwegs sein," belehrte Feyertag das Mädchen.

Das Wort war ihm entschlüpft. Rasch verbesserte er sich: „Wir müssen nicht gerade, natürlich nicht. Doch besser ist besser. Man soll nichts aufschieben, was sofort ausführbar ist."

Hermine schüttelte den Kopf; diese plötzliche Eile war ihr unbegreiflich.

„In so kurzer Zeit kann ich mich nicht richten," wandte sie ein. „Es ist unmöglich."

„Es muß möglich sein," entschied Feyertag. „Was dir etwa fehlt, kannst du dir in der ersten besten Stadt kaufen. — Und nun mache keine

Digitized by Google

weiteren Umſtände, ſondern geh ans Werk! — Ich werde dir einen Koffer aufs Zimmer ſchicken!"

Hermine gehorchte, aber ohne rechten Eifer. Des Großvaters ſonderbare Haſt und Ungeduld machte ihr die Reiſe verdächtig. Sie argwöhnte, daß es nicht eitel Güte gegen ſie ſei, welche ſeinen Entſchluß hervorgerufen habe. Und weiteres Nachdenken brachte ſie auf die Vermutung, daß die eigentliche Urſache dieſes übereilten Aufbruchs in dem Erſcheinen des Fremden zu ſuchen ſei. Wahrſcheinlich war es auf eine Flucht vor ihm abgeſehen; der Großvater wünſchte eine abermalige Begegnung mit ihm zu vermeiden . . . Er haßte ihn, er fürchtete ihn . . . Gewiß, ſo war es! — Wer aber war jener, der ſolche Macht ausübte? Worauf gründete ſich dieſelbe? — Offenbar war der Mann aus Amerika nicht in Norderſtede gelandet, um die Kirche zu beſehen . . . Und doch hatte er ihren Großvater, den er doch kannte, nicht aufſuchen wollen —

Rätſel über Rätſel! — Vergebens grübelte Hermine, um eine Löſung zu finden. Mit ihrer Freude an der Reiſe aber war es vorbei.

Es war Mitternacht geworden, als die beiden alten Koffer, die nach langer Ruhepauſe ſich einmal wieder im Wirbel des Verkehrs umtreiben ſollten, ihren Inhalt empfangen hatten. Großvater und Enkelin ſchieden für die Nacht.

„Wo werden wir uns morgen abend zur Ruhe niederlegen?" fragte Hermine müde.

„Das wird ſich finden, wenn wir erſt Norderſtede im Rücken haben. Ich habe noch nicht darüber nachgedacht."

„Du willſt mich überraſchen, ſcheint mir. Auch gut. Ein Ort iſt ja doch für mich wie der andere. — Gute Nacht!"

„Schlafe wohl! — Um ſieben Uhr erwarte ich dich reiſefertig."

„Ich werde zur Stelle ſein."

Es war ein froſtiger Abſchied. Feyertag wunderte ſich über die gedrückte Stimmung ſeiner Enkelin. — Komiſche Geſchöpfe, dieſe jungen Mädchen! dachte er. Nun wird ihr der Abſchied ſchwer! Am Ende bekommt ſie gar Heimweh draußen! —

In ihrem Schlafzimmer angekommen, entkleidete Hermine ſich langſam, faſt widerſtrebend. Gar ſeltſam war ihr zu Mut. Als ob ſie feſthinge am Boden, und jemand wollte ſie losreißen. Träumeriſch löſte ſie das Geflecht des hellen Haares und wand es zu einem Knoten zuſammen. Dann ſetzte ſie ſich auf den Rand ihres Bettes, legte die Hände in den Schoß und ſann.

Woher kam es nur, daß ſie ſich plötzlich wie verwandelt fühlte? Was war mit ihr geſchehen? — Ein geheimnisvolles Etwas hatte ſich heute nachmittag in ihr Leben gedrängt; dunkel und drohend ſchwebte es zwiſchen ihr und dem Großvater. Was ſollte daraus werden? — Mit dem Fremden war es gekommen; deutlich fühlte ſie, daß es von ihm ausging. Er war es, der ſie vertrieb aus ihrem Jugendparadieſe . . .

Und doch konnte ſie ihm nicht zürnen. Sie rief ſich die Einzelheiten ihrer Begegnung mit ihm ins Gedächtnis zurück — ſeine Fragen, das Spiel ſeiner Mienen bei ihren Antworten, den weichen, faſt zärtlichen Ton ſeiner Stimme in dem Kirchlein, ſein hoffnungsvolles: „Vielleicht komme ich zurück" — Und ihm hatte der Großvater Schlimmes nachgeſagt — wohl nur, um ſie gegen ihn einzunehmen! — Es war empörend!

Aber die harte Thatſache blieb: ſie mußte in die Fremde um ſeinetwillen. Und welche Schickſale harrten ihrer dort? Durfte ſie feſt erwarten, wieder zurückzukehren in dies liebe alte Haus, worin ihr ſo mancher frohe Tag beſchert worden war? Schien nicht alles um ſie her zu ſchwanken, alles Feſte in Bewegung zu geraten?

Das Verlangen regte ſich in ihr, noch einmal ſämtliche Räume zu durchwandern, um Abſchied von ihnen zu nehmen. Das Licht ergreifend, begann ſie ihren Rundgang, auf Strümpfen unhörbar hinſchreitend. Vor jedem Möbel und Gerät verweilte ſie und prägte die bekannten Formen der altertümlichen Stücke nochmals ihrem Geiſte ein. Schließlich gelangte ſie in das Arbeitszimmer des Großvaters. Hier hatte ſie, o wie oft! an kalten Winterabenden bei ihm geſeſſen, und er hatte ſich redlich bemüht, ſie zu unterhalten. Hier durfte ſie als Kind zuweilen ihre Arbeiten machen, jene Arbeiten, die ihr ſo viel Kopfzerbrechen verurſachten, und mit denen dennoch ihr lieber Paſtor niemals recht zufrieden ſchien. Sogar an Großvaters mächtigem Schreibtiſche durfte ſie hin und wieder ſitzen, wo ſie ſich dann unbändig wichtig vorkam. O wie weit, wie weit lag das alles hinter ihr! — Noch einmal — zum letztenmale vielleicht — wollte ſie ſich niederlaſſen vor der glatten Fläche grünen Tuches, in das ſie oft mit der Stahlfeder hineingeſtochen, wenn ſie nicht weiter wußte. (Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Kleine Schriften zur Litteratur.

Von Auguſt Graf von Platen.

(Ungedruckter Nachlaß.)

(Schluß.)

IV.

Polemiſches Promemoria an die Feinde der Ghaſeleen.*)

Der Verſuch, ſich in den Geiſt der morgenländiſchen Dichtungen zu verſetzen und dieſen oder jenen poetiſchen Gedanken in die eigentümlichen Formen und Lebensanſichten des Orients einzukleiden, die uns durch Neigung, Studium, Gemütsſtimmung natürlich geworden ſind, ſcheint nicht mehr und minder lobens- oder tadelnswert zu ſein, als ähnliche Verſuche, welche man in Beziehung auf das ſogenannte klaſſiſche Altertum gemacht hat. Beiden Parteien wird es nicht an warmen Freunden und Vertretern fehlen, wiewohl allerdings ein moderner Dichter, der ſich allein auf ſolche Reproduktionen beſchränken wollte, nur einen untergeordneten Rang in der Litteratur einnehmen könnte.

Was das Techniſche und die Reimformen der Orientalen, zumal der Perſer, betrifft, ſo möchten ſie gleichwohl einer ausgebildeten modernen Sprache, zumal der deutſchen, weit näher ſtehen als die proſodiſchen Formen-Verhältniſſe der Griechen, welche in ihrer Reinheit und Vollkommenheit darzuſtellen, unſere Sprache durchaus unfähig erſcheint. Gerade bei den gehaltvollſten Bearbeitern werden antike Formen einen mehr oder minder hinkenden Gang annehmen, und der Erfolg hat gelehrt, daß, wo dieſe Formen regelrecht ausgebildet wurden, eine herbmaurierte Verknöcherung, ja Verſteinerung, wie z. B. bei Voß, zum Vorſchein kam.

Was die Myſtik, als ein ausgebildetes Element des Orients anbelangt, ſo würde zuerſt die Behauptung aufgeſtellt werden können, daß in einem Sinne jedes Gedicht ſchlechterdings als ein Unbegreifliches erſcheint und daß es keinen allgemeinen Maßſtab für die Verſtändlichkeit eines ſolchen geben könne. Der einzige Troſt, welcher bei dem Vorwurfe der Unverſtändlichkeit einem Dichter bleiben kann, iſt eben der, daß er ſelbſt ſich ſeiner Anſicht bewußt geweſen, wenn er ſie auch nicht für jeden zu Tage fördern konnte. Ob er dieſelben alle in faßliche Naturbilder einhüllte oder in myſtiſche Abſtraktionen, würde hier hauptſächlich zu berückſichtigen ſein. Ob ohne Unterbrechung allen ſeinen Dichtungen ein Mangel an Klarheit zu Grunde liegt, oder ob er bloß in einem beſonderen Bezirke die myſtiſche Naturanſicht zu bewältigen ſuchte, würde ebenfalls in Anſchlag gebracht werden müſſen.

Indem endlich dem Dichter das Altertum als unfehlbarer Kunſtſpiegel vorgehalten wird, müſſen noch die Fragen beantwortet werden, erſtens, ob antike Dichtung ein gültiger Maßſtab für moderne Poeſie ſei, zweitens, ob dem Dichter ſelbſt das Altertum fremd geblieben und er es nicht vollkommen anzuerkennen fähig ſei, und ob er endlich unter den Neueren nicht Muſter finden könne, welche über den abgeſchloſſenen Zirkel antiker Vollendung hinaus traten und, wiewohl ſie ein Unbegrenztes und vielleicht Unerreichbares anſtrebten, dennoch einer höheren Einheit nicht entſagten. Ohne Anmaßung, außer der natürlichen, ſich ſeiner Haut zu wehren, und ohne durch Verteidigung eines Allgemeinen individuelle Gebrechen beſchönigen zu wollen, ſeien dieſe Bemerkungen gewagt.

*) Die „Ghaſeen“ Platens erſchienen 1821, die neuen „Ghaſelen“ 1823.

V.

Über einen Recenſenten.

Entwurf eines Briefes.*)

Deinen Brief mit dem komiſchen Einſchluß des Herrn von Cronſaz habe ich erhalten und will einiges darüber bemerken. Komiſch könnte man es allerdings nennen, wenn es nicht zugleich ſo traurig wäre, zu ſehen, wie ein vielleicht wohlmeinender Menſch ſich in einer Sphäre abzappelt, der er auf keine Weiſe gewachſen iſt. So wenig ich blind für meine Fehler bin, ſo kann doch bei einem ſo ganz bornierten Beurteiler weder von den Fehlern noch Tugenden meiner Gedichte die Rede ſein, da er weder die meinen noch die andern zu erkennen fähig iſt. Ihm fehlt in der That der Sinn für Poeſie gänzlich, nicht weil er meine Gedichte tadelt, ſondern weil er es auf eine ſo abgeſchmackte Weiſe thut.

Es iſt ſchlimm genug, daß die Natur ſo vielen Menſchen alles Produktionsvermögen verſagte, aber noch ſchlimmer iſt es, daß viele nicht einmal fähig ſind, ſich des Hervorgebrachten zu freuen, und nichts thun können, als es begeifern. Von dieſen geiſtigen Kaſtraten geht nun auch das ganze Recenſentenunweſen aus, da es beſſer

*) Die „Lyriſchen Blätter“ Platens erſchienen 1821; ſeine „Gedichte“ 1828. Über die Perſon, an welche der mitgeteilte Brief gerichtet war, und über den Herrn von Cronſaz ließ ſich nichts Genaueres feſtſtellen.

Digitized by Google

wäre, zu schweigen, weil das Gute sich ohnedem Platz macht und das Schlechte ohnedem untergeht.

Daß ihm einige meiner Jugendversuche gefielen, die du ihm mitteiltest, kam daher, weil diese gerade auf der Geistesstufe standen, auf der er sich befindet. Denn eben das unterscheidet das Talent von der Gemeinheit, daß ersteres unaufhaltsam vorwärts schreitet, während letzteres sich beständig in einem mehr oder minder engern Gedankenkreise herumbewegt, wobei es nicht fehlen kann, daß zwischen beiden ein ungeheures Mißverhältnis entsteht, das weit entfernt, ausgeglichen zu werden, sich immer mehr erweitert. So bin ich fest überzeugt, daß, je reifer meine Arbeiten werden, desto mehr werden sie Herrn von Cronsaz und ähnlichen Gesellen mißfallen.

Lustig ist auch die Zumutung, daß ich meine Sachen in Zeitschriften und Almanachen möchte drucken lassen, wie die Alltagspoeten, die einzigen wahrscheinlich, die er liest und versteht.

Das Wiener Burgtheater und das deutsche Drama.

Beiträge zur Geschichte der dramatischen Produktion 1814—1867.

Nach ungedruckten Quellen.

VI. Zedlitz. Elsholz. Immermann.

(Schluß.)

Gleichwohl sollte „Der Stern von Sevilla“ doch noch auf dem Burgtheater erscheinen, aber nicht weniger als zwanzig Jahre später. Viel, sehr viel hatte sich in der Zwischenzeit abgespielt. Aus dem Dichter, von dem die Censur behauptete, „daß er den Staat aus den Fugen reißen wolle,“ war ein Beamter der Staatskanzlei, ein offiziöser Journalist geworden. Diese Wandlung hatte sich bereits 1837 mit Zedlitz begeben. Durch den im Vorjahre erfolgten Tod seiner Gattin materiell schwer getroffen und in seinem Seelenleben tief erschüttert, hatte Zedlitz in dieser Stellung eine Zuflucht gesucht und gefunden. Nun konnte die Censur wahrlich über seine Gesinnungen beruhigt sein, aber der spanische Stern durfte gleichwohl nicht aufgehen. Als das Jahr 1848 das Ende der Theatercensur herbeiführte, versuchte Zedlitz das Stück durchzusetzen; diesmal scheiterte es abermals an den Zeitverhältnissen, es wurde nun zu loyal befunden. Aber der hartnäckige Dichter gab den Kampf nicht auf und 1855, achtundzwanzig Jahre nach der ersten Einreichung, erlebte er endlich die Aufführung auf dem Burgtheater. Sie fand am 25. Januar 1855 statt. Aber nun legte das Publikum sein Veto ein. Laube hat hierüber in seiner „Geschichte des Burgtheaters“ einen sehr beachtenswerten Bericht gegeben. Nachdem er auseinandergesetzt, was ihn zu seinem starken Vorurteil gegen alle spanischen Stücke auf der deutschen Bühne bewege, die Fremdartigkeit der Anschauungen nämlich, fährt er fort:

„Ich fügte mich und gab ein spanisches Stück zum erstenmale, welches in einer sehr guten Bearbeitung von Zedlitz vorlag, nämlich den „Stern von Sevilla“. Hier entwickelten sich die Übelstände einer so weit abliegenden sozialen Welt geradezu schreiend. Wie oft hatte ich das Stück vorgelesen und meine Zuhörer hatten sich erbaut gezeigt! Ja, Vorlesen und Spielen sind sehr verschiedene Dinge! Beim Vorlesen sind wir gebildete Leute, welche sich, wohl erzogen, in eine fremde Welt versetzen lassen, dem Spiel auf der Bühne gegenüber sind wir nichts als gegenwärtige Menschen, welche den Standpunkt der heutigen Welt vertreten, nichts weiter — ein Teil des Publikums abhängig vom Nachbar . . . „Der Stern von Sevilla“ wurde verspottet. Der spanische Feudalismus in seinem Verhältnisse zum Königtum, welcher die sogenannten Mantel- und Degenstücke durchdringt, ist eine politisch-historische Spezialität, dem jetzigen Publikum unbegreiflich. Wenn also die Personen dem Könige gegenüber sich resigniert benahmen, wie es den damaligen Spaniern geziemte, so fand das jetzige Publikum ein solches Benehmen thöricht und wies es ab oder lachte. Zedlitz selbst täuschte sich über diese Niederlage; er war ein eifriger und vielfach kundiger Theatergänger, aber dies sozialpolitische Moment im Theater der neuen Zeit entging ihm, wie seinen Genossen, welche in einer ganz anderen Zeit gealtert waren. Er meinte spotten zu dürfen, daß Lope de Vega im Burgtheater durchgefallen. So lag und liegt die Frage nicht. Lope de Vega bleibt dabei ein großer Dichter. Die Frage liegt, ob sein Theater unser Theater sein kann. Das Publikum hatte einfach nein gesagt. Wir können und werden deshalb den spanischen Dichter mit Interesse weiter lesen.“

Es ist gegen Laubes Standpunkt im allgemeinen nicht viel einzuwenden, Eines aber übersieht er doch: daß das Stück damals durch seine Tendenz den politischen Gesinnungen des Publikums auf das entschiedenste widersprach. Die Österreicher mußten sich dem Absolutismus fügen, aber sie demonstrierten gegen denselben, wo und wie sie konnten. Es bleibt eine offene Frage, welches Schicksal dem Stück beschieden gewesen wäre, wenn es unmittelbar nach seiner Entstehung auf die Bühne hätte kommen können. Erwägt man, daß es anderwärts viel Beifall gefunden, so wird man kaum bezweifeln dürfen, daß ihm derselbe auch in Wien zu teil geworden wäre. In Wien erst recht; hier war man schon durch West an Bearbeitungen aus dem Spanischen gewöhnt und trug ihnen damals kein ungünstiges, sondern ein günstiges Vorurteil entgegen. Ähnlich wird die Frage zu beantworten sein, ob sich Zedlitz in einer anderen Luft nicht auch als Dramatiker ganz anders entwickelt hätte. Laube selbst äußert geradezu: „Zedlitz hätte in den dreißiger Jahren nur Anregung und Leitung von einer kundigen Direktion gebraucht, um ein interessanter Theaterschriftsteller zu werden.“ So geht man wohl nicht irre, wenn man auch den Dichter der „Totenkränze“ jenen österreichischen Poeten beizählt, denen die Luft des Vormärz verhängnisvoll geworden.

Und wen etwa hätte diese Luft gefördert, wem nicht tausendfach Schaden und Verdruß gebracht! Niemand

Digitized by Google

war diesem Regime loyal genug, als daß es ihn nicht noch loyaler machen, kein geistiges Erzeugnis so harmlos, als daß es dasselbe nicht verstümmeln mochte. Demselben Briefconvolut, welches die oben mitgeteilte Korrespondenz enthält, liegt auch ein Blättchen bei, welches trotz seiner anscheinenden Unbedeutendheit nach dieser Richtung einen wahrhaft kulturhistorischen Wert hat. Es ist ein Brief des Theaterdirektors Holbein, des Nachfolgers Deinhardsteins, an diesen und lautet:

Verehrter Herr Regierungsrath!

Wollten Sie nicht Ihre „Gönnerschaften“ nun nach dem Originale einrichten und alle die Beziehungen herstellen, welche in der Gegenwart von größter Wirkung sein müßten?

Sagen Sie darüber Ihre Meinung

Ihrem

10. Apr. 48. Freund

Holbein.

„Die Gönnerschaften“, eine Bearbeitung der Scribe'schen „Camaraderie“, waren in Deinhardsteins Übersetzung am 30. Mai 1837 zum erstenmale in Scene gegangen. Über diese Bearbeitung hat Laube in seinem Buch über das Burgtheater das denkbar härteste Urteil gefällt. Wir nehmen Anstand, es zu wiederholen, da Laube gegen Deinhardstein thatsächlich nicht ohne Voreingenommenheit war und uns ein eigenes Urteil über die längst verschollene Bearbeitung nicht möglich ist. Hier interessiert uns denn auch nicht der litterarische Wert der Übersetzung, sondern die Arbeit, welche die Censur an dieselbe wendete. Das so überaus harmlose Stück hatte so viele Censurstriche erdulden müssen, daß sich Holbein, obwohl just kein radikal gesinnter Mann, gleichwohl verpflichtet fand, in dem Moment, wo ihm durch die Aufhebung der Censur die Möglichkeit geboten war, dem Stück zu seinem vollen Recht und dadurch zu seiner vollen Wirkung zu verhelfen. „Die Gönnerschaften“ ein Stück, welches erst nach dem Märzsturm von 1848 aufhörte, staatsgefährlich zu sein! — der Vormärz war doch eine seltsame Zeit! . . .

Der Name des Mannes, dem wir uns nun zuwenden, dürfte den meisten Lesern dieser Zeitschrift, sofern sie nicht Litterarhistoriker von Beruf sind, unbekannt ins Ohr klingen, vielleicht aber giebt es andererseits unter den älteren von ihnen kaum einen, der nicht mindestens ein Stück dieses Mannes auf der Bühne gesehen hätte. Es ist Franz von Elsholtz, einst als Verfasser des Lustspiels „Die Hofdame“ und der dramatischen Scene „Komm her!“ einer der meist aufgeführten Dramatiker des Vormärz. Im Jahre 1791 zu Berlin geboren, 1813 Offizier, 1816 Beamter, 1827 Theater-Intendant in Gotha, seit 1837 Legationsrat in München, ist er am 22. Januar 1872 gestorben. Die kleine Scene „Komm her!“, das Vorbild unzähliger ähnlicher Solosoherze — eine Schauspielerin, die Engagement sucht, muß die beiden Worte nach jenen Situationen, welche ihr angegeben werden, verschieden betonen — war auf allen Theatern, wie er selbst sagt, „auf Staub'gem Schmutzpflaster, in goldverzierten Hallen“, gegeben worden und das Burgtheater hatte keine Ausnahme gemacht; es hatte diese „dramatische Aufgabe“ 1826 mit der Crelinger und seither sehr oft zur Aufführung gebracht. Es war nun der begreifliche Wunsch des Dichters, auch seine anderen Werke auf der Wiener Hofbühne aufgeführt zu sehen, und er benützte einen Aufenthalt in Wien zur energischen Verwendung hiefür. Wie sich Deinhardstein in derlei Situationen benahm, haben wir oft genug verfolgen können. Er suchte zunächst durch halbe und, wenn dies nicht mehr anging, durch ganze Versprechungen zu beruhigen, ohne hinterdrein auch nur entfernt an die Einlösung seines Worts zu denken. Das nachfolgende Schreiben des Dichters erweist, daß ihm, wie so manchem anderen vor ihm, schließlich dieser Taktik gegenüber die Geduld riß:

„In der Anlage beehr' ich mich Ew. Wohlgeboren das erwähnte Trauerspiel: Die Cordova, mit dem Wunsche vorzulegen, über das Resultat Ihrer Prüfung und die Zulässigkeit des Stückes gütigst recht bald mit Antwort versehen zu werden.

Zugleich muß ich die Bitte hinzufügen, wie nun die Sachen stehn, mein dramatisches Spiel: „Hymens Bild,“ welches nach Ihrem gefälligen Schreiben vom 1. Dezember 1833 zur Darstellung auf dem K. K. Hofburgtheater angenommen ist, nunmehr unverweilt in Scene setzen zu lassen, damit an dieser, andrer Orten mit so vielem Beifall aufgenommenen Kleinigkeit wenigstens klar werde, ob meine größeren Arbeiten nicht vielleicht auch etwas mehr Aufmerksamkeit verdienen möchten, als ihnen hier bisher zu Theil wurde. Mein verlängerter Aufenthalt, der offenkundig der Verfolgung solcher Zwecke gewidmet war, meine Stellung überhaupt, die unanständlichen, durch meine sonstige theatralische Wirksamkeit veranlaßten Anfragen, mein litterarischer Ruf und endlich mein gewiß nicht unbegründetes Recht, — dies alles bestimmt mich zu dieser Bitte, welche Sie, verehrter Herr Regierungsrath, wenn Sie wirklich etwas für mich thun wollen und das Gefühl der Unannehmlichkeit meiner Lage theilen, gewiß nicht unerfüllt lassen, um mich doch einigermaßen für die gebrachten fruchtlosen Opfer zu entschädigen.

In Bezug auf die Besetzung aber bliebe mir nichts zu wünschen übrig, wenn der Dem. Peche oder Fournier die Rosalinde und dem Herrn Korn oder Laroche der Maler zugetheilt würde, wie Sie denn einen großen und wahrhaften Dienst mir ferner dadurch erweisen würden, wenn Sie das Spiel „Komm her!,“ hier nur von einer Schauspielerin: Mad. Crelinger gesehen, durch Dem. Fournier, welche längst den Wunsch hegt, darin zu spielen, dem Publikum bei nächster Gelegenheit vorführen ließen.

Mit der Versicherung endlich, daß ich Ihrer Theilnahme, verehrter Herr Regierungsrath, ja ich darf sagen Ihrer Gerechtigkeit die Erfüllung so billiger Wünsche verdanken möchte, um Sie von jedem Mangel daran frei zu sprechen, nenn' ich mich mit der größten Verehrung

Ew. Wohlgeboren

Wien 10. Januar 1834. ergebenster

F. v. Elsholtz.

Auf dem Schreiben findet sich von Deinhardsteins Hand vermerkt: „Am 12. Januar mündlich beantwortet.“ Wie verbindlich und in jeder Hinsicht beruhigend diese Antwort lautete, können wir uns lebhaft denken. Elsholtz reiste darauf befriedigt ab, und wäre er nicht bereits vor sechzehn Jahren gestorben, so könnte er noch heute auf die Aufführung seines am 1. Dezember 1833 zur Darstellung angenommenen Stückes warten. „Komm

Digitized by Google

her!“ ist die einzige Arbeit, welche das Burgtheater aus seiner Feder gebracht.

Auch gegen einen anderen Dichter, dessen Name wahrlich kaum mit dem Verfasser des „Komm her!“ in einem Atemzuge zu nennen ist, gegen Immermann, verhielt sich das Burgtheater durchaus ablehnend. Schreyvogel-West hatte sich, so eifrig er die moderne Produktion zu fördern pflegte, nicht entschließen können, irgend eins der romantischen Erstlingsdramen des Dichters zur Aufführung zu bringen und niemand hatte ihm darüber öffentlich, wenn auch anonym schärfere Vorwürfe gemacht als Deinhardstein; zum Teil aus Opposition gegen Schreyvogel, zum guten Teil aber sicherlich auch aus aufrichtiger Überzeugung war er dann auch als Redakteur der „Jahrbücher“ eifrig bestissen gewesen, immer wieder auf den Dramatiker Immermann hinzuweisen. Als er nun aber selbst die Direktion des Burgtheaters übernahm, schienen ihm die Dramen nicht mehr so litterarisch wertvoll und bühnengerecht wie bisher! Immermann war ihm ein lieber und wertgeschätzter Mitarbeiter an seiner Zeitschrift, vom Burgtheater hielt er ihn ferne. Aus der bezüglichen Korrespondenz ist nur ein Schreiben Immermanns erhalten, welches wir hier folgen lassen:

Hochwohlgeborener Herr
Hochzuverehrender Herr Regierungsrath und Vicedirektor!

Ew. Hochwohlgeboren beehre ich mich beifolgend das Manuscript eines vor Kurzem von mir verfaßten Trauerspiel „Die Opfer des Schweigens“ genannt, zu übersenden, und die ganz ergebenste Bitte hinzuzufügen, daß es Ihnen gefallen wolle, dieses Stück auf dem St. K. Hofburgtheater zur Darstellung zu befürworten, insofern es Ihnen dazu als geeignet erscheint. Der Inhalt möchte, da er ganz fern von allen politisch-historischen Beziehungen ist, wenigstens völlig unverfänglich seyn. Sollten Abänderungen von Einzelheiten dennoch erfolgen müssen, so werden sich diese leicht bewerkstelligen lassen.

Ich kann nicht läugnen, daß die Darstellung auf der dortigen Bühne mir besondere Freude machen würde. Dieses Institut unter Ew. Hochwohlgeboren einsichtsvoller und sachkundiger Leitung ist ja eigentlich das einzige noch in Deutschland, welches die Ehren des deutschen Dramas noch aufrecht erhält, und welches dem Dichter die Garantie giebt, daß sein Werk, wie er es gedacht und empfunden, zur Erscheinung kommen werde. Sie haben, verehrtester Herr Regierungsrath, immer mit so vielem Wohlwollen über meine Versuche öffentlich geurtheilt, daß ich diese neuste Production mit unbegränztem Vertrauen in Ihre Hände lege. — Es würde mir lieb seyn, wenn das Stück im Spätherbst d. J. als zu der für neue Sachen günstigsten Zeit zur Darstellung gelangte. Die Bestimmung des Honorars überlasse ich ganz der Administration.

Mit der vorzüglichsten Hochachtung
Düsseldorf Ew. Hochwohlgeboren
den 3. August ganz ergebenster
1837. Immermann.

Das Stück ist niemals zur Aufführung gelangt, wie denn Immermann überhaupt keine Aufführung irgend eines seiner Stücke auf dem Burgtheater erlebte. Erst zwanzig Jahre nach seinem Tode wagte Laube, das „Trauerspiel in Tirol“ unter dem Titel „Andreas Hofer“ zur Aufführung zu bringen. „Ein vaterländisches großes Stück,“ erzählt er in seiner „Geschichte des Burgtheaters“, „war so lange mein Wunsch. Die Bühne ist ja am mächtigsten, wenn sie vaterländische Dinge vorführen und aussprechen kann. Jahretang hatte ich um diese Erlaubnis geworben, für diesen Hofer vergeblich. Solch ein Stück erschien zu unmittelbar. Nur nichts direkt aussprechen auf der Scene, was politisch oder auch nur sonstwie treffen könnte! Es war und ist ein Standpunkt der abonnierten Logen, welche nach dem Speisen nicht erinnert sein wollen an etwas Wirkliches, wozu man den Kopf schütteln oder wovor man gar erschrecken müsse.“ Endlich erkämpfte sich Laube die Bewilligung zur Aufführung des Stücks, aber es war nicht bühnenfertig, es mußte fertig gemacht werden, und vor einer Umarbeitung schreckte Laube eben deshalb zurück, weil er den Dichter gekannt und ihm ein pietätvolles Interesse bewahrt. Vielleicht wäre aber auch trotz größerer Tapferkeit des Dramaturgen das Stück nicht zu retten gewesen, welches mehr eine Historie im Sinne Shakespeares, als ein Stück im Sinne der heutigen Bühne ist. Am fünfzigsten Gedenktage der Schlacht bei Leipzig, 18. Oktober 1863, zuerst auf dem Burgtheater aufgeführt, ist es bereits 1866 nach nur siebenmaliger Aufführung vom Repertoir verschwunden.

Olaf.

Zu Lübeck in der alten Stadt
Im Münster unsrer Frauen
Da ist des Königs Olaf Bild
Auf lichtem Gold zu schauen.

Dem grauen Mann siehst du es an,
Wie mühvoll er gerungen,
Bis er den Drachen, den er tritt,
Zu Füßen sich gezwungen.

Der Lindwurm trägt des Recken Haupt,
Umwallt von Jünglingslocken.
Ihm bändigt ihn der Eisenschuh,
Er windet sich erschrocken.

Es muß bezähmter Jugend Trotz
Der reifen Kraft erliegen.
O heiliger Olaf, bitt für uns,
Daß wir uns selbst besiegen!

**

Digitized by Google

Vom historischen Drama.

Von Josef Bayer.

III.

Nachdem Schiller in der früher bezeichneten Weise sich die künstlerische Form für die Behandlung historischer Stoffe durchgebildet, fand sein großes Vorbild sehr bald eine bedenkliche Nachfolge. Es entstand eine Schule Schillers gegen seinen Geist und seine Intentionen. Sie teilte sich in zwei Richtungen: in jene der Hochgestimmten von mäßiger Begabung, bei denen zunächst der an der Jambendiktion genährte Enthusiasmus zur Geltung kam, und in die andere der schlauen Praktiker, die es bald herausbekamen, daß die großen technischen Erfahrungen Schillers wohl auch zu handwerksmäßigem Gebrauch zurechtgestellt werden könnten. Seine so deutlich und bestimmt herausgearbeitete theatralische Form bot ja genug Anhaltspunkte für die äußerlich zugreifende Handfertigkeit, und seine schwunghafte Diktion nicht minder für ein konventionell nachredendes Pathos. Sogar Kotzebue trat in die „höhere Bahn" der historischen Dramatik und der fünffüßigen Jamben. Um das Jahr 1801 — hart nach dem Schillerschen Wallenstein — lieferte er neben dem Lustspiel „Die beiden Klingsberg" in einem Zuge die „Octavia", den „Gustav Wasa" und den „Bayard"; 1803 schrieb er neben der Posse „Die deutschen Kleinstädter" das vaterländische Geschichtsdrama „Die Hussiten vor Naumburg" mit Chören; nach einer weiteren Reihe wechselnder historischer Anwandlungen folgten 1816 schließlich „Rudolf von Habsburg" und „König Ottokar von Böhmen". Dieser hervorragende Geschäftsmann der Bühnenproduktion wollte eben jede gangbare Sorte der Dramatik in seinen Betrieb aufnehmen: warum nicht auch das geschichtliche Drama? — Ein dünner Seitenbach aus der rauschenden Quelle Schillerscher Dichtung ergießt sich in das Trauerspiel „Zriny" von Theodor Körner (1814). — August Klingemann (geb. 1777, gest. 1831), dessen Beziehung zu den Romantikern wohl über die vertraute Universitätsfreundschaft mit Brentano nicht hinausgeht, hat sich verschiedene Patronen für das historische Drama ausgeschnitten, frei und roh nach Goethe und Schiller und nicht minder nach Werner. Dem Wilhelm Tell stellte er eine ganze Trilogie entgegen: „Arnold von Halden", „Der Sturz der Vögte" und „Heinrich von Wolfenschießen" (1806). Weiterhin setzte Klingemann noch unermüdlich einen geschichtlichen Helden um den andern in Scene — so Heinrich den Löwen, Martin Luther, Kolumbus, Ferdinand Cortez, Cromwell — um aber zuletzt doch mit dem Spektakelstück „Die Braut vom Kynast" seinen Hauptserfolg auf Provinztheatern zu feiern. — In den dramatischen Versuchen des österreichischen Dichters Heinrich Josef von Collin (geb. 1771, gest. 1811), von denen nur der „Regulus" eine gewisse Aufmerksamkeit erregte, hallt weit mehr die Rhetorik der französischen Tragödie nach, als das wärmere Schillersche Pathos. Collin war ein Klassizist ohne Schwung, mit einem schulmäßigen Heldenideal; unter seinen nachgelassenen Stücken findet sich noch ein „Coriolan", „Die Horatier und Curiatier", dann ein „Balboa". Sein Bruder Matthäus v. Collin (1779—1824) wollte sich ganz systematisch auf vaterländisch-österreichische Dramatik legen; er hatte einen Cyklus von zehn bis zwölf historischen Schauspielen im Plan, welche die Zeit von Leopold dem Glorreichen und Friedrich dem Streitbaren bis auf Rudolf von Habsburg umfassen sollten. In diesen Intentionen konnte er durch die freundschaftliche Beziehung zu Ludwig Tieck, dem die Historienform, das cyklische Entrollen einer ganzen Geschichtsfolge als das höchste Ziel der Dramatik galt, nur Bekräftigung und Ermunterung finden. Dennoch blieb es bei der bloßen Absicht, und Matthäus von Collin kam über die ersten herzlich-schwachen Anläufe zum vaterländischen Historiendrama: „Belas Krieg mit dem Vater" und „Der Tod Friedrichs des Streitbaren" nicht hinaus.

Neben all diesen Tendenzen und dramatischen Velleitäten wucherte noch immer das Ritterstück weiter, eigentlich nur eine verwilderte Abart des historischen Dramas.

Schon früher, in der Epoche Großmann-Schröder-Iffland, rasselte ein theatralisch lärmendes Mittelalter aus Blech und Pappendeckel neben dem bürgerlichen Rührstück aus der Gegenwart einher; Ritterhistorien nach Art des „Otto von Wittelsbach" (1781) von Marius Babo befriedigten vollauf das heroische Bedürfnis des Theaterphilisters, der am Abend vorher durch Ifflands „Jäger" sich hatte rühren lassen. Der Routine der Schauspieler — von den letzten „Schmierern" bis zu den Hoftheatern hinauf — war die Dramatik in Rüstung, Visierhelm und Federbusch durchaus geläufig; und es ist praktisch nicht zu unterschätzen, wenn eine gewisse theatralische Gattung auf der Bühne sich eingewurzelt hat und auf eine stets bereite Darstellung rechnen darf. Heinrich von Kleist hat bekanntlich aus jener knorrigen Wurzel die zarteste und edelste Blüte in seinem Ritterschauspiel „Käthchen von Heilbronn" hervorgetrieben; und dieser außerordentliche Dichter, der mit seinen bedeutendsten Produktionen nicht den Weg zum Herzen des deutschen Volkes finden konnte, kam hier zum Ziel des Erfolges, weil er sich der gelänfigen, populären Grundlage bediente.

Sehr scharf ist das Ritterstück von dem historischen Drama, das irgendwelchen mittelalterlichen Stoff behandelt, kaum zu unterscheiden; weder poetisch in der Charakteristik und Diktion, noch scenisch und technisch im Kostüm, im Bühnenarrangement und vor allem in der Spielweise.

Die unvermeidliche Rüstung bringt auch einen gewissen Blechton in das Pathos, in die Deklamation, in die Gebärde — stehe nun der poetische Inhalt des Dramas höher oder tiefer. Für die Theaterpraxis, selbst für den Bühneneindruck bleibt zuletzt der Gattungsbegriff des Ritterstücks bestehen — einerlei, ob es sich um den Kampf zwischen Fürst und Vasall, zwischen Kaiser und Gegenkaiser, oder nur um die Fehde zwischen den Rittern Uffo und Kuno handelt. Es ist übrigens auffallend,

Digitized by Google

daß gerade die führenden Vertreter der romantischen Dichtung — August Wilhelm v. Schlegel und Ludwig Tieck — die wildwachsende Theaterromantik der Ritterstücke so scharf und verächtlich ablehnten. Es war dies wohl ein ähnlicher Protest, wie jener der promovierten Doktoren der Medizin gegen die kurierenden Bader und Naturärzte; keine andere Romantik sollte gelten, als diejenige, die im Buche stand. —

Die schweren Geschicke, welche über Deutschland im ersten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts hereinbrachen und in der furchtbaren Katastrophe von Jena und Auerstädt den Höhepunkt der politischen Zerknirschung, aber auch jene der reagierenden patriotischen Erregung erreichten — sie riefen nicht minder eine entscheidende Wendung, eine radikale Umstimmung in der Litteratur und in der Dramatik hervor. Wenn die Dichtung der romantischen Schule, die nach dem Klassizismus von Weimar den Ton angab, bis dahin in einer weltentrückten Traumesstimmung sich ergangen hatte, mit affektierter Kinderlust an dem bunten Spielzeug sich ergötzend, das der lächelnde Greis Phantasus aus den Falten seines Mantels schüttelte, so rieb sich dieselbe jetzt, von dem Kanonendonner der Schlachtfelder aufgeschreckt, noch halb schlaftrunken die Augen, öffnete sie weit und starr und stammelte Worte der Bekehrung vom Ernst der Zeit, von der Pflicht gegen Volkstum und Vaterland, um kaum selbst bekehrt Buße zu predigen durch alle deutschen Lande. Aus diesem Standpunkte empfahlen die Häupter der romantischen Schule insbesondere die Pflege des *historisch-nationalen Schauspiels* als die höchste patriotische Pflichtübung der Poesie und stellten damit das stofflich-geschichtliche Interesse an die Stelle des rein künstlerischen, im scharfen Gegensatz zu dem Programm Goethes und Schillers. A. W. Schlegel schließt seine „Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur“ (gehalten 1808 zu Wien) mit folgendem pathetischen Nachwort: „Die würdigste Gattung des romantischen Schauspiels ist das historische ... In den Spiegel der großen Vorzeit lasse uns der Dichter schauen, sei es auch zu unserm tiefen Schamerröten, was die Deutschen vor alters waren und was sie wieder werden sollen. Er lege uns aus Herz, daß wir Deutsche — wir, ehedem das erste und glorreichste Volk Europas, dessen frei gewählter Fürst ohne Widerspruch für das Oberhaupt der ganzen Christenheit anerkannt ward — wenn wir die Lehren der Geschichte nicht besser bedenken als bisher, in Gefahr sind, ganz aus der Reihe der selbständigen Völker zu verschwinden ... Welche Gemälde bietet unsere Geschichte dar, von den urältesten Zeiten, den Kriegen mit den Römern an, bis zur festgesetzten Bildung des deutschen Reiches! Dann der ritterlich glänzende Zeitraum des Hauses Hohenstaufen, endlich der politisch wichtigere und uns am nächsten liegende des Hauses Habsburg, das so viele große Fürsten und Helden erzeugt hat. Welch ein Feld für einen Dichter, der wie Shakespeare die politische Seite der großen Weltbegebenheiten zu fassen wüßte ...“ Was A. W. Schlegel hier öffentlich zum Ausdruck brachte, hatte er schon früher seinem Freunde Friedrich de la Motte Fouqué gegenüber in einem längeren Brief aus Genf (12. März 1806) als intime litterarische Herzensergießung ausgesprochen. „Wir bedürfen einer durchaus nicht träumerischen, sondern wachen, unmittelbaren, energischen, und besonders einer patriotischen Poesie. Wer wird uns Epochen der deutschen Geschichte, wo gleiche Gefahren uns drohten und durch Biedersinn und Heldenmut überwunden wurden, in einer Reihe von Schauspielen, wie die historischen von Shakespeare, allgemein verständlich und für die Bühne aufführbar darstellen? Tieck hatte ehemals diesen Plan mit dem dreißigjährigen Kriege, hat ihn aber leider nicht ausgeführt. . . Warum übernimmst du nicht etwas Ähnliches?“ Und weiter stellt sich auch das offene Bekenntnis ein: „Ich meine wohl, die Dichter der letzten Epoche haben die Phantasie, und zwar die bloß spielende, müssige, träumerische Phantasie allzusehr zum herrschenden Bestandteil ihrer Dichtungen gemacht. Ich selbst nehme mich da keineswegs aus . . .“

Dieser merkwürdige Genfer Brief ist so recht eine Generalbeichte der Romantik an jenem Wendepunkte, da sie aus ihrer Traumwelt — in der überdies oft so falsch und widersinnig geträumt wurde — ernstlich in die Welt der Thatsachen umzukehren gedachte. Aber wer aus der ganzen Genossenschaft hätte das Postulat der „wachen, energischen Poesie“ verwirklichen sollen? Doch nicht der Adressat *de la Motte Fouqués*, genannt Pellegrin, der berufsmäßige Träumer, dessen „dramatische Spiele“ — die Spielereien und Seifenblasen romantischen Müssiggangs — Schlegel selbst drei Jahre vorher herausgegeben? Wenn Fouqués später auch zu den „Heldenspielen“ in „Abenteuern“ statt in Akten überging und in diesem Stil „Sigurd den Drachentöter“ (1808), „Alboin den Longobardenkönig“ (1813) ꝛc. behandelt, so war dies wieder nur ein Schattenspiel an einer anderen Wand. Und wenn Tieck einmal die Absicht aussprach, den dreißigjährigen Krieg in einem dramatischen Cyklus zu behandeln, so ist dies kaum ernst zu nehmen. Diese weich angelegte Poetennatur — allerdings der Hauptdichter des romantischen Kreises — besaß doch nicht die nervige Hand, um solch einen wuchtigen Stoff zu fassen! Wie hätte er von seinen dramatischen Legenden und Ammenmärchen hinweg — von seiner heiligen Genovefa, dem Kaiser Octavianus, dem Fortunat, den sieben Weibern des Blaubart, dem kleinen Rotkäppchen und dem gestiefelten Kater — sofort in den historischen Dienst treten sollen? *Zacharias Werner* fand sich wohl mit dem Reformationsschauspiel „Martin Luther, oder die Weihe der Kraft“ (1807) ein, auf das er aber, nachdem er „seinen Irrglauben abgeschworen“, in tiefster Bußfertigkeit „die Weihe der Unkraft“ (1813) spöttelte. Viel mehr Grund war für übrigens vorhanden, dieses Mondkalb von einem Stück ästhetisch, als religiös zu bereuen. Wie richtig war damals die Empfindung Jean Pauls, wenn er im Ärger des ersten Eindrucks im September 1809 an F. H. Jacobi schrieb: „Nun tollsten wurde ich über Werners Luther, daß er aus Luther und Elisabeth solche zerflossene Frauen-Schatten gemacht, dafür hätte ihm Luther seinen echten Band Tischreden an den Kopf geworfen.“

Wir können die litterarische Lücke wohl verschmerzen, daß der so vermutlich aufgerufene Dichter ausblieb, welcher jene begehrte Reihenfolge von „wahrhaft nationalen“ Schauspielen nach dem romantischen Programm besorgt hätte. Es wäre dies sicherlich eine angewerbrechende scenisch-rhetorische Verherrlichung des Mittelalters geworden, „voll Liebesbrunst zur alten Heldenzeit und Väterherrlichkeit,“ ganz aus jener Tonart gestimmt,

Digitized by Google

wie sie später z. B. die kriegerisch-ultramontane Harfe eines Max von Schenkendorf in den Vaterlandsliedern: „Bei den Ruinen der Hohenstaufen-Burg" — „Bei dem Wittelsbacher Stammschloß" — „Der Stuhl Karls des Großen" u. s. f. mit rauschenden Reimklängen anschlug. Wenn das historische Drama der klassischen Epoche, wie es Schiller ausbildete, die weiteste Perspektive in die Zukunft eröffnet und von der Audienzscene des Marquis Posa bis zu dem Rütlibund im Wilhelm Tell von dem belebenden Hauche der Freiheitsluft durchweht ist, so hätte es für das national-historische Drama, wie es sich die Romantiker herbeiwünschten, keine höhere Tendenz gegeben, als die Rückerziehung der deutschen Nation zu den Idolen der Vergangenheit, die Belehrung von den verderblichen Irrtümern der Gegenwart durch die „Lehren der Geschichte", schließlich die litterarische Vorbereitung zu jener alle Fortschrittsregungen ertötenden Restaurationspolitik, für welche die Publizisten unter den Romantikern, Adam Müller und Gentz, theoretisch wie praktisch mit so schneidigem Eifer eintraten.

Zur Charakteristik Anastasius Grüns.

Nach ungedruckten Quellen.

II.

Unser erster Artikel hat mit der Verlagsgeschichte der Wiener „Spaziergänge", insbesondere mit der Darstellung des Konflikts zwischen Graf Auersperg und Campe geschlossen. In welcher Art die Weidmannsche Verlagshandlung ihre Ansicht über diesen Konflikt abgab, ist einem Schreiben Grüns vom 8. November 1841 zu entnehmen, aus dem folgendes Wesentliche mitgeteilt sein möge:

„Ihre Ansichten über meine Differenz mit Campe müssen von allen unbefangenen und rechtlichen Leuten getheilt werden; aber selbst bei den günstigsten Aussichten auf Erfolg möchte ich mich nicht gerne mit diesem Herrn öffentlich herumbalgen. Der Anblick eines Raufhandels ist immer ein unschöner, wobei nur der im Vortheil bleibt, auf dessen Seite das Unrecht ist, weil er nichts zu verlieren hat. Vorderhand wird Campe, da er meine negative Antwort hat, es nicht wagen, auf eigene Faust eine neue Auflage zu machen; späterhin und unter günstigeren Verhältnissen werde ich mit unantastbarem Rechte auch die „Spaziergänge" in eine Sammlung meiner poetischen Schriften aufnehmen dürfen. Mit dem „Schutt" aber sollen sie darum nicht zusammengedruckt werden, weil oberflächliche Leser in dieser Anordnung einen Zusammenhang suchen würden, der in der That nicht existirt. Die Tendenz der „Spaziergänge" war eine polemische, die Poesie nur der Kriegsmantel, den sie sich umwarf; der „Schutt" aber strebt als Ganzes nur nach poetischen Zwecken, und hat sich die und da ein polemischer Anklang eingeschlichen, so rührte er daher, daß ein Sohn der Zeit von den Fragen und Kämpfen der Zeit nicht ganz unberührt bleiben konnte.

Wenn Sie eine Beschreibung von Merseburg (alt oder neu gilt mir gleich) auftreiben können, etwa einen Wegweiser für Fremde oder dergleichen, so wollen Sie mir dieselbe gefälligst zumitteln; es ist mir Bedürfniß, mich bei einem Helden in die umgebende Lokalität zu versetzen. Leider habe ich es im Jahre 1836 versäumt, Merseburg persönlich zu besuchen."

Wie man sieht, kann sich der Dichter an Quellenarbeit für seine „Nibelungen im Frack" noch immer nicht genugthun. Über die endliche Vollendung des Gedichts berichtet nachstehender, unbatierter, wohl Anfang März 1842 geschriebener Brief:

„Ich habe mich nun entschlossen, das Gedicht, wovon ich Ihnen bereits Mittheilung machte, für sich selbstständig drucken zu lassen. Es führt den Titel „Nibelungen im Frack," wird aber, wenn wir splendid drucken, nicht über achtzig Seiten stark werden. Ich sende es Ihnen bestimmt längstens in vierzehn Tagen, Sie können es daher unbedingt im Meßkatalog ankündigen und auch bis Ostern vollenden. Das Ganze ist übrigens ein ganz anspruchsloses Gedicht, weit entfernt von der pausbäckigen Poesie unserer neuesten Olymp-Stürmer."

Die letztere Anspielung richtet sich gegen Herwegh und Hoffmann von Fallersleben, welche damals beide polemische Gedichte gegen Grün hatten erscheinen lassen, weil ihnen der Dichter der „Spaziergänge" noch viel zu wenig radikal war. Dasselbe Schreiben enthält auch die Mitteilung, daß Grün den Versuch machen wolle, die dritte Auflage des „Letzten Ritter" in Österreich erscheinen zu lassen, falls die österreichische Censur das Buch in seiner Integrität abzudrucken gestatte. „Da ich jedoch daran sehr zweifle, möchte ich schon jetzt bei Ihnen anfragen, ob Sie zur Übernahme dieser dritten Edition unter obiger Voraussetzung geneigt wären."

Weidmann war dazu bereit. Das Manuskript wanderte gleichwohl an die k. k. Censur. Was den Dichter dazu bewog, ist nicht ganz klar. Wir können nur vermuten, daß ihn seine Familie, besonders die Verwandtschaft seiner Gattin dazu drängte, durch die Bezeigung des guten Willens, sich unter die österreichische Censur zu stellen, den Fürsten Metternich und die Hofkreise zu versöhnen. In der That war das Buch zu diesem Versuche sehr wohl geeignet, da es ja die durchaus loyale Verherrlichung eines Habsburgers ist. Gleichwohl legte die österreichische Censur ihr Veto ein, was allerdings unbegreiflich ist, aber bei einer Behörde, bei welcher die Unvernunft Prinzip war, nicht verwundern darf. Nachdem das Manuskript ein Jahr lang auf Entscheidung gharrt, erfolgte endlich im Juli 1843 ein abweisender Bescheid, der dann im September desselben Jahres dem Verleger auch ausgefertigt wurde. Die nächsten Briefe erwähnen dieses „Decisums" der Censurstelle wiederholt und Grün teilt es auch dem Leipziger Freunde mit. Leider liegt es unserem Brief-Konvolut nicht mehr bei, was sehr bedauerlich ist, da es sicherlich ein höchst interessanter Beitrag zur Geschichte der öster-

Digitized by Google

reichischen Censur wäre, zu erfahren, aus welchen Gründen es in Österreich verboten war, den Kaiser Maximilian und seine Braut Maria von Burgund im Jahre 1843 zu feiern. Die dritte Auflage erschien im Weidmannschen Verlag. Den Briefen aus dieser Zeit seien noch nachstehende, für die Persönlichkeit des Dichters und seine litterarische Stellung charakteristische Zeilen entnommen:

„Eine Ankündigung der neuen Auflage des „Schutt“ mittelst der in Österreich viel gelesenen Allg. Zeitung von Augsburg wäre in unserem beiderseitigen Interesse um so wünschenswerther, als kein inländisches Blatt jenes von der k. k. Censur damnirte Buch anzeigen darf.

Ich stehe hier jeder literarischen Berührung so fern, daß ich Sie wohl ersuchen darf, mir zu sagen, was es in Deutschland für Journale oder Vierteljahrsschriften, Almanache ꝛc. giebt, in welchen ein bescheidener Autor ohne Bedenken ein etwas größeres, für selbstständigen Druck aber doch zu kleines Gedicht einrücken lassen könnte. Existiert Mundts „Freihafen“ noch und in welchem Rufe steht er?“ (Es handelte sich dabei um eine Sammlung der historischen Stücke aus den Volksliedern aus Krain, welche dann in Hormayrs Taschenbuch erschienen.)

„Endlich bin ich in der Lage, Ihnen die zur vierten Auflage neu hinzukommenden Gedichte zu übersenden. Leider ist dieser Zusatz weder qualitativ noch quantitativ genügend ausgefallen. Gefallen Ihnen diese neuen Zusätze nicht, so lassen Sie dieselben ganz weg. Ich habe selbst kein Urtheil darüber und leider keinen kritischen Freund und Rathgeber in meiner Nähe.“ (Die Sendung bestand aus den „fünf Gedichten aus Gastein“ und der Romanze „Ein Schloß in Böhmen.“)

Zur Charakteristik des Menschen seien folgende Stellen mitgeteilt:

„. . . Man muß mich in der Ferne für sehr reich und sehr wohlthätig halten, da ich ziemlich oft aus den entferntesten Gegenden Deutschlands von mir ganz unbekannten Männern um Unterstützungen und mitunter um sehr namhafte Beträge angegangen worden bin. Wollte Gott, ich könnte allen mir hierlands bekannten Armen helfen, indessen möchte ich doch das zu mir gefaßte, mich ehrende Vertrauen eines Entfernten um keinen Preis mit Liebllosigkeit oder Gleichgiltigkeit erwidern. In dieser Lage bin ich nun gegenüber einem Herrn Dr. (folgt Name und Adresse), welcher mir einen verzweiflungsvollen Brief mit dem Ersuchen um 200 Thaler zusandte. Wenn Sie den Mann kennen oder wenigstens mir zu Gefallen kennen lernen wollen und es erweist sich unwiderleglich, daß er ohne eigenes Verschulden in Not gekommen oder ein von dem Untergang zu rettendes wahrhaftes Genie ist, so bitte ich Sie, ihn von meinem Honorar nach Ihrem billigen Ermessen zu unterstützen. Ist's aber ein gewöhnlicher Lump, so will ich nicht sein Dupe sein. Nur bitte ich Sie, mit der größten gewissenhaftesten Discretion dabei zu Werke zu gehen, da ich, wo ich nicht helfen kann, wenigstens nicht verletzen möchte. In jedem Falle bleibt die Sache unter uns.“

Ähnliche Beispiele edelsten Zartgefühls lassen sich aus Grüns Leben zu Dutzenden anführen. Nicht minder ehrenvoll für den Menschen ist die nachstehende auf Hoffmann von Fallersleben bezügliche Stelle:

„Mögen Sie sich in Ihrem Verhältnisse zu Hoffmann von Fallersleben durch keinerlei Rücksicht auf mich zu einer ihm unangenehmen Zurückhaltung bestimmen lassen. Es thäte mir wirklich leid, wenn der ohne dies über Gebühr Verfolgte für sein an mich gerichtetes Gedicht auf eine andere Weise gestraft würde, als daß er es mit der Zeit selbst für eine Läpperei halten müsse. Sein herbes Schicksal hat mich mit ihm um so leichter wieder versöhnt, als ich ihm sonst längst seiner altdeutschen Sündien wegen Dankbarkeit und Achtung zolle. Mag er in Zukunft bessere Gedichte schreiben als jenes, das sich mit meiner Wenigkeit befaßt, und das mit dem Herwegschen gleichen Inhalts, dem es an poetischem Gehalt nicht das Wasser reicht, nur die Leichtigkeit und Naivetät gemein hat, mit der sich Beide und so Manche nach ihnen aus einem Zeitungsnotizlein (dieser Born moderner Poesie!) begeistern und berauschen.“

Am 5. Mai 1843 geht endlich das Manuskript der „Nibelungen im Frack“ mit einem Begleitschreiben nach Leipzig, dem wir folgende Stelle entnehmen:

„Bezüglich der Correctur muß ich das Büchlein Ihrer gütigen Sorgfalt anheimstellen, da es mir nicht möglich ist, das Beispiel meines Freundes Lenau zu befolgen, der zu jeder Correctur seiner Schriften nach Stuttgart reist, und somit gehe es seinem Schicksale entgegen!

Ich stimme Ihnen vollkommen darüber bei, daß es am besten ist, für seine sämmtlichen Schriften nur einen Verleger zu haben. Darum bot ich Alles auf, um Campe zu gütlichem Abweichen von seinen Verlagsrechtsanmaßungen auf die „Spaziergänge“ zu vermögen. Da er dazu in keiner Weise zu bringen ist, wie wäre es, wenn wir sie bei der nächsten Auflage der „Gedichte“ diesen als eigene Rubrik einverleibten? Ich glaube, auch in diesem Fall kann Campe nichts dagegen rechtlich einwenden. Meine sämmtlichen Schriften zu sammeln, scheint mir noch zu früh, da ich noch productive Kraft in mir zu spüren glaube, mit dem Wiederabdruck der „Spaziergänge“ aber noch einige Jahre zu warten, scheint mir ebenso unpassend. Entscheiden Sie gefälligst über diese meine Ansicht.

Viel Dank für die mir übersendeten Werke aus Ihrem Verlag! Apropos, wie kommt es denn, daß der edle Hitzig Chamissos Urteil über mich, respective den poetischen Wert des Schlußgedichts in den „Fünf Ostern,“ das er doch in seinem Aufsatz über Chamisso in der Allgemeinen Zeitung unbedenklich mitgetheilt hatte, jetzt in der Sammlung der Schriften Chamissos bei dessen Charakterisirung, in die doch das Meiste aus jenem Aufsatze übergegangen ist, unterdrückt hat, obwohl beinahe das Schlagwort beibehalten wurde, an das sich dort jenes Urtheil geknüpft hat.*) Ich entbehre herzlich gern alles müßige Lob, aber ein anerkennendes Wort von Chamisso ist mir so gewichtig, daß es mich oft in Momenten der Verstimmung und Niedergeschlagenheit zu kräftigen und zu erheben vermochte.“

Für Grün charakteristisch ist es, daß er niemals

*) Vergl. „Leben und Briefe von Adalbert von Chamisso“. Herausgegeben von Julius Eduard Hitzig. Zweiter Band. S. 303 ff. (Leipzig. Weidmann 1839.)

Digitized by Google

Adressen für Recensionsexemplare angiebt; seine Wünsche bezüglich der Versendung der „Nibelungen im Frack“ betreffen nur Dichter, darunter Pfitzer, Uhland, Schwab und Rückert.

„Das Büchlein,“ schreibt der Dichter, „wird sonderbare Schicksale haben. Ich habe dies vorausgesehen und mich davon jetzt in Wien überzeugt. Während Jene, die ein Gedicht um seiner selbst willen lesen, es für die beste meiner Arbeiten erklären, mühen sich Andere und leider die Mehrzahl ab, nach etwas Verborgenem oder Verhülltem darin zu suchen, das sie natürlich nicht finden, da es nicht hineingelegt wurde. Habent sua fata libelli. Was hören Sie darüber und wie geht es im Handel?“

Fast gleichzeitig mit diesem neuen Buche erscheint die sechste Auflage des „Schutt“ und die dritte Auflage des „Letzten Ritter.“ Für die letztere wünscht Grün Vignetten seines Freundes, „des genialen, erfindungsreichen und poetisch-schöpferischen Malers von Schwind, dermalen in Karlsruhe“ beigegeben, doch muß davon angesichts der Kürze der Zeit abgesehen werden. Während diese Bücher fortgesetzt den lebhaftesten Beifall finden, ist die Aufnahme der „Nibelungen“ seitens des Publikums und der Kritik eine ziemlich kühle. „Kühnes und Laubes Besprechungen“, schreibt Grün darüber unter anderem, „sind mir bereits zu Gesichte gekommen, beide sind recht wohlmeinend, aber von sehr einseitigen Standpunkten ausgehend; komisch ist nur, daß die Herren Norddeutschen mit einem gewissen Entêtement mich zum Alpensohn, zum Bewohner rauhen Hochgebirgs und Felsen machen, während ich mitten in Rebenhügeln unter einem fast italienischen Himmel wohne und das Hochgebirge nur in blauer Ferne zu sehen bekomme.“

Einige Wochen später schreibt der Dichter über den gleichen Gegenstand:

„Wegen der Gutzkowschen Recension haben Sie vollkommen Recht, sich darum bei Campe nicht zu verwenden. Sagen Sie mir nur, ist sie günstig oder ungünstig, ich möchte beinahe Letzteres vermuthen. Leider rennen sich die meisten Recensenten bei den Expectorationen im Eingang fest; an ein Eingehen in das Gedicht selbst und in dessen Grundidee ist gar nicht zu denken. Obendrein wissen die wenigsten Leser, was sie aus dem Ganzen machen sollen, ob es Spaß oder Ernst? Vergötterung eines Namens oder Persiflage? Es wäre noth, man schriebe zu seinem Gedicht gleich den Kommentar.“

Daneben beschäftigte den Dichter das Verhältnis zu Hoffmann und Campe immer wieder. Auf Weidmanns Anfrage, ob sich die „Spaziergänge“ nicht in die fünfte Auflage der „Gedichte“ aufnehmen ließen, antwortet Grün:

„Das wäre nach meinem Dafürhalten nur ein Nothbehelf, ein Ausweg, um sich jedenfalls gegen den von Campe angedrohten Prozeß sicher zu stellen. Die Separatausgabe wäre nach meinem Geschmacke und der Aufgabe und Färbung des Buches, das unter meinen Schriften einen eigenthümlichen, gewissermaßen isolirten Platz einnimmt, in jeder Hinsicht entsprechender. Nur im schlimmsten Falle würde ich die Einverleibung der „Spaziergänge“ in die Gedichtsammlung veranlassen. Dieselbe ist in ihrer gegenwärtigen vierten Auflage schon umfangreich genug, kommen nun nebst einigen seither entstandenen Gedichten noch die „Spaziergänge“ hinzu, so schwillt der Band dann wirklich zu einer unförmlichen Beleibtheit an.“

In ihrer Erwiderung auf dies Schreiben spricht sich die Weidmannsche Handlung gleichfalls entschieden für eine Separatausgabe aus und teilt mit, daß sie ihrerseits der Klage Campes mit Ruhe entgegensehe. Hierauf sendet der Dichter das druckfertig gemachte Manuskript und fügt hinzu:

„Nach Ihrem Wunsche liegt meine Erklärung in Betreff des Verlagsrechts zu Ihrem beliebigen Gebrauche bei, nur bitte ich Sie, einen Prozeß mit Campe, in welchen meine Person hineingezogen würde, nach Thunlichkeit zu vermeiden und wenn Sie unserer Sache nicht ganz gewiß sind, lieber die „Spaziergänge“ unter die „Gedichte“ aufzunehmen, in welchem Falle sie darin eine eigene Abtheilung unmittelbar vor der Section „Zeitklänge“ bi den müßten. Doch thun Sie dies nur im schlimmsten Falle, wenn es keinen andern Ausweg giebt, denn wie ich Ihnen bereits unlängst mitgetheilt, wäre mir das separate Erscheinen am angemessensten. Ich wollte auf dem Titel des Büchleins meinen Dichternamen nennen, doch habe ich dies auf Anrathen einiger Freunde unterlassen, die darin eine Art direkt herausfordernden Trotzes gegen unsere Regierung zu sehen glaubten und ich mußte ihnen insofern Recht geben, als mir dieser Schritt persönlich Unannehmlichkeiten zuziehen könnte, ohne der guten Sache zu nützen, für die ich auch Unangenehmes gerne ertragen wollte. Überdies kennt das Publikum ohnehin meine Autorschaft, auf welche Sie dadurch auch indirekt hinweisen können, daß Sie die „Spaziergänge“ in den öffentlichen Annoncen zugleich mit irgendeiner oder mehreren meiner anderen Schriften ankündigen, wozu sich eben mit der fünften Auflage der „Gedichte“ die beste Gelegenheit ergiebt. Auf die Vermehrung könnten Sie beiläufig mit folgenden Worten aufmerksam machen: „Wir übergeben hiemit diese Dichtungen, welche nach dem Epiloge des bekannten Verfassers mit dem Jahre 1835 ihren historischen Abschluß erhielten, der Lesewelt in einer neuen durchgesehenen und vervollständigten Ausgabe.“

„Sie fragen, ob ich die „Volkslieder aus Krain“ den Gedichten nicht beigeben möchte. Diese Volkslieder sind Übersetzungen und zwar ängstlich treue; schon als solche taugen sie nicht unter meine eigenen Gedichte; auch sind ihrer selbst nach strenger Auswahl noch zu viele. Zum Beispiel gäben sie gut ein selbständiges, nicht zu mageres Bändchen. Obwohl schon fast ganz zum Druck bereit, möchte ich sie sowohl in Ihrem, als in meinem Interesse noch nicht herausgeben. In Ihrem Interesse nicht, weil die Theilnahme des Publikums für Volkspoesie, namentlich slavische, zu gering ist, um Ihnen einen erträglichen Absatz dieses Artikels zu sichern, in meinem nicht, weil man glauben könnte, ich vermöge nicht mehr Eigenes zu schaffen und sei darum unter die Übersetzer gegangen. Vielleicht wenn ich wieder etwas Größeres fertig habe, etwa den „Pfaffen vom Kahlenberg“ lasse ich sie gleichzeitig nebenher erscheinen.“

„Die laue Aufnahme, welche die „Nibelungen im Frack“ bisher gefunden, hat mich, ehrlich gestanden, ein Bischen eingeschüchtert und entmuthigt, denn wenn ich auch bei der isolirten Natur des Gedichtes keinen po-

Digitized by Google

pulären Erfolg erwarten konnte, so hoffte ich doch seinen poetischen Kern, den das Büchlein ebenso gut, wie meine anderen Produkte hat, gelöst zu sehen. Wirklich habe ich auch die Befriedigung gehabt, von poetischen Feinschmeckern — leider sind ihrer nur sehr, sehr wenige! — zu hören, daß sie dies Gedicht allen meinen übrigen vorzögen. Meine Vorliebe dafür — vielleicht eine Schwachheit — ist aber so groß, daß ich wirklich mit Lust und Liebe noch einige Partien des Gedichts noch weiter verfolgen und ausführen möchte, wozu das Stoffliche bereits im Reinen ist, wenn irgend eine Aussicht auf eine neue Auflage vorhanden wäre. Vielleicht bessert sich das bisherige Schicksal dieses Lieblingslindes meiner Muse mit der Zeit und richtigerem Erkennen, wie dies ja auch mit dem „Schutt“ der Fall war, dessen erster Empfang auch nicht der lebhafteste war, wie Sie sich dessen noch gar gut erinnern werden. Wir wollen hoffen.“

Am 30. Juli 1844 schreibt der Dichter über das gleiche Thema: „Gestern fiel mir eine Besprechung der „Nibelungen im Frack“ von Taillandier in der Revue de deux mondes in die Hände und erfreute mich durch das theilweise Eingehen in die Ideen des Büchleins, welches in Deutschland ein so ungünstiges Los erfahren.“

Endlich kann die Separatausgabe der „Spaziergänge“ in Angriff genommen werden. Grün läßt im Auftrage Weidmanns hiezu eine Titelvignette entwerfen. Den Briefen aus dem Jahre 1845 entnehmen wir folgende Stellen:

„Die „Volkslieder aus Krain“ liegen geordnet, mit vorgehenden Noten versehen zum Drucke bereit und ich nehme in Bezug auf dieselben Ihren Verlagsantrag dankbar an, doch will ich sie aus vielfältigen Gründen und keineswegs früher erscheinen lassen, als bis ich mit einem eigenen, selbst geschaffenen Werke, das ich unter der Feder habe, fertig geworden sein werde. Dies wird hoffentlich bis zum nächsten Herbste der Fall; bis dahin müssen sich auch die „Volkslieder“ im Pulte gedulden.“

„Die mitgetheilten Krebsnachrichten über meine Opuscula klingen nicht tröstlich, ich will indeß auch mit Ihnen das Beste um so mehr hoffen, da die Lesewelt mich immer bisher so günstig, ja günstig über Gebühr aufgenommen und behandelt hat.“

„Was eine Sammlung meiner Schriften betrifft, so bin ich mit Ihnen darüber einverstanden, daß es bald Zeit sein möchte, ernstlicher an deren Sammlung zu denken. Das heranrückende Jahr 1846, das mich in seinem Laufe in die Vierzig, dem Aquator des menschlichen Lebens bringt, und das Gefühl und Bewußtsein, zwar noch Einiges und zwar Reiferes, keinesfalls aber Frischeres und Besseres als bisher produziren zu können, wird jenen Gedanken bald zur Reife bringen, doch wünsche ich noch ein paar Jahre Aufschub, um zuzusehen, ob die Sammlung nicht noch durch einige erträgliche Acquisitionen vermehrt werden mag.“

„Eine große Freude, freilich unter sehr traurigen Umständen, ward mir im verflossenen Sommer durch die Bekanntschaft mit Ihrem Schwager Dr. Zeller bereitet. Sie wissen, ich besuchte die Anstalt, die unter seiner Leitung steht, um meinen unglücklichen Freund Lenau wiederzusehen. Dr. Zeller gab damals viel Hoffnung für den Leidenden, aber ich schied mit der gräßlichsten Befürchtung, denn ich habe die „Zerstörung ärger gesunden, als ich geahnt hatte. Einer der edelsten Männer, mein geliebter Freund, ist und, ich fürchte, bleibt unrettbar verloren.“

Mit der Klage über die Krebse kann es Weidmann unmöglich sehr ernst gewesen sein; auch im Jahre 1846 werden neue Auflagen fast sämtlicher Schriften nötig.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

Die Schwertlilie.

Von Detlev Freiherr von Liliencron.

Heut morgen im stechenden Sonnenschein
War ich in endloser Ebne allein.
Ein Glutbrechen hitzte den heißen Sand,
Unsichtbar unbrannt meinen Fuß ein Brand.
Blendend flackte das gnelle Licht,
Das sich in flimmernder Ferne bricht:
Kaum kann ich die Augen offen halten
Durch die gekniffenen Wimpernspalten.
Ein Weidenbusch am verdunstenden Bach
Giebt mir zuletzt ein schattendes Dach.
Dort unter dolchspitzer Schilfblattfamilie
Steht gerecht eine einzige gelbe Lilie;
Das Rohr überhauptend, kalt und stolz,
Hebt sie sich aus dem Dschungelholz.
Als ich mich tegte, hört' ich sie sprechen,
Ich möchte sie schnell vom Boden brechen;
Sie wolle dem Kaiser am Stahlhelm sitzen,
Um mit ihm durch die Länder zu blitzen.
Ich zuckte die Achseln: daß sie beschiede sich sein
Unter ihresgleichen allein;
Der Kaiser käme niemals hierher,
Die einsame Haide wohl jög' ihn nicht sehr.
Dann fielen die Lider mir gänzlich zu
In dieser ungeheuren Ruh'.
Kaum klang noch wo, weit, ich weiß nicht was,
Ein Summen, ein Brüllen, ein Klimmchen im Gras...

Im Schritt kommt der Kaiser vorbeigeritten —
Aus des goldenen Gefolges Mitten
Sprengt an den jungen Großherrn heran
Ein weißhaariger Feldhauptmann
Und verneigt sich tief und zeigt auf die Blume:
Prangt sie, Gebieter, an deinem Kleid,
Bleibt dir der Sieg für alle Zeit. —
Der Kaiser sieht lange die Lilie an,
Sieht lange dann auch auf den alten Mann,
Sieht lange, lange ins Feld hinein:
Die Lilie soll ungebrochen sein;
Meinem Volk und mir wünsch' ich Frieden, Frieden,
Wie dieser Blume so still beschieden.

Digitized by Google

Ich machte auf und schritt nach Haus,
Am Abend doch ging ich noch einmal hinaus,
Da war die prächtige Blume verschwunden.
Wer ist hier gewesen, wer hat sie gefunden?
Im Vorwärtsschlendern durchs flache Land
Kam an ein Hüttchen ich, unbekannt,
Das stand so mutterseelenallein,
Möchte wissen, wer sind die Bewohner sein.
Eine Zither hört' ich klingen im Haus,
Klang sehnsüchtig zu mir hinaus,
Konnte deutlich das Lied unterscheiden:
„Schöne Minka, ich muß scheiden."
Doch schien der Abschied nicht ernst gemeint,
Hat auch kein Auge dessenhalben geweint.
Als ich, schon dunkelte rings die Welt,
Mich draußen ans offne Fenster gestellt,
Schaut' ich zwei Menschen, die saßen gekrennt,
Von ihnen griff einer das Instrument,
Ein schlanker Bursche mit blondem Haupt —
Und die Schöne, die das Herz ihm geraubt,
Lächelt schelmisch ihn an aus dem Großvaterstuhle —
War es ein Bild aus der göttlichen Schule
Benedikter Meister: Armlängs, in der Rechten,
Hochstenglig bis an die schwarzen Flechten,
Hielt sie die gelbe Lilie umfaßt —
Mich dünkte das Hüttchen ein Himmelspalast.

Gedichte

von

R. Zitzer.

Drei alte Lieder.

1.

Was war ein Schlag!
Mein Herze brach
In jähem Jammer und Leide;
Am liebsten ich laut geschrieen hätt'
Wie Laokoon oder Philoktet
Oder sonst ein roher Heide.

Ich aber lern'
Anständig modern
Festklammern die Zähn' im Munde;
Nur leise tropft wie dunkles Blut,
Nur leis' und qualvoll und rastlos die Flut
Der Lieder aus tödlicher Wunde.

2.

Gelächelt hab' ich lang zu meinen Schmerzen;
Mit blut'ger Thräu' im Auge kommt' ich scherzen.
Gespöttelt hab' ich über meine Leiden,
Und philosophisch konnt' ich Fratzen schneiden.
Man wird's zuletzt gewohnt, am Kreuz zu hangen
Und Essig sich als Labetrunk verlangen.
Doch manchmal auch fährt die Geduld zum Teufel;
Des Rubens Schächer kennt ihr ohne Zweifel:
Den Fuß vom blutigen Nagel losgerissen,
Das Fesseltau der Arme halb zerschlissen,
Den aufgesperrten Mund in Schaum und Krämpfen
Seht ihr ihn wütend mit der Marter kämpfen.
Ihr kehrt euch ab: „Wie widrig! wie gemein!"
Das ist die Kunst: grazios gekreuzigt sein.

3.

O wüßt' ich einen Port,
Nur eine Stunde drin zu rasten,
Nur einen einzigen Zufluchtsort!

Schrei' ich am Himmelsthor
Aus tief zerrissner Brust um Gnade —
Dort sieht kein Aug', dort hört kein Ohr.

Nun, Weltweisheit, nun tritt
Hervor und tröste meine Seele;
Ich leide Qual, wie keiner noch erlitt.

Du aber wiegst dein Haupt
Und predigst dein „Ertrag, ertrage!
Stumm muß ertragen, wer nicht glaubt."

Ewige Wahrheit.

Vor Zeiten — es ist lange her,
Hieß blau das Blut und rot das Meer
Und schwarz der Schnee und weiß das Gras;
Doch mit der Zeit verlor sich das:
Das Blut hieß weiß und rot der Schnee
Und blau das Gras und schwarz die See,
Und heute sagen wir wohlgemut:
Blau ist das Meer und rot das Blut;
Doch regelmäßig kleinigte man
Den Kerl, der die neue Auffassung begann.

Ich kann's mir heute nicht versagen,
Ich will mein Leben auch mal wagen;
Ich sag's euch Leuten ins Gesicht:
Die Wahrheit wißt ihr alle nicht.
Das Meer ist weiß, der Schnee ist blau
Und grün das Blut und rot die Au,
Und wird Jan Hagel dasselbe meinen,
Thät's wieder not, es zu verneinen,
Und euer sacrum palladium
Kreist wie ein Wetterhahn ewig um.

Digitized by Google

Spartaner.

Wer kennt den Spartanerknaben,
den heldenhaften Fuchsdieb nicht,
der consequent den Fuchs zu haben
Verneinte vor dem Marktgericht,
Indess' ihn heimlich von den Bissen
des Tiers beinah der Leib zerrissen?

Was inquirirt ihr mich, ihr Leute,
Und späht auf Schritt und Tritt mir nach,
Ob Liebe mir das Herz erfreute,
Ob Leid vielleicht das Herz mir brach?
Ob ich entbehrt, ob ich genossen,
Mit sieben Siegeln bleibt's verschlossen.

Nur manchmal noch, wenn im Gesange
das Herz mir überschäumt vor Pein,
dann glüht die Scham mir auf der Wange,
Spartanerheld, dann denk' ich dein.
O wüßt' ich trotz den Musen allen
Gleich dir zu schweigen und zu fallen!

A. Fitger.

Digitized by Google

Die Erwartung.

Durch Sturm und Regen
Der Liebſten entgegen!
— Die Uhr ſchlägt ſieben —
O Mädchen, wo iſt meine Ruhe geblieben?
All meine Weisheit, all meine Stärke
Verſchwendriſch verpufft wie im Feuerwerke!

Kein Schimmer von Sternen!
Nur Schmutz und Laternen!
— Die Uhr ſchlägt acht —
Die Dämmrung verſank in die ſchwärzeſte Nacht,
Und geſtern ſprachſt du, als ich dich ließ,
So zuverſichtlich: Ich komme gewiß.

Wie pfeift's durch die naſſen
Unwirtlichen Gaſſen!
— Die Uhr ſchlägt neun —
Die Warte-Teufel des Narren ſich freun;
Von glühenden Badeln wimmelt mein Blut,
O, löſche dies Herz, du himmliſche Flut!

Die Tropfen ſchlagen,
Die Flocken jagen,
— Die Uhr ſchlägt zehn; —
Nun iſt's um die letzte Hoffnung geſchehn.
Die Fauſt aufs zuckende Herze gepreßt,
Und ſchleiche nach Haus in das froſtige Neſt!

In einſamer Zelle
Ein ſtummer Geſelle,
— Die Uhr ſchlägt elf —
O daß ihm freundlich die Muſe helf',
Von heimlichen Qualen und Schmachten und Sehnen
Sein Herz zu entladen in Liedern und Thränen.

Schüler und Lehrer.

Schüler.

Wie gut gefiele mir die Welt,
Wär' ſie nicht gar ſo ſchlimm beſtellt,
Und koſtete nicht jede Freude
Ihr volles Maß von Herzeleide!
Für A. Gewinn, für B. Verluſt,
Für A. „ich darf", für B. „du mußt".
Und wo das kleinſte Blümlein ſich
Entfaltet, modert ſicherlich
An ſeiner Wurzel in der Erde
Ein übler Stoff, daran ſich's nährte.
Ich werde nur zufrieden ſein,
Wenn's lauter Luſt erſt giebt und keine Pein.

Lehrer.

Mein Sohn, liebſt du dein Mädel nicht,
Das treue Aug', das roſige Geſicht,
Die Wohlgeſtalt vom Wirbel bis zur Zeh'?
Und warſt du wohl ſo unäſthetiſch je,
Das holde Bild mit Lung' und Eingeweiden
Und gar mit dem Skelett dir zu verleiden?
Die Bruſt, die ſelig du an deine drückſt,
Das Haupt, das du mit tauſend Kränzen ſchmückſt,
Die Lippen, dran du hängſt mit durſt'gen Küſſen, —
Hat es dich je gedrängt zu wiſſen,
Was für Subſtanzen ihrer Formenpracht
Den unnennbaren Zauber beigebracht?
Ach, was du liebſt — weh, wenn du es ſezierſt,
Und liebe nicht, was du anatomierſt.

Das Klügſte.

Lege dich ins Helle,
Zieh die Decken um dich her;
Draußen heult der wilde Sturm,
Draußen brüllt das Meer.

Du biſt ſatt und trocken;
Schlaf doch ein, es iſt ſchon ſpät;
Frage nicht, was in der Nacht
Draußen untergeht.

Wie es lobl und wellert!
Sterben in der ſalzen See!
Drück dich in den Federpfühl, —
Thut's doch dir nicht weh!

Ruhe, träume, ſchlafe;
Kümmert dich der fremde Schmerz?
Kümmern dich die andern Leut?
Schweig, rebelliſch Herz!

Digitized by Google

A. Fitger.

Von Georg Brandes.

Unter den hervorragenden Schriftstellern Deutschlands sind es nicht wenige, die der Stadt Bremen angehören. A. Lammers, einer der Redakteure dieser Stadt, ist eine Autorität auf dem Gebiete, welches man in früheren Tagen das gemeinnützige nannte; Fragen der Verwaltung, der Schule, der Hausindustrie, der Stellung der Frauen sind ihm vertraut wie wenigen. Der berühmte Übersetzer Byrons, Otto Gildemeister, nächst Paul Heyse oder neben ihm Deutschlands größter Sprachkünstler, ist einer der Senatoren der Stadt und Vertreter derselben im Bundesrate des deutschen Reiches. Nachdem er lange Bürgermeister der Stadt Bremen gewesen, teilt er jetzt seine Zeit zwischen der politischen und der litterarischen Thätigkeit. Er war viele Jahre Chef-Redakteur der Weser-Zeitung, welche unter seiner Leitung das wurde, was sie noch jetzt ist, eines der besten Blätter Deutschlands; er schreibt noch immer für diese Zeitung, und man kann wohl sagen, daß schärfer zugespitzte und feiner empfundene Artikel als die seinigen, in der deutschen Presse nicht zu finden sind. In Gildemeister steckt ein großes Stück von einem Poeten; ein Feuilleton, ein Vortrag von ihm sind Leckerbissen, auf die man sich vorher freut und die man in der Erinnerung genießt. Aber er ist eine so kritische Natur, daß er selten einen Essay veröffentlicht und fast niemals Dichtungen drucken läßt. Er will nichts erscheinen lassen, das nicht den Stempel der Vollkommenheit an sich trägt, und er weiß, daß dies bei seinen Übersetzungen von Dichterwerken der Fall ist. Er hat treffliche Übersetzungen von Ariosts „Rasendem Roland“ und Dantes „Göttlicher Komödie“ veröffentlicht, und sicherlich muß man die Geduld und die Begeisterung bewundern, welche solche Werke zu Ende führen, aber man kann dennoch eine gewisse Verstimmung nicht unterdrücken, seltene Fähigkeiten an Aufgaben verwendet zu sehen, welche dieselben nicht ganz erschöpfen. Die Unproduktivität, welche die strenge und stolze Selbstkritik erzeugt, ist allerdings der ununterbrochenen und schwatzhaften Produktivität der Selbstgefälligen vorzuziehen, aber sie ist, wie alle unnötige Unfruchtbarkeit, unerfreulich. In allem, was Gildemeister selbst schreibt, liegt als Grundzug eine feine, teils angreifende, teils abwehrende Ironie.

Eine weit reichere und weit weniger gezügelte Künstlernatur ist Arthur Fitger. Er hat sich sowohl als Maler wie als Dichter einen Namen erworben, aber er hat diese beiden Talente nicht gleichmäßig gepflegt. Er war ursprünglich Maler, hat sich immer sein Brot durch seine Gemälde erworben und hat nur in jenen späten Abendstunden gedichtet, die seine emsigen und eifrigen Atelier-Arbeiten ihm übrig ließen; nichtsdestoweniger ist er als Poet größer geworden denn als bildender Künstler.

Fitger ist am 4. Oktober 1840 geboren und widmete sich seit 1858 zuerst in München, dann in Antwerpen und Paris der Malerei. Von 1863 bis 65 verweilte er in Rom; bis zum Jahre 1869 hielt er sich abwechselnd teils in Wien, teils in Berlin auf. Seither hat er seinen Wohnort in Bremen und wird, obgleich nicht in der Stadt selbst, sondern in Oelmenhorst im Oldenburgischen geboren, nicht nur als eingeborner Bremenser, sondern als der Mann betrachtet, mit dem die lokale Ehre der Stadt in hervorragender Weise verkettet ist. Dies geht aus zahlreichen kleinen Zügen hervor; man stellt ihn, wo immer man kann, an die Spitze litterarischer und künstlerischer Unternehmungen und man hat ihn, gegen seine Neigung, zum Vorsitzenden des Bremener Künstlervereins gewählt. In einem Toast bei der „Schaffer“-Mahlzeit wurde er „unser Arthur Fitger“ genannt, und doch lebt er wie ein Eremit und verkehrt mit niemand.

Auf die Frage, warum er sich für immer in einer Stadt an der äußersten Grenze des Reiches niedergelassen habe, in einer Stadt, wo außerhalb seines Ateliers kein sonderliches künstlerisches Leben zu finden ist, antwortete er einmal lächelnd: „Welche andere Stadt würde solche Wände zu meiner Verfügung stellen?“ Die Antwort ist für das herzliche, naive Entgegenkommen bezeichnend, durch welches die Stadt einen so seltenen Menschen und ein so hervorragendes Talent zu bleibendem Aufenthalt in ihrem Weichbild vermocht hat. Wo es monumentale und dekorative Arbeiten auszuführen gab, wurden sie Fitger übertragen. Er hat den Rathauskeller dekoriert, er hat zwei große Bilder für die Rembertuskirche („der verlorene Sohn“ und „der barmherzige Samaritaner“) gemalt, man hat ihm die Ausschmückung des großen Treppenhauses in der Börse übertragen, und er hat den großen Festsaal des „Seefahrt“-Hauses mit neuen vortrefflichen Gemälden geschmückt. Wenn man erwägt, wie oft eine kleine Stadt in dem Umstande, daß ein hervorragender Geist sich in ihr Bereich verirrt hat, nur eben die Veranlassung sieht, denselben auf das nachdrücklichste zu quälen und zu demütigen, so liegt in der verständnisvollen Haltung der alten Hansestadt Fitger gegenüber etwas Rührendes. Und die Anerkennung für diese Haltung nimmt zu, wenn man bedenkt, daß Bremen eine in vielen Beziehungen spießbürgerliche alte Stadt ist, bekannt durch ihre ehrbare und altmodische Religiosität, und daß Fitger einer der rücksichtslosesten und aufrührerischsten Geister in der deutschen Poesie ist. Aber die Besten, in deren Hände der Wille der Stadt liegt, gestatten nicht, daß sich Unwille gegen seine Geistesrichtung erhebt. Man ist stolz auf ihn, und das mit Recht.

Kein wirklicher Kritiker wird Fitgers Wesen kennen lernen, ohne stark von ihm gefesselt zu werden. Wer mit ihm spricht, eines seiner Gedichte liest, oder eines seiner Bilder sieht, hat das seltene und wohlthuende Gefühl, dem Echten von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu stehen. Wer hat wohl mehr als der Kritiker die Gelegenheit, das Unechte, das Hohle zu studieren! Er muß alle

Digitized by Google

Tage darin waten. Daher klopft sein Herz bei der Begegnung mit dem Echten. Wo ihm das ursprünglich Menschliche, der vollwüchtige Menschenadel kräftig in Leben und Kunst entgegen tritt, da braucht er durchaus nicht die Lebensanschauung zu teilen oder persönlich mit der Kunstrichtung zu sympathisieren, um eine Freude darüber zu empfinden, welche die Bedenklichkeiten überwindet und die Einwendungen neutralisiert.

In Heyses Roman „Im Paradiese“ wird uns ein Künstler, Namens Kohle vorgeführt, welcher für Hölderlin schwärmt und täglich davon träumt, ungeheure Kartons mit mythologischen Figuren anzufüllen. Als er seinem geistigen Antipoden, dem Maler Rossel, seine Ideen zu einer Reihe von Gemälden über die Venus von Milo entwickelt, erhält er die Antwort: „Alle guten Geister, Sie sind ja aber ein Dichter, Kohle!“ — „Ein Dichter?“ — erwidert dieser mit wehmütigem Lächeln. „Da sehen Sie, wohin wir heutzutage gekommen sind. Wenn sich unsereiner einmal einfallen läßt, sich was einfallen zu lassen, was über einen pfeifenden Schusterjungen, eine badende Nymphe oder eine historische Haupt- und Staatsaktion hinausgeht, gleich muß er sich „Dichter“ schimpfen hören.“

Fitzger ist ein Maler, wie Kohle es ist, und ebenso ein Dichter wie er, aber sowohl mehr Maler als auch mehr Dichter. Kohles innerster Wunsch ist es, sich einmal recht nach Herzenslust auf einer hundert Fuß langen Mauer mit dem Freskopinsel in der Hand austalen zu können, und man neckt ihn mit dem Ausruf, der ihm einmal gelegentlich entschlüpft: „Mein Leben für eine nackte Wand!“ Man erinnert sich dieses Wortes, wenn man Fitzgers Dankesworte gegen Bremen hört. Aber außer dem poetischen und phantastischen Elemente ist in Fitzgers Gemälden ein starkes dekoratives Element. Nachdem er glücklich durch eine Schule gegangen war, wo im Geiste Cornelius' aller Wert darauf gelegt wurde, den Bleistift richtig und mit Pathos führen zu können, warf er sich mit jugendlichem Feuer in die Freude an der Pracht der Farbe. Zwei Grundzüge machen sich in seinem künstlerischen wie in seinem dichterischen Wesen geltend: ein grübelnder philosophischer Hang und eine heidnische Naturfreude. Als Denker ist er melancholisch radikal, als Heide fromm und schönheitsliebend. Als bildender Künstler ist er echt deutsch, ursprünglich veranlagt, Idealist und Mythologe zu sein und zumeist durch die Idee zu wirken; da er aber im Besitze der Mittel seiner Kunst ist, erzielt er außerdem eine sehr bedeutende dekorative Wirkung

Seine großen Gemälde, die vier Weltteile darstellend, wirken durch eine tiefe, diskret ausgedrückte Poesie. Asien ist als eine ehrwürdige entthronte Königin gemalt, welche mit einem großartigen und doch schlichten Ausdruck von Ernst und Treue in allen Mienen und in schöner Haltung des Körpers von ihrem Throne herabsteigt. Amerika ist als junges, kräftiges Weib dargestellt, von dessen nacktem und schönem Oberkörper der Schleier zurück geworfen ist, und welches mit einem Blick, den man nicht vergißt, — dem hoffnungsreichsten Blick, den man sehen kann — in den Raum hinausspäht, während es seine beiden Knaben, das Kind der weißen und der roten Rasse, an sich zieht. Eine ähnliche Poesie umweht Australiens noch halb verschleierte und halb bedeckte junge Frauengestalt, die, scheu und unentwickelt, noch nicht auf den großen Schauplatz getreten ist . . Vortrefflich gelungen sind auch die Darstellungen der vier Winde. Dieselben sind als männliche Gestalten mit einem Gefolge von Jünglingen dargestellt. Am besten gelungen sind der Wüstenwind, der trockene, heiße, verzehrende Scirocco in seinem gelben Gewande, und der Westwind mit seinem Gefolge; man fühlt eine Art milden und mächtigen Sausens aus der Malerei hervordringen und verspürt an der Beschaffenheit der Luft, wie der Regen bald in reichen, fruchtbaren Strömen herniederfallen wird.

Diese großen, dekorativen Bilder haben kein modernes Kolorit, sondern nur so viel Farbe als nötig ist, um die malerische Idee des Bildes in ihrer Gesamtheit hervortreten zu lassen. Das Kolorit stimmt zu des Malers Intention; alles ist harmonisch und befriedigend.

Das Gleiche darf von den beiden kleineren Wandgemälden gelten, von welchen das eine eine Meernymphe, das andere die Dioskuren darstellt, welche den Seefahrern das St. Elmsfeuer entzünden. Beide befinden sich im Börsengebäude. Es liegt etwas besonders Schönes in der Art, wie die Gestalten der Dioskuren den Raum füllen und wie sie ihre Köpfe gegen einander neigen. Dagegen will es mir scheinen, als ob Fitzger in dem großen Gemälde, welches von diesen kleineren Bildern umgeben ist — dasselbe stellt die Heimkehr eines Schiffes nach Bremen dar; ein Gemälde mit vielen nackten Nymphen und Amoretten im Wasser und in den Lüften — eine stärkere Farbenwirkung à la Makart habe erreichen wollen und als ob das, was er dabei gewonnen hat, in keinem Verhältnisse zu dem stände, was er verloren. Er ist nicht Maler genug, um seine Stoffe von dieser Seite auszupacken. Er thut seinem Wesen Gewalt an, oder richtiger er benutzt nicht die besten Kräfte seines Wesens, wenn er die sinnliche Farbenglut anstrebt. Es scheint hier, als habe ihm der Blick dafür gefehlt, daß es in der Kunst kein absolut Bestes giebt, sondern daß für jede Individualität nur die Vorzüge ein Gutes sind, welche ihm seiner Art zufolge natürlich erreichbar sind, da es ja das höchste, das einzig unbedingte Gesetz ist, sich selbst treu zu bleiben.

Nach meiner Auffassung ist Fitzger, wie schon angedeutet, weit bedeutender als Dichter denn als Maler, obschon er der Dichtkunst eine viel geringere Zeit gewpfert hat.

Er hat als Dichter eine Fähigkeit, die seinem Blicke als Maler für die dekorative Wirkung entspricht, nämlich ein nicht gewöhnliches Gefühl für den großen dramatischen Effekt.

Mit seinem Drama „Die Hexe“ hat er seinen ersten durchschlagenden Erfolg erzielt. Es ist ein gedankentiefes und in psychologischer Beziehung hervorragendes Stück. Die Charakterzeichnung ist deutlich und interessant, und die Mängel sind solche, welche in Deutschland weniger Anstoß erregen als anderwärts. Die Handlung spielt während des dreißigjährigen Krieges, aber der historische Ton ist nicht durchgehends festgehalten; ab und zu wird der historische Stil von modernen Anschauungen und Redensarten unterbrochen; außerdem ist die Sprache allzu pathetisch und deklamatorisch; man fühlt hier heraus, daß der Verfasser ein Landsmann Schillers ist. Daß aber das Drama dennoch mit so großem Beifall auf den verschiedensten deutschen Bühnen gegeben worden, beständig wiederholt wird und nur in einzelnen Städten (wie

Digitized by Google

z. B. in Wien) seines antiklerikalen Geistes wegen nicht zur Aufführung gekommen ist, dafür liegt die Ursache in der echt dramatischen Anlage des Stückes, welches in einer Hauptscene am Schlusse des vierten Aktes gipfelt. Thalea hat Edzard, welcher Offizier im Heere der Protestanten ist, all die vielen Jahre hindurch, wo sie nichts von ihm gehört hat, innig und treu geliebt. Als sie endlich glauben muß, daß ihr Bräutigam gefallen sei, nimmt sie ihre Zuflucht zu den Studien, als einem Trost in ihrem Kummer, und unter Anleitung eines alten, aus seinem Lande vertriebenen, freidenkenden Juden erwirbt sie sich eine hohe wissenschaftliche Bildung. Da wird plötzlich der Friede verkündet, der Friede nach dreißigjährigem ununterbrochenem Krieg, der Friede, den weder Jüngling noch Jungfrau jemals gekannt, und mit dem Frieden zugleich wird Edzards Heimkehr gemeldet. Da ist es Thalea, als solle sie vor Glück vergehen, als er in ihre Arme eilt; ihre Bücher, ihre Studien erscheinen ihr plötzlich so leblos und gleichgültig wie der Schädel, welchen sie zum Ärger der Gläubigen der Nachbarschaft auf ihrem Arbeitstische liegen hat. Aber es zeigt sich, daß sie nicht ungestraft ihren Geist in einer barbarischen Zeit entwickelt hat. Edzard trifft sie nicht mehr so, wie er sie verlassen; sie ist nicht mehr das naive Kind, welches er geliebt; er findet jene, von der er vor zehn Jahren Abschied genommen, in ihrer jüngeren Schwester, der lieblich aufblühenden Almuth, wieder. Ihre unschuldige Seele stimmt zu seiner kühnen Soldatenseele und sie hat nichts dagegen, ihn in die Kirche zum Tedeum zu begleiten; sie nimmt im Kirchenstuhle den Platz ein, wo er einst an Thaleas Seite gesessen.

Aber ihn bangt vor seinen Gefühlen für Almuth, er bezwingt sich, entsagt und will als Mann sein Wort der Verlobten halten, ohne daß Thalea etwas ahnen soll. Und Thalea bedarf mehr als irgend ein anderes Weib eines Beschützers. Denn ein wilder Fanatismus entbrennt von allen Seiten um sie her unter den Bewohnern der Gegend, angeschürt von katholischen Emissairen und den heimgekehrten protestantischen Soldaten in Edzards Gefolge. Den Gläubigen graut vor ihrer Beschäftigung mit einem unbegrabenen Totenschädel; man entsetzt sich über ihr langjähriges Fernbleiben von der Kirche und deren heiligen Sakramenten, man ist überzeugt, daß sie eine Hexe ist, und ihr Leben ist bedroht.

So hat der Glaube Verbreitung gefunden, daß sie an ihrem Hochzeitstage als Edzards Braut die Kirchenschwelle nicht werde überschreiten können. Sie nähert sich derselben an seiner Seite, die Erwartung ist aufs höchste gespannt. Da sinkt sie zusammen, nicht, wie die Menge glaubt, weil sie in ihrem Irrglauben vor dem Altare zurückschreckt, sondern weil sie im entscheidenden Augenblicke von dem Gefühle überwältigt wird, das sie lange gehegt, daß Edzards Herz ihn zu Almuth ziehe und er sich nur aus Pflicht mit ihr vereine. Dieses Doppelspiel, diese Dialektik, daß Thalea zusammensinkt, wie erwartet wurde, aber durchaus nicht aus den angenommenen Gründe, ist im höchsten Grade dramatisch. Und die Wirkung wird noch gesteigert, als der alte Priester die Bibel emporhebt, um die vermeintliche Hexe zu beschwören, und die Fanatiker rufen, daß sie erst zeigen möge, ob sie des Schutzes der Bibel würdig sei, indem sie auf dieses Buch schwören solle, daß die Wissenschaft, welche sie treibe, von Gott sei und zu Gott führe. Da zerreißt Thalea in hoher Begeisterung die Blätter der Bibel und läßt sie vom Winde fortwehen. Sie hat die schönen Erzählungen dieses Buches von Kindheit an als ewig sprudelnde Quelle der Poesie, als unerschöpflichen Weisheitsschatz geliebt; soll es aber das Band sein, welches ihren Geist festhält, dann zersprengt sie diese Fessel in edlem Trotz.

Ein nicht weniger imponierender vierter Akt-Schluß findet sich in dem Drama „Von Gottes Gnaden“, welches zur Zeit der großen Revolution in einem deutschen Kleinstaat am linken Rheinufer spielt. Die junge Fürstin hat ihren Jugendgespielen, den Mann aus dem Volke Förster Wolfgang, geehlicht. Kaum aber hat er sein abenteuerliches Hochzeitsglück zu genießen begonnen, als er unter der Verachtung zu leiden beginnt, mit der alle auf ihn, den Unterthan seiner Gemahlin, seines Weibes Mann herabsehen und hierzu kommt, daß sein Herz nicht nur für das arme leidende Volk schlägt, für welches auch die Fürstin ein warmes Gefühl hat, sondern daß er auch die Empfindungsweise seines Weibes, den Trieb ihres Blutes, den Drang ihres Willens nicht versteht und die Manneszucht unter den Truppen, die souveräne fürstliche Autorität nicht aufrecht zu erhalten vermag. So wird das Band zwischen ihnen gelockert, und Wolfgang stellt sich auf die Seite des Aufruhrs gegen seine eigene Frau.

Die Revolution siegt und mit erhobenem Haupte, im vollem Schmuck, den Purpurmantel um die Schultern, die Krone auf dem Haupte erwartet Anna Leonore in ihrem Schloßsaale den wilden, siegreichen Pöbel, der ihre Schweizer niedergemacht hat. Sie zittert mehr vor dem Schmutz seiner Hände, vor seinem vergifteten Hauche, als vor seinen Waffen. Sie wünscht nur durch eine reine Kugel zu enden, nicht durch die Brutalität roher Volkswut.

Da öffnen sich die Flügeltüren des Saales, und herein tritt unter den Klängen der Marseillaise ein langer Zug von Bettlern, Krüppeln, Kranken, Hilflosen aller Art; das tiefste Elend spricht aus Gesichtern und Kleidern. Sie drängen sich schen in der Thüre zusammen und staunen die Pracht der Räume an, und ihr Führer stellt sie mit blutiger Laune vor: „Madame besuchen ja so gern das Land, die glücklichen, niederen, beschiedenen, stillen Hütten; — die glücklichen, niederen, beschiedenen, stillen Hütten erlauben sich, ihren Gegenbesuch zu machen. Hier ist ein Weib, welches ihr Leben verweint und verjammert hat nach ihren Söhnen, die Dero in Gott ruhender, allergnädigster Herr Vater an die Engländer verkauft hatte. Der Zugwind auf der Brücke, wo sie immer mit ihrer Bettelgnitarre hockte, hat ihren Augen geschadet, oder sie hat sich blind geweint . . . Da ist eine niedliche Waisenbrut; fünf Waisenkinderchen, Madame. Der Vater wurde von den Forstknechten erschossen, weil er die Frechheit hatte, eine Wildsau von seinem einzigen Kartoffelacker wegzuknallen; die Mutter starb vor Entsetzen. Dort die alte Frau in der Ecke ist die Witwe eines armen Ofenlehrers, den Seine Durchlaucht der Markgraf Karl Friedrich vom Dache schossen, als Dero hochseliger, in Gott ruhender Herr Vater parierten, daß die Büchse nicht so weit trüge . . . Dort jene Invaliden wurden vor fünfunddreißig Jahren zu Krüppeln geschossen, weil Dero hochseliger, in Gott ruhender Herr Großvater den großen Friedrich nicht leiden mochten, und seitdem betteln sie . . . Wird ihnen unwohl, Madame? Aber dort wackelt noch ein kuriojes Tier mit dem Kopfe, ein siebenzigjähriger

Digitized by Google

Studiosus, der für einen leichtfertigen über Witz die Silber-Hochzeitsfeierlichkeiten Ihres durchlauchtigen Herrn Urgroßvaters seit seinen Studentenjahren im Zuchthause gefessen" u. s. w. u. s. w.

Die Fürstin hat stolz, im Bewußtsein ihres Fürstenrechts, dem gewaltsamen Ansturm eines wilden, tierischen Pöbelhaufens entgegengesehen, nun treten ihr nacheinander die Opfer fürstlicher Ungerechtigkeit und Gewalt eines ganzen Jahrhunderts entgegen. Sie hat einen lärmenden Angriff erwartet, nun begegnet sie einer stummen Anklage. Und statt des Triumphzuges roher Gewalthaber sieht sie den mühseligen Gang ungerecht bedrückter, durch Hunger und Qualen erschöpfter Menschen!

Welche Kontraste bringt dieser Aufzug mitten in jene fürstliche Sceuerie herein!

Leider ist ein Stück wie „Von Gottes Gnaden" durch seine Tendenz fast von allen deutschen Bühnen ausgeschlossen. Seine Sprache ist untadelhaft und frei von den Fehlern des ersteganannten Trauerspiels.

Können diese Dramen Fitgers mit Rücksicht auf ihren Inhalt nur schwer aufgeführt werden, so hat ein kleines Epos in neun Gesängen, welches er in Distichen verfaßt hat, „Reinekes Brautfahrt", gar nicht im Buchhandel erscheinen können*). Es ist als Manuskript gedruckt und vom Verfasser persönlich nur an seine Freunde verteilt worden. Es ist eine Satire auf die moderne Heuchelei und Streberei, gekleidet in das Gewand des alten Reinekegedichts.

Fitgers Hauptbedeutung als Dichter liegt in seinen beiden Sammlungen lyrischer Gedichte „Fahrendes Volk" und „Winternächte", Sammlungen, aus denen eine Denker- und Künstlerseele Worte voll mannhaften Wohlklanges spricht.

Eine ganze Gruppe dieser Gedichte sind einem tiefsinnigen und grübelnden Geiste entsprungen, einem Geiste, der sich augenscheinlich in ungewöhnlicher Selbständigkeit entwickelt hat. Es ist auch bezeichnend, daß Fitger nur sehr wenige von den Büchern gelesen hat, welche alle Menschen gelesen haben; er hat immer und immer die Bibel, alte lateinische Chroniken und Gesänge, philosophische Werke studiert, die fern von der Landstraße der Studien liegen. Er scheint unter den Neueren Spinoza und Schopenhauer am tiefsten verstanden zu haben, und er hat Darwin Gedanken für Gedanken eingesogen. In einem herrlichen Gedichte an Charles Darwin, „Fausts Schatten", hat er gewissermassen Deutschlands geistiges Streben mit der Summe der Erfahrungen und Vermutungen des englischen Forschers konfrontiert. Unter den Geschichtsschreibern verdankt er Gibbon, unter den Dichtern Heine am meisten.

Es liegen tiefe Widersprüche in diesem Geiste. Seite an Seite mit Gedichten, die einen Lebensdrang und eine Lebenslust aussprechen, so schäumend, daß sie den Tod nicht als Ruhe ersehnt, sondern nach dem Leben des wilden Jägers jenseits des Grabes schmachtet, finden sich Gedichte, die einem so verzweifelten Pessimismus Ausdruck geben, daß selbst der Tod dem Kummervollen nicht Linderung genug bietet, sondern daß er zur Beruhigung seiner Qualen ein Ende des Gesamtlebens fordern muß, denn wenn er selbst aus dem Menschen zu Baum oder Stein verwandelt würde, es nützte nichts, der Schmerz ist überall und wird ihn überall erfassen, erst das Aufhören des Alls ist das Aufhören der Leiden.

Diese Stimmungen sind beide gleich wahr und weniger widerspruchsvoll, als sie scheinen. Denn was ich Lebenslust genannt habe, ist im Grunde nur die Zuschauerfreude des künstlerisch veranlegten Wesens über das ewig sprudelnde Leben, über die Schönheitspracht der Natur, hier und da, in langen Zwischenpausen, potenziert durch das gemischte Gefühl der Freuden und Qualen der Liebe, und der Pessimismus entsteht, sobald der Gedanke danach strebt, das Rätsel der Welt zu erhellen, in dessen innerstem Kern der rastlose innere Krieg, die ununterbrochene Vernichtung rast.

Eine durchgehende Grundstimmung ist der Stolz nach außen und die Entsagung nach innen. ein Stolz so echt, wie er sich in einer reinen Künstlerseele findet, eine Entsagung, so wahr in ihrem Ausdruck, daß man fühlt, in welchen Abgrund der Melancholie dieser Dichter Jahr für Jahr geschaut hat, um dahin zu gelangen.

Eine häufig ausgedrückte Stimmung ist auch diese: der Hang zur romantischen Schwärmerei, zum Ausruhen in der Natur vom Thätigkeitsdrange, vom Thatentrieb. Man vermimmt das Pfeifen der Eisenbahn mitten in der bezaubernden Landschaft, und der Träumer fährt empor mit dem Gedanken, daß ein Leben voller Kampf besser ist als Ruhe. Doch die eigentümlichste Stimmung ist vielleicht die der Freude des Schaffens, welche fast überall hindurch schimmert. Der Dichter weiß, daß er nicht für das Glück geboren ist, daß er den Traum vom Glück aufgegeben hat; aber er bedarf auch des Glückes nicht, er kann die Qual über die Gleichgültigkeit oder den Verrat eines geliebten Mädchens überwinden, denn die Schaffenskraft ist mehr wert als Gegenliebe und Schaffenskraft fühlt er in seinen erregten Sinnen bis in die Fingerspitzen hinein. Es ist ein Versuch sich selbst zu trösten, welcher zwar zuweilen fehlschlägt, aber es liegt Mut und Manneskraft darin, ein schlichtes Selbstgefühl, das niemals prahlt.

Überraschend ist Fitgers Vielseitigkeit bei einer äußerlich so wenig umfangreichen Produktion, eine Vielseitigkeit, die man oft genug bei denen findet, die keine starke Persönlichkeit besitzen, die aber überrascht, wo sie wie hier in jedem Punkte durchdrungen ist von einer starken, naiven aber niemals kindlichen, sondern immer männlichen Originalität. Es ist eine Ursprünglichkeit, welche in ihrem frischen und würzigen Wesen an den Duft der Feldblume und Walderdbeere erinnert.

Fitger kann kurze symbolische Gedankengedichte schreiben, wie deren Sully-Prudhomme in französischer Sprache geschrieben hat, oder burlesk-humoristische von Hamletschem Witz, oder stürmend-leidenschaftliche, die sich trotzig in jenem Klange bewegen, in welchem Swinburnes Genius sich gerne bewegt. Immer steht die Idee plastisch wie eine Statuette da, so sehr sind die Form und der Stoff eins geworden. Man lese die wenigen Strophen aus dem „Centaur":

Von deinem Angesicht ein Zug,
Ein Himmelsglanz ward auch mir,
Und meines Geists Gedankenflug
Hebt mich hinauf, o Zeus, zu dir.
Doch weh! an das gemeine Tier
Dein Bann mich unauflöslich schloß,
Und dunkle dumpfe Sinnengier
Ist meines lichten Geists Genoß.

*) Diese Bedenken beziehen sich auf andere als die von uns mitgeteilten Gesänge. Diese, so weit wir sie wiedergegeben, enthalten nichts, was nicht öffentlich in Deutschland gesagt werden könnte, ja was nicht alle Tage weitaus schärfer gesagt wird. Die Red.

Digitized by Google

An Leib ein Roß —
Was frommt des Hauptes Götterzier?

Herakles lauschte mir mit Lust
Und Jasons hoher Heldenkreis,
Und in Achilleus junger Brust
Hegt' ich und pflegt' ein Edelreis,
Doch von dem Helden keiner weiß,
Was heimlich mir das Herz durchschreckt,
Wenn mich aus Himmelsträumen leis'
Der Schall des eignen Hufs erweckt —
Mit Nacht bedeckt
Und ewiglich verschwiegen sei's.

Aber derselbe Dichter kann den Ton des Volksliedes anschlagen, und er kleidet ihn; er paßt für ihn und schmilzt mit seinem Stoff zusammen. Welcher Anschlag in dem Gedichte „Der Glückliche“:

Und wieder ist's die alte Mär;
Der Knabe kommt aus wildem Wald,
Und keiner singt so süß wie er,
Und keiner ist so wohlgestalt.

Man pflegt zu glauben, daß solches nur den Dichtern gelinge, die in lauter Stimmung aufgehen und niemals einen Gedanken im Gehirne gehabt haben. Fitger hört nicht auf, modern zu sein, selbst wenn er die alten romantischen Saiten anschlägt; aber der Zauber der Melodie stellt sich sofort ein.

Dem Tone des Volksliedes schließt sich auch der Ton einer Gedichtgruppe an, welche die Empfindungen eines Maurergesellen zum Ausdruck bringt und weniger realistisch in der Diktion ist, als der Stoff vermuten ließe. Das Gefühl ist hier zugleich keck und fein. Bald sehen wir den fahrenden Gesellen schöne Räume für andere bauen, während er selbst kein Dach über dem Haupte hat; Schlafgemächer für Neuvermählte, während er selbst allein auf dem harten Stroh liegt; bald sehen wir ihn heimlich geliebt und nuarmt von vornehmen Frauen; bald in seiner Einsamkeit von Sehnsucht nach Haus und Familie verzehrt; bald schaudernd vor dem Gedanken zurückschreckend, Kinder in die Welt zu setzen.

Neben diesen Liedern finden sich Idyllen von der Art, wie sie die Seeschule in England liebte, und endlich romantische Balladen, ja sogar größere romantische Erzählungen in Versen, wie die vom Meisterdieb, sehr niedlich, worauf Fitger jedoch ein Talent verschwendet hat, das viel zu gut für dergleichen ist.

Aber unter allem was Fitger geschrieben hat, stehen seine eigentlichen Lieder am höchsten. Es ist nicht jedermanns Sache ein echtes lyrisches Lied in dem Sinne zu schreiben, wie Goethe es gethan hat; Fitger aber kann es. In seinen Sammlungen finden sich wohl 30 bis 40 solche Lieder ersten Ranges, Gedichte, die der Liebe, der glücklichen oder getäuschten oder von der Macht der Verhältnisse durchkreuzten, ihre Entstehung verdanken.

Hier ein paar Strophen eines solchen, das das naive, elementare Liebesglück zum Ausdruck bringt:

Singend über die Heide
Steigen Lerchen empor,
Goldige Knospen der Weide
Dringen am Ufer hervor,
Und der Himmel so wunderblau
Allüberall hellsonnige Schau!
Ich und mein Lieb wir beide
Wandeln durch sprießendes Rohr.

Kargen Worts ist der Kummer
Zehrend in tiefer Brust;
Aber noch tausendmal stummer
Ist unsägliche Lust:
„Ich bin ja dein und du bist ja mein!“
Das mag ihr einziges Wörtlein sein:
Hat doch kein Weiser, kein Dummer
Jemals ein bessres gewußt.

Hier einige Strophen eines anderen, herzergreifend durch die Wahrheit des Leids, von dem es spricht. Wie ist das empfunden!

Ein einziger steter Schmerz
All meine Tage quält;
Bin ich nach so viel Schlägen
Denn immer noch nicht hart genug?
Noch kein gediegen Erz?
Noch nicht genug gestählt?

Auf Ehr und Gut und Glanz
That ich schon längst Verzicht;
Die stolzen Himmelsträume,
Sie alle blies ich in den Wind;
Ade, du schöner Kranz,
Nach dir begehr' ich nicht.

Nur Liebe, Liebe glüht
Noch weich in dieser Brust,
Und meines Schicksals Hammer
Zermalmend schlägt er auf sie los,
O werde hart Gemüt.
Hart, hart, mein Herz, du mußt.

In einem andern Gedichte spricht das Leiden nach dem Verlust. Der Dichter mißgönnt den Reichen nicht ihre Üppigkeit, den Sängern nicht ihre schönen Töne oder den mit Ehren Bedeckten ihr Ansehen; doch heißt es zuletzt in Worten, deren schlagende Einfachheit sie unvergeßlich macht:

Doch wenn ich in der Dämmerstunde
Zwei junge Buhlen wandeln seh',
Mein einsam Herz, dann brennt die Wunde,
Dann schreist du auf vor Neid und Weh.

Ich führe endlich zum Schluß ein einzelnes Gedicht nach seinem ganzen Wortlaut an, weil darin der Nerv in Fitgers melancholischer Poesie vibriert:

Es sitzen drei Weiber zu weben,
Sie weben und wirken mein Leben;
Die erste, die zweite weben fein
Gesponnenes Gold und Seide hinein;
Die dritte durchzog es mit langen,
Giftgriesenden Ottern und Schlangen.

Sie ließen die Schifflein sausen,
Die goldigen Fäden nach außen;
Nach außen das schillernde Farbenspiel,
Der gräßliche Einschlag nach innen fiel;
Nun krümme dich, Seele, nun leide
Im heimlichen Nessusskleide.

Und fragt ihr, warum so strenge,
Den Mantel ich um mich hänge?
Warum ich mit offnen Armen nie
Die Liebste, den Freund ans Herze zieh'?
Warum keines Tags ich genieße
Und immer mich einsam verschließe?

Gewahrtet ihr, wie ich von Bissen
Der bösen Gewürme zerrissen,
Mit Hiob und Lazarus müßt' ich zur Stund
Der dritte Geächtete sein im Bund,
Laßt ab, mich zu laden, zu werben,
Laßt schweigend mich gehen und sterben.

Dieses Gedicht ist die Psychologie des Einsiedlerwesens, welches in dem Künstler Fitger steckt.

Digitized by Google

Aphorismen.

Von **August Graf von Platen.**

Ungedruckter Nachlaß.

(Fortsetzung.)

Die große, so oft vergebens gesuchte Weisheit des Lebens scheint mir nur in wenigen Worten zu liegen: Mit sich selbst nicht im Streit sein. Nur der allein steht fest, der auf sich selbst steht. Wer nur mit sich im Frieden lebt, der trotzt jedem Schicksal von außen. Worauf sollte der Mensch sich stützen? Keine Maxime, kein Freund ist so dauerhaft, daß wir uns fest daran lehnen könnten. Wie leicht fällt ein Gebäude von Systemen und zusammengemauerten Grundsätzen, wie oft ist weniger noch als eine Leidenschaft nötig, um es zu stürzen! Auch die Freundschaft hat einen großen Feind — den Tod. Mißtrauen, Argwohn, andauernde Mißverständnisse können zwischen solchen nicht stattfinden, die sich einmal wahrhaft gekannt und geschätzt haben. Weiß ich doch, was mein Freund thun kann und nicht, wie könnte ihm Verleumdung etwas anhaben? Obgleich nun aber die Freundschaft nur einen Feind hat, so ist doch dieser kein abwendbarer, sondern mächtig, und noch und täglich sehn wir ihn an uns vorbeigehn. — Wer im Frieden mit sich ist, den kann kein Schmerz so betrüben, daß er jene Fassung verlöre, welche immer der Grundzug des männlichen Charakters sein soll. Es bleibt ihm ein gewisser Rückhalt in jedem Unglück, ein stiller Trost. Er fühlt sich nicht ganz verlassen, wenn ihn alles verläßt. Wenn aber das Schicksal mit seiner gewohnten Rauheit einen Menschen anfällt, der mit sich selbst im Streit ist, welche Waffen will er ihm entgegensetzen?

*

Eine der sonderbarsten Anwendungen, die der Mensch von der Vernunft gemacht hat, ist wohl die, es für ein Meisterstück zu halten, sie nicht zu gebrauchen und so, mit Flügeln geboren, sie abzuschneiden.

*

Die gemeinsten Meinungen und was jedermann für ausgemacht hält, verdienen oft am meisten untersucht zu werden.

*

Wenn zwei einen dritten beobachten, so erscheint er ihnen leicht lächerlich.

*

Man ist in seinem Studierzimmer viel weiter von Weib und Kind entfernt als auf einer Reise.

*

So wie schon manche Schülerin zur Geliebten wurde, so könnte umgekehrt mancher Liebhaber kuriert werden, wenn er seine Geliebte zur Schülerin bekäme.

(Die Reihe wird fortgesetzt.)

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Lyrisches.

Einen ähnlichen Eindruck, wie die Sammlung des Grafen Wickenburg, welche wir im letzten Hefte besprochen, macht jene von **Ewald Müller**: „Verhaltene Gluten" (Norden, Hinricus Fischer Nachfolger 1888). Auch hier weiß uns ein nicht allzu starkes Talent durch redliches Streben einen im ganzen sympathischen Eindruck zu machen, im übrigen sind beide Dichter von großer Verschiedenheit. Müllers Stärke liegt in der Empfindung, seine Schwäche in Mängeln der Form, sowie in einer gewissen Nebseligkeit des Ausdrucks. Auch ist Müller wenigstens in dieser Sammlung ausschließlich oder doch vorwiegend Lyriker; wo er einen Anlauf zum Genrebild nimmt, fehlt es zumeist an genügender Kraft plastischer Darstellung. Der Poet scheint noch recht jung zu sein. Trifft diese Voraussetzung zu und gelingt es ihm in der Folge besser als bisher, die lyrische Stimmung, an der es ihm selten fehlt, knapp und konzis wiederzugeben, so dürfen wir uns auf wahrhaft Erfreuliches von ihm gefaßt machen. Nach einzelnen Gedichten zu schließen, scheint er im Spreewald zu wohnen und benützt die eigentümliche Scenerie dieser Landschaft nicht ohne Glück als charakteristische Farbe, sie sollte ihn aber nicht verleiten, den Spreewald-Bruch mit den Lagunen Venedigs zu vergleichen, es ist da immerhin ein sehr beträchtlicher Unterschied.

Auch **A. Gerhard**, der Verfasser der Gedichte „Aus stillen Tagen" (Münster, Schöningh 1888) ist wahrscheinlich noch sehr jung. Da es aber Lyriker giebt, die niemals reif werden, so wollen wir dies nicht mit voller Bestimmtheit aussprechen. Gewiß ist nur, daß neun Zehnteile seiner Sammlung nur dann vor dem Einspruch der Kritik geschützt wären, wenn sie etwa im Manuskript eines Achtzehnjährigen vorlägen. Man würde ihm dann sagen können, daß ein junger Mensch solche Produkte wohl schreiben, aber nicht drucken lassen darf. Das beste an ihnen ist noch eine gewisse Glätte der Form, im übrigen sind sie sämtlich ohne Eigenart und die meisten sogar im schlimmen Sinne des Wortes dilettantisch. Etwa ein Zehntel der Sammlung ist durch die wahrhaft sinnige und fromme Empfindung des Dichters geadelt und läßt bedauern, diesem wenigen und noch dazu keineswegs ausgereiften, sondern sichtlich noch grünen Weizen unter so viel Spreu begegnen zu müssen.

Wenn wir über A. Gerhard nur eben dieses Urteil fällen können, so wäre es wohl das beste, über **Gustav Gieseke** überhaupt nichts zu sagen, denn mit diesem jungen Versemacher verglichen ist A. Gerhard ein Dichter von Bedeutung und Ewald Müller geradezu ein Klassiker. Er betitelt seine in Hildesheim (Verlag von August Lax) erschienene Sammlung „Knospen und Blüten" und erklärt dies in einem überaus geistreichen und stilistisch bemerkenswerten Vorwort in folgender Weise: „Wohl nicht jedes meiner Gedichte entsattete sich zur vollen Blüte, weshalb denn auch dieser Umstand die eigentliche Basis bildete für die Wahl des diesem Büchlein vorgesetzten Titels „Knospen und Blüten". Da thut sich übrigens der Dichter unrecht; sämtliche Poesien stehen genau auf derselben Höhe, und es wird lediglich auf die individuelle Stimmung ankommen, ob man das Gedicht: „An eine junge schöne Taubstumme. Dieselbe saß an der Seite ihres Verlobten in einem Konzert-Garten" (Seite 44) für eine Knospe und das Sonett: „An Canova. Als ich dessen Marmorgruppe Amor und Psyche in der Villa Carlotta am Comer-See gesehen hatte" (Seite 60) für eine Blüte ansehen soll oder umgekehrt. Alles in allem gehört die Sammlung mit zu dem Schlechtesten, was uns seit geraumer Zeit unter die Hände gekommen, und das will in Deutschland immerhin etwas sagen.

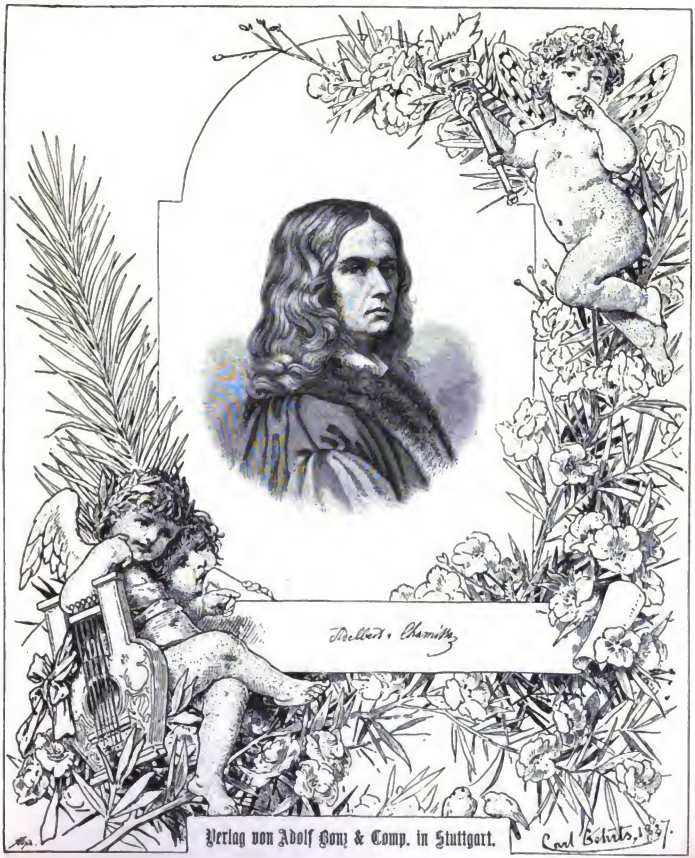
Wien. **Otto Harkung.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

IV. Band. 10. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. August 1888.



Digitized by Google

Gedichte von Adelbert von Chamisso.

(Ungedruckter Nachlaß.*)

Mitgeteilt von **Ernst Koßmann.**

Erwachen**)

Des Harzes Riese ward von mir erschauet,
Die alte Stirne in die Wolken senkend,
Und auch des Münsters Türme, die gebauet
Der Meister, himmelwärts das Aug' uns lenkend,
Dem Zuge folgend, dem ich anvertrauet,
Verbannung nur und Gram im Herzen denkend,
Erstorben, jedes Hohe zu begreifen,
Ich ließ gedankenlos die Blicke schweifen.

Und also stand ich an der Gäste Seiten,
Gebeugt, nicht Trost verlangend zu erspähen,
Ihr reichlich mir den Becher, ließet gleiten
Den Balsam in den Trank, mich feste stehen
Und rasch die Bilder der vergangnen Zeiten
In meiner dumpfen Seele hell aufgehen.
Mein Geist durchfleugt, auf ihren flücht'gen Spuren,
Der Zeit Verwehen, zu des Ew'gen Fluren.

Denn jene Luft, die ihr gemischt dem Blute
Der Trauben, hat zur Dichtung mich gerufen,
Erwacht die Lyra, die umstaubet ruhte,
Erwacht ich selbst, den Göttern, die mich schufen.
Ich fühle, daß ihr Atem mich umflute,
Und sieh' beschämt noch auf des Tempels Stufen,
Die schnell versuchten Saiten sind erklungen,
Mein erstes hab' ich, Eures Lied gesungen.

*) Der Brief an Varnhagen und Brinmaier vom 6. Nov. 1805 kommentiert dieses Gedicht auf das genauste: „Ich liege hier in Rothenberg, einem dreckigen Dorfe bei Hildesheim ... Heute, muß ich Dir hinzufügen, ist mir, recht unverhofftes wie ein Glück, dem Augenschein begegnet, nämlich mich sehr zu amüsiren, und wie, sollst Du auch erfahren. Ich hatte mir unsern Pfarrherrn beschaut, ein altes Kamintück, ich hatte ihm von Büchern gesprochen. „O ja," hatte er mir zur Antwort gegeben, „von meiner Jugend her müssen noch etliche auf dem Boden stehen." — Heute schickt er mir dieselben ... Dagleich läßt mich obgedachter Pastor zum Kaffee bitten. (Du wußt wissen, daß es hier Kaffee regnet.) Ich gehe denn schuldigerweise hin, auch das Compagnietheef war geladen. Nun kömmt aber das Beste. Der Prediger hat drei Töchter, und diese, die ich noch nicht gesehen hatte, marschieren auf, — nicht sehr jung, nicht sehr hübsch, gar nicht sehr gebildet, aber herzensgute lustige Kinder. Ich fünde meine Pfeife an und fange an zu parliren mit sie, indem daß das Compagnietheef mit Papa und Mama parlirt. Es kömmt ein gutes Abendessen heran mit Wein, und die Fröhlichkeit und die spätere Nacht, und kurz den herrlichsten und heiligsten Abend ... Ich habe ganz in Euch und meinen Freunden und Freundinnen und in allen seinen Blüthen und mit Frohsinn mein Herz erblühen lassen, und sie waren empfänglich und theilnehmend; auch hast Du Hydel, was ich nur le champ gedichtet habe ... ... Der Magdeburger Dom ist ein schönes, heiliges, hohes, gothisches Gebäude. Der Brocken, — wir sind zwei Tage um seinen Fuß gezogen, immer im Gewölk er sich gehüllt haltend, auf daß es unendliche Schnezen auf ihn schüttle, — seinen Gipfel nur gesehen, wann das Gewölk auf seiern Flanken rubte" ... Jedenfalls enthielt der fehlende Schluß des Briefes vorliegendes Gedicht; jeden Zweifel nimmt eine eigenhändige Notiz in einem gleichzeitigen Notizbuch: Rantenberg bei Hildesheim 6. Nov. „Des Harzes Riese".

Deutschland 1805**)

Berührt vom gottgesandten Dämon fallen
Verjährte Formen krachend, Männer springen
Aus trägem Schlafe fürnend und es schallen
Die freien Stimmen, die aus Trümmern dringen.

Ein herrliches Gebäude zu vollbringen,
Muß über alte die Zerstörung wallen.
Der Deutsche wird erschaun, und Hymnen singen,
Die selbstgegründeten, die stolzen Hallen.

Doch feindlichen Dämonen muß er frönen,
Mit Schweiß und Blut die Mutter Erde tränken,
Bevor die Himmlischen das Werk ihm krönen.

Drum, Söhne Deutschlands, auf! nicht scheues Denken,
Licht müß'ger Worte virle leeres Tönen!
Nein, kräft'ger Thaten müßt ihr kühn gedenken.

**) Oktober 1805 brach das Regiment von Götze, in welchem Chamisso als Lieutenant stand, von Berlin auf, gegen die Russen, wie es hieß. Die Gesinnung des Sonetts erklärten am besten die Briefe an Varnhagen vom September bis Dezember 1805.

Segen.

Da Fluch verbreitend aus der Hölle Schlünden
Der Zeit gewalliger Gigant sich kehrte
Zu unsres Mutterlandes blühnden Fluren
Und ehrnen Fußtritts ihren Ruhm zerstampfte,
Den fest gegründeten, der Väter Erbteil;
Durch ihn und, ach! an selbstgeschlagnen Wunden
Darnieder Deutschland blutend sank, ohnmächtig
Dem Einsturz seiner Hallen staunend, die
Gesunkner Fürsten schwache Hand empor
Zu halten nicht vermochte, und ihre Trümmer

*) Eine Durchsicht der vier eigenhändig geschriebenen partischen Hausbücher, die mir im Winter 1883/4 gütigst von der Familie von Chamisso gestattet wurde, lehrte mich zweiundsechzig ganz oder teilweise unbekannte Gedichte aus allen Perioden des Dichters kennen, aus denen ich hier eine Auswahl biete.

Digitized by Google

Das Glück auch vieler einzelnen verſchüttet:
Da ward zugleich dem Palaſt, dem es lohnte,
Mit eingeriſſen mein beſcheidnes Dach;
Und ich hervor aus Trümmerhaufen tauchend
Mit wundem Herzen und mit blut'gen Thränen,
Dem Vaterland und mir Weh rufend, griff
Zum Wanderſtab. Es winkten Schleſiens Berge
Vom blauen Horizontesrande mir;
Du ihnen kehrt' ich den unſäten Fuß.
Und als, ein flücht'ger Wandrer in der Fremde,
Den Stein ich ſuchte für mein müdes Haupt,
Da öffnete ſich gaſtlich eine Thür,
Und gute Menſchen zogen mich zum Herd.

Und über dieſes gaſtlich' Haus und Dach
Des Segens Worte, die die Himmliſchen
Erfüllen werden, ſo gerecht ſie ſind,
Ausſprech' ich heute, wie das Herz mich treibt.

Ich ſegne dich zuerſt, du gaſtlich Haus,
Das mir, dem Flüchtigen, ſein Obdach bot.
Wann rings des Krieges wilder Sturm erbrauſt,
Dann flüchte ſich der Fried' in deinen Schoß,
Mit holdem Lohne deine Gaſtlichkeit
Vergeltend. Unerſchüttert mögen ſtets
Die Pfeiler ruhen und das heil'ge Dach.

Sodann euch ſegn' ich, würdige Beſitzer,
Geweihte Prieſter euch der Gaſtlichkeit.
In ſpäten Alters Silberhaare noch
Genießet harmlos köſtlichen Beſitzes,
Aus reicher Habe unerſchöpftem Born
Reich ſpendend dem Bedrängten: dann umkreis euch,
Aus euch entſproſſen, tugendreich, unzählig,
Ein blühendes Geſchlecht, der eignen Jugend
Entrauſchte Tage, eurer Liebe Blicke
Rückſtrahlend in erneutem holden Glanze.

Doch ſieh die holde Braut, den Kranz im Haar,
Der Roſe Gluten auf verſchämten Wangen,
Den feuchten Blick geſenket zu der Erde,
Von des erwählten, glückverheißenden,
Geliebten Bräutigams ſtarker Hand geführt,
In dieſen feſtlich hochgeſchmückten Saal
Hervor nun ſchreiten, wie in Nachtes Feier
Der Silbermond, der Nachtigallen Chöre
Zum Gruße weckend, ſich am Himmel hebt.

Den Segen, Holde, den mein Mund verheißen,
Der um dich ruhet, wie ihn auszuſprechen
Der Mund nicht eines Sterblichen vermag,
Den bringeſt du, und freud'ges Liebesleben
Durchzucht der teuern Eltern volle Bruſt.
Wie könnt' ich Segen ſprechen über dich,
Du Segensſpenderin! — Beglückt, daß ich
Geſehn, was meine Augen ſahn, verſtummt
Die ſchwache Stimme, und ich neige ſtill
Mein Haupt vor dir in freud'ger Herzensandacht.

Im Herabſteigen des Brockens*).

Wohl bei Regenſchauern,
Wohl bei Sonnenſchein
Bin ich mit dem Herzen
Bei der Liebſten mein.

Bin nicht auf dem Blocksberg,
Licht beim Hexentanz,
Bin im warmen Neſte
Bei der Liebſten ganz.

Laß Geſpenſter hauſen
In dem Nebelmeer,
Laß die Stürme brauſen
Um die Warte her,

Laß den Spuk nur wandern,
Liebſte, Bruſt an Bruſt
Einer iſt des Andern
Einzig nur bewußt.

*) Über Chamiſſos Harzreiſe Sommer 1821 vgl. Hitzig II. fünfte Aufl. S. 96. Die zwei Gedichte an des Dichters Frau, Antonie, geb. Piaſte, ſind die erſtentlichſte Angabe zu jener liebenswürdigen Gruppe von Familienliedern, die zu vereinigen Heſekiel (Hempel) und Koch (Cotta) erſte Schritte gethan haben. („Antonie" in der Hempelſchen Ausgabe, „Mannesliebe" bei Koch.)

An Antonie*).

Zu dieſes Tages Feier
Erklingt, du merkſt es ſchon,
Erklingt die alte Leier
Und giebt den alten Con.

Wie mag ſich das verhalten?
Die Jahre machen Halt,
Und alles bleibt beim alten,
Der Alte wird nicht alt.

So wie ich einſt dich liebte,
So lieb' ich dich noch heut
Und werde dich, Geliebte,
Noch lieben alle Zeit.

Zu dieſes Tages Feier
Erklingt, du merkſt es ſchon,
Erklingt die alte Leier
Und giebt den alten Con.

*) Gedichtet 1828, gewiß zu Antonies Geburtstag.

Eugenie.*)

Was doch mag ſo mildes Licht verbreiten?
Iſt's ein Sternbild? iſt es eine Roſe?
Wär's ein Sternbild, wär' es ſchon verglommen
Vor des lauten Tages weißem Scheine;
Wär' es eine Roſe, würden blaſſer,

*) Gedichtet 1825. Hitzigs Tochter Eugenie, Chamiſſos Liebling verheiratete ſich 1825 mit J. J. Varrer, dem berühmten, erſt kürzlich verſtorbenen Geodäten; die übrigen Gedichte an ſie ſind bekannt (vgl Hitzig II. erſte Aufl. S. 81., fünfte Aufl. S. 111.).

Digitized by Google

Minder rosig ihre Wangen scheinen,
's ist kein Sternbild, ist auch keine Rose,
Drin, es ist die allerschönste Jungfrau,
Ist Eugenie, die hervorgekommen.
Aber wie sie rings die Augen wendet,
Sind es Rosen, frisch erblühte Rosen,
Die vor ihr errötend sich verneigen.

Sagt, ihr Rosen, sprach die holde Jungfrau,
Sagt, ihr schönsten mir der blühnden Blumen,
Wer euch eingab, so mich zu erfreuen?

Und erwidernd flüsterten die Rosen:
Schwester, Herrin, schönste du von allen,
's ist die Liebe, die du wohl auch kennest,
's ist die Liebe, die uns dir zu eigen
Hat gegeben. Sei es uns beschieden,
Nur für dich zu blühen und verblühen,
Und wir werden selbst uns selig preisen.

Leisen Trittes, lauschend hergegangen
Kam zur Stund' des Glückes Sohn, Herr Baeyer,
Den zu seiner Braut die Sehnsucht führte;
Wohlbekannten Trittes leises Hallen
Hat die süße Jungfrau gleich vernommen,
Wendet lieberschreckt sich zu dem Freunde,
Lieberschreckt versenkt er seine Blicke
In des klaren Auges tiefen Spiegel,
Und verstummend schauen sich die beiden
Lang wie Sonn' und Mond einander schauen.

Sag mir, Gene, fand er spät die Worte,
Sage, schönste mir der blühnden Rosen,
Wer dir eingab, so mich zu beglücken?

Und erwidernd flüsterte die Jungfrau:
Trauter Liebling, nächster meinem Herzen,
's ist die Liebe, die du wohl auch kennest,
's ist die Liebe, die mich dir zu eigen
Hat gegeben! Sei es mir beschieden,
Nur für dich zu blühen und verblühen,
Und ich werde selbst mich selig preisen.

Arme Rosen, wie ganz anders klangen
Eure Worte aus dem süßen Munde.

Wer kauft Liebesgötter?*)

Ein schmachtender Jüngling.

Kehrt mich denken meinen Gram,
Meines Herzens leises Sehnen,
Meine Schmerzen, meine Thränen —
Ach! ich weiß nicht, wie es kam.
Wär' ich nur ein Vögelein,
Liebe — Gegenliebe — Träume!
Wär' ich nur ein Vögelein,
Flög' ich in die weiten Räume.
Ach, wie fühl' ich mich allein,
Wie bedrängt von meiner Pein!

Ein Vater.

Freund, das macht das junge Blut.
Freit, es wird euch besser werden.
Sieben Töchter sind auf Erden
Ach! mein einz'ges teures Gut.
Seht und prüft die Mägdelein, —
Alle schön und gut erzogen —
Seht und prüft die Mägdelein,
Seid ihr einer erst gewogen,
Soll sie gleich die eure sein,
Und mein Segen oben ein.

Der Jüngling.

Eurer Freund — das muß ich sagen,
Euer Rat ist — sonder Zweifel,
Leider — aber — zu beklagen —
Hol' dich der Teufel!

Ein verzweifelnder Mann.

Freund, wer hält' es je gedacht?!
Ja, mein Mädchen ist verlobet,
Und sie hat, wie ich gelobet,
Obenein mich ausgelacht,
Eine Engel jag' ich gleich —
Grausig soll den Spott sie büßen —
Eine Kugel jag' ich gleich
Mir ins Herz zu ihren Füßen.
Wie so falsch, so zauberreich!
Ach sie war mein Himmelreich!

Der Vater.

Gott verhüte, daß ihr's thut!
Freund, Euch soll geholfen werden.
Sieben Töchter sind auf Erden
Ach! mein einz'ges teures Gut.
etc.

Der Mann.

Bester Freund — ich muß gestehen —
Ja — es hört sich schon der Rat an —
Aber — nun — auf Wiedersehen! —
Hol' dich der Satan!

Ein Philister.

Freund, mir geht's in dieser Welt
So la la! Ich bin zufrieden.
Ja ich sind' es gut hienieden,
Denn warum? ich habe Geld,
Und ich bin ein freier Mann, —
Unbefährdet, unbestritten —
Und ich bin ein freier Mann,
Aller Orten wohl gelitten,
Der, so so! und drauf und dran,
Was er braucht, bezahlen kann.

Der Vater.

Freund, das ist wohl schön und gut,
Könnte doch noch besser werden;
Sieben Töchter sind etc.

Der Philister.

Werkgeschäfter, laß mich sorgen —
Euer Rat und Eure Kinder —

*) Gedichtet Dez. 1830.

Digitized by Google

Dies und das — und — Guten Morgen!
Hol' dich der Schinder!

Die sieben Töchter.

Liebster, bester Vater, sprich,
Wird der langersehnte kommen?
Einer hat's doch angenommen? —
Mir zuerst! — Bedenke mich! —
Mein, ich will die erste sein! —
Sieht er gut aus? — Wie viel hat er? —
Mein, ich will die erste sein!
Liebster, zuckersüßer Vater!
Ist er jung und schön und fein?
Großgewachsen oder klein?

Der Vater.

Schreit mir nicht die Ohren voll!
Dankt nicht, denn zum Hochzeitsfeste
Fehlt ja doch der erste — beste,
Der noch immer kommen soll.
Die ihr, sieben an der Zahl, —
Sieben! ach die bösen Sieben! —
Die ihr sieben an der Zahl
Auf dem Halse mir geblieben
Recht zur Last und recht zur Qual,
Lernt das Sitzen doch einmal!

Die Töchter.

Vater, nein! das ist abscheulich!
Keinen Ein'gen festhalten!
Keinen Lahmen! keinen greulich
Häßlichen Alten!

Reinerz.*)

Zu sterben kann dem Besten arrivieren,
Und man ertappt vielleicht auch mich dabei;
Mir scheint demnach, daß es vernünftig sei,
Auf jeden Fall beiläufig zu kurieren.

So fing ich an, bedächtig zu notieren
Für Überbleibende so mancherlei,
Und schrieb auch, daß den Arzten stünde frei,
Nach meinem Tode mich zu obduzieren.

Wie das ich schrieb, so sah ich's sich gestalten,
Mich dünkte meine Leiche selbst zu sehen
Und das dabei mir wohlbekannte Treiben.

Wie da mir ward, ich will's für mich behalten,
Doch muß ich unumwunden eingestehen,
Ich mochte selb'gen Tags nicht weiter schreiben.

*) Juli oder August 1835; er war den 20. Juni abgereist und wollte bis „beiläufig 6. August" bleiben. Über diesen Aufenthalt haben wir den wertvollen Bericht von Friederik Muris (Chisig II. erste Aufl. S. 87 ff., fünfte Aufl. S. 129 ff.).

Reise um die Welt.*)

Wer nicht gereist, den acht't man nicht,
Er kann auch nichts berichten.
Ich bin ein Mann ja von Gewicht,
Ich muß darnach mich richten.
Ein Schiffspatron, der das begriff,
Nahm mich als Ballast**) in sein Schiff
Und thät die Anker lichten.

So reist' ich mit, und das war gut;
Ich kann nur Eins nicht loben;
Wie's einer schwangern Frau zu Mut,
Wußt ich an mir erproben.
Das Schiff, das schwankte hin und her,
Ich aber spie die Kreuz und Quer
Und ließ die Winde toben.

Die Linie***) war zu unserer Zeit
Bereits schon reduzieret,
Der Weg stand offen weit und breit,
Kein Mensch, der visitieret.
Wir schlüpften durch und waren froh,
Dann links, dann rechts, und kamen so,
Wo Riesen sonst hauseret.

Es kannen keine an den Strand,
Ihr Stamm ist ausgegangen.
Wir tranken uns doch nicht ans Land,
Uns hielt ein heimlich Bangen.

*) Diese bitter humoristische Reisebeschreibung, gedichtet 1822, hat Ch. aus leicht begreiflichen Gründen nicht in seine Gedichtsammlungen aufgenommen. Lohedne starb 1846, acht Jahre nach dem Dichter. Für uns fallen die Gründe der Zurückhaltung weg. Als Kommentar dienen: Otto von Kotzebue, Entdeckungsreise in die Südsee und nach der Berings-Straße zur Erforschung einer nordöstlichen Durchfahrt, Weimar 1821. 3 Bde. 4°. und Chamisso Reise um die Welt etc. Erster Teil Tagebuch (geschrieben Winter 1834—35, erschienen 1836 als erster Band der Werke). Man erkennere sich des tragikomischen Ausgangs der Expedition; man erinnere sich auch der ergreifenden Schilderung, die Chamisso (Tagebuch „von Radack nach Unalaschka etc.") von der kleinmütigen Handlungsweise des Kapitäns entwirft — und die ganze Komik und die ganze Tragik der Travestie liegt damit offen. Mußte doch der berühmte Naturforscher in die Einleitung von Lohedues offiziellem Reisewerk selbst (p. 13) den bittern Satz schreiben: „Was indes denjenigen, welche den Plan zu dieser Reise machten, und gewiß noch mehr dem Chef derselben wehe gethan hat, ist, daß die Untersuchung des Innern von Amerika im Norden und Osten von der Berings-Straße, aus sehr gewichtigen Ursachen, die im Bericht der Reise angeführt werden, hat unterbleiben müssen. Eine solche Unternehmung . . . würde vielleicht auch zur endlichen Lösung des gewünschten Problems, nämlich der Auffindung einer Verbindung mit beiden Meeren führen. Der Zweck der Expedition des Lieutenants Lohedue ist freilich in dieser Rücksicht verfehlt, man wird sich jedoch aus dem Inhalt der folgenden Blätter überzeugen, daß die Reise für Navigation, Naturgeschichte (d. h. Chamissos und Eschscholtz' Arbeiten!) und Physik so reichhaltig ausgefallen ist, wie es die dazu verwandten Mittel nur immer zulassen konnten."

**) Vor dem Hafen von Plymouth gab Kotzebue ihm zu überlegen, daß er über Naturforscher der Expedition!) „als Passagier am Bord eines Kriegsschiffes, wo man nicht genahnt sei, welche zu haben, keinerlei Ansprüche zu machen habe." Worte, die im Reisetagebuch oft wiederholt werden, und die dem Dichter zwanzig Jahre später „unvergeßlich noch im Ohre schallen."

***) Über die Feierlichkeiten an Bord beim Passieren des Aequators (23. Nov. 1815) berichtet das Reisetagebuch „Von Teneriffa nach Teaflilen".

Digitized by Google

Wir sahn von fern, gen Untergang,
Hoch deren Schatten, groß und lang,
Aus düstern Hebeln prangen.

Und wir gerieten bald darauf
Gar zu den Menschenfressern.
Es macht der Zeilen seltʼger Lauf,
Daß diese selbst sich bessern.
Wir kamen ungenossen los
Und zahlten für das Leben bloß
Mit Spiegeln und mit Messern.

Dann lieferten wir eine Schlacht,*)
Wie später ich vernommen.
Der Schiffspatron rief in der Nacht:
„Seeräuber sind gekommen!“
Ließ schießen ins Gelach hinein:
Er hörte laut die Toten schrei'n,
Bis es ein End genommen.

Die Losung war Tod oder Sieg,
Der Sieg war gut zu kaufen,
Wir mußten uns nach diesem Krieg
Oft mit der Luft noch raufen.
Der Sturm zerbrach uns einen Mast,**)
Es war noch Glück, in aller Hast
Bei Wilden einzulaufen.

Die Wilden! eine wilde Rott***)
Mit Rauben und mit Morden.
Wir dankten alle unserm Gott,
Daß selbst wir zahm geworden.
Es waren ihrer nicht zu viel,
Wir nahmen nun, was uns gefiel,
Und segelten nach Norden.

Und kamen bald da, wo die Welt*)
Vernagelt ist mit Brettern.
Der hohe Zaun sich vor uns stellt,
Ein Fluchen war's, ein Wettern.
„Setzt mir die große Leiter dran,“
Schrie der Patron, „ich will voran,
Ich will hinüberklettern.“

Da war ein Jubel, ein Geschrei,
Die Schluchten wiederhallten.
Ich schlich mich an den Zaun herbei
Und guckte durch die Spalten.
Ich sah von fern die Stange stehn,
Um welche sich die Welten drehn,
Sie scheint noch gut zu halten.

Kaum stieg hinan der Schiffspatron,
So sing's ihm an zu schwindeln.
Hinab, hinab, da lag er schon
Inmitten seinen Windeln.
Der Mann war krank, der Mann war bleich,
Er war in seiner Ohnmacht gleich
Dem Kindlein in den Windeln.

Und als er auf die Augen schlug,
Da sprach er dann gleich weiter:
„Es ist für dieses Mal genug,
Wir lassen hier die Leiter.
Ihr seid von Gott mir anvertraut,
Ich bring euch heim mit heiler Haut,
Das scheint mir daß gescheiter.“

Wir haben uns darein gefügt
Und sind auch heim gefahren.
Doch hört: ein Hundsfott wer da lügt,
Wir sprechen von Gefahren:
Die See ist tief und haltenlos,
Der Weg ist lang, die Welt ist groß,
Das haben wir erfahren.

*) Bezieht sich auf einen Vorfall am 8. Feb. 1818. Schon im Reisetagebuch („Von Manila zum Vorgebirge der guten Hoffnung“) fühlten wir leise Ironie über Kotzebues leibhafte Farben bei Erzählung dieses Abenteuers (Kotzebue II. S. 145). Die Anfangszeile der folgenden Strophe geht direkt auf Kotzebues Worte „sest entschlossen zu siegen oder zu sterben“.

**) Am 13. April 1817 bei Unalaschka vgl. Reisetagebuch „Von Radack nach Unalaschka“ und Kotzebue II. S. 99.

***) Chamisso protestiert gegen die Bezeichnung „Wilde“ für die Südseeinsulaner im Reisetagebuch „Von Chile nach Kamtschatka“ (vgl. auch „Radack“).

*) Alles Weitere erhärtet die oben angeführte Stelle des Reisetagebuchs.

Die Pinie am Meer.

Alte Riesin, Wogen türmen,
Wo du ragst, sich auf am Strand,
Und der Schiffer grüßt nach Stürmen,
Sieht er dich, sein Heimatland!

Was sind Jahre, die in Sorgen
Und in Mühen wir verbracht?
Schon ein einzig schöner Morgen
Löscht die Qualen mancher Nacht. —

Ihr vertrauend ihrem Sterne
Zogen hier durchs Meergebraus
Wettentdecker in die Ferne,
Retter und Befreier aus.

Stolze Pinie, mit der hohen
Meerflut stimmt dein Rauschen ein;
Immer werden von Heroen
Um dich her die Schatten sein!

Hermann Lingg.

Digitized by Google

Einſame Leute.

Novelle von **Wilhelm Berger.**

(Fortſetzung.)

Sie ſetzte das Licht aus der Hand; da bemerkte ſie, daß der Schlüſſel im Schloſſe der Schieblade ſtak, — jener geheimnisvollen Lade, in welche ihr nie ein Blick verſtattet worden war. Furchtſam betrachtete ſie das kleine blanke Inſtrument und verſuchte, wie im Spiel, ob es ſich drehen ließ. Willig gehorchte es dem leichten Druck; die Zunge des Schloſſes glitt zurück und ſchnappte in die Feder. Es gab einen klingenden Ton; erſchrocken fuhr Hermine zuſammen. In der Nebenſtube lag der Großvater. Wenn er noch wach wäre und hätte das Geräuſch gehört! — Ihr Geſicht flammte auf; fluchtbereit lauſchte ſie. Aber nebenan blieb alles ſtill. Niemand im Hauſe wachte außer ihr; ungeſtört konnte ſie den Inhalt der Schieblade muſtern.

Heute erſt hatte der Großvater zu ihr geſagt: „In meinem Schreibtiſche wirſt du nach meinem Tode finden, was dir die Vergangenheit aufhellt.“ — Hier alſo, dicht vor ihr, boten ſich ihr die Aufſchlüſſe dar, nach denen ſie verlangte. Sollte ſie die Gelegenheit benutzen, die Geſchichte ihrer Eltern kennen zu lernen?

Aber Hermine erinnerte ſich auch der Warnung des Großvaters: „Was ich für dich im Dunkel laſſe, frommt dir nicht zu erfahren.“ Und die Furcht beſchlich ſie, daß ſie aus dem Inhalt der Lade Kummer gewinnen möchte. Leiſe ſeufzend wandte ſie ſich ſchon ab. Doch beſann ſie ſich: einen einzigen Blick wollte ſie ſich geſtatten. Daß es nur ein einziger ſein ſollte, gelobte ſie ſich, ehe ſie den Schlüſſel wieder erfaßte und an ſich zog.

Das erſte, was ihr in die Augen fiel, war ein umſchnürtes Paket, welches in Großvater Feyertags großer, altmodiſch deutlicher Handſchrift die Inhaltsangabe trug: „Papiere, meine Tochter Antonie betreffend.“

Ihre Mutter! — Sie zog das Paket hervor — zögernd, mit Herzklopfen. Nur in der Hand wägen wollte ſie es, nur von allen Seiten beſehen — weiter nichts. Aber als ſie es von ſeinem Platze genommen, entdeckte ſie darunter jenes Bild ihrer Eltern, deſſen ſie ſich noch aus ihrer Kindheit erinnerte. Das konnte ihr doch keinen Schaden thun!

Aufmerkſam betrachtete ſie es. Der Großvater hatte recht: ſie ſah ihrer Mutter nicht ähnlich, ganz und gar nicht. Vielleicht aber ihrem Vater? — Ein ſtattlicher Mann! Und durchaus nicht fremd kam er ihr vor. Dieſe Züge — ja, wo war ihr doch kürzlich eine ganz ähnliche Geſichtsbildung entgegengetreten?

Sie hatte geſtanden, mit einer Hand auf die Platte des Schreibtiſches geſtützt. Jetzt ſank ſie auf den Seſſel nieder; es wurde ihr dunkel vor den Augen. Nein, es konnte nicht ſein; ſie täuſchte ſich — ihr Vater war ja tot! — Wieder, mit aller Beſonnenheit, deren ſie in dieſer Minute fähig war, prüfte ſie das verräteriſche Bild. Aber nur immer deutlicher traten ihr daraus die Züge des Fremden hervor.

„Mein Vater!“ hauchte ſie vor ſich hin, und es durchſchauerte ſie ſeltſam.

Jetzt aber wollte ſie die ganze Wahrheit wiſſen. Ohne weiteres Bedenken löſte ſie die Schnur von dem Pakete. Briefe mit ausländiſchen Poſtwertzeichen, an ihre Mutter adreſſiert, fielen ihr entgegen. Der Poſtſtempel lautete St. Louis; Hermine entzifferte die Jahreszahl und rechnete. Das vermeintliche Todesjahr ihres Vaters lag zwei Jahre weiter zurück!

Nun riß ſie haſtig aus dem erſten beſten Umſchlage ein beſchriebenes Blatt. Es enthielt nur wenige Zeilen:

„Zum letztenmale, mein geliebtes, teures Weib, ſiehe ich dich an, mir nur ein einziges Wort zu gönnen, wenn nicht der Liebe, ſo doch der Barmherzigkeit, des Mitleids. Denn ſchwer leide ich und mühſelig iſt mein Leben. Bei dem Gedächtnis an gemeinſam verlebte glückliche Stunden beſchwöre ich dich: brich das fürchterliche Stillſchweigen, womit du mich ſtrafeſt. Erhalte ich auch auf dieſen Brief keine Antwort, dann werde ich nicht wieder verſuchen, dein Herz zu rühren. Und doch: dich aufzugeben, Antonie — wie es mir möglich ſein wird, ich weiß es nicht. Habe Erbarmen mit deinem unglücklichen Rudolf.“

Digitized by Google

Hermine lehnte sich zurück, und die Hände fielen ihr in den Schoß.

Hatte ihre Mutter wirklich diesen siehenden Worten widerstehen können? — Es war ihr unbegreiflich. Und doch mußte es so sein . . .

Weiter suchte sie in den Briefen, die das Paket enthielt. Da geriet sie an solche, die an Herrn Traugott Feyertag gerichtet waren, alle in derselben kleinen, flüchtigen Handschrift — Briefe ihrer Mutter, ohne Zweifel. Sie öffnete einen und las:

„Wenn ich imstande wäre, mich und mein Kind durch irgend eine Arbeit zu erhalten, so würde ich dein Anerbieten zurückweisen. Aber du hast mich nichts lernen lassen, was sich in Brot, Kohlen und Kleidung umsetzen läßt. Zudem bin ich menschenscheu geworden und mutlos. Ich verspreche dir also, dem unglücklichen Manne, den du mit deinem Hasse verfolgst, nicht zu schreiben, — seine Briefe — es sind herzerschütternde Briefe, die ich empfange — unbeantwortet zu lassen. Du forderst es — wohlan, es sei. Ich muß leben, Hermine muß leben. Was ich thue — Gott wird es mir verzeihen. Sende mir Geld, rasch; meine Mittel sind vollständig erschöpft. Antonie."

Hermine wußte genug; mit halbstarren Händen schloß sie das Paket, legte es an seine Stelle, schob das Fach zurück und drehte den Schlüssel. Einen düstern, feindseligen Blick warf sie auf die Thüre, hinter welcher Feyertags Schlafzimmer lag; ihre Lippen zuckten. Dann schlich sie zurück in ihre Kammer.

7.

Es ist häufig im Leben ratsam, mit abgewandtem Gesicht an Stellen vorüberzugehen, die ein Geheimnis bergen. Man erfährt ohnehin Beunruhigendes genug. Blindheit ist Glück.

So klug war Hermine nicht gewesen. Sie hatte den Schleier gelüftet, dem Verborgenen ins Angesicht gesehen. Die Wahrheit kannte sie nun; aber die Unbefangenheit ihrer Jugend war dahin.

Sie fühlte es. In die kleine Welt, worin sie lebte, war ein scharfes, grausames Licht gefallen. Der Großvater, den sie als ihren Wohlthäter verehrte, den ihr die Gewohnheit des Zusammenlebens teuer gemacht, hatte ihre Eltern mißhandelt. Ihr Herz wandte sich ab von ihm; in Bitterkeit und Groll kehrte sie sich gegen den harten, mitleidslosen Tyrannen, der seine eigene Tochter zum willenlosen Werkzeuge seines Hasses gegen den Mann gemacht hatte, den sie liebte — ihren Vater. Und hatte nicht auch sie zu klagen? Wer anders als Großvater Feyertag war verantwortlich dafür, daß sie ihren Vater für tot gehalten? Und jetzt, da der vermeintliche Tote doch erschienen war, sich vorsichtig, zaghaft ihr näherend, nicht wagend, sie durch Enthüllung seines Verhältnisses zu ihr zu erschrecken — jetzt sollte sie schleunigst davongeführt werden, damit ihre Spur verloren ging!

Nein: sie wollte sich nicht flüchten, sich nicht verstecken lassen. Wenn ihr Vater nach Norderstede zurückkehrte — und er würde zurückkehren — dann sollte er sie antreffen. Ihr armer Vater — Von ihr sollte er erfahren, wie er betrogen worden war; es war ihre Pflicht, die Rechtfertigung ihrer Mutter vor ihm zu übernehmen.

Aber war sie imstande, ihrem Großvater Widerstand zu leisten? Sie, ein schwaches Mädchen, abhängig von ihm, wie einst ihre Mutter gewesen?

Sie warf sich auf ihr Bett und weinte Thränen des Zorns über ihre Ohnmacht. Dann, ganz plötzlich, richtete sie sich empor und sah wie erschrocken umher. Ihre Seele hatte einen rettenden Gedanken geboren. Er war kühn, sogar tollkühn, dieser Gedanke; er flößte ihr anfangs Furcht ein. Aber sie sah ihm dreist und immer dreister ins Angesicht und befreundete sich allmählich mit ihm.

Nochmals überlegte sie. Ihr Vater war bei Anbruch der Nacht stromaufwärts gegangen. Es war eine Stunde Weges bis zum nächsten Dorfe. Dort befand sich ein ländliches Wirtshaus, wohin er sich ohne Zweifel begeben hatte, um am Morgen, mit dem ersten Dampfboot, seine Reise fortzusetzen. Bis dahin also war er noch ohne große Mühe erreichbar. Jetzt war es zwei Uhr morgens; gegen fünf würde es hell sein. Wenn sie dann aufbrach und tüchtig ausschritt, müßte sie ihn noch vorfinden.

Was blieb ihr anders übrig? Und war sie es nicht ihrem Vater schuldig, daß sie ihm den Schmerz ersparte, sie bei seiner Rückkunft verschwunden zu finden? Mußte sie nicht für ihn handeln, sofort handeln, da es noch Zeit war? — Und wie schwoll ihr Herz vor Sehnsucht nach diesem Vater! wie beseligte sie der Gedanke, daß es in ihrer Macht liegen könnte, den einsamen Mann durch ihre Liebe für erlittene Unbill zu entschädigen!

Bedächtig kleidete sie sich wieder an und machte sich ganz fertig zu der beabsichtigten Wanderung. Dann löschte sie das Licht und setzte sich an ein gegen Osten gerichtetes Fenster, um den ersten schwachen Schein des nahenden Tages zu erwarten.

Welche tiefe Stille um sie her! — Nur das unruhige Pochen ihres Herzens hörte sie. Draußen schwarzes Dunkel; der Himmel war bedeckt, nur

Digitized by Google

hin und wieder ein einzelner Stern ſichtbar, matt glänzend, wie hinter einem Flor. So verlaſſen fühlte ſich das junge Mädchen, wie noch nie in ihrem Leben. Dahin alles, was ihr teuer geweſen — der Inhalt ihres bisherigen Lebens Lug und Trug, falſcher Schein und erſchlichene Neigung! Und die Zukunft nur ein Gebilde der Hoffnung!

Ihr lieber Paſtor hatte ihr einſt geſagt: „Immer folge deinem Herzen. Wohin es dich auch führen mag: Gott bleibt bei dir.“

Daran erinnerte ſie ſich jetzt und wurde getroſt und voll Zuverſicht. Ihr Herz wies ſie zu ihrem Vater; ſie mußte gehorchen.

Und die Stunden verrannen. Noch vermochte Hermine nicht den geringſten Schein von Helligkeit im Oſten zu entdecken; da hörte ſie aus der Ferne den Weckruf eines Hahns. Der Herold des Morgens war erwacht und verkündete das nahe Ende der lichtloſen, der ſchrecklichen Zeit ... Nun begann es aufzuglimmen wie ein leiſes, ſchüchternes Ahnen der kommenden Herrlichkeit, kaum bemerkbar zuerſt, dann immer entſchiedener; deutlich ſchied ſich am Horizonte Licht und Finſternis.

Die Zeit war da; Hermine erhob ſich. Die Glocke der Hausthüre würde ihre Flucht verraten haben; ſie ſtieg hinab in den Garten, ließ ſich durch ein Pförtchen ins Freie und gewann, wieder emporkletternd, die Kappe des Deichs. Haſtig ſchritt ſie aus, an dem Kirchlein vorüber, — weiter, weiter. Jetzt bog ſich der Weg zurück; eine Reihe alter Weidenbäume trat zwiſchen ſie und das Haus, aus dem ſie entwichen war. Sie fühlte ſich ſicher und mäßigte das Tempo ihrer Bewegung.

Noch zeigten die vereinzelten Häuſer, an denen ſie vorüberkam, keine Spur von Leben. Rechts auf den Weiden lagen die Kühe regungslos im Graſe, — wie bunte Flecke, weit hinaus über den grünen Teppich verſtreut. Links der Fluß, aufgeſtaut von der Flut, lag regungslos, ein Spiegel des Himmels. Im letzten, leichten Schlummer träumte die Natur.

Das Mädchen empfand es faſt als ein Unrecht, daß ſie ſich erlaubte, als einzige Wachende die ſchöne Ruhe zu ſtören. Unwillkürlich trat ſie vorſichtiger auf, um den Schall ihrer Tritte zu verringern. So näherte ſie ſich, nachdem ſie etwa eine halbe Stunde gegangen war, einer Stelle, wo der Deich von einem breiten Graben durchſchnitten wurde, welcher zur Entwäſſerung des Landes in das Flußbett diente. Über die Schleuſe, die denſelben ſperrte, führte eine flache hölzerne Brücke von der Breite der gewöhnlichen Bauernwagen. Die Brücke hatte an beiden Seiten Schutzwehren; doch war es überflüſſig befunden worden, dieſe Schutzwehren an den Enden der Brücke ſeitwärts über die ganze Breite des Deichweges fortzuführen, zweifelsohne deshalb, weil ein Wagenverkehr in der Dunkelheit überall nicht ſtattfand, von etwaigen ſpäten Fußgängern aber vorausgeſetzt wurde, daß ſie entweder des Weges genügend kundig ſeien oder eine Laterne mit ſich führten. Demjenigen, der ohne Kenntnis der plötzlichen Verengerung der Straße wohlgemut ausſchritt, konnte es begegnen, daß er neben der Brücke ins Leere ſpazierte und einen nicht ungefährlichen Fall in den Graben that. Bisher war von einem derartigen Unglück noch nie etwas bekannt geworden, und die Sparſamkeit der Deichgenoſſen ſchien wohl angebracht.

Es war vollſtändig hell, als Hermine bei der Brücke anlangte. Sie blickte nach dem Fluſſe hinüber, wo am andern Ufer einige Fiſcher ſich gerade anſchickten, die ausgelegten Netze einzuholen. Da hörte ſie von der Innenſeite des Deiches her, aus der Tiefe, einen matten Ruf, wie um Hilfe. Erſchrocken eilte ſie zur Kante und ſpähte hinab. Was ſie ſah, trieb ihr alles Blut zum Herzen. Unten, am Rande des Grabens, auf dem Boden ausgeſtreckt, augenſcheinlich unfähig, ſich zu bewegen, lag der Fremde — nein, ihr kein Fremder mehr — lag ihr Vater. Sein Geſicht war von ihr abgewandt; das blutige Haupt ruhte auf dem Raſen.

Hermine flog die Böſchung hinab; ein paar Sekunden, und ſie kniete neben dem Verunglückten.

„Mein Vater! mein teurer Vater!“ ſchrie ſie auf. „Du biſt es ... du weißt, wer ich bin? — Hat er's dir geſagt? hat er dich ausgeſandt?“

Mit Anſtrengung ſprach Kaſpari; aber ſeine Augen belebten ſich.

„Nein, nein; niemand hat mir's geſagt, niemand hat mich geſandt. Aus freien Stücken komme ich ... ich ſuchte dich, um — o Gott! um bei dir zu bleiben ... Und ſo finde ich dich!“

Verwundert fragte Kaſpari: „Was hat ſich ereignet? wie ſoll ich dich verſtehen?“

„Ich erzähle dir alles; gedulde dich nur; wir bleiben beiſammen. Zuerſt muß für dich geſorgt werden ... was kann ich für dich thun? — du biſt bei der Schleuſe hinabgefallen — deine Kleider ſind naß — geſtern abend ſchon — und haſt die ganze Nacht hier gelegen — Entſetzlich!“

Sie nahm ihr Taſchentuch und verband ihm die Stirne.

„Deine Kopfwunde iſt nicht ſchlimm; ſie hat bereits ausgeblutet. Wo biſt du ſonſt noch verletzt?“

Digitized by Google

„Mein rechtes Bein — es wird gebrochen sein, fürchte ich . . . Auf einen Balken schlug ich auf und dann ins Wasser. Schon als ich aus Land schwamm, merkte ich, daß ich das Bein nicht gebrauchen konnte. Wie ich auf das Ufer und bis hieher gekommen bin, weiß ich nicht mehr. Ich muß lange Zeit ohnmächtig gelegen haben; es fing an hell zu werden, als ich wieder zu mir kam. Da hörte ich auch schon aus weiter Ferne das Geräusch deiner Füße."

„Was aber soll nun aus dir werden?" sagte Hermine ratlos.

„Das Bein muß eingerichtet und verschient werden, sobald als möglich. Schaff einen Wagen herbei, auf dem ich zum nächsten Arzt transportiert werden kann!"

„Zehn Minuten weiter liegt ein Bauernhof hart am Deich; ich will hinlaufen . . . Nur müßte ich dich dann allein lassen; das wird mir schwer."

„Niemand wird mich dir stehlen," erwiderte Kaspari mit einem Anfluge von Humor. „Geh nur; wir können nicht warten, bis zufällig Leute dieses Weges kommen; darüber würden wir am Ende verhungern und verdursten. Ist das eine Einöde hier, wohin Feyertag sich zurückgezogen hat!"

Hermine zog ihren Regenmantel ab und faltete ihn zusammen.

„Was thust du?" fragte Kaspari.

„Ich bereite ein Kissen für deinen Kopf."

„Bedecke mich lieber; mich friert."

Hermine gehorchte. „Bald wird die Sonne kommen und dich wärmen," tröstete sie. „Nun will ich gehen; in einer halben Stunde spätestens bin ich wieder bei dir."

Sie stieg an der Böschung empor; noch ehe sie oben anlangte, rief Kaspari ihren Namen. Sofort war sie wieder bei ihm.

„Was wünschest du noch?"

„Nur noch einmal sehen wollte ich dich. So unbegreiflich ist mir's, daß du mir nun wirklich angehörst; ich traue der Wirklichkeit nicht. Bist du auch Fleisch und Blut? Bist du ganz gewiß Hermine Kaspari, meine Tochter? — Was bürgt mir dafür, daß du nicht verschwindest, wie du gekommen bist? — Verzeih — mein Kopf ist nicht recht klar; ich fiebre wohl —"

Da warf Hermine sich neben ihm auf die Kniee und küßte ihn.

„Bist du jetzt überzeugt?" fragte sie unter Thränen.

„Ja, ja, es ist die Wahrheit; jetzt weiß ich's," antwortete er. „Aber fassen — nein, fassen kann ich's doch noch nicht."

Die Sonne war aufgegangen, als Hermine zu ihrem Vater zurückkehrte. Der Bauer, an den sie sich gewandt, hatte bereitwillig Wagen und Pferde hergegeben. Es war freilich nur ein gewöhnlicher Leiterwagen; indessen war er auf Herminens Bitte mit einer dicken Schicht Stroh versehen worden, damit der Verletzte unter den Stößen des Gefährtes nicht zu sehr leide.

Schwer genug wurde es dem Bauern und seinem Knecht, den vollständig hilflosen Mann auf die Höhe des Deiches zu tragen und in das Stroh zu betten. Kaspari litt arge Schmerzen während des Transports; so sehr er auch die Zähne aufeinanderbiß, vermochte er doch nicht, jeden Laut zu unterdrücken. Sein Stöhnen ging Hermine durch Mark und Bein; wie gerne hätte sie ihm Linderung verschafft! — Sie kletterte zu ihm auf den Wagen und legte seinen Kopf in ihren Schoß. Es war alles, was sie glaubte, für ihn thun zu können. Und wie viel mehr würde sie nicht willig gethan haben! Schwerlich hätte sich die Fülle ihrer Liebe so rasch, so rückhaltlos dem Gesunden zugewandt, wie sie dem Leidenden zu teil wurde!

„Wohin soll ich fahren?" fragte der Bauer.

Hermine hatte sich's unterwegs überlegt. „Zu Pastor Hobbema," entschied sie.

Mit Verwunderung hörte Kaspari den fremden Namen. „Was soll ich dort? Mir ist ein Arzt vonnöten, kein Pfarrer."

„Hobbema ist mein Lehrer gewesen und der einzige Freund, den ich besitze," erklärte Hermine. „Er versteht sich auf Schäden des Leibes und der Seele. Eh' er seine Pfarre antrat, hat er einen Kursus in der Chirurgie durchgemacht, und gegen die meisten Krankheiten weiß er die besten Mittel. Der nächste Arzt wohnt zwei Stunden entfernt; wie wollten wohl die Leute mit ihren Leiden fertig werden, wenn sie Hobbema nicht hätten?"

Der Wagen rollte in die Wiesen hinab, über denen jetzt ein leichter Nebel lag. Bis an den Bauch reichte er dem grasenden Vieh; aus einiger Entfernung schien es, als ob die Kühe im Wasser wateten. Indessen verflüchtigten sich die Dünste bereits unter den Strahlen der Sonne, die aus wolkenlosem Himmel herabsah.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Am Scherbrunnen des Kloſters.

Noch rauſcht der Brunnen wie vor alten Zeiten
Von ſchattenkühler Wand hinab zur Erde;
Hier ſtanden ſie, die ſich dem Kloſter weihten,
Die Jünglinge mit zücht'ger Gebärde.

Hier ſtanden ſie, von Gottesminne trunken,
Es fuhr durch ihrer Locken Schmuck die Schere;
Und mit den Locken war dahingeſunken
Der Reiz der Welt, des Erdendaſeins Schwere.

Wie friedevoll rauſcht bei des Mondes Scheinen
Der Quell. Doch, wenn der Morgen naht, der klare,
Tönt aus dem Rauſchen dir ein leiſes Weinen
Um den verlornen Schmuck der Jugendjahre.

Paul Lang.

Abendlied.

Was klingt ſo voller Frieden
Der Abendglocken Schlag:
Als wie ein Greis geſchieden
Iſt wieder nun ein Tag.

Ich ſteh' am dunklen Strande,
Fahr' ich hinüber wohl?

Und wie aus fernem Lande
Erklingt es dumpf und hohl:

Wer ruhlos noch muß wandern
Durch Nebelnacht und Wind:
Sein warten all die andern —
Die längſt hinüber ſind.

Oskar Linke.

Der Tau.

Es blinkt der Tau auf den Blumen allen,
Als wär' er des Nachts aus den Sternen gefallen;

Als wär' er geträufelt am Mondenſtrahle
Herab in die ſtillen Erdenthale;

Als hätt' er, indem er niedergeregnet
Manch' einſam leuchtendem Blick begegnet

Aus Seelen, die keinen Schlaf gefunden
Und dennoch hofften in dunklen Stunden.

Rudolf Knuſſert.

Der Abt von Bebenhauſen.

Der Abt von Bebenhauſen
Luſtwandelt in dem Schönbuchwald,
Der Bäume Kronen ſauſen,
Im Eichenſchalken ruht er bald.
Er hat vom Kloſterkeller
Ein volles Kännlein mitgebracht.
O Sommertag, du heller!
O goldne Waldespracht!

Er ſchlürft in tiefen Zügen
Die Waldluft friſch ins Herz hinein.
Er trinkt mit Vollgenügen
Den würzig edlen Feuerwein.
Und in den Adern ſchneller
Schon rollt das Blut ihm glutentfacht.
O Sommertag, du heller!
O goldne Waldespracht!

Die Kloſterglocken ſchallen
Vom ſtillen Thal zum Berg empor.
Dort in den dumpfen Hallen
Tönt jetzt der Brüder Veſperchor.
Ich trinke Mnshaleller
In waldesfriſcher Blätternacht!
O Sommertag, du heller!
O goldne Waldespracht!

Da drängt ſich in mein Sinnen
Ein Traumbild aus vergangner Zeit
Von Schwerterklang und Minnen,
Von ſtolzer Ritter Herrlichkeit . . . .
Mein Herz, was pochſt du ſchneller?
Um Ruh', um Ruhe kämpf mit Macht!
O Sommertag, du heller!
O dunkle Waldesnacht!

Guſtav Hächer.

Zu ſpät.

An deiner Todesſtunde
Saß ich an deinem Bette nicht,
Sah nicht der Augen letztes Licht,
Nahm nicht den letzten Kuß vom Munde.

Mein Fleiſch, mein Blut, mein Leben!
Und ich vernahm nicht, was noch malt,
Vielleicht für mich, geflüſtert hat
Dein blaſſer Mund im letzten Beben.

Digitized by Google

Das Dampfroß trug mit Schnauben
Mich über Berg und Brückenjoch;
Der Tod war viel geſchwinder doch,
Den letzten Abſchied mir zu rauben.

Als ich zu dir mich nieder
Mit Thränen beugte, lageſt du,
Ach, nicht mehr du! in bleicher Ruh',
Erſtarrt das Spiel der holden Glieder.

Ins dunkle Land hinüber
War ſchon, was dich beſeelte, fort;
Dein Blick, dein Kuß, dein Liebeswort —
Mein Lebensfrühling war vorüber.

Ferdinand Hoefer.

Der Nachtſchwärmer.

Ich ſeh' wie ein geſpenſtiſches Geſichte
Vor mir das weiße Bein, das ich geküßt,
Fahl, wie es war, im fahlen Morgenlichte,
Als ich erlag ſo thörichtem Gelüſt.

Bichl lockten Formen, edel, ſchöngegliedert,
Bichl hing am Weibe ich mit Herz und Sinn,
Da ich die heißen Lippen ja erniedert
Zum Fuße einer Straßenläuferin.

Erſt ſtirrt es an der Wand als Fleck, als grauer,
Dann rückt es greifbar mir in meine Näh',
Und mich durchfährt ein widerwärt'ger Schauer,
Wenn ich es immer — immer wiederſeh'.

Und ihm zu wehren zagen meine Hände,
Ich irre weit vom Pfade ab der Sitt',
Wir ahnt zu tief, als daß ich's nicht empfände:
Das iſt der Fuß, der in den Kot mich tritt!

L. Anzengruber.

Die Waſſerroſe.

Auf eines Waldſees
Crämmendem Spiegel
Einſam blühend fand ich dich, bleiche Roſe!
Zitternd ruhte dein ſüßer Kelch auf den Wogen,
Die leiſen Geflüſters
Dir nahten und wieder zogen. —

Fällt durch das düſtre Gezweig des Hochwalds
Ein verlorener Schimmer
Goldigen Sonnenſcheins —
Du ſchließeſt fromm und gläubig ihn
In deinen Buſen und birgſt ihn dort
Wonneſchauernd, gleich dem Mädchen,
Durch deſſen Herz der ſüße Traum
Erſter Liebe ſchwankt.
Und ſällt von des Himmels
Ätheriſchen Höhen
Der kühle Tau zur dämmernden Erde —
Du öffneſt ihm deinen jungfräulichen Kelch
Und trinkeſt ihn durſtig in dich
Und fühlſt, wie ſüß er dich, Einſame, letzt!

O Blume, ſprich,
Warum beſchleicht's bei deinem Anblick
Wie himmliſches Ahnen mein ſehnend Herz?
Webt's doch wie geheimnisvoller Zauber
Um dich, wenn der fächelnde Abendhauch
Deine Krone leis umwittert!
Liegt's doch wie göttlicher Schimmer
Auf deinen zarten Blättern,
Die — wie von heiliger Andacht gebleicht —
Sehnſüchtig auf
In der Unendlichkeit
Ewiger Ferne blicken,

Als wurzelteſt du nicht
In des trüben Waldſees ſchlammigem Grund,
Rein, als wär der reine Äther,
Der göttliche, nur
Dein nährender Quell!

O Blume! dir,
Der ſchweigſam-verlaſſenen,
Gleicht das Dichterherz!
Einſam ſich erhebt es
Aus den ſumpfigen Wogen
Irdiſchen Seins, dem es entkleimt',
Aber nicht bleibt's
— Wie die Alge —
Gebannt in den nächtigen Waſſern!
Empor,
Empor ſtrebt's — gleich dir —
Nach dem Spiegel der Flut,
Um den heiligen Glanz des Himmels,
Die dämmernde Bläue des Ewigen,
Des Unendlichen zu ſchauen und ſeine
Perlen zu trinken. —
Und Sehnſucht zittert in ſeinen Schlägen,
Sehnſucht — der deinen gleich,
Heilige Blume,
Sehnſucht ohne Erfüllung!
Denn wollt' ſich's löſen von ſeiner Welt
Und emporſchweben an der Gottheit Herz,
Um Eins zu werden,
Wandellos Eins mit dem Heiligen,
Es könnte nicht mehr ſein,
Denn Leben
— Du weißt es, zitternde Blume —
Leben iſt nur im Sumpf! —

Karl Eugen Schmidt.

Digitized by Google

Vom historischen Drama.

Von Josef Bayer.

IV.

Indes die Führer der romantischen Schule das patriotische Drama nur mit großen Worten postulierten, wurde es in eigenartigster Weise von einem Dichter dargeboten, der mit einer mehr als bloß litterarischen Beteiligung an der Sache des Vaterlandes die volle Energie dramatischer Gestaltung vereinigte. Dieser Dichter war Heinrich v. Kleist, und sein Werk „Die Hermannsschlacht“ (1808). Im 12. Buch von „Wahrheit und Dichtung“ äußert sich Goethe über das Bardiet ‚Die Hermannsschlacht‘ von Klopstock (1796) mit leicht ablehnender Ironie: „Die Deutschen, die sich von dem Druck der Römer befreiten, waren herrlich und mächtig dargestellt und dies Bild gar wohl geeignet, das Selbstgefühl der Nation zu wecken. Weil aber im Frieden der Patriotismus eigentlich nur darin besteht, daß jeder vor seiner Thüre kehre, seines Amtes warte, auch seine Lektion lerne, damit es wohl zu Hause stehe, so fand das von Klopstock erregte Vaterlandsgefühl keinen Gegenstand, an dem es sich hätte üben können. Friedrich hatte die Ehre eines Teils der Deutschen gegen eine verbundene Welt gerettet, und es war jedem Gliede der Nation erlaubt, durch Beifall und Verehrung dieses großen Fürsten teil an seinem Siege zu nehmen; aber wo denn nun hin mit jenem kriegerischen Trotzgefühl?“ Anders war's jedoch um 1808: jetzt, da Deutschland durch das französische Cäsarentum auf das tiefste gedemütigt, der Staat Friedrichs des Großen in Stücke geschlagen war, bekam jenes „kriegerische Trotzgefühl“ einen neuen, vollen Zeitgehalt, und die Erinnerung an die Rache der Germanen im Teutoburger Wald war nun weit mehr als eine bloße Redewendung der Hain- und Bardenpoesie von ehedem. Der Hermann des Kleistschen Dramas führt den Vernichtungskampf gegen Varus und seine Legionen so durch, wie der Dichter selbst den deutschen Rachekrieg gegen Napoleon und sein Heer, „gegen die ganze Brut, die in den Leib Germaniens sich eingefilzt hat,“ in seinem patriotischen Zorn sich dachte und wünschte: In das Heldenbild seines Hermann zeichnete er alles das hinein, was er von dem Befreier der Deutschen, welcher noch immer ausblieb, erwarten mochte. Gerade so müßte er zu den deutschen Fürsten sich stellen, mit ebenso wohlgelenkter Absicht die Leidenschaften des Volkes gegen die fremden Unterdrücker anfachen und schüren, mit denselben kalten, festen Blick über die Flammen hinwegsehen, die seine und seines Volkes Habe zerstören — wenn nur um diesen Preis die Freiheit gerettet, das Joch abgeschüttelt werde! In solchen Farben sind die Vorgänge vor der Niedermetzelung der römischen Legionen gemalt, und beziehungsreiche Reflexe, scharfe Streiflichter der Gegenwart spielen um jene Farben. In den Fürsten der Ubier, Nervier und Cimbern hatte der Dichter die Rheinbundkönige, in den mißvergnügten Fürsten die Verschwörer vom Tugendbund vor Augen; Varus, obgleich als römische Charakterfigur scharf umrissen, gemahnt doch von fernher an einen napoleonischen Marschall, der Legat Ventidius an einen kecken französischen Diplomaten, und Thusnelda, das „Thuschen“ Hermanns, ist in der Zeichnung des Dichters — wie er selbst sagt — „eine im Grunde recht brave Frau, aber ein wenig einfältig, wie die Weiberchen sind, die sich von den französischen Manieren fangen lassen.“ (Vergl. „Heinrich v. Kleist“ von Ad. Wilbrandt, S. 340.) So brachte die tief erregte Zeitstimmung, vor allem der eigenste Herzschlag des Poeten, dieses dramatischen Tyrtäus, der Herzen und Kämpfer für eine neue Hermannsschlacht werben wollte, in das fern zurückliegende Geschichtsbild ganz konkrete, lebendig vergegenwärtigende Züge — und dennoch ist dasselbe nicht im geringsten von seinem eigenen Boden weggerückt und steht fest und breit auf dem Wurzelgeflecht der alten deutschen Eichen im Cheruskerland. — „Die Hermannsschlacht“ Kleists errang sich nicht die Bühne, wohl darum, weil man vor der Kühnheit und dem blutigen Ernst des Werkes zurückschrak; der Dichter hatte es vergeblich zu Neujahr 1809 an Collin nach Wien gesendet. Wie wäre auch dazumal an eine Aufführung im Burgtheater zu denken gewesen! Nur zu seiner nächsten Umgebung konnte er das Manuskript reden lassen.

Ein näherliegendes Seitenstück zur Hermannsschlacht ist der „Prinz Friedrich von Homburg“ (1810). Dieses bedeutendste Werk Kleists giebt seinem unerschütterlichen Glauben an das engere preußische Vaterland den herrlichsten Ausdruck — und stellt einen hart geprüften, jugendlich-edlen Helden in den Mittelpunkt der Handlung, die in der strammen Konsequenz ihrer dramatischen Führung so rücksichtslos-ernst ist, wie die Artikel des Kriegsrechtes selbst. Jener begeisterte patriotische Glaube spricht sich um so ergreifender im Frauenmunde aus; die Prinzessin Natalie ist's, die zum Kurfürsten gewendet, sagt:

Das Vaterland, das du uns gründetest,
Steht eine feste Burg, mein edler Ohm;
Das wird ganz andere Stürme noch ertragen,
Fürwahr, als diesen unberufnen Sieg;
Das wird sich ausbau'n herrlich in der Zukunft,
Erweitern unter Enkels Hand, verschönern,
Mit Zinnen, üppig, seenhaft, zur Wonne
Der Freunde und zum Schrecken aller Feinde . . .

Das Bild der ersten brandenburgischen Ruhmesepoche, welches Kleist in diesem Stück mit einer realistischen Zauberkraft der Vergegenwärtigung, die in der deutschen Litteratur fast einzig dasteht, in hellstem Glanze vorführte, sollte zugleich eine historische Tröstung und Ermutigung sein für die niederschlagenden Eindrücke des letzten Zeitverlaufs. Er zeigt uns in seinem Stück das Grundgepräge der preußischen Kriegs- und Staatstugenden, jenes

Digitized by Google

Spartanertum der Neuzeit, das sich in der märkischen Gesinnung bei Fürst und Untergebenen kundgab — und die starke Zuversicht lautet durch, daß dieselben Eigenschaften, welche den festen Grund des Staates legten, ihn auch aus der Not der Gegenwart retten und neu aufrichten würden. Was damals bei Fehrbellin gegen die Schweden geschah, das müsse schließlich auch gegen die Franzosen gelingen. „Der Drache ward, der dir die Marken trotzig verwüstete, mit blut'gem Hirn verjagt; die Kunst jetzt lernten wir, ihn zu besiegen". Dieses Wort schmettert der Dichter gleich einer Fanfare in seine Gegenwart hinein — und ebenso das andere feurige Wort: „Es erliege der Fremdling, der uns unterjochen will, und frei auf mütterlichem Grund behaupte der Brandenburger sich, denn sein ist er, und seiner Fluren Pracht nur ihm erbaut!" —

Die Art und Weise, wie H. v. Kleist den Stoff seines Prinzen von Homburg mit fester Hand faßte, führt uns von selbst auf die Reflexion, unter welchen Bedingungen ein geschichtliches Thema für das Zeitalter des Dichters und ebenso für die weitere Zukunft lebendig zu machen sei. Es kommt vor allem darauf an, daß die Wurzelfasern des dargestellten geschichtlichen Zustandes sich noch unter dem Boden der Gegenwart hinstrecken und an einzelnen Stellen wohl auch entblößt zu Tage treten. Und wäre dies nicht immer der Fall, dann ist es Aufgabe des Dichters, sie selbst zu entblößen und aus der dünnen, verhüllenden Erdschicht herauszuheben. Für die Vergegenwärtigung der altmärkischen Heldenzeit aus den Tagen des großen Kurfürsten, für die Ausmalung des kernfesten Militarismus jener Epoche, dessen Geist und Wesen in der Prachtfigur des Oberst Kottwitz verkörpert erscheint, auch für den veredelten junkerhaften Zug des Prinzen selbst hatte Kleist in den fortwirkenden Eindrücken seiner Umgebung, in dem Lebenselement der eigenen militärischen Erziehung, überhaupt in den noch präsenten Überlieferungen des preußischen Staates allenthalben die erforderlichen, zurückleitenden Anhaltspunkte; freilich gehörte eine volle Dichterkraft dazu, um diesen Zusammenhang zwischen Gegenwärtigem und Vergangenem so durch zu empfinden und das Vergangene zu einer neuen poetischen Gegenwart herauszugestalten. —

Ich greife vor, wenn ich an dieser Stelle sofort auf Grillparzer zu sprechen komme. Aber Eines rechtfertigt die Zusammenstellung: bei aller sonstigen, tiefgehenden Verschiedenheit hat er ein ähnliches Verhältnis der historisch-poetischen Empfindung zur Genesis des österreichischen Staates, wie Kleist zu jener des preußischen. In der Tragödie „König Ottokars Glück und Ende" (1825) macht er sich die Gestalt des Kaisers Rudolf von Habsburg trotz der großen Zeitferne ebenso vertraut und gegenwärtig, sowie der Dichter des „Prinz von Homburg" dem schöpferischen Begründer des hohenzollernschen Staatsgedankens, dem großen Kurfürsten, scharf in das weitblickende Auge sah. Das Gesicht Rudolfs nach der Zeichnung Grillparzers erscheint gleicherweise individuell und typisch: es ist gleichsam der persönlich gewordene Charakter der Dynastie, der schon in dem Ahnherrn zu scharf ausgeprägtem Ausdruck gelangt. Allerdings dichtet da Grillparzer das französierende Österreich tief ins Mittelalter zurück; die Grundlinie des nächternen Patriarchalismus, der für das spätere, habsburgisch-lothringische Geschlecht bezeichnend wurde, leitet er bereits aus der Physiognomie des fernen Ahnherrn ab. Die Audienzszene im Freien auf der Insel Kaumberg in der Donau vor dem kaiserlichen Zelt ist das Prototyp der Audienzen in der Hofburg. Seitdem Franz I. die deutsche Kaiserkrone niedergelegt hatte — bekanntlich geschah dies schon im Jahre 1806 — gewöhnte man sich daran, Österreich in scharfer Unterscheidung neben und außer Deutschland zu stellen; diesen Standpunkt nimmt bereits der wackere Reimchronist Ottokar von Horneck in dem Grillparzerschen Stück ein, der als Lokalpatriot des Erzherzogtums Österreich seine Rede mit dem Preis der Landesprodukte: Lein, Safran, Weinbau und Jagdforsten beginnt und sie unversehens als zukünftiger Großösterreicher mit den bekannten Worten schließt:

> O gutes Land! o Vaterland! Inmitten
> Dem Kind Italien und dem Manne Deutschland
> Liegst du, der wangenrote Jüngling, da;
> Erhalte Gott dir deinen Jugendsinn
> Und mache gut, was andere verdarben!

Die Schlacht im Marchfeld, welche Rudolf gegen den Böhmenkönig schlägt, erscheint von vornan als eine in der Hausrechnung der Dynastie wohlgedachte Thatsache. Im frischen Aufwand der Morgenluft entrollen sich die kaiserlichen Paniere, da zeigt Rudolf seinem Sohne Albrecht im Glanz der aufgehenden Sonne das Land, darin er als der erste österreichische Habsburger herrschen soll:

> Dort fließt die March; dort, wo noch Nebel ringt,
> Liegt Wien, die Stadt; die Donau blinkt daneben,
> Von vielen Inseln mannigfach geteilt.
> Dort wirst du wohnen, giebt uns Gott den Sieg.

Sowie der erste Rudolf Grillparzers als der Begründer der dynastischen Hausmacht gefeiert wird, so steht sein zweiter Rudolf in dem nachgelassenen Trauerspiel „Ein Bruderzwist in Habsburg" inmitten einer inneren Krisis der Herrscherfamilie selbst. Der Gegensatz ist eben darum so zäh und unklar, weil er in der nächsten Nähe der Blutsverwandtschaft sich auftut, und zudem zwischen Persönlichkeiten, die nicht mit voller plastischer Charakterbestimmtheit einander gegenübertreten. „Wir beide," sagt Rudolf II. von sich und seinem Bruder Matthias, „haben von unserm Vater Thatkraft nicht ererbt; allein ich weiß es und er weiß es nicht." Grillparzer umtastet das Wesen dieses passiven, grübelnd reflektierenden Herrschers mit einer sympathetisch verwandten Darstellungskraft; er ist kontemplativ weise mit ihm, praktisch rallos mit ihm gegenüber einer gärend verworrenen Zeit, mit welcher die rohe, selbst bornierte Entschlossenheit eher sich abzufinden vermöchte, als alle beschauliche Überlegenheit. Dabei tritt in den einzelnen Seelenregungen, in gehemmten Affektausbrüchen, in gemütlichen und verbitterten Kundgebungen über die verwandtschaftlichen Beziehungen ein genauer Einblick in die intime Psychologie des Herrscherhauses hervor, der durch seine Divination in Erstaunen setzt. Ludwig Speidel hob dies bei Besprechung der ersten Aufführung des Trauerspiels „Ein Bruderzwist in Habsburg" im Wiener Stadttheater („Deutsche Zeitung", 29. September 1872) scharfsinnig hervor. „Nie hat Grillparzer einen Charakter geschaffen, der an unmittelbar einleuchtender Wahrheit dem Kaiser Rudolf II. gliche. Der Dichter selbst spricht aus dem Kaiser, und doch ist dieser eine von

Digitized by Google

dem Dichter unabhängige, völlig objektive Existenz. Der Kaiser ist unverkennbar ein Habsburger; kaum ein Zug in ihm, der aus dem Geschlechte schlüge. Grillparzer kennt dieses Geschlecht bis in die letzten Herzensfalten so genau, als habe er jahrhundertelang in der Hofburg zu Wien gewohnt. Wie lebendig hat er aus dieser intimen Kenntnis seinen Rudolf von Habsburg hingestellt, und wie erst seinen Rudolf den Zweiten . . . Das ganze Erzhaus von damals schlägt uns der Dichter wie ein Kartenspiel auf. Wir befinden uns wie geladene Gäste in der Familie."

Durch solche geheime Quellen und Zuflüsse erhält das historische Drama eine überzeugende Lebenskraft, die auf dem bloß abstrakt-litterarischen Wege niemals zu erreichen ist. —

Aber die weitaus größte Anzahl der geschichtlichen Tragödien und Schauspiele, die in Massen produziert wurden, sind lediglich litterarische Exerzitien, in welchen die Belesenheit den Mangel an Lebenserfahrung und Beobachtungsgabe, die Rhetorik den Abgang der Charakteristik ersetzen soll. Wer nicht Menschen zu bilden vermochte, glaubte etwas Großes gethan zu haben, wenn er nach einer akademischen Methode historische Kostümstudien machte, um hinter den Falten der Ornate und Staatskleider die Unkörperlichkeit seiner Figuren zu bergen. Da diese litterarische Selbsttäuschung trotz aller Mißerfolge sich forterbte, erwuchs auf solche Art, von einer Nebelschicht zur andern sich auftürmend, ein ganzes großes Schattenreich unlebendiger Dramatik, die nur geschrieben bestand und versuchsweise oder gar nicht gespielt und ebensowenig gelesen wurde. Eine zahlreiche Gruppe unter diesen Intentions-Dramatikern bekümmert sich nicht einmal sonderlich um die Treue des Kostüms, sondern geht nur, von einem Sujet zum andern ohne inneren Antrieb oder äußere Anregung hin- und herhüpfend, dem oberflächlichen Stoffreiz mit einer gewissen litterarischen Raschhaftigkeit nach. Ich möchte sie die Belletristen der historischen Dramatik nennen. Anspruchsvoll klopften sie seit jeher von Bühne zu Bühne an, um sich dann mit der Trauermiene der Enttäuschung wieder zu entfernen. Einige dieser „Verkannten" hebe ich hier hervor; die Reihe setzt sich weiter fort. Zunächst Ed. Heinr. Gehe (1795—1850) mit seinen geschichtlichen Schauspielen „Gustav Adolf", „Peter der Große und Alexis", „Der Tod Heinrichs IV. von Frankreich", dann „Anna Boleyn". L. Tieck hat über das letztere Stück mit immerhin schonendem Tadel in der „Abendzeitung" (1823) sich ausgesprochen, was aber gleichwohl den gekränkten Autor zu einer Entgegnung veranlaßte. Das musikalische Publikum kennt ihn zunächst aus dem Libretto zur Oper „Jessonda" von Spohr. — Joseph Freiherr von Auffenberg (1798—1857) — im Leben ziemlich abenteuerlich, zwischen militärischen und theatralischen Neigungen sich ab und zu bewegend, begann auch das Dramatisieren geschichtlicher Sujets wie ein Abenteuer, mit phantastischem Anlauf und viel hohlem rethorischen Geräusch. Weder alte noch neuere Geschichte bleiben von ihm verschont; er schrieb als Philhellene „Das Opfer des Themistokles", „Der Spartaner oder Xerxes in Griechenland", „Geron und Hieron" — als Geschichtsromantiker und Liebhaber heroischer und seltsamer Aktionen überhaupt lieferte er wieder einen „Wallace", einen „Pizarro", „König Erich", „Admiral Coligny oder die Bartholomäusnacht", „Ludwig XI. in Peronne" ꝛc. — Feiner veranlagt war Fr. v. Uechtritz (1800—1875), aber von mehr historischem Glauben als dramatischem Beruf. Nachdem von ihm vorher die beiden Trauerspiele „Rom und Spartakus" und „Rom und Otto III." erschienen waren, erregte er erst eine gewisse Aufmerksamkeit durch das Trauerspiel „Alexander und Darius", welchem Tieck den Geleitsbrief einer Vorrede mitgab, das in Berlin, in Dresden und Hannover gespielt wurde und auch im Wiener Burgtheater zu einigen Aufführungen gelangte. „Rosamunde" und die „Babylonier in Jerusalem" folgten dann ohne weiteren Erfolg nach.

Die Volontärs der Romantik, Ludwig Uhland aus Tübingen (1787—1862) und Josef von Eichendorff aus Lubowitz in Schlesien (1788—1855), die, ohne der Schule verpflichtet zu sein, den Garten der romantischen Dichtung auf das beste bestellten und einen herrlichen Blumenstrauß der Lyrik um den andern wanden — sie versuchten sich gleichfalls auf dem Felde der historischen Dramatik. Ihrer Gefühlsrichtung gemäß spannte sich vor ihrem Blicke der Regenbogen der Romantik auch über der realen Scenerie der Geschichte hin. L. Uhland verblieb mit seinem „Ernst von Schwaben" (1818) und „Ludwig der Baier" (1819) ganz in dem ihm vertrauten und heimatlichen Mittelalter; er hat da seine Balladenharfe nur dramatisch tiefer gestimmt, vermag aber die stärkeren Accorde auf ihr nicht voll genug zu greifen. Der Grundton für alle seine Modulationen in jenen beiden national-historischen Dramen ist die deutsche Treue; wir sehen sie hier, wie Heinrich Heine in seiner „romantischen Schule" sagt, „stark wie eine Eiche allen Stürmen trotzen; deutsche Liebe blüht, kaum bemerkbar in der Ferne, doch ihr Veilchenduft dringt um so rührender ans Herz." Otto Jahn, gewiß sehr liebevoll in der Würdigung Uhlands, hebt gleichwohl die Grundgebrechen seiner dramatischen Dichtungen richtig heraus (Vortrag, gehalten bei der Uhlandfeier in Bonn am 11. Februar 1863). „Uhland brachte andere wesentliche Erfordernisse des dichterischen Schaffens mit . . . aber wohl nicht die eigentümliche Begabung des Dramatikers. Eben jenes Grundmotiv der Treue wirkt für die Entwicklung des Dramatischen ungünstig, weil es ein wesentlich passives, ja die Freiheit des Handelns lähmendes ist, keinen großen Kampf der Charaktere hervorruft, keinen mächtigen Konflikt nicht zu bändigender Thatkraft und daher auch keine ergreifende Lösung zu Wege bringt, die in Ludwig dem Baier nur scheinbar, mehr zu einem Kompromiß als zu einem Abschluß führt, und in Ernst von Schwaben auch durch den Tod so vieler lebensmüder Kämpfer nicht die echte tragische Erschütterung bewirkt. Die Charaktere sind von dem Dichter mit sicherer Hand entworfen, auch durch einzelne freie psychologische Züge anziehend und lebendig — aber sie zeigen sich alle wie gebrochen oder gebunden, so daß sie nicht mit der vollen Kraft und Entschiedenheit eingreifen können, welche die dramatische Gestaltung bedingt." . . . Von Josef von Eichendorff, welcher so musikalisch-stimmungsvoll vom Rauschen des Waldes singt und den leisen Schauern, die wetterleuchtend durch die Brust schweifen, der ferner in dem „Leben eines Taugenichts" aus Morgenfrische, Waldeswürze, Blütenduft und Geigenton eine reizende Bummelgeschichte gedichtet hat — von ihm gerade möchte man sich am wenigsten dessen versehen, daß er auch die festere Hand

Digitized by Google

für das Anfassen eines historischen Stoffes besaß. Dennoch sind seine beiden Trauerspiele „Ezelin von Romano“ (1828) und „Der letzte Held von Marienburg“ nicht ohne plastisch-dramatische Kraft.

Da es in dieser Betrachtung nicht auf genaue historische Folge, sondern zunächst auf Gruppierung nach verwandten Gesichtspunkten ankommt, so kann ich hier sofort der allerdings späteren historisch-dramatischen Versuche von Friedrich Rückert (geb. 1788, gest. 1866) gedenken. Sie traten erst zwischen 1843 und 1845 ans Licht und sind im 9. und 10. Bande der gesammelten Werke enthalten. Es sind folgende: „Saul und David. Ein Drama der heiligen Geschichte“; „Herodes der Große“ in zwei Stücken: „Herodes und Mariamne“ und „Herodes und seine Söhne“; „Heinrich IV.“, Drama in zwei Teilen: 1. „Des Kaisers Krönung“, 2. „Des Kaisers Begräbnis“; „Cristofero Colombo oder die Entdeckung der neuen Welt“ in drei Teilen. Welche Umständlichkeit der Entwicklung auf jener Traumbühne, die der Dichter auf dem Gartentische zu Neuseß vor sich aufschlug! Überall eine Auflösung des geschichtlichen Hergangs in breite Dialoge, ohne jede dramatische Konzentration. Eine sinnende, kontemplative Dichternatur, wie es Rückert im weitesten und edelsten Sinne war, konnte nicht dazu berufen sein, jene Welt der Willenskräfte, die wir Geschichte nennen, mit poetischer Energie darzustellen; es war ein falscher Anreiz, wenn er auch diese in den Bereich seiner Beschaulichkeit heranziehen wollte. Ein so langer Aufenthalt in den Rosengärten und Palmenhainen des Orients war der dramatischen Stimmung kaum zuträglich, und mit der Weisheit des Brahmanen kommt man für das Verständnis der historischen Probleme nicht auf. Das beste in den dramatischen Dichtungen Rückerts sind die lyrischen Stimmungsbilder, überhaupt alles, was ins Kolorit fällt. In seinem zweiteiligen Heinrich IV. ging unser Dichter nach Gannossa nicht als der erste und lange nicht als letzter unter den Buchdramatikern. Ganz wunderlich ist der Schluß des ersten Teils „Des Kaisers Krönung“. Papst Gregor VII. geht in die Verbannung, nachdem König Heinrich den Gegenpapst eingesetzt. „Dem ganzen Erdkreis, über den der Himmel das Amt der Schlüssel mir verliehn, laß' ich scheidend meinen Segen — meinen Fluch behalt' ich zweien nur, dem falschen Kaiser und seinem Papste! Fluch ihnen, Fluch!“ (Ab.) Ein Gesang, man weiß nicht woher, ertönt: „Treu sich selbst bis an die Gruft — Laßt ihn Sieg gewinnen — Doch in reiner Himmelsluft — Seinen Grimm zerrinnen.“ Und nun folgt als stumme Scene, als bloßes Tableau der Krönungsakt in der Peterskirche, den Erzbischof Wipert als Papst Clemens III. an Heinrich und seiner Gemahlin Bertha vollzieht. In der Columbustrilogie reizten den Dichter offenbar die exotischen Farben des fremden Weltteils, die Romantik des Entdeckungszaubers. Stimmungsvoll und gedankenhaltig sind die Eingangsscenen im Kloster S. Maria de Rabida. Columbus steht sinnend im Klostergarten, in die Betrachtung eines Apfels versunken. Der Prior: „Er hält die Frucht noch immer in der Hand, den goldnen Ball, mit dem sein Tiefsinn spielt. Colombo sprich, was sieht dein Aug' im Apfel, den du vor dir hältst?“ Columbus: „Den Erdball, der von Gottes Hand gehalten, der unsichtbaren, wie der Apfel hier von meiner sichtbaren, frei im Raume schwebt . . .“ Die weiteren Teile der Dichtung gehen ganz in Schilderung, in See- und Landschaftsbilder auf — bei steter dramatischer Windstille ohne Fortgang der Entwicklung. Von großem koloristischen Eindruck ist Colombos Reisebericht vor Königin Isabella und König Ferdinand — indes die mitgebrachten Indianer den Pimentbaum vor den Thron hinpflanzen, ihre Kalebassen mit Goldstaub überreichen und mit den Papageien herantreten. Darin ist schon etwas von dem Zupaste der exotischen Farbengebung eines Freiligrath. Aber mit solchen destruptiven Mitteln, sowie mit dem Ausblick in die vage Weltweite läßt sich für das Drama nicht das geringste gewinnen.

Gelegentlich fehlte es auch nicht an Versuchen, das historische Drama künstlich zu züchten. Diese nach der herkömmlichen Meinung großartigste Spezies der Dramatik eignete sich auch recht gut dazu, für den engfinnigsten Partikularismus und die kleinlichste, offizielle Vaterlandsdichtkunst zurechtgestellt zu werden. So geschah's, als eine Konkurrenz zur Eröffnung des neu erbauten Hoftheaters in München durch das Reskript des Intendanten de la Motte vom 17. November 1817 ausgeschrieben wurde. Verlangt wurde als Preisaufgabe „ein edler und erhabener Stoff aus der bayrischen Geschichte“. Die bemessene Zeit der Einsendung war sehr kurz, dennoch die Masse der Einsendungen so groß, daß — wie Goedeke (Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung, III. S. 863) scherzhaft bemerkt — „die vom Finanzministerium niedergesetzte Kommission von Männern von bewährtem Geschmack die Arbeit nicht bewältigen konnte und einer gewiß erfundenen, aber nicht widerlegten Sage zufolge zu dem verzweifelten Entschlusse gelangten, das erste beste Stück zu krönen. — Die Entscheidung selbst scheint für die Glaubwürdigkeit der Sage zu sprechen. Denn als am 12. Oktober 1818 das neue Theater eröffnet wurde, und das Publikum das Trauerspiel „Heimeran“ von Andreas Erhard gesehen hatte, war es kaum möglich, den Preisrichtern etwas anderes zuzutrauen als eine Art von Würfelspiel.“ Unter den Preisbewerbern war auch Uhland mit seinem „Ludwig der Bayer“; ebenso hatte Aretin vom altbayrischen Vaterlandsstandpunkt einen andern Ludwig den Bayer eingeliefert; zwei Arnulfe von Bayern brachten Josef von Destouches und J. G. Grötsch. Über alle diese Stücke hätte sich reden lassen — aber man krönte jene alberne Pfaffenlegende. „Vielleicht“, fügt Goedeke bei, „waren die geschmackvollen Beurteiler durch den mönchischen Charakter des Stückes bestimmt worden, über die poetischen und dramatischen Mängel hinwegzusehen.“

So unrühmlich schloß das neue Münchener Hoftheater seine Pforten auf. Wie ganz anders wurde 1798 die Wiedereröffnung des Weimarer Theaters mit „Wallensteins Lager“ eingeweiht! Übrigens zog fortan um das altrahierende Zentrum der Hofbühne zu München eine spezifisch-bayrische Landesdramatik ihre näheren und ferneren Kreise, die sich bei weit geringerer Bedeutung aus dem allgemeinen deutschen Litteraturleben fast ebenso loslöste und auf sich zurückzog, wie die Wiener dramatische Produktion in der Epoche Grillparzer-Zedlitz-Halm. Als vaterländisch-katholischer Dramatiker hatte sich schon früher der Kronsiskal und Regierungsrat Jos. von Destouches (1767—1832) — noch vor seinem Konkurrenzstück „Arnulf von Bayern“ mit Eifer bethätigt; Karl Weichselbaumer

Digitized by Google

(1791—1871) fand sich mit einem Trauerspiel „Tasso“ ein, und so wurde auch manches Stück bayrischer Geschichte dramatisiert. Außerdem sah sich aber die Münchener Dichtergruppe auch nach andern Stoffen um; Weichselbaumer begab sich mit Vorliebe unter die römischen Helden der Republik und ließ sie in körnigem Dialog gegen einander sich aussprechen; er brachte auch einen „Cromwell“, so wie Ecker von Eckhofen (geb. 1796) eine „sicilianische Vesper“, Cäsar von Wilder eine „Maria Stuart in Schottland“ ꝛc. Am meisten Erfolg nach außen und gegen den flachen Geschmack hinab, der sich damals so leicht durch den Speck der Reime ködern ließ, hatte Eduard v. Schenk (konvertit, reaktionärer bayrischer Minister und Poet dazu — geb. 1786, gest. 1841) mit seinem „romantischen“ Trauerspiel: „Belisar“ in gereimten Trochäen und Jamben. Diese flane, durch und durch unwahre Deklamationstragik hat Goedeke (Grundriß III., S. 475) trefflich charakterisiert; er, der sonst so ernsthafte Mann, kommt in gute satirische Laune, als er an die Analyse jener gereimten Kalamität geht.

Die Fügungen, welche über dem Münchener Hoftheater walteten, waren wechselnd und dem Uneingeweihten nicht so leicht ergründlich. Nachdem jene Bühne in Erhards „Heimeran“ mit einer ultramontan dramatischen Andachtsübung eröffnet worden war, mußte man sich über die noch damaligen Begriffen höchst liberale, königliche Resolution billig verwundern, welche die Aufführung des Trauerspiels „Struensee“ von Michael Beer auf dem Hoftheater zuließ. In diplomatischen Kreisen nahm man großes Ärgernis an dem Sujet; König Ludwig war in diesem Fall nicht engherzig, und das Stück wurde ohne Beanständigung in München — und dort allein — am 27. März 1828 zum erstenmal gespielt. Wir haben von demselben nur im Zusammenhang unserer Reflexionen vorübergehende Kenntnis zu nehmen. Ernst und Reife der politischen Auffassung mangeln dem Stück durchaus; ein schwächlich-schöngeistiger Zug waltet vor, und jeder festere Umriß der Charakteristik verschwimmt in dem anflösenden Element der Versesprache. Der dilettantenhaften Politik in den Staatsgesprächen stellt sich die monotone Sentimentalität in den Scenen der Königin Mathilde, und die boshaft plumpe Intrigue der Königin-Witwe Juliane gegenüber Struensee wird von Akt zu Akt vorwährend gewarnt, zur Ermüdung für das Publikum, ohne selbst darauf zu hören. Die Kerkerscene nährt sich von Egmont-Reminiscenzen; nicht minder verraten die Gespräche im Bedientenzimmer und in der Wirtsstube die Anlehnung an die Bürgerscene in Goethes Egmont. Aber was dort zur ausmalenden Charakteristik gehört, dient bei M. Beer nur als Notnagel mangelhafter Technik, um mit Volkshilfe über die Lücken der dramatischen Führung hinwegzukommen. In solcher Art wurden die Volksscenen als Hausmittel gegen Kompositionsschäden im historischen Drama immer wieder verwendet. Das Trauerspiel „Struensee“ ist die richtige, gelehrige Epigonenarbeit, die sich mit den Abfällen des klassischen Dramas der Goethe-Schillerschen Epoche ausstaffiert, ganz nur geglättete Schale ohne Kern. Es ist in mehr als einer Beziehung das Formularstück, die Schreibvorlage für die weitere gewöhnlichere Durchschnittsproduktion des leidlich bühnenfähigen historischen Dramas geworden; darauf hin betrachtet, ist es für jeden merkwürdig, der das technische Schema, den Hilfsapparat, oder wir wollen sagen: den Manneqin dieser Produktionsgattung — wie in einem Schaufenster — sich bequem besehen will.

Ungedruckte Briefe von Adelbert von Chamisso.

Mitgeteilt von Ernst Koßmann.

I.

Die nachstehend veröffentlichten Briefe des Dichters, dem das vorliegende Heft gewidmet ist, dürfen als eine nicht unwesentliche Nachlese zu jener Sammlung gelten, welche J. E. Hitzig vor nun fünfzig Jahren veröffentlicht hat.*) Gleich den dort wiedergegebenen Schriftstücken, der Hauptquelle für die Erkenntnis des Dichters und Menschen, sind auch die vorliegenden höchst charakteristisch, und obwohl nur einige von ihnen auf Chamissos Streben und Leben thatsächlich neues Licht werfen, sind sie doch in ihrer Gesamtheit geeignet, uns einen Einblick in das Wesen dieses edlen Dichters zu gewähren.

Die Briefe sind insgesamt an die Besitzer der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig, die Herren Karl Reimer und Salomon Hirzel, gerichtet, bilden jedoch leider nur einen Teil dieser Korrespondenz, welche von 1829—1838 währte; unsere Briefe gehen nur bis Ende 1835. Wenn ich meinen alten Notizen trauen darf, so findet sich unter den Chamissoschen Papieren eine Mappe (bezeichnet VII) mit der Überschrift: „Korrespondenz mit Reimer und Hirzel 1836—38“. Dann wäre der Rest gut geborgen. Jener Teil der Briefe aber, der in Karl Reimers Besitz blieb und in den Haus Reimers überging, ist arg verzettelt worden. Als die Sammlung nach Haus Reimers Tode in das Eigentum einer Berliner Autographenhandlung überging, bestand dieselbe nur noch aus etwa sechzig Briefen und Billets; drei von ihnen wurden an einzelne Autographensammler abgegeben, und dasselbe Schicksal stand der ganzen Sammlung bevor, als der Herausgeber dieser Zeitschrift demselben steuerte, indem er die Briefe, soweit sie noch beisammen waren, erwarb. Auch zwei von jenen drei einzeln verkauften Briefen konnten noch für die Zwecke der vorliegenden Arbeit benützt werden, da die gegenwärtigen Besitzer, die Herren Direktor Redlich in Hamburg und Professor Weinhold in Breslau, die Güte hatten, Abschriften zur Verfügung zu stellen. Karl Emil Franzos, dem wir die Erhaltung der Sammlung verdanken, hatte die Freundlichkeit, mir die Bearbeitung zu überlassen. Eine Vergleichung zwischen diesen geretteten Stücken der Korrespondenz und einem Exzerptenhefte von

*) Leben und Briefe von Adelbert von Chamisso. Herausgegeben durch Julius Eduard Hitzig. Leipzig 1839. Zwei Bände. Fünfte vermehrte und berichtigte Ausgabe. Berlin 1864. (Besorgt von Friedrich Palm.)

Digitized by Google

der treuen Hand Palms beweist, daß der Jahrgang 1829 ganz, 1830 und 1832 fast ganz fehlen und auch 1833, 1834, 1835 bei weitem nicht vollständig sind. Ich beschränke mich darauf, die vorliegenden Briefe zu ordnen und im wesentlichen aus sich selbst zu erklären.

Gleich Anastasius Grün war auch Chamisso durch den von A. Wendt herausgegebenen Deutschen Musenalmanach mit der Weidmannschen Buchhandlung in Verbindung gekommen. Von 1829 ab hatte der fünfzigjährige Dichter dort zuerst Gedichte, namentlich die „Sonette an die Apostolischen“ und „Salas y Gomez“ veröffentlicht, welche ihm durch die Wirkung, die sie in weiten Kreisen übten, die Überzeugung brachten, daß er denn doch „ein Dichter Deutschlands“ sei, während er noch zwei Jahre vorher, am 24. Mai 1827, an Rosa Maria geschrieben hatte: „Daß ich kein Dichter war und bin, ist eingesehen.“ Die Anerkennung steigerte seine Produktionslust; zu einer Zeit, da andere zu verstummen pflegen, quoll erst in seiner Brust der Quell der Lieder auf. Nur zaghaft hatte er 1827 der zweiten Auflage des „Peter Schlemihl“ auch einige lyrische und epische Gedichte beigefügt, drei Jahre später konnte er bereits an eine selbständige Sammlung denken. „Herr S. Hirzel,“ heißt es in seinem ersten uns vorliegenden Schreiben vom 6. Februar 1830, „hat mir gesprächsweise den Wunsch geäußert, ich möchte meine gesammelten Gedichte der Weidmannschen Buchhandlung überlassen. Ich dachte selber an eine solche Sammlung, glaubte jedoch den Antrag dem Verleger des „Schlemihls“*) schuldig zu sein. — Schrags Antwort hat mir's freigestellt, mich an Sie zu wenden und hie bin ich. Ich bitte Sie vorläufig nur mich gelegentlich wissen zu lassen, ob ich darauf rechnen darf, daß Sie den Verlag meiner Gedichte übernehmen. Da das Bändchen verschiedener Lieder wegen, die ich den Almanachen und Taschenbüchern für 1831 zugetheilt habe und in der Sammlung nicht missen will, erst zur Herbstmesse 1831 erscheinen kann, so wird es immer noch Zeit sein, das Nähere zu verabreden, wenn Sie bis dahin einmal nach Berlin kommen.

Wenn mir die Stimme mit dem wiederkehrenden Frühling wiederkehrt, werde ich noch des Wendt'schen Almanachs gedenken. Ich bitte mich bis dahin in gutem Andenken zu behalten und bleibe u. s. w.“

Die angekündigten Beiträge zum Musenalmanach ließen nicht lange auf sich warten. Am 23. März schickt schon A. Wendt sein Urteil über die eingesandten Gedichte, am 5. April dankt Reimer für eine „neue schöne Sendung“. Da sendet Chamisso den 10. April noch ein Gedicht ein und bespricht zugleich, allzu gutmütig, Wendts Brief:

„Freundlichster Gruß zuvor!

Noch ein Gedicht zu dem Wendtischen Musen-Almanach, hart vor Thores-Schluß, wie damals Salas y Gomez und würdiger vielleicht nach Salas y Gomez zu erscheinen, als das Mordthal, dessen Eingang, lang und dünn gesponnen, mich sehr verdrießt. Den Tod des Räubers und Bunte Schlange habe ich selbst unter den Krebsen erwartet. Der Lauf der Welt, ein leichter anspruchloser Scherz, hat die Freunde ergötzt, und mehr soll es nicht. Ich habe soviel von der „bekannten schaurigen Manier des Herrn Verfassers“ hören müssen, daß ich gerne in Ihrem Almanache alle Töne meiner alten Leyer angeschlagen hätte; darum legt' ich's dem Hunde bei. Küssen will ich ist, frei gestanden, um der Form (Triolet) halber entstanden, und ihr zu Gunsten einzuschwärzen versucht. Auch sollte ein Scherz dem andern die Hand bieten. Ueber Chios weiß ich selber nichts zu sagen, als daß ich es gern aus anderen Gründen gedruckt sehe, und an gutem Ort; und zwar wegen meines Freundes Villele, den ich von den Todten wieder erwacht gerne begrüßt hätte. Es giebt aber noch Buchdrucker-Schwärze in der Welt. Weibertreue und Frühlingslied sind nur mitgegangen um Zeugniß abzulegen, daß das Beste schon bei den Acten lag. Aus den Krebsen werde ich das Eine oder das Andre dem Berliner Musen-Almanach zuwenden, das Uebrige wird zu dem Vorrath zurückgelegt, der sich noch, so Gott will, binnen Jahresfrist ansammeln soll. Wendts Brief hat mich sehr gefreut, daß er die Dinge scharf ansieht, vielbedächtig würdigt und rügt, giebt seinem Lob, wo es haften bleibt, einen hohen Werth. Ich bin ihm für seine Herzensmeinung herzlich verbunden, und bemerke eben, daß ich an Sie, theurer Freund, den Brief richte, der den seinen beantwortet. Es wird wohl weiter nicht schaden, und seines Ortes verzeihen werden. Ich habe Kuglern meinen Einfall, und was Sie noch darauf erwiedert, mitgetheilt, damit er sich unmittelbar an Sie wenden könne: ob er's aber thun wird, laß ich dahin gestellt sein.

Mit aller Freundschaft und ausgezeichneter Hochachtung

Berlin den 10. April 1830. Ihr ergebenster
Dr. Ad. v. Chamisso.

P. S. Ich schäze noch unzuverlässig und obenhin die Sammlung meiner Gedichte auf 15 Bogen. Sie werden mir zu seiner Zeit melden, wenn Sie den Druck anfangen zu lassen gedenken. — Sie verzeihen daß ich in diesen Feyertagen die schnellste, sicherste und bequemste Gelegenheit der Stadtpost benüze.“

Unterdessen war die Verlagshandlung mit Freuden auf den Vorschlag eingegangen, Chamissos Gedichte gesammelt herauszugeben. Den 25. August 1830 schickt er das Manuskript ein:

„Mit schuldigem Dank für Exemplare des lieben Büchleins, [Musenalmanach] Brief und Honorar übersende ich Ihnen anbei Manuscript zu meinen Gedichten. Ich wünsche, daß Ihnen die Art, wie ich das Manuscript eingerichtet, genügen möge. Haben Sie etwas dagegen einzuwenden, so lassen Sie mich's wissen und ich will mich bessern... Ich habe mich vom Berliner Almanach etwas stark ausbeuteln lassen, doch bleiben hier schon der Sammlung als noch ungedruckte Neuigkeiten: „Chios“. „Thränen“. „Der Graf und der Leibeigene“. „Die drei Sonnen“. „Der heilige Martin“. „Frisch gesungen!“ u. a. Giebt es Gott so schicke ich Ihnen noch Manches einzuschalten nach. Ich beziehe mich auf einen früheren Brief und auf mündlich verabredetes. Format und Zeilenzahl nach Ihrem Belieben: nur daß sich die Zeilen so wenig als möglich brechen, die Strophen so wenig als möglich auseinandergerissen werden und jedes in sich abgeschlossene Gedicht eine neue Seite anfange. Uhlands Gedichte wollen mir in dieser Hinsicht ziemlich scheinen... Ich

*) Siehe unten 21. Juli 1834.

Digitized by Google

denke im künftigen Monat einige Tage oder Wochen in Hamburg beim Verein der Naturforscher zuzubringen. Ich empfehle mich Ihrer liebenden Fürsorge und bitte Sie in freundlichem Andenken zu behalten" u. s. w.

Am 22. November 1830 schreibt Chamisso:

„Mit Dank und Lob die zwölf ersten Bogen richtig erhalten. Es kann nicht Ihrer Seits besser und zierlicher und reiner sein. Der Druck schreitet vor und greift um sich, schneller und mächtiger, als ich mir gedacht hätte. — Noch ein Gedicht ist in der Arbeit, das ich in die Sammlung einzuschwärzen hoffe: Die Versöhnung, skorssische Geschichte (60—70 Terzinen). Die nothwendige Stelle würde nach: Mateo Falcone sein. Ich würde kaum noch vor Ende des Monaths es einschicken können, denn ich muß ein paar glücklichere Tage es zu beendigen haben, und noch etliche zur Feile. — Ich nehme an, es sei zu spät, — können Sie es jedoch noch benützen und wollten Sie es, so hätten Sie nur zwei Zeilen zu schreiben. Ich bitte auf den Schmutztitel „Übersetzungen" folgendes Motto einzutragen:

„Die Heiden, heißt es, waren
Nicht Christen, so wie wir:
Sie schlachteten die Leute,
Und brauten schlechtes Bier.

Franz Kugler."

Die Gedichte erschienen 1831. Aber neue Lieder erklangen ihm nicht in jenem bangen Jahre der Cholera. Da bietet ihm Reimer, am 4. Januar 1832, die Redaktion des schon aufgegebenen Musenalmanachs an, und der bescheidene Dichter sieht sich plötzlich als Feldherr auf das litterarische Feld berufen. Gustav Schwab, den Chamisso sich als Mitredakteur wünscht, sagt zu — und voll freudigen Mutes geht nun Chamisso an das neue Werk. Das herrliche Gedicht „Zur Einleitung des deutschen Musenalmanachs 1833", eine poetische Thronrede lichtvollster Art, dichtet er gleich im selben Januar, und über alle Einzelheiten setzt er sich sofort mit Schwab auseinander (die Briefe an Schwab sind gedruckt bei Hitzig, fünfte Aufl., II. 318 ff.). Die Korrespondenz mit der Verlagshandlung erweitert sich nun. Die folgenden Briefe enthalten Einzelheiten aus der Redaktion des deutschen Musenalmanachs oder betreffen den Druck der Gedichte und, von 1835 ab, der Werke.

Am 14. Mai 1832 schreibt Chamisso:

„Ich habe nicht geglaubt bei Riemer*) eine andere Auswahl frei zu haben, als zwischen den Sammlungen, sonst hätte man, wenn man aus jeder das Hervorstehendste herausgenommen hätte, Besseres geben können, aber darauf kommt wenig an.

Sie erhalten zu Anfang der andern Woche seine Krebse**) mit anderen, und einer zweiten Sendung — und können ihm sagen, daß ich, einerseits ihn nicht von Göthe trennen wollen, und andererseits, durch Ihre an mich ergangene Forderung von dem bereits zum Druck Bestimmten einen großen Theil wegen Mangel an Raum auszuschließen geschreckt, nur so weniges aufzunehmen vermocht worden bin.

Frühlingsbüchlein*) würde ein sehr passender Titel für Rückert sein, wie kommen Sie darauf? er steht nicht über den Gedichten selbst. Sind Sie befragt, so lassen Sie ihn drucken, ich selbst vermesse mich nicht einem Dichter, der da ist, eine Aufschrift aufzudringen, die er selbst nicht gewählt hat. — Ich habe mich auch nicht für befugt gehalten irgend eines dieser Blätter, die durch Anfangs- und Schlußgedicht zusammen gehetzet sind, zurücke zu legen.

Lassen Sie mich immer wissen für wie viel Bogen Sie Manuscript haben, und was noch an Manuscripten einzulaufen droht.

Anbei noch eine Nachlese, die Schwab noch sehen muß, vielleicht nicht die letzte.

Ich werde so unbarmherzig zu Werke verfahren als möglich, und wenn Platz übrigbleibt, wird es nicht an Leute fehlen ihn einzunehmen. — Was auf jeden Fall aufgenommen werden muß, werde ich zuerst zum Drucke einsenden.

Ich habe an Heine zu seiner Zeit geschrieben und keine Antwort erhalten, nun sendet Schwab einige kleine Gedichte ein, die für das Morgenblatt bestimmt, von demselben wegen Frivolität zurücke gewiesen worden sind, und fragt an, ob wir (ich sollte es für ihn mit thun) anfragen wollen, ob er sie dem Almanach überweisen will, antwortet aber sich selbst: „am Ende antwortet der übermüthige Mensch eine Flegelei, oder wirft uns die Lieder als einen Gnadenbrocken hin."

Sehr Bedeutendes ist es nicht, ich überlasse Ihnen zu erwägen, ob Sie Buchhandlung sich deshalb an ihn mit einem Briefe richten wollen. — Er ist in Paris wo ich ihn aber nicht zu finden weiß, mein Brief wurde damals an seine Familie in Hamburg zur weiteren Beförderung zugesendet, und ich habe weiter nichts davon gehört."

Chamisso irrt sich mit bezeichnender Harmlosigkeit: Nicht über Heine, sondern über seinen alten Freund Justinus Kerner hatte Schwab obige gemütlich derbe Bemerkung gemacht. Allerdings hat Schwab die eigene Frage beantwortet, aber mit der kühlen Wendung, daß er nach näherer Betrachtung doch nicht für Aufnahme der Lieder stimme. Obgleich damals die „Romantische Schule" noch nicht veröffentlicht war, betont doch Schwab schon recht nachdrücklich, daß er „in gar keiner Berührung mit Herrn Heine' stehe. Chamisso dagegen, der Heine bei dem oben erwähnten Aufenthalt in Hamburg (September 1830) persönlich kennen gelernt hatte (vgl. Hitzig, fünfte Aufl. II. 118) betrachtete ihn immer gemütlich wohlwollend als ‚ungezogenen Liebling der Grazien' und schätze ihn als Dichter sehr hoch. Die Ereignisse, die dem Musenalmanach für 1837 vorangingen, sind freilich bisher sehr falsch beleuchtet worden (unverantwortlich von Koch, Chamissos Werke, Cotta I. S. 51), doch ist hier nicht der Ort zur Darlegung derselben.

Unterdessen drangen Chamissos Gedichte ins Herz des Volkes, von allen Seiten erhoben sich freundliche Stimmen. „In der Eleganten Welt Zeitung" fügt er am 6. Januar 1833 auf einen Zettel bei, der Manuskript begleitet, „sollen mir ‚Sonnen Lobes' dargebracht worden sein. — Es geht gut, wenn es nur lange währt."

*) F. W. Riemer, Goethes Vertrauter, hatte vier kleine Gedichte Goethes (nach dessen Tode) dem Musenalmanach geliefert; aber zugleich auch, was peinlich war, eine größere Anzahl eigener Dichtungen. Nur ein einziges Gedicht davon („An Goethe") ist schließlich aufgenommen worden.

**) „Krebse" oder „Tote" heißen die unbrauchbar befundenen Gedichte.

*) Im Musenalmanach steht als Titel ‚Neue Lieder.'

Digitized by Google

Der folgende Brief ist vom 1. Februar 1833 datiert:

„Ich schicke um aufzuräumen wieder eine kleine Sendung ab. Mehrere arme Sünder laße ich zurück, die ich entweder durch Sie oder brevi manu abfertigen werde.

Aber derweil sich die Unberufenen herzudrängen: Wie steht es mit den eigentlichen Söhnen vom Hause? Ich habe keine Einladungsbriefe ausgehen laßen —

Ich wünschte, daß Rückert, Zeitlz, Anastasius Grün, bei Zeiten ermuntert würden. Werden Sie es übernehmen? wird es Schwab thun?

Was werden wir dieses Mal für ein Bild haben? Rückert oder Uhland?

Ich freue mich diesmal ein Gedicht von mir beizulegen, an dem ich selber meine Lust habe. Die Sage von Alexander.

Ich habe Ihre Sendungen richtig erhalten, und danke dafür. — Was haben Sie zu Menzel gesagt, der vom Zaune, vom Almanache nehmlich, die Gelegenheit bricht seine Galle über den verstorbenen Goethe schmutzig zu ergießen? Ich habe Goethe nicht angebetet, aber doch immer für beßer als Menzel gehalten, und der Lorbeerkranz, den er mir giebt, wird mir die Meinung nicht wechseln laßen. — Man hat gegen Herrn von Schlegel, der doch jemand war, und weil er jemand war, Zorn empfunden, was gebührt einem Menzel?"

Aus derselben Zeit liegen uns folgende Briefe vor:

„. . . Schlegel(*), Scherz bei Seite, soll willkommen sein, verhandeln Sie nur die Sache. Ich habe keine Ordensbänder!! Sie brauchen dieses Schmuckes nicht. A. D. 1825 reiste ich durch Frankfurt a. M. und besuchte etliche Thäume im Rothschildischen Garten, da hatte ich unversehens die Ehre in meinem Reise-Robinsons-Costüme zu dem Freiherrn von Rothschild hereingerufen zu werden, ich entschuldigte mich meiner Tracht wegen, Sie hatten aber die Gnade mich zu versichern, „daß Männer wie ich des Anzugs nicht bedürften."

Laßen Sie Rückert wißen, es sei unser Sinn ihm im kleinen Buche einen großen Platz einzuräumen: deßhalb aber müße er sich früh einfinden.

Von mir ist auch diesmal eine kleinigkeit beigelegt — ich bin nun hoffentlich aus den Terzinen heraus . . .

Leben Sie recht wohl und gedenken Sie meiner in Liebe. — Wir möchten wohl einen zweiten Band zusammen bekommen, bevor eine zweite Auflage zu Stande komme." (24. Februar 1833.)

„Wir haben bis Seite 160 14 Seiten auf unsere Rechnung gewonnen. Falls dieses Guthaben sich erhält oder vermehrt, müßte es zuerst dem Anastasius Grün zu Gut kommen, dessen zweites Gedicht aufgenommen werden müßte. Fernere Ersparniße, falls solche sich ergeben sollten, könnten dem Rückert oder auch dem Kopisch**), von dem ein zweites Gedicht aufgenommen werden müßte, zu Gut gerechnet werden.

Was macht man mit dem Könige von Bayern?*) Er hat sich angemeldet. — Ich stelle es der Buchhandlung anheim, etwa an den Herrn von Schenk deshalb zu schreiben. Es muß derselben ganz außerordentlich daran liegen, die Theilnahme des Königlichen Sängers sich zu erhalten, und andrerseits kann sie doch mit eitlen Worten den ganzen Erfolg einer Kaufmännischen Speculation nicht aufs Spiel setzen." —

. . Von dem Hause Rothschild zu Frankfurt a. M. erhalte ich zur Post, schwer emballirt und unfrankirt — — — Verse von dem Baron von Vorieourt. Hätte mir Rothschild, da er doch einmal mit mir Unwärdigen verkehren wollte, nicht lieber ein Wechselchen schicken sollen? — ich hätte es besser brauchen können . . ." (22. Juli 1833).

Einem pro memoria vom 13 August 1833 (Adressen wegen der Freiexemplare und der Rücksendungen) entnehmen wir:

„E. Ferrand**) ein Pseudonymus glaube ich aus Pommern, ich kenne ihn nicht, aber Willibad Alexis (jetzt auch abwesend) ist in Verbindung mit ihm . . .

F. Th. Bischer ein Schwabe und Freund von Schwab, damals in Berlin jetzt wieder zu Hause gereist . . .

Ferdinand Röse junior Trave No: 29 Lübeck.

Ludwig Horst Lübeck. — Vielleicht wird ihn der andere Lübecker kennen.***)

Baron L. v. Schweizer. St. Petersburg. Hat den Auftrag aus der deutschen Litteratur die Bücher auszusuchen, die sich der Kaiser zur Lektüre vorlegen läßt . . .

L. Giesebrecht Professor in Stettin.

Kilian Wolff) in Fulda. H. Esbeer. Wenn reiner Schund, so schicken in Gottes Namen zurück. Ich habe keine Lust an der Sorte . . .

Es müßte sich sehr lohnen, jetzt schon Magazin für 1835 anzulegen, und wir haben mit Barth, Gaudy, Schefer und Werner schon viel in Magazin. — Wir könnten schon den Druck anfangen laßen.

Hoffmann v. Fallersleben ist ein ehrenwerther Mann. Mag ihm anheim gestellt werden, ob er sich für 1835 früher melden will, oder seine eingesandten Beiträge so lange schlafen laßen will."

*) Die „litterarischen Scherze" A. W. Schlegels im vorigen Musenalmanach, welche anläßlich des Goethe-Schillerschen Briefwechsels in denkbar tattlosester Weise Schiller begeiferten, hatten schon viel böses Blut gemacht und zu manchem Worte hin und her Veranlassung gegeben.

**) Wie hoch Chamisso Kopischs Gedichte schätzte, beweist folgende Notiz in einem undatierten Billet eines späteren Jahres: „Kopisch, ein Hauptbeiblatt des Almanachs, darf auf keinen Fall vermißt werden — sollte die Hoffnung schwinden das Manuskript bei Zeiten zu erhalten, so muß ich bei Zeiten davon unterrichtet werden, daß ich eine zweite Abschrift extrahiere."

*) Schwab teilt am 15. Mai 1833 den Freunden mit, daß er den Tag zuvor ein Schreiben des Präsidenten E. v. Schenk erhalten habe mit den Gedichten des Königs und Schenks. Der Musenalmanach für 1834 enthält die drei königlichen Beiträge und den 22 Seiten umfassenden Albertus Magnus von Schenk. Obiger Brief ist demnach in den Mai 1833 zu setzen.

**) Eduard Ferrand, Pseudonym für Eduard Schulz 1813—1842. Er war zu Landsberg a. d. Warthe geboren und machte sich durch seine Gedichte und Novellen bekannt.

***) Ludwig Horst war das Pseudonym, unter welchem Emanuel Geibel als Gymnasiast von Lübeck aus seine ersten Gedichte an Chamisso sendet, und Ferdinand Röse sein bester Freund. Der letztere, ein tief unglücklicher Mann, ist im Dezember 1858 von seinen Leiden erlöst worden. „Er war ein bedeutender Mensch," schrieb Geibel, „und eine im innersten Kern edle Natur. Ich kann nicht ohne Wehmut an ihn denken, wir haben einst viel, fast alles mit einander geteilt." (Vergl. Litzmanns „Emanuel Geibel." Berlin 1887.)

†) Johann Kilian Wolf 1802—1836 Lehrer an der Gelehrtenschule zu Fulda. Verfaßer lyrischer und epischer Gedichte, Übersetzer von Pope.

Digitized by Google

„Menzel*)!“ Wir wollen es verschmerzen. Sie sehen wie undankbar das Geschäft ist. — Was sagen die 52 schreibe zweiundfünfzig, die ich ganz abgewiesen habe!

Von L. v. Bayern**) ein Wort an Schwab. Er mag schreiben, ich unterschreibe alles, und gebe ihm Vollmacht meinen Namen zu unterschreiben.

Von den Büchern, die Sie die Artigkeit haben mir zuzusenden, — nachdem ich sie gelesen haben werde! Aber doch meine hohe Freude über Gaudy's „Geschichtliche Gesänge“*), in die die Nase gleich zu stecken ich mich nicht entwehren konnte. — Grüßen Sie ihn doch gelegentlich herzlich von mir und sagen ihm, ich sei ein Schlingel und Faulpelz, der keine Briefzeile zu schreiben vermocht werden könne, als wenn dadurch etwas ausgerichtet werden könne, und müsse. — Ich wisse es selbst, sei aber doch eine ehrliche Haut und habe viel Freude an ihm.“

Ein Schreiben vom 15. September 1833 lautet:

„Ich sage den herzlichsten Dank für das Eingesandte, bin aber heute sehr verdrießlich und über die Ohren in Geschäfts-Correspondenz. Alles Dichten vergeht mir . . .

Hier noch ein neuer Dichter! — Der freundliche Lohe verdiente wohl etliche Trostworte, aber ich bin überlästigt, ich bin krank, — thun Sie für ihn, was Sie können — ich überlasse Ihnen nach Gutdünken an Schwab zu schicken, oder ihn abzufertigen, dazu kommt, daß ich jetzt keinen Redactions-Rath habe, und seine Hand nicht lesen kann.

Niemcewicz †) weiß doch nicht wie Uhland im Ranschebarth und Schwab überall die Poesie aus der Geschichte hervorleuchten zu lassen!“

Ein Brief vom 22. September 1833 bezieht sich auf den Druck der zweiten Auflage der „Gedichte“:

„Und so kann denn in Gottes Namen der Druck beginnen! Anbei Manuscript für beiläufig 4 Bogen. Ich will bei der Arbeit bleiben und hoffe in 14 Tagen den Rest nachliefern zu können. Weil mir die Cottaische Buchhandlung wider den Vertrag die Nummern des Morgenblattes, worin Sachen von mir stehen, nicht geschickt hat, habe ich ziemlich viel abzuschreiben, was mir eine verdrießliche Arbeit ist.

Sie haben mir von dem diesjährigen (1834) Musenalmanach die Bogen nicht geschickt. Nicht der Mühe, aber der Schreib- und Druckfehler halber, beziehe ich mich darauf, und bitte Sie auch nach dem Gedruckten drucken zu lassen. Etwaige Verbesserungen werde ich nachtragen . . .

Was die Bedingungen anbetrifft, meine sehr theuren Freunde, so kennen wir schon einander. — Laßt uns vereint zuvörderst für das Buch sorgen; Ihnen überlasse ich es ganz kindlich zu sorgen, daß dabei der alte Papa nicht zu kurz komme. Ich bin übrigens mit den dargebotenen 300 Rthlr. wohlzufrieden und gefällt es mir so besser als Kleinhandel mit Bogen und Seiten zu treiben — 35 Frei-Exemplare!

Ein einziger Band! aus den angeführten Gründen ganz einverstanden. Der Druck so ökonomisch compreß, als sein kann, ohne der Zierlichkeit zu schaden. Doch glaube ich, daß jedes selbstständige Gedicht eine eigene Seite anfangen soll. — Ich habe eingesehen, daß sich schon sehr viel Raum gewinnen läßt. Die Colonne so breit als möglich, das Brechen der Zeilen, was eigentlich nur in Abhallah zu befürchten ist, so viel als möglich vermieden. Ich bin aber nicht dafür den Fanst, oder irgend etwas von dem, was in der ersten Ausgabe war, aus der zweiten auszulassen. Abzug ist immer verdrießlicher als Zulage erfreulich sein kann. — Es giebt kein Deutscher zwei bis drei Rthlr. für einen Dichter, den er nicht schon kennt und liebt, und findet er im Buche nicht, was er weiß, das darin sein soll, so glaubt er sich beschuppt. — Was ich einmal in der ersten Ausgabe gegeben habe, ist nicht mehr mein, es gehört dem Publicum; ich hätte da hübsch bedächtig sein müssen, nun ist's zu spät. Ich will dafür bei Aushebung der Rekruten desto strenger sein, und manches, was noch im Pulte schläft, nicht wecken.

Die Lieder werden bei ökonomischem Verfahren in Hinsicht des Raumes, nicht beträchtlich schwellen. Der Terzinen giebt es nicht voll das Doppelte, wovon die Raumersparnisse in Abzug zu bringen. Ein kleiner Nachtrag: Gelegenheitsgedichte, wird ganz unbedeutend. Am Dramatischen läßt sich sogar ein Schmutzblatt ersparen.

Und hiemit, meine theuren Freunde, Gott erhalte uns Fried im Lande, und lasse die lieben Deutschen Lust an Liedern haben, und Geld daran zu wenden.“

Der angekündigte Nachtrag folgt dann mit einem Schreiben vom 26. Oktober 1833:

„Der kleine Nachtrag, der hier nachgehinkt kommt, lastete auf meinem Herzen und ich sende ihn ab mit einem herzlichen Gruße.

Ich werde Freude haben den ersten Bogen der zweiten Ausgabe zu sehen, und dann die größte Geduld bis sie gemächlich sich abhaspelt und an die Luft zu treten ausputzt. . .

Für den Musenalmanach 1835 kommen die Dichter schon mir auf den Hals, nächstens erhalten [Sie] Krebse, denen Sie den Rückgang antreten lassen werden.

Ich selbst komme noch nicht wieder zum Dichten. Ich bin noch bei der Botanik, und da geht es auch nicht lustig vorwärts. Mit alter Anhänglichkeit ganz der Ihrige. Ch.“

Am 7. Oktober 1833 schreibt Chamisso nach einigen Details für die Drucklegung:

„Ich habe jetzt wieder die Grippe in kleinerem Maßstab, und außerdem eine botanische Arbeit vor mir, die einige Zeit meine ganze Muße beschäftigen wird. — Das Dichten ist mir ganz fern. Es wird vielleicht weise sein, wenigstens den Vetter Anselmo, als ein größeres Stück, für den Musenalmanach zurück zu

*) Schwab schreibt an Chamisso am 21. August 1833 „. . . Leid thut es mir sehr, daß Menzels spätere Beiträge nicht mehr hineinkommen, denn ich habe ihn sehr dazu aufgefordert und ich fürchte, der Verleger hat es «quoad recensionem zu büßen . . .“ Chamissos Antwort ist bei Hitzig, fünfte Auflage II S. 322, mit irriger Jahreszahl abgedruckt.

**) Soll wohl heißen „in Betreff S'r v. Bayern.“ Schwab schrieb am 28. August dem König, der König dankt am 17. September.

***) Geschichtliche Gesänge der Polen. Von J. U. Niemcewicz. Metrisch bearbeitet 1833. Der Gruß war von Berlin über Leipzig nach Potsdam gerichtet, wo Gaudy damals noch als Officier in Garnison stand. Kurz darauf (noch 1833) quittierte er den Dienst und übersiedelte nach Berlin. In Sachen des Musenalmanachs fungierte er später als Chamissos Redaktionsrat.

†) Siehe die vorstehende Anmerkung.

Digitized by Google

legen, einige Kleinigkeiten finden sich wohl noch bis dahin dazu.

O. Specter aus Hamburg, der den Einzug Christi in Jerusalem von Overbeck lithographirt hat, ein vorzüglich schönes Blatt, und jüngst allerliebste Bilder zu dem Kinderfabelbuch geliefert hat, welches bei Perthes erschienen ist; O. Specter, ein gar lieber Mann und geschickter Künstler, ist ein ganz besonderer Freund meiner Muse. Er hat schon mehrere Zeichnungen nach Gedichten von mir entworfen. Die ich gesehen, haben mir sehr wohl gefallen, und andere, die er seither gemacht hat, genügen ihm selber, was die ersten nicht thaten. — Er hätte Lust eine kleine Gallerie nach meinen Gedichten zu ediren. — Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, in wie hohem Maß es mir schmeicheln würde, wenn es dazu käme. — Ich weiß nicht in wiefern ein solches Unternehmen mit Ihrem Geschäft verträglich ist. Ich glaube nur, daß auch Sie, als Verleger des Buches, Ursache hätten zu wünschen, daß ein Unternehmen der Art zu Stande käme. — Ich halte ihn für einen wackern und lieben Mann, mit dem es sich leicht und angenehm in Geschäftsverbindung treten ließe.

Leben Sie recht wohl, meine lieben Freunde, und Gott erhalte uns die Leser geneigt.

Die Dichter lassen mir immer noch keine Ruhe! Die fatalsten Leute rücken mir unablässig auf die Stube."

Die Weidmannsche Buchhandlung ging auf das Projekt ein und bestimmte die Bilder als Illustrationsbeilage zur neuen Auflage der „Gedichte". Chamisso begrüßt dies im nachstehenden Schreiben vom 8. November 1833:

„Also Glück auf zu den Bildern! — Der Druck scheint ohnehin langsam zu gehen. — Es nimmt mich Wunder die Vergeltung auf der Liste nicht zu sehen: Specter hatte mir gesagt, er habe eine Zeichnung dazu entworfen. die er zu seinen gelungensten Arbeiten rechnete.

G. Schwab hat bereits eine Abschrift von „Vetter Anselmo" in Händen, der bereits für 1834 oder dem „Morgenblatt" bestimmt war, und auf den ich für 1835 arest gelegt hatte, wie ich gefühlt, wie es mir ging. Die neue Abschrift ist aber nicht unverändert aus meiner Feder geflossen, ich wünschte daß die neue, und nicht die alte gedruckt würde. Schwab mag beide wieder zurücke schicken.

Außer Vetter Anselmo bekommen Sie vermutlich noch eine Schlußanrede von mir, ein Paar herzige Worte, die ich bereits niedergeschrieben habe. Ich zweifle daß ich wieder zu anderem komme.

Ich habe diesmal keine andere Recensionen zu Gesichte bekommen als: Morgenblatt Menzel. — Börsen Halle Wurm. — Blätter f. litt. Unterhaltung. W. Neumann. — Und eine angefangene und unterbrochene im Freimüthigen N. 203, der von mir ein Exemplar geschenkt erhalten. — Ich lese gern, was über mich geschrieben wird, ohne viel auf ein einzelnes Urteil zu gehen, aber die Gesammtheit verehre ich. — Manchmal spricht auch der Eine oder der Andere ein Wort, das mich belehrt. — Das hat z. B. Wurm über meine Gedichte gethan, und es hat mich desto mehr gefreut, daß ich ihm vollkommen unbekannt war. — Die drei Exemplare des Musenalmanachs und meiner Gedichte, sind zum besten Theil an solche gegangen, die zum bekannt werden der Bücher beitragen können, namentlich in Frankreich und in England.

Leben Sie recht wohl, theuerste Freunde, und gedenken Sie meiner im Guten."

14. November 1833.

„Meine theuersten Freunde.

Nur ein Paar Worte in aller Eile. Ich will reinen Tisch machen und mir das Zeug vom Halse schaffen.

Tausend Dank für die hübschen Vögelchen — dagegen erhalten Sie eine Ladung Krebse — und werden den Dank sparen können. Ich denke, Sie schicken diesmal in der Regel das Vorzukauende, dem Schwab; ich kriege nun zu viele Dichter, die sich direct an mich machen — soll ich das Vorkauen und dann auch noch das Verdauen, so ist es Schier zu viel. Die Aushängebogen haben mich sehr gefreut, — der Band wird doch stark werden. — Es ist noch nicht daran zu denken, daß ich wieder zum Dichten kommen könnte. Anbei ein Paar kleine Noten zu meinen Gedichten, die ich zu beachten bitte.

A. v. Ch."

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

Adelbert von Chamisso.

Von **Ludwig Geiger.**

Will man sich den Unterschied der Anschauungen, den Gegensatz der Stimmungen vergegenwärtigen zwischen heute und dem 1. August 1838, dem Todestage Chamissos, so muß man sich entgegenhalten, daß der Dichter, der damals die Augen schloß, von ganz Berlin gekannt und ein Liebling aller war, daß er, obwohl von Geburt Franzose, sich so völlig zum Deutschen umgewandelt hatte, daß er nur deutsch schrieb und Deutschland seine wahre Heimat nannte. Es ist eine andre Zeit, in welche Chamisso uns führt, aber gewiß keine schlechtere, eine Zeit, in der Berlin klein war trotz seiner räumlichen Ausdehnung, in der alle Gebildeten eine durch gleiche Interessen verbundene Gemeinde ausmachten, in welcher der Sinn für Litteratur und Kunst die Besten beherrschte, in welcher die großen Güter der Aufklärungszeit den Edelsten als kostbares Erbe galten.

Von seinen Mitstrebenden wurde Chamisso geliebt und bewundert; einem großen Teil des Publikums gilt er noch heute als Lieblingsdichter; bei den Kritikern und Historikern fand er nicht ungeteilten Beifall. Gustav Freytag zwar, der schön und erquicklich anderer Wesen zu ergründen und ihr Verdienst zu preisen versteht, hat ihn trefflich gewürdigt, aber es ist seltsam, wie ungerecht und herb K. Goedeke ihn beurteilt, der sonst durch seine besonnene ruhige Art des Urteilens anderen Muster und Meister ist. Vielleicht liegt der Grund von Goedekes

Digitized by Google

verdammendem Urteil, das von manchen nachgeschrieben wurde, welche die Mühe des eigenen Denkens und Nachprüfens scheuten, in einer seltsamen Gespaltenheit des Chamissoschen Wesens, über die man sich Rechenschaft zu geben versuchen muß.

Auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne, das Chamisso in einem Gedichte so schön und rührend besungen hat, wie nur ein Heimatferner den immer noch geliebten Boden, wurde Charles Louis Adelaide — Adelbert nannte er sich erst in Deutschland — 1781 geboren, gehörte aber seinem Heimatlande nur bis 1790 an und kehrte später nur zweimal auf kürzere Zeit nach Frankreich zurück. Er lebte in Deutschland, und zwar ständig in Berlin, das er nur während seiner Weltreise (1815 bis 1818) verlassen hatte, und wohin er wie in eine wirkliche Heimat voll Liebe und Sehnsucht zurückkehrte. Hier fand er freundliche Anerkennung; auf jener Expedition hatte er durch Verkennung und üble Behandlung innerlich und äußerlich gelitten. In seiner Jugend war er Page am preußischen Hofe, Offizier im preußischen Heere gewesen, als solcher hatte er den Krieg gegen Frankreich 1806 mitgemacht, freilich ohne im Felde zu stehen, er hatte seinen Abschied genommen, weil er es doch nicht über sich bringen konnte, gegen sein Geburtsland zu dienen. Während der Befreiungskriege lebte er im stärksten inneren Zwiespalt, durch freundliche Verse Fouqués, der, nur dem Namen nach Franzose, ihn auf die weltbürgerliche Freundschaft wies, die über dem Nationalen stände, nur halb getröstet. Aber ganzen Trost fand der eifervolle Mann im Studium, das er in der Pagen- und Offizierszeit arg vernachlässigt hatte, holte in wenigen Jahren die versäumten und versäumten Schul- und Universitätsstudien nach und wurde ein trefflicher Botaniker, ein Kenner vieler und entlegener Sprachgebiete. Der Fremde wurde ein deutscher Dichter, der deutsch schrieb und deutsch empfand. Denn die Behauptung Goedekes, Chamisso habe das Deutsche niemals korrekt gesprochen und geschrieben, ist durchaus falsch, in den Versen des Dichters, selbst in den improvisierten, an denen doch gewiß Hitzig nicht mitgearbeitet hat, begegnen keine Fehler gegen Grammatik und Rechtschreibung; nur die vertrauten Briefe, und zwar vorwiegend die während eines Aufenthalts in Frankreich geschriebenen, enthalten einige bedenkliche Gallicismen. In seinen Jünglingsjahren hatte er sich an einen urdeutschen Stoff gewagt, hatte 1803 seinen „Faust“ geschrieben, also zu einer Zeit, da von dem Goethischen nur ein Fragment bekannt gemacht war. Diese Chamissosche Scene — denn ein Drama kann man die Dichtung kaum nennen — ist ein merkwürdiges, wenig beachtetes, kraftvolles Poem, in welchem Faust als ein Strebender, nach innerer Befreiung Ringender, Stillung seines Wissensdurstes Verlangender geschildert wird, der den guten Geist, den Warner, den Tugend und Beschränkung Lehrenden zurückweist, den Stab des Gerichts zerbrechend, sich dem bösen Geiste zuwendet, der ihm, gierig sein Opfer umkreisend, irdische Schätze in Aussicht stellt und die Befriedigung jedes Strebens verheißt, der aber, kaum daß er seine Beute in den Klauen hält, ihm hohnlachend zuruft, daß der Zweifel des menschlichen Wissens Grenze sei und den Armen, Getäuschten, nun doppelt Unglücklichen, da dieser seine Unschuld verloren und doch keine Erkenntnis gewonnen hat, in den selbstbereiteten Tod treibt.

Chamisso feierte die deutschen Dichter; nicht bloß die dichtenden jugendlichen Genossen, die dem Freunde das Lob eifrig und überreichlich zurückgaben, sondern Schiller und Goethe, denen er persönlich ganz fern stand. Schiller pries er als den Dichter der Ideale, und höher als aller weltliche Ruhm stand ihm seines Herzens Preis; Goethes Ruhm verkündete er in Prosa, die Barnhagen für würdig erachtete, einen Platz in den Zeugnissen der Mitlebenden über Goethe einzunehmen, und in Versen, letzteres gemeinschaftlich mit den Mitgliedern der gleichgestimmten Berliner Mittwochsgesellschaft, gern und häufig. Denn Goethe ist ihm der ewig junge Meister, der kühn und mächtig seinen Adlerflug erhebt, der auch ihm seine höchsten und reinsten Freuden verschafft und der auch nach seinem Tode wie ein Lebendiger fortwirkt. Daher konnte er den Gestorbenen feiern (zum 28. Aug. 1832):

Ich sag' euch, Goethe lebt, ob in der Gruft,
Und viele Tote scheinen nur zu leben.
Sie regen sich und atmen Gottes Luft
Und scheinen vielen Sorgen hingegeben.
Ihn trennt von allen Sorgen eine Kluft;
Er lebt und wirkt und schafft, da andre streben,
Da wir, wie er zu leben streben, ringen
Ein Glas darauf: Es mög' uns auch gelingen!

Aber in seiner Verehrung der Dichter beschränkte er sich nicht auf Deutschland. Für ihn hatte das Schöne kein spezifisches Vaterland. Derselbe Mann, der Goethe und Schiller rühmte, verherrlichte französische Dichter, übersetzte Gedichte einzelner und gab eine Auswahl aus Berangers Poesien heraus. Diese Wertschätzung der Franzosen, die ihm in der Achtung verständiger Beurteiler den Ruhm eines wackern Kämpen für den Begriff einer Weltlitteratur verschafft, mag ihm in den Augen einseitiger Teutonen geschadet haben, die ihm seine französische Abstammung eher verziehen als seine französischen Sympathien.

Er, der Fremde, sammelte um sich deutsche Dichter. Zweimal (1804—1806 und 1832—38) begründete und leitete er Musenalmanache; und wenn auch fast ein Menschenalter zwischen dem ersten und zweiten dieser Versuche liegt, die Bändchen ähneln sich in ihrem Inhalt und in ihrer Tendenz. Die Musenalmanache, wenn auch keine deutsche Erfindung, sondern in Deutschland äußerlich und innerlich speziell nach französischem Vorbilde gestaltet, sind nun veraltet; in der Zeit ihrer Blüte, — und diese dauert 70 Jahre, etwa 1770 bis 1840 — bezeichnen sie ein bedeutendes Stück deutschen Kulturlebens. Wer heute diese kleinen Bändchen mit ihren schäbig gewordenen seidenen Einbanddecken, ihrem verblaßten oder abgegriffenen Goldschnitt, ihrem vergilbten Papiere in die Hand nimmt, der staunt über die geringen Ansprüche, welche unsere Vorfahren an äußere Ausstattung machten, aber er wird häufig erfreut durch die Frische und Lebenskraft des Inhalts. Chamissos ältere Musenalmanache gehören zu den besten ihrer Art: sie bringen nicht planlos zusammengewürfelte Poesien, sondern die Dichtungen eines einzigen Kreises, der jüngern Berliner romantischen Schule: die Genossen singen von Freundschaft, Natur, Ideal, von Verehrung der großen Dichter, sie würdigen den nahen Zusammenhang mit der Poesie fremder Völker und entlegener Zeiten und versuchen die Vorbilder jener Zeiten nachzuahmen.

Die Doppelseitigkeit zeigt sich aber nicht bloß in dem Umstande, daß Chamisso ein geborener Franzose war, der doch

Digitized by Google

Deutscher werden wollte und wirklich war. Auch in seiner Dichtung beschränkt er sich nicht auf ein einzelnes Gebiet, sondern schweift in die Ferne; man könnte seine Poesien in höherem Grade als die anderer Dichter als „Eigenes und Angeeignetes“ bezeichnen. Er ist in keiner Weise originalitätssüchtig, sondern liebt es geradezu, fremde Vorbilder zu wählen; zu dieser Wahl bestimmt ihn aber nicht die Sucht, vielseitig und sprachenkundig zu erscheinen, sondern das Verlangen, dem Schönen, das anderwärts genossen wird, Heimatsrecht auch im Deutschen zu verschaffen. So dichtet er außer französischen Liedern und jüdischen Legenden, dänische Gedichte nach, finnische Volkslieder, russische Märchen, arabische Erzählungen; die ihm bekannte litthauische Litteratur wird von ihm in gleicher Weise benutzt, wie die malayische. Das Merkwürdige ist nun, daß diese Nachdichtungen uns nicht etwa fremd geblieben, sondern daß gerade sie tiefer ins Volksbewußtsein gedrungen sind als etwa die Bearbeitungen deutscher Sagen. Denn wohl keine der letzteren ist so allgemein bekannt geworden, wie die aus „Tausend und eine Nacht“ geschöpfte Geschichte des Abdallah mit ihrer lehrhaften Tendenz und ihren feinen ironischen Zügen, oder jenes herzergreifende Gedicht „Der Soldat“ nach Andersen, in welchem der Freund dem Freunde den Tod giebt, während die übrigen zur Exekution befehligten Kameraden fehlschießen, oder die nicht minder rührende dem Litthauischen nacherzählte Geschichte „Der Sohn der Witwe“, wo der zum Krieg ausgezogene von Braut, Schwester und Mutter lang Erwartete nicht zurückkehrt, — das herrenlos heimkehrende Roß bringt den Wartenden die Kunde von dem schweren Verlust.

Ebenso wie der Dichter in zwei Welten lebt, der alten und neuen Heimat, der Heimat überhaupt und der Fremde, so lebt er auch in verschiedenen Zeiten, in der Vergangenheit und in der Gegenwart. Die Romantiker, denen Chamisso in gewisser Weise zuzurechnen ist, haben im allgemeinen keine bestimmte Zeitfärbung: sie geben weder klar erkennbare Bilder aus der Umgebung, in welcher sie leben, noch geschichtliche Schilderungen, die man ohne Kommentar begreift; Chamisso dagegen hat den richtigen Blick für die kleinen Vorgänge, die er mitansieht, und für die Ereignisse der Vergangenheit. Jene bekundet er in der anmutigen, wahrhaft plastischen Schilderung der „alten Waschfrau“, in sehr bemerkenswerten, damals von den Dichtern, als Verteidigern des alten „gemütlichen“ Schlendrians, durchaus nicht allgemein geteilten Lobsprüchen der neuen Erfindungen und Einrichtungen, z. B. der Eisenbahnen, diesen in der poetischen Wiedergabe mancher Volkssagen und geschichtlicher Anekdoten aus dem Leben der Korsen und anderer Völker. Er ist kein Altertümler und kein Anmerkungenhäufer, aber er weiß vergangenen Zeiten ein so frisches Kolorit zu geben wie etwa den Schilderungen, die er den auf seinen Reisen beobachteten Gegenständen gewährte.

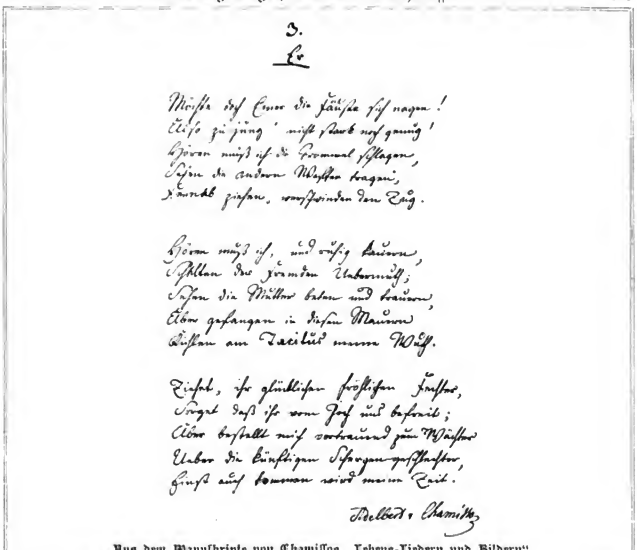
Aber die merkwürdigste Ausprägung dieses zwiespältigen Wesens zeigt sich in Chamissos Liebesgedichten. Die meisten erotischen Dichter preisen die Liebe zum Weibe und schildern die Geliebte, sie überlassen es den Dichterinnen, das Bild des Geliebten auszumalen. Dieser übrigens natürliche Gegensatz männlicher und weiblicher Dichter geht soweit, daß selbst die geistlichen Dichter fast ausnahmslos die Jungfrau Maria preisen, während die Dichterinnen in echt weiblichem Schwächegefühl sich an einen starken Heiland anlehnen oder Christus mit allen körperlichen und seelischen Vorzügen eines menschlichen Geliebten ausschmücken. Chamisso ist fast der einzige Dichter, der gerade in lyrischen Gedichten die Empfindungen der Frau darzustellen liebt, nicht etwa bloß die Klage der verlassenen — und es ist ja charakteristisch, daß gerade letzteres von männlichen Dichtern nicht selten versucht wird —, sondern den Jubel der liebenden und die Treue der vermählten Frau. Zwar in einer der früher angeführten Balladen tritt auch in dieser Beziehung sein skeptischer Sinn hervor, — über den so traurig verunglückten Helden läßt er die Braut drei Wochen, die Schwester drei Jahre klagen und nur die Mutter ihren Schmerz bis an ihr Lebensende tragen und hegen, — aber im allgemeinen ist er der innige und sinnige Verkünder der Frauenliebe, der Lobredner ihrer Treue und der Herold des Ehe- und Mutterglücks. Denn das Wesen des Weibes ist ihm Liebe. Darum ist auch, wie der Dichter in dem schönen Gedichte „Die drei Schwestern“ ausführt, nicht diejenige die unglücklichste, die, des Geliebten unmännlichen verderbten Sinn erkennend, ihn verstößt, nicht diejenige, welche, im bräutlichen Schmucke des Verlobten harrend, statt des Erwarteten seinen Leichnam gebracht bekommt, sondern diejenige, welcher niemals die Liebe gelächelt. Sie darf sich mit dem Verlangen, des Unglücks ersten Platz zu erhalten, an den Schiedsrichter wenden.

Vernimm denn, was das bessere Recht mir giebt,
Vier Worte nur: ich wurde nie geliebt;
Du wirst des Leides Palme mir erteilen.

Chamissos Gedichtcyklen „Frauen-Liebe und Leben“ und „Lebens-Lieder und Bilder“ sind tiefempfundene und schön ausgedrückte Zeugnisse echter und wahrer Zuneigung, erquickende Liebesidyllen, ebenso frei von entnervender Unsittlichkeit — nur eine gesunde Sinnlichkeit predigend, wie etwa in dem Gedichte „Küssen will ich, ich will küssen“ — wie von himmelstürmender Leidenschaft. Denn nicht die stolze Schöne feiert der Dichter, welche, von einer Schar von Bewunderern umgeben, durch einen Blick einen Verehrer beseligt und einem andern Verderben bereitet, sondern das liebliche Bürgermädchen, das trotz aller keuschen Zurückhaltung dem Geliebten sich entgegensehnt und ihn mehr liebend als alle, alle Zärtlichkeit, deren ihr starkfühlendes Herz fähig ist, ihrem Gatten auftpart. („Die Braut.“) Diese bürgerlichen Kreise haben jedoch nichts vom Spießbürgerlichen, Philisterhaften; es ist deutsche Minne, sittlich, ebel und rein von allem Unwürdigen.

Aber Chamisso versetzt sich nicht bloß in das Gefühl anderer, in die Empfindungen des andern Geschlechts, sondern da er selbst fühlt und empfindet, so sucht er auch seine eignen Gefühle auszudrücken. Er liebte, irrte und litt. Eine Französin, der er als Jüngling warme Huldigungen darbrachte, wollte ihn mit lauer Freundschaft abspeisen, die Mädchen, die er in seiner Strebezeit liebte oder zu lieben vorgab, peinigten ihn abwechselnd mit Kälte und mit Eifersucht, erst später fand er eine würdige Gefährtin seines Lebens (Antonie Piaste) und kostete die wahre Liebe, nach der er lange sehnsüchtig, aber vergeblich verlangt hatte (1819). Mochte er früher nur im Anschauen des Glückes Anderer Liebe und Treue gefeiert haben, mochte er, eben weil er stark und wahr zu empfinden wußte, den schwierigen Versuch wagen und glück-

Digitized by Google



3.

Es

Wisset des Armen die Sünde ist wagen!
Also zu jung, nicht Raub noch genug!
Hören muß ich die Fremden sie klagen,
Sehen da andern Mädchen sie tragen,
Handle ihnen, verschwinden den Tag.

Hören muß ich, und öfters dauern,
Schauen die fremden Unbarmherz;
Sehen die Mütter beten und trauern,
Eben gefangen in diesen Mauern
Diesem am Tage meinem Schatz.

Tiefes, ihr glücklichen frischen Leuchte,
Sorget daß ihr vom Herz mir beseelt;
Aber beschleicht mich zerbrauend zum Weichen
Ueber die künftigen Sorgengesichten,
Kommt auf kommen wird meine Zeit.

Adelbert v. Chamisso

Aus dem Manuskripte von Chamissos „Lebens-Liedern und Bildern“.

lich durchführen, ein altes Volkslied, „Es steht eine Linde im tiefen Thal“, in neue Form zu bringen und durch dieselbe eine erhöhte Wirkung hervorzurufen; jetzt, da er die Geliebte gewonnen hatte, besang er Liebe und Treue aus eigner Erfahrung. Seine Lieder an seine Braut und seine Frau sind sehr schön, frei von Übertreibung, fern von Enttäuschung, der Ausdruck keinen und sichern Glücksgefühls. Ehe er seine Braut gefunden, hatte er sich elend und verlassen gefühlt, nun erschien er sich durch ihre Einwirkung und ihr Verdienst reich und groß, jung und stark:

Du, die du alles, alles giebst,
Du segnest mich, wie du mich liebst.

Dieses Glücksgefühl erhielt sich lange, aber die Kräfte dauerten nicht aus. Und vielleicht hat der Dichter, der während seiner letzten Lebensjahre schweres Siechtum zu erdulden, aber dabei der treuen Pflege seiner Gefährtin sich zu erfreuen hatte, bis diese noch vor ihm abberufen wurde, im Hinblick auf diese unwandelbare, nie ermattende Treue eine Nachdichtung des „armen Heinrich“ versucht, jenes hohen Liedes von Frauentreue und weiblichem Opfermut.

Chamissos zwiespältiges Wesen zeigt sich aber am besten darin, daß er in seiner Stimmung schwankt zwischen sonniger Heiterkeit und tiefem Weh, daß er bald ein ungetrübt fröhlicher Humorist, bald ein schwermütiger Tragiker ist. Er ist wohl der Schöpfer oder wenigstens der Fortbildner der humoristischen Romanze, aber durchaus nicht ein Humorist, der seine schöne Schöpfung durch „ätzende Schärfe“ selbst verderbt. Wie lieblich und niedlich sind seine Schilderungen kleiner Vorgänge und vorübergehender oder bleibender Stimmungen, wie etwa seine „Tragische Geschichte“, „Recht empfindsam“, „Der rechte Barbier“, „Hans im Glücke“. Wer möchte aus solchen und ähnlichen Dichtungen, die ganz zum Volkseigentum geworden sind, etwas anderes entnehmen als echten Humor, der zwar der Zwillingsbruder des Ernstes, nicht aber der Schärfe und des Spottes ist.

In dieser Dichterseele war eben auch Raum für den Ernst, das Tragische, ja geradezu das Grausige. Manchmal scheint er sich darin zu gefallen, die düstersten Bilder aus dem Volksleben, Blutrache und sonstige Gewaltthätigkeiten dem Leser vorzuführen, wie er im Leben schwankte zwischen tollem Humor und drückendem Ernst. Denn seine Weltanschauung ist im ganzen trüb. Er, der schwere Zeiten durchgemacht hat, sieht schlimmere Zeiten kommen, und wenn er auch den einzelnen und den Völkern Zufriedenheit mit ihrem Lose predigt („Die Kreuzesschau“), so kann er nicht frohmutig in die Zukunft blicken. In dieser traurigen Stimmung zweifelt er an seinem Dichterwert und fürchtet wirkungslos dahinzugehn; er vergleicht sich dem „alten Sänger“, der in die Wüste schreit. Nennt er sich einmal verwöhnt von dem Erfolg, so zeigt er sich öfters unzufrieden mit der Anerkennung, die er gefunden, und giebt, wie so viele Dichter, den bösen Kritikern Schuld an diesem Mißerfolge. Trotz alledem weiß er, daß er ein Dichter ist und verkündet, z. B. in dem Gedichte „Nachhall“ seinen Genossen die Pflichten ihres hohen Berufes.

Digitized by Google

Er mahnt sie, ihrer großen Aufgabe eingedenk zu sein und sich niemals zu erniedrigen, mit Ernst und Strenge ihr Amt zu erfüllen und nur in geweihten Momenten der Poesie sich hinzugeben:

Wann aber schlägt die Abendfeierstunde
Und in des Himmels Räumen sich entzündet
Das Licht der Sterne, dann, Geweihte, schüttelt
Von euch die Sorgen, frei erhebt das Haupt
Und frei belebt die heil'ge Nacht mit Tönen.
Ruft in den Schlafenden die Träume wach,
Die Träume jener Welt, die in euch lebt! —
Das Reich der Dichtung ist das Reich der Wahrheit;
Schließt auf das Heiligtum, es werde Licht!

Das ist des Dichters Religion, die ihn stärkt und erhebt; der Kirchengläubige, in welchem viele anders angelegte Naturen einen Trost finden, vermag ihm diesen Trost nicht zu spenden. „Bin ich selber ein Christ, ich weiß es nicht", schreibt er in einem Briefe. Er reimt wohl Bibelstellen, aber er schwankt, ob er dem Pharisäer oder dem Zöllner nachsprechen solle; er ist Katholik, aber er schreibt eine „Klage der Nonne", in welcher die Klagende die göttliche Vergebung besonders für die Blinden und Bethörten erfleht, die an ihrem Unheil schuld sind. Er ist nicht ungläubig, aber er fühlt sich durch die Fesseln einer bestimmten Konfession beengt; er kann, wie jener Märtyrer, den er so schön geschildert hat, die drei Güter: „frei denken, sprechen, frei atmen Gottes Luft" nicht entbehren; wir dürfen auch auf ihn anwenden, was er von jenem zu rühmen weiß:

Er hat des Wortes Fesseln gesprengt mit Geisteskraft.
Er hängt am Guten, Wahren so recht mit Leidenschaft.

Aphorismen.

Von August Graf von Platen.

Ungedruckter Nachlaß.

Die französische Sprache hat für den geselligen Umgang Vorteile und Annehmlichkeiten vor andern. Aber wenn wir dies zugeben wollen, so folgt daraus nicht, daß wir Deutschen uns ihrer unter denselben Erfolge zur Konversation bedienen können. Jede Sprache ist der eigentliche Abdruck des Geistes und Charakters einer Nation, die sie redet, und wenn wir nicht mit derselben täuschenden Leichtigkeit in gesellschaftlicher Unterhaltung uns auszudrücken verstehn, so liegt dies nicht sowohl in unserer Sprache als in unserer Eigentümlichkeit als Urvolk und in dem größeren Ernste unseres Charakters.

*

Nichts empört unser Innerstes mehr, als wenn wir sehen, daß einer von zwei Freunden einen Fehltritt begangen hat und der andere sogleich sich der Vertrautheit mit ihm schämt und sogar in die Vorwürfe der Ankläger einstimmt, um sich von jedem Verdachte zu reinigen. Es ist das Zeichen eines gemeinen und ungebildeten Gemütes, denn ein gebildetes, wenn es auch nicht besser denken sollte, würde doch vermeiden, einen so schwarzen Schatten auf seinen Charakter zu werfen. Nichts hingegen ist edler und größer, als wenn wir einen Menschen finden, der seinen Freund muntig und offen gegen eine Welt verteidigt. Er gewinnt unsere Achtung, und sollte sie auch die Sache, für die er spricht, nicht gewinnen können. Überhaupt steht es jedem unendlich schön, seine Mitmenschen mit Gefühl und Verstandesgründen zu erheben und von Anklagen zu reinigen. Wir fühlen dabei, daß der Mensch ein edles Geschöpf ist.

*

Der Charakter eines Höflings ist der am wenigsten haltbare von allen. Sein Wesen ist schlüpfrig wie ein Aal, den man vergebens an irgend einem Teile seines Körpers fest zu umklammern strebt. Er gehört zu der einzigen Klasse von Menschen, mit denen man nie in ein wahrhaft herzliches Verhältnis treten kann und die sogar den Ausdruck ihrer eigenen Empfindungen aus einem Hinterhalte selbst mit ansehn.

*

Die Größe des Menschen besteht im Verhältnis seiner Freiheit; der freieste ist der größte, aber der mächtigste ist nicht immer, oder vielmehr selten der freieste. Je mehr sich einer von jenen Fesseln losmacht, in welche gemeine Triebe und heftige Leidenschaften uns schlagen, und besonders von denen (was den meisten fast noch schwerer fällt), welche die leidigen und oft erniedrigenden Gesetze der Konvenienz uns auflegen; je mehr er auf sich selbst steht (und das kann jeder), je mehr er sich gewöhnt, an seine Worte und Thaten nur den Maßstab des Rechtes und seines Gewissens zu legen, desto näher ist er der Gottheit. Eine solche Freiheit zu erringen, ist so schwer nicht, als die meisten glauben; es kommt nur auf die Würde an, die man sich selbst giebt. Zeige dich immer aufrichtig und über kleinliche Dinge und Verhältnisse erhaben, so werden selbst diejenigen dich achten und sogar scheuen, die der weltliche Rang weit über dich gestellt hat. Wie oft geschieht es nicht, daß das Beifein eines ganz unbedeutenden Menschen dem freien Ausdruck in Wort und That eines bedeutenderen hemmt.

*

Zwischen Menschen von offenem und versteckten Charakter herrscht eine ewige Zwietracht. Wenn sich auch zwei solche gar nicht näher, sondern nur durch das Wenige kennen, was sie zufällig voneinander gesehn oder gehört haben, so existiert doch ein in beider Sinn verborgenes feindseliges Verhältnis unter ihnen, welches plötzlich offenbar wird, sobald sie näher zusammenstoßen.

*

Selbständigkeit beider Teile ist ein Hauptfordernis in der Freundschaft. Das öftere, unser eigenen Überzeugung widerstreitende Nachgeben gegen die Meinungen des Freundes, das von der Weichheit des Gefühls und der Neigung stammt, erweckt nichts anderes, als daß wir nach und nach unsere eigene und des Freundes Achtung verlieren. Ein falschliches Symbolum der Freundschaft ist daher die Eiche, um die sich bemütig der Epheu schmiegt; ein besseres, kräftigeres Bild sind zwei hohe Eichbäume, die ihre Zweige wechselseitig ineinander verweben.

Digitized by Google

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Lyrisches.

Ein Talent, allerdings weder ausgereift noch auch mit künstlicher Gewissenhaftigkeit der Reife zustrebend, aber gleichwohl ein wirkliches Talent erweist das „Buch der Lieder" von M. Stona (Wien, Konegen 1888). Die junge Dichterin versucht sich in allen erdenklichen Formen (mit besonderer Vorliebe im Sonett) und in allen möglichen Tonarten; sie lehnt sich bald an Heine, bald an das Volkslied, an anderen Stellen erweist sich, daß sie eifrig Geibel gelesen, und wieder anderen ist sogar sichtlich der Erfolg von Baumbachs Wanderliedern zu Gevatter gestanden. Trotz alledem und trotz aller Salopperien und Unachtsamkeiten der Form bereuen wir nicht, diese Bekanntschaft gemacht zu haben, eben um jener echt lyrischen Empfindungsweise willen, welche fast aus jedem der kleinen Gedichte spricht und über alle Unart, Unselbständigkeit und Unreife doch insoferne den Sieg davon trägt, daß man sich interessiert und von Teilnahme für die Zukunft des jungen Talents erfüllt, wenn auch nicht befriedigt sieht. Was das Büchlein hauptsächlich entstellt, scheint die Folge zweier Fehler zu sein, von welchen sich der eine allerdings von Tag zu Tage verringert: der grossen Jugend und des Mangels an ernster Sammlung und Vertiefung. Gelingt es der Verfasserin, die Wahrheit der Mahnung, daß die Götter auch vor den Erfolg des Lyrikers den Schweiß gesetzt haben, zu beherzigen und ihr nachzukommen, dann darf ihr mit einiger Sicherheit für die Zukunft ein besserer Erfolg, als ihn dieses vorzeitig herausgebrachte Büchlein beanspruchen darf, prophezeit werden.

In demselben Verlage hat ein Dialekt-Dichter, dessen Name uns bereits vor zwei Jahren zuerst auf dem Titelblatt einer Sammlung entgegengetreten, Moriz Schadeck, seine neuen Gedichte in niederösterreichischer Mundart erscheinen lassen. Jene erste Sammlung hieß „A Bisserl was", die vorliegende betitelt sich „Daß d'Zeit vergeht". Nennen wir einen, und zwar in doppelter Beziehung. Man kann kaum anspruchsloser auftreten als unser Dichter, aber diese Anspruchslosigkeit ist auch nicht unbegründet, denn einen anderen Zweck, als daß jenen Lesern, welchen der Dialekt geläufig ist, „d'Zeit vergeht", hat „A Bisserl was" nicht gehabt, und die neue Sammlung enthält auch nicht viel Stücke von poetischem Werte, sondern nur eben „a Bisserl was". Damit soll den Verdiensten des bescheidenen Autors nicht Abbruch gethan sein; die beiden Büchlein zeugen von treuer Liebe zum heimischen Volksstamm und genauer Kenntnis der Volksseele; auch ist der Dialekt im ganzen so frei und geschickt behandelt, daß auch der nicht-österreichische Leser die Sprache ohne Schwierigkeit wird verstehen können. Es ist vieles nett, einzelnes lustig, aber ein Volksdichter in dem Sinne, wie etwa Anzengruber oder Stelzhamer, ist Schadeck nicht, er bleibt im allgemeinen hübsch auf der Oberfläche, und wahrhaft charakteristisch sind nur einige wenige Stücke; an Gemüt fehlt es ihm nicht, doch gehört manches Stück der Sammlung weniger in das Bereich des Gemütvollen, als des Sentimentalen.

Eine äußerlich verwandte, aber doch im Kern grundverschiedene Art erweist ein Dichter desselben großen süddeutschen Stammes, der sich jedoch seine Stoffe aus dem Sprachgebiet außerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle wählt, Carl Freiherr von Gumppenberg in seinen Dialekt-Dichtungen, „Beim bämisch'n Loder", welche, mit einer sehr charakteristischen Titel-Illustration von Hugo Engl geziert, im Verlage von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart erschienen sind. Was der Dichter in seiner Widmung an den Prinzregenten Luitpold von Bayern ausspricht:

„Da Bergluft is's, der blast Di g'sund,
Bal s' g'nua Di g'irgert hamn herunt;
Da Bergluft is's, der wascht Dir d'Aug'n,
Daß d'weit und g'nau lon'st unmaschaug'n!
Da Bergluft hat dazua mi trieb'n,
Daß selle G'sängln i hon g'schrieb'n;

— darf als charakteristisches Motto für die ganze Sammlung gelten. Die Sammlung ist thatsächlich aus der intimsten Kenntnis des Volkscharakters der bayrischen Alpen und der grossen Liebe zu demselben hervorgegangen, und denselben echt und unverfälscht wiederzuspiegeln, ist ihr bestes Verdienst. Beim dämisch'n Loder, d. h. beim närrischen Burschen, dem Spitznamen eines Bergwirtes verweilt der Verfasser nicht bloß im Titel und in mehreren Gedichten der Sammlung, sondern auch der Gedankenkreis, in den er uns führt, ist wesentlich derselbe. Die echt lyrische Empfindung, wie sie Karl Stieler in seinen schönsten Bergliedern zum Ausdruck gebracht, ist dieses Autors Sache nicht, er ist von derberer und härterer Art. Manches der Gedichte ist auch von nicht allzu großem künstlerischen Werte, aber echt und unverfälscht und eben darum sympathisch, und nicht bloß unter rein ästhetischen Gesichtspunkten wertvoll sind so ziemlich all die Schwänke und Bilder, die er hier zusammengestellt. In der treuen Wiedergabe des Dialekts geht Gumppenberg sehr weit, viel weiter als Stieler, aber auch weiter, als unseres Erachtens unbedingt notwendig wäre. Ganz treu und charakteristisch kann er auch mit Zuhilfenahme lateinischer Buchstaben und einzelner dem Auge befremdlicher Zusammensetzungen den Dialekt doch nicht schreiben, und kommt es auf das Ausmaß dessen an, was den Anforderungen des gedruckten Worts in solchen Poesien zu opfern ist, so wird sich jeder Dialekt-Dichter daran erinnern müssen, daß er auch eine andere Verpflichtung hat, nämlich die gegen den Leser, der seinen Dialekt nicht kennt, und daß es gerechtfertigt ist, über der einen Forderung die andere nicht zu vergessen. Beigefügt ist den Gedichten ein kleiner Schwant „A d'sundra Fall", der in sehr drastischer, gleichfalls ganz volkstümlicher Weise die harmlosen Abenteuer eines „Obergrenzwachpräsidenten" bei der Begegnung mit Schmugglern behandelt.

Derselbe Verlag hat auch ein zweites, ähnliches Dialekt-Büchlein eines anderen bayrischen Dialekt-Poeten, Heinrich Zeller, herausgegeben, welcher seine Sammlung sehr schlicht „Aus'n Leb'n" betitelt. Gleich Gumppenberg kennt auch Zeller das oberbayrische Volksleben aus dem Grund, seine Bauern und Jäger sind wirkliche Bauern und Jäger, und die Schwänke, die er erzählt, durchaus dem Volksmund abgelauscht. In der Behandlung der Sprache legt er sich und dem Leser weit weniger Schwierigkeiten auf als Gumppenberg und folgt mehr als dieser jenem Beispiel, welches Stieler für die litterarische Behandlung dieses Dialekts gegeben. Auch bei ihm, wie bei Gumppenberg, ist der eigentlich lyrische Empfindungsfonds kein allzu tiefer, dafür weiß er eine Unzahl Schnaken und Schnurren vorzubringen, welche, bei aller Anspruchslosigkeit gut und wirksam erzählt, die Lektüre des Buches zu einer angenehmen machen. Beide Bändchen verdienen Beachtung.

Eine Sammlung, welche den Verehrern des Autors kaum erst ausdrücklich empfohlen zu werden braucht, ist „Palme und Krone. Lieder zur Erbauung von Julius Sturm" (Bremen, M. Heinsius 1888). Der Name des Dichters ist ja gerade auf dem Gebiete des religiösen Liedes in den weitesten Kreisen bekannt und dies mit Recht, da Sturm im Gegensatz zu vielen anderen nicht bloß ein wahrhaft frommer Mann, sondern auch ein wirklicher Dichter ist. Es handelt sich in dem vorliegenden Buche übrigens um kein neues Werk, der Autor hat die beiden Bände religiöser Gedichte „Ich bau' auf Gott" und „Dem Herrn mein Lied", welche er vor Jahren hat erscheinen lassen und die gänzlich vergriffen gewesen, unter dem gemeinsamen Titel in zweiter Auflage erscheinen lassen. Daß sich in einem nur gedruckten Bande von siebenundzwölf Bogen große Verschiedenheiten des dichterischen Werts fühlbar machen müssen, ist klar; im ganzen und großen rechtfertigt ein Durchblick der Sammlung vollauf den guten Ruf, dessen sich unser Autor als religiöser Lyriker erfreut.

Liegt schon bei dieser Sammlung in der bloßen Nennung des Autornamens eine genügende Orientirung für den Leser, so ist dies doch noch mehr bei dem weitaus bedeutendsten Buche, welches wir diesmal anzeigen, „Blätter im Winde". Neue Gedichte von Robert Hamerling" (Hamburg, Richter 1887), der Fall. Was von

Digitized by Google

einer neuen lyrischen Sammlung Robert Hamerlings im ganzen und großen zu erwarten ist, weiß alle Welt, und dieselbe eingehend charakterisieren, hieße diesen merkwürdigen Dichterkopf Zug um Zug zeichnen. Gern würden wir uns dieser interessanten und auch für die Gewinnung allgemeiner ästhetischer, weit über die einzelne Erscheinung hinausragender Ergebnisse lohnenden Arbeit unterziehen, wenn dieselbe nicht bereits für diese Zeitschrift von anderer Seite unternommen und erschöpfend geleistet worden wäre. Bereits der I. Band, S. 52 ff. hat eine Gesamtcharakteristik Hamerlings gebracht, welche auch den Lyriker sehr eingehend und unseres Erachtens treffend würdigt. So haben wir uns denn nur darauf zu beschränken, hervorzuheben, wodurch sich diese Sammlung von der ersten des Dichters: „Sinnen und Minnen" unterscheidet, und von ihrem Inhalt eine Übersicht zu geben.

Während „Sinnen und Minnen" eine rein lyrische Sammlung ist, in welcher nur einzelne Stücke an der Grenze zum Epischen stehen, ist der Inhalt des neuen Buches ein überaus mannigfaltiger; es enthält neben lyrischen auch epische Dichtungen und im Anhange finden sich sogar einige dramatische Scenen: Der erste Akt einer Jugurtha-Tragödie, „Panther und Wölfin", welche zuerst in K. E. Franzos' „Deutschem Dichterbuch aus Österreich" erschien. Daß der Dichter diese Exposition nun in Buchform abdrucken läßt, beweist, daß er von der Vollendung des Werkes endgültig abgestehen hat, und man wird dies bei aller Anerkennung für die dichterischen Vorzüge dieses Torso, ja gerade eben wegen derselben, kaum beklagen dürfen. Die vier Scenen, deren Hauptinhalt die Begegnung Jugurthas mit einem wilden numidischen Mädchen, die „Pantherkatze" genannt, bildet, sind ein farben- und glutvolles, aber höchst bizarres Capriccio, dessen Grundton durch die Worte Jugurthas wiedergegeben ist:

„Auf einem toten Löwen
Gelagert ein lebendig Mädchen küssen,
Ist angenehme Labung nach der Jagd!"

Eine solche Stimmung reicht für einige wenige Blätter aus, nicht für ein Drama. Die fast fieberhafte Glut hätte in der Folge zur Überhitzung, das Bizarre des Stoffs zum glattweg Seltsamen führen müssen; als das, was sie nun sind, als Farbenskizze, von welcher man harmonische Abtönung und strenge Führung der Konturen nicht verlangt, sind die wenigen Scenen sehr interessant und bemerkenswert.

Minder glutvoll, aber weitaus harmonischer sind die beiden episch-lyrischen Dichtungen des Bandes: „Marie" und „Correggio", denen bei aller ungemeinen Verschiedenheit des Inhalts nicht bloß die Form, der ungereimte fünffüßige Jambus, sondern auch die Grundstimmung gemeinsam ist, eine echt Hamerlingsche Stimmung, wie sie die Antwort Correggios an seinen Gönner, den Kardinal, ausdrückt. Der heitere Fürst sucht den Künstler, dessen jedes Gemälde ein „Bacchanal der Farbe" ist, auf, weil es ihn lockt, den Meister, „der so begriff das Leben und die Lust", kennen zu lernen, doch —

„Da steigt
Herunter vom Gerüst ein bleicher Mann;
Ein bleicher, stiller Mann, gebückt und hüftelnd,
Das Vorhaupt kahl, das Antlitz abgehärmt,
Das Aug' erloschen; stumm und unbeholfen
Steht er vor seinem Gast."

Und als der Kardinal kaum glauben will, daß dies Correggio sei, erwidert der Meister:

„Fortuna teilt
Nun einmal so die Gaben: Jenem spinnt
Sie alles Schöne in den Lebensfaden
Und diesem giebt sie's in den Pinsel etwa
Und in den Meisel — dann ist all sein Glück
Nur Stein und Farbe, nur ein schöner Schein
Für andrer Menschen Aug'.

Wer müßte dabei nicht an den leidenden Einsiedler im Stifting-Thale bei Graz denken, der den „Abassver" und den „König von Sion" geschrieben? „Correggio" ist ein Gedicht von großem biographischem Werte, und derselbe Wert kommt der künstlergeschichte aus Trieft „Marie" zu, welche schön und plastisch die entsagungsvolle Liebe eines Dichters zu einer Künstlerin erzählt. Schon bei dem ersten Erscheinen der kleinen Dichtung, gleichfalls in dem oben genannten Dichterbuch, hat es die Kritik als eines der besten Erzeugnisse der Hamerlingschen Muse bezeichnet. Das gleiche Lob wird ihm auch nun nicht fehlen.

Unter den lyrischen Gedichten des Bandes sind zene, welche zu bestimmten Gelegenheiten verfaßt wurden, sehr zahl- und umfangreich; sie nehmen nahezu ein Viertel jenes Raumes ein, welcher der Lyrik überhaupt gewidmet ist, und das ist viel und wäre nur dann nicht zu viel, wenn die Gelegenheit durchweg bedeutsam und die Gedichte von dauerndem Werte wären, was leider keineswegs immer der Fall ist. Auszunehmen sind von diesem Urteil über die Gelegenheitsgedichte fast nur die drei aus den Jahren 1868, 1869 und 1870 stammenden, unter dem Titel: „Verheißung und Erfüllung" zusammengefaßten Prologe, welche der nationalen Gesinnung des Dichters einen herrlichen, herzerhebenden Ausdruck geben.

Indem wir uns nun den anderen lyrischen Gedichten des Buches zuwenden, haben wir zunächst zu erklären, daß das Präludium, mit welchem sich das Buch eröffnet:

„Auf Blätter will ich meine letzten Lieder schreiben,
Auf Blätter, die der Wind von Bäumen weht
Im Herbst: auf Blätter, gelb, gekrümmt, verdorrt,
Die so ein Weilchen noch im Winde tanzen,
Bevor sie in den Kot der Straße stampft
Das Rind und eines Bauern plumper Tritt."

— daß diese überaus düstere und leider nicht allzu geschmackvolle Charakteristik zum Glück nur auf einige wenige Gedichte des Buches paßt. Dieselben sind von krankhaftem Pessimismus erfüllt, auch in ihrem dichterischen Werte nicht bedeutend, und so werden sie allerdings sehr bald verweht sein; im Interesse des Dichters und des Lesers wäre es zu wünschen gewesen, daß sie von vornherein keine Aufnahme in das Buch gefunden hätten, dessen sonstiger herrlicher Inhalt dadurch eine Einbuße erfährt. Dieches Unrecht sich Hamerling mit jener Selbstcharakteristik thut, beweist zunächst die Fülle frischer, heiterer, von echterer lyrischer Empfindung durchwehter Lieder, an welchen diese zweite Sammlung des gereiften Dichters kaum minder reich ist als die erste. Wir heben dieshezüglich als wahre Perlen, welche neuerdings erweisen, daß wir in Hamerling auch einen Lyriker allerersten Ranges zu verehren haben, die folgenden Lieder hervor: „Mein Herz ist in der Ferne", „Wunder", „Liebesfrage", „Volksweise", „An ein junges Mädchen", „An ein Kind" u. a. Heitere Freude an allem Schönen und Guten, jene echte heilige Kinderfreude, welche aus dem Genuß des Lichten und Reinen die Kraft schöpft, es in verklärtem Abbild im Liede festzuhalten, spricht aus allen diesen Gedichten, welche ganz zweifellos zu den Besten gehören, was die moderne Lyrik der Gegenwart hervorgebracht hat. Ebenbürtig läßt sich diesen nur aus der Empfindung geborenen und die Empfindung wiedergebenden Liedern eine Reihe anderer, in welchen die Reflexion überwiegt oder doch mindestens die erzeugende Kraft des Gedichts gewesen, an die Seite stellen. Als Meister- und Musterstücke dieser Gattung seien hier genannt: „Laff' die Einzelwelle tanzen", „Allerleelentag", „Ungelöste Fragen", „Einsam", „Hier in dieser weiten Runde", „Rollende Räder", „Stiftinghaus", „Tausend holde Dinge", „Liegend möcht' ich ruhn" u. a. In diesen Gedichten findet selbst die düstere, ja verzweiflungsvolle Stimmung noch immer einen wenn nicht harmonischen, so doch durchaus poetischen Ausdruck und erweist die Kraft und Tiefe, welche dem Geist und Gemüt dieses Dichters gegeben sind. Auf zwei Gesänge, welche zu den schönsten Volkspoesien gehören, die je ein Dichter in unserer Sprache seinen geliebten Toten aufgerichtet, „Der Blumenmarkt" und „Kindesaugе und Dichterauge" sei hier noch ganz besonders hingewiesen. Was will es bei solchem Reichtum an Vortrefflichem besagen, wenn uns einzelnes unerfreulich, bizarr oder unbedeutend erscheint, an dem Schlußresultat vermag es doch nichts zu ändern: ein echter Dichter und ein herrliches Buch!

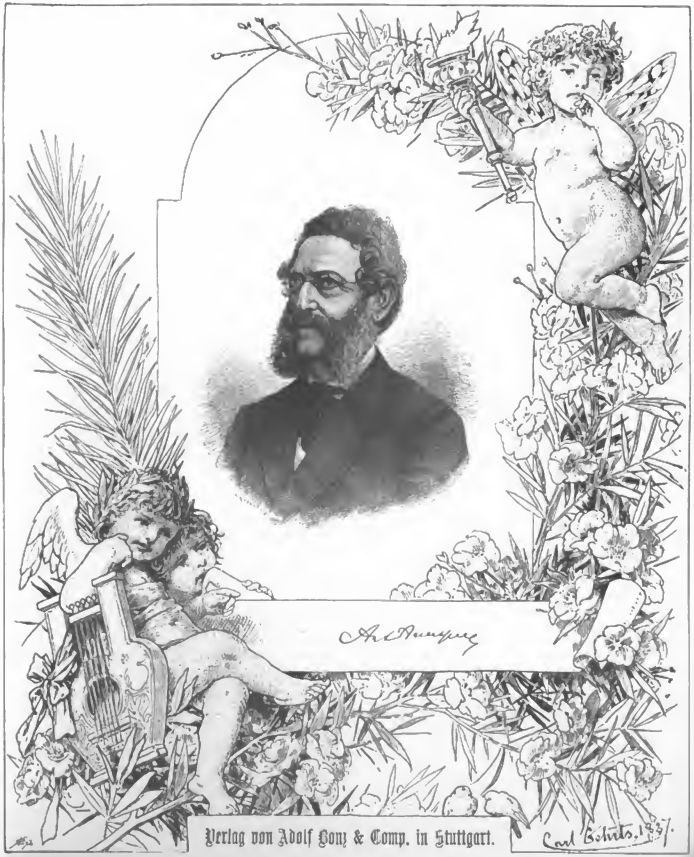
Wien. **Otto Harlung.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

IV. Band. 11. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. September 1888.



Einſame Leute.

Novelle von **Wilhelm Berger.**

(Schluß.)

Die Wärme that Kaspari wohl. Nach einer Weile begann er: „Wär's nicht richtiger, wir führen zu Feyertag, und dein heilkundiger Freund würde dorthin geholt? — Ich käme dann mit eins zur Ruhe."

„Du ſollſt bei dem Paſtor bleiben; er wird uns aufnehmen."

„Dich auch?"

„Warum nicht? — Er hat Raum genug in dem großen Hauſe, das er ganz allein bewohnt."

„Du mußt es wiſſen," verſetzte Kaspari. Rätſelhaft aber blieb ihm die Anordnung Herminens doch. Nachdem er eine Zeit lang nachgedacht, fragte er: „Glaubſt du vielleicht, dein Großvater würde mir die Pflege weigern?"

Hermine zuckte die Achſeln. „Wer weiß? — Er hat dir ſchon Wertvolleres geweigert. — Und ich bin bei dir; du haſt ihn nicht mehr nötig."

„Das iſt wahr . . . Doch du biſt ja bei ihm zu Hauſe . . ."

„Ich war's einmal. Aber ich will nicht wieder hin; jetzt kenn' ich ihn und mag ihn nicht mehr."

Immer bedenklicher wurde Kaspari; doch mußte er weitere Nachforſchungen einſtweilen vertagen, da eben jetzt der Wagen in den Hof des Pfarrhauſes einfuhr.

8.

Als Feyertag um ſieben Uhr reiſefertig im Wohnzimmer erſchien, wunderte er ſich, Hermine dort nicht anzutreffen. Er hatte erwartet, die Aufregung über die bevorſtehende Reiſe würde ſie lange vor der verabredeten Zeit aus dem Bette getrieben haben.

Die Magd brachte den Kaffee, ſobald ſie den Herrn hörte. Ob das Fräulein noch nicht aufgeſtanden ſei? fragte er.

Das Fräulein müſſe ſchon vor Tagesanbruch das Haus verlaſſen haben, antwortete die Magd lakoniſch.

Feyertag glaubte nicht richtig gehört zu haben. „Was redeſt du da für Unſinn?" fragte er ſtirnrunzelnd.

„Sie muß doch wohl," gab die Magd ſchnippiſch zurück, „ſonſt könnte ſie nicht ſo früh bei der Schleuſe geweſen ſein."

Nun wurde der alte Herr, der ſich genarrt glaubte, zornig. „Ich rate dir, nimm deine Gedanken zuſammen! Du ſchläfſt wohl noch! — Was iſt mit dem Fräulein? — Antworte!"

„Ich weiß ganz genau, was ich gehört habe, Herr Feyertag. Dieſe Nacht hat ſich einer bei der Schleuſe Arme und Beine entzwei gefallen. Und unſer Fräulein hat ihn gefunden, und dann ſind die beiden auf Johann Seggermann ſeinem Leiterwagen davongefahren."

Die Nachricht fuhr dem Greiſe in die Kniee; mühſam hielt er ſich aufrecht. Stammelnd brachte er noch die Frage heraus: „Wer iſt bei der Schleuſe verunglückt?" — Doch als er die Auskunft erhielt: ein Fremder in ſtädtiſcher Kleidung, da ſchwankte er und griff nach der Lehne des nächſten Stuhles.

Die Magd ſtürzte auf ihn zu: „Herr Jeſſes, Herr Feyertag, was kommt Ihnen an?"

Schon hatte er ſich wieder gefaßt und winkte der Magd, zu gehen. Kaum indeſſen hatte ſie das Zimmer verlaſſen, als er ſich nach dem Sofa ſchleppte und dort zuſammenſank.

Es war klar: Niemand anders als er hatte Kaspari in den Tod gejagt! — Wie er ſich auch vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen verſuchte: es gelang ihm nicht. Mit einbrechender Nacht hatte er den Läſtigen fortgewieſen, allein, in eine unbekannte Gegend, ohne zu fragen: wohin wanderſt du? wo willſt du Obdach finden?

Neue Schuld zu der alten! — Nur daß diesmal ihn ſofort die Strafe traf. Hermine hatte ihn verlaſſen; daran konnte er nicht zweifeln.

Digitized by Google

Wie aber war das alles gekommen? — Hatte Kaspari ſich etwa geſtern doch ſeiner Tochter entdeckt? Hatte er eine Zuſammenkunft mit ihr, vielleicht im nächſten Dorfe, verabredet?

Nein: das konnte nicht ſein; einer ſolchen Verſtellung war Hermine nicht fähig! — Wenn jedoch dies nicht der Fall, wie hatte Hermine erfahren, daß der Fremde ihr Vater war? und was trieb ſie, ihm nachzugehen?

Plötzlich dämmerte Feyertag ein Licht auf. Er begab ſich in ſein Arbeitszimmer und öffnete die Lade ſeines Schreibtiſches. Der erſte Blick zeigte ihm, daß das Paket mit den Briefen Antoniens und Kaſparis ſich nicht mehr im früheren Zuſtande befand. Die Schnur war gelöſt und nachläſſig wieder umgelegt worden. Und unter dem Paket — da lag das Bild Kaſparis! Unverkennbar; ſo ſah er heute noch aus.

Leicht erriet Feyertag nun, was geſchehen war. Hermine hatte ſich die Kunde vorweg genommen, die er ihr als Erbſtück hinterlaſſen wollte. Über die Toten ſollte ſie dereinſt Gericht halten; ſie hatte es bereits über die Lebenden gethan. Und ihn, — ihn hatte ſie verdammt!

Dort ſtanden die gepackten Koffer, — die mühſelige Arbeit eines ganzen Abends. So liſtig glaubte er zu Werke gegangen zu ſein, ſo feſt hatte er auf die Erhaltung ſeines teuerſten Beſitzes gerechnet! Und ein vergeſſener Schlüſſel war genügend geweſen, alle ſeine Pläne über den Haufen zu werfen!

Indem er nachdachte, ſtieg doch die leiſe Hoffnung in ihm auf, daß vielleicht noch nicht alles verloren ſei. Er rüſtete ſich zu einem Gange nach der Schleuſe, um perſönlich über das Vorgefallene Erkundigung einzuziehen. Dort erfuhr er aus dem Munde Johann Seggermanns, daß Kaspari von dem Unfalle einen Beinbruch davongetragen und Hermine mit ihm bei Paſtor Hobbema Unterkunft geſucht und gefunden habe.

Nun war es allerdings beruhigend für Feyertag, daß ſein Schwiegerſohn keinen ſchlimmeren Schaden gelitten; der Umſtand dagegen, daß Hermine mit ihrem Pflegling die Gaſtfreundſchaft des Paſtors in Anſpruch genommen, erregte ſeinen heftigen Ärger. Wenn das wunderliche Mädchen ihm nun einmal den Rücken wenden wollte, warum hatte ſie nicht gleich die Gegend verlaſſen? — Nun konnte es nicht fehlen, daß das Zerwürfnis zwiſchen ihm und ſeiner Nachkommenſchaft offenkundig wurde, da ſie kaum eine halbe Stunde Weges von ihm ſich untergebracht hatte. Das Geſchwätz über des Nächſten Lebensführung iſt auf dem Lande nicht minder bösartig wie in der Stadt; dort wie hier wendet ſich die öffentliche Meinung, immer nach äußerem Schein urteilend, immer mangelhaft unterrichtet, mit phariſäiſchem Eifer gegen jeden, der ſich eine Blöße gegeben hat. Feyertag hatte dies genugſam erfahren; er ſah voraus, daß Norderſtede und Umgegend, wo er überhaupt als ſtolz und hochmütig verrufen war, ihn nunmehr zum haſſenswerten Barbaren ſtempeln würde. Gleichgültig war auch ihm nicht, wie er denjenigen erſchien, in deren Mitte er lebte, wenn er ſich auch den Anſchein gab, als ob er über das Urteil anderer erhaben ſei.

Und ferner: war nicht noch ein geheimer Grund vorhanden, der Hermine beſtimmt hatte, mit ihrem Vater gerade zu Hobbema ſich zu wenden? Wußte ſie etwa von der Werbung des Paſtors? billigte ſie dieſelbe? — Aus dem Kinde von geſtern war über Nacht eine Mündige geworden, die ihre eigenen Wege wandelte. Wie ähnlich war ſie darin ihrer Mutter! Auch Antonie, die fügſamſte aller Töchter, eine weiche, unſelbſtändige Natur, hatte ſich in eine andere verwandelt, ſobald ſie von der Liebe ergriffen wurde!

Ungewiß über den nächſten Schritt, den er zu thun hatte, langte er in ſeinem Hauſe wieder an. Dort fand er Hobbema wartend.

Feyertag maß ihn mit wenig freundlichen Blicken. „Nun, Sie Abgeſandter aus dem Lager der Rebellen," rief er ihm entgegen, „welche Forderungen tragen Sie in den Falten Ihres Talars?"

Mit Würde entgegnete der Paſtor: „Verhältniſſe, die nicht ich geſchaffen, nötigen mich zu Ihnen. Nur meinerſeits habe ich eine Erklärung abzugeben. Ich habe Herrn Kaſpari die Aufnahme nicht verſagen können; keinem Menſchenbruder, der ſich in ähnlicher Lage befindet wie er, würde ich Hilfe und Obdach weigern. Etwas anders liegt es mit Ihrer Enkelin. Bekannt iſt mir, weshalb ſie aus Ihrem Hauſe entflohen iſt. Ob die Gründe, welche ſie mir zur Rechtfertigung dieſes Schrittes angegeben hat, ausreichend ſind — das zu erwägen ſteht mir nicht zu. Hermine verſichert mit jugendlicher Heftigkeit, keine Gewalt der Erde werde ſie zu Ihnen zurückzuführen vermögend ſein. Ich habe ihr kein Hehl daraus gemacht, daß mir ihr Verbleiben in meinem Hauſe nicht angenehm ſein würde, da ich den Schein zu vermeiden wünſchte, als ergriffe ich in dieſem Familienzwiſt Partei für ſie. Meine Vorſtellungen haben nichts gefruchtet. Was ſoll ich machen? Aus meiner Thüre weiſen kann ich ſie nicht. Ein Weitertransport des Verletzten ſteht für die nächſten drei bis vier Wochen außer Frage."

Digitized by Google

Hobbema hielt inne, Feyertag überlassend, aus freien Stücken den Entschluß zu fassen, den er von ihm wünschte.

Der alte Herr indessen war gegen jeden Versuch, ihn leiten zu wollen, äußerst empfindlich. Recht wohl bemerkte er Hobbemas geheime Absicht. Hermine war halsstarrig; nun sollte er vor dem jungen Ding zu Kreuze kriechen. Der schlaue Herr Pfarrer schien zu erwarten, er werde stehenden Fußes hinüber eilen und Hermine vom Himmel bis zur Erde anflehen, sie möge doch die Güte haben, wenigstens nachts unter seinem Dache zu verweilen! Das fehlte auch noch!

„Sie sollten mit dieser Wendung der Dinge zufrieden sein, Herr Pastor," antwortete er mit leichtem Sarkasmus. „Nicht ich habe mehr über Herminens Hand zu verfügen; der Vater, den Sie heilen, wird erkenntlich sein. Und an dem Einverständnis des Fräuleins scheint es nicht zu fehlen."

Eine leichte Röte stieg in die Wangen des Pfarrers.

„Diese Antwort habe ich nicht erwartet," sagte er. „Sie überhebt mich der Verpflichtung, weiter mit Ihnen zu verhandeln. Nur eins noch: mit keinem Worte habe ich bisher Fräulein Hermine kundgegeben, welcher Art das Gefühl ist, welches ich für sie hege. Und noch war mir der Gedanke nicht gekommen, daß ich aus dieser unseligen Verwirrung persönlichen Vorteil ziehen könnte. Dies zur Steuer der Wahrheit; die Zukunft steht in Gottes Hand."

Mit ungläubigem Achselzucken versetzte Feyertag: „So sagt ihr immer, wenn ihr euren geheimen Wünschen die Erfüllung nahe seht."

Empört wandte Hobbema sich zur Thüre.

Feyertag rief ihm nach: „Versäumen Sie nicht, sich von Ihrem zukünftigen Schwiegervater erzählen zu lassen, weshalb er nach Amerika ausgewandert ist; vielleicht kühlt die Geschichte Sie etwas ab."

Vor der Schwelle hielt Hobbema an. „Je tiefer ich in Ihre Seele schaue," sagte er ernst, „desto mehr bedauere ich Sie. Unglücklicher Mann! — Vergebens versucht die Vorsehung, Sie zu der Einsicht zu bringen, daß störrische Selbstsucht zu trauriger Vereinsamung führt. Nur durch Selbstverleugnung erwirbt man Liebe; nur warmes Herz und milder Sinn machen die Erde zum Himmelreich. Möchte Gott doch ein Wunder an ihnen thun! — Um Ihretwillen und auch um Herminens willen!"

Er ging.

„Ich brauche weder Ihre Predigt noch Ihr Mitleid!" schrie Feyertag hinter ihm her. Doch Hobbema hörte den Rasenden nicht mehr!

Nicht zum wenigsten war Feyertag deshalb erbost, weil er sich im Unrecht fühlte. Und von jeher gewöhnt, seinem aufbrausenden Temperamente die Zügel schießen zu lassen und jede Kreuzung seines Willens als ein frevelhaftes Attentat zu betrachten, ließ er sich jetzt hinreißen, der Abweisung des Pfarrers die Verbannung seiner Enkelin auf dem Fuße folgen zu lassen. Er erteilte den Mägden den Befehl, den von Hermine gepackten Koffer sowie ihre sämtlichen sonstigen Habseligkeiten sofort in das Pfarrhaus zu schaffen. Und als die Karre, zur Abfahrt fertig, auf dem Deiche stand, schleppte er zu guter Letzt den Inhalt jener Lade herbei, die Hermine in der Nacht geöffnet hatte, und warf ihn in einen halbgefüllten Korb. „Da!" knurrte er ingrimmig. „Sie mögen ihr Vergnügen daran haben! Schwärzer als ich für sie bin, kann ich doch nicht werden."

Ob sie eine Bestellung an das Fräulein zu machen habe? fragte eine der Mägde.

„Nein!" gab er heftig zurück, eilte in das Haus und warf die Thüre hinter sich zu, daß die alte Glocke ein schreckhaftes, wimmerndes Geläut anhub.

Als die Mägde zurückkehrten, begegneten sie dem Postboten.

„Da trifft man euch also!" sagte der Mann. „Ihr hättet wohl die Hausthür abschließen können, wenn auch nur der Ordnung wegen, ehe ihr über Land gingt."

„Ei warum denn?" war die Antwort. „Der Herr ist ja drinnen."

Freilich: der „Herr" war drinnen. Vor seinem Schreibtische lag er auf dem Fußboden, lang ausgestreckt und bewußtlos, den Schlüssel zur Lade in der starren rechten Hand.

So fanden ihn die Mägde, als sie, zu Hause angelangt, nach ihm suchten.

9.

Einige Wochen später saßen eines Abends im Pfarrhause Wirt und Gast beisammen. Kasparis Bein war so weit geheilt, daß er mit Hilfe eines Stockes von einem Zimmer zum andern gehen konnte.

„Die schönen Tage gehen für mich hier zu Ende," sagte er mit einem leichten Seufzer.

Hobbema sah ihn verwundert an.

„Gewiß, lieber Pastor: es waren schöne Tage, die ich bei Ihnen genossen habe, voll von unerwartetem, ungeahntem Segen für mich. Da war zunächst der Verkehr mit Hermine, dem lieben Kinde . . . Doch das ist nicht, was ich meine.

Digitized by Google

Sehen Sie: als ich anfing, mich bei Ihnen einzugewöhnen, und nun einen Blick in Ihr Leben that, da dachte ich bei mir: wie ist es nur möglich, daß ein gebildeter Mann in diesem abgelegenen Winkel Freude am Dasein haben kann! Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, meinte ich, würde ich vor Langweile umkommen."

„Und jetzt?" fragte Hobbema lächelnd.

„Ich bin anderer Ansicht geworden. Nicht durch Nachdenken. Nein, ganz unmerklich im ruhigen Fluß der Tage. Es ist etwas in der Atmosphäre hier, das den Durst nach Abwechslung gar nicht aufkommen läßt, der uns Stadtmenschen quält. Ich habe in der letzten Zeit mich häufig selbst bemitleidet, wenn ich mir vergegenwärtige, wie ich mich jahrelang im Getümmel umgetrieben, immer den Zeiger der Uhr im Auge, von einem Geschäft zum andern stürzend, zuweilen mir eine Zerstreuung als Arznei verordnend. Das mußte so sein, meinte ich. Andere sah ich laufen, da lief ich mit. Ein Mensch, der sich nicht fieberhaft rührte, der Zeit übrig hatte, schien mir verächtlich. Dabei hab' ich's freilich zu etwas gebracht, wie man zu sagen pflegt. Aber meine höhere Natur hat gefeiert; nur die Oberfläche der Dinge streifte mein Blick. Innerlich bin ich arm geworden. Jetzt hab' ich wieder angefangen, zu sammeln; in der Stille hab' ich mein deutsches Gemüt wiedergefunden. Und es soll mir nicht wieder verloren gehen."

„Sie werden bei uns bleiben, als ein wiedergewonnener Sohn des Vaterlandes?"

„Das ist in der That meine Absicht. Ich muß noch einmal auf kurze Zeit hinüber, um mich frei zu machen. Dann aber — ja, wenn ich nur wüßte, wie sich mein zukünftiges Leben gestalten wird! — Feyertag, so körperlich rüstig er auch wieder geworden ist, nach Ihrem und Herminens Bericht, kann der Pflege — der Aufsicht, wenn Sie wollen, nicht entbehren. Er hat sich in alles gefunden — er will morgen selbst herüberkommen, um mir's zu sagen . . . Ich könnte später zu ihm ziehen; der Gedanke liegt am nächsten. Vielleicht indessen haben Sie, mein lieber Pastor, in dieser Angelegenheit einen besseren Vorschlag zu machen, — einen Vorschlag, der — wie soll ich sagen? — der die Interessen aller berücksichtigt . . ."

Er blickte Hobbema voll an, mit einem aufmunternden Lächeln.

Verlegen senkte der Pastor die Augen. „Ich einen Vorschlag?" stotterte er. „Habe ich denn mitzureden?"

„Das Recht dazu kann Ihnen bewilligt werden, wenn Sie darum nachsuchen . . . Glauben Sie etwa, mein werter Freund, daß ich auf meinem Schmerzenslager nicht Zeit genug gehabt habe, allerlei Beobachtungen anzustellen?"

„Sie hätten erraten . . . Und Sie halten es für möglich, daß . . ."

Kaspari kam dem bescheidenen Manne zu Hilfe. „Ich hab' es wohl bemerkt: Sie halten sich für zu alt," sagte er. „Häufig genug haben Sie diese Idee im Gespräch durchklingen lassen. Wie sehr thun Sie sich unrecht! Nicht die Jahre des Mannes gelten; bestimmend für seinen Wert ist seine Persönlichkeit. Auch für das Weib. Gern lehnt sich junges Holz an kräftigen Stamm. Neigung ist Hingabe . . . Muß ich noch mehr sagen?"

„Nein, nein . . . Lassen Sie mir einen Augenblick Zeit, mich zu besinnen; dies kommt mir so überraschend . . . O lieber Gott! verdiene ich's denn?"

Kaspari betrachtete ihn mit Rührung. Noch immer konnte er sich nicht überwinden, an sein Glück zu glauben, der Kleinmütige!

„Daß doch einigen das Herz so schwer auf die Zunge tritt!" rief er aus. „Da habe ich heut nachmittag, während Sie über Land waren, mich eine ganze Weile mit Hermine abgemüht, ehe ich sie dazu brachte, mir einzugestehen, was ich längst wußte —"

Lebhaft fiel Hobbema ein: „Wirklich — ich bin ihr wert? ich bin ihr mehr als ein väterlicher Freund?"

„Weitere Auskunft zu geben bin ich nicht ermächtigt," versetzte Kaspari mit Laune. „Sie müssen sie schon selbst fragen." —

Am nächsten Morgen kam Feyertag am Arme Herminens in das Pfarrhaus. Von seinem Sessel aus ging Kaspari ihm einige Schritte entgegen und reichte ihm die Hand. Der Alte nahm und drückte sie; aber seine Augen wanderten.

„Es ist Rudolf Kaspari, mein Vater," erinnerte Hermine.

„Ganz recht; es ist Rudolf Kaspari," erwiderte Feyertag. Ein Strahl des Verständnisses leuchtete in seinem Gesichte auf. „Einen schweren Fall haben Sie gethan, Herr Kaspari; der Pastor hat Sie kuriert. Ja, ja, ich weiß —"

„Du mußt Rudolf und du sagen, Großvater," mahnte Hermine.

„Ich will dir gern den Gefallen thun; aber es wird mir nicht glatt über die Lippen gehen; es ist mir ungewohnt; ich hätte früher damit anfangen sollen." — Er betrachtete Kaspari aufmerksam. „Wir haben manchen Strauß miteinander gehabt,

Digitized by Google

wir beide," ſagte er dann, nachdenklich den Kopf ſchüttelnd. „Mit mir iſt ſchwer umgehen geweſen. Jetzt bin ich froh, wenn mir jemand ein gutes Wort ſagt. Alt geworden bin ich, Rudolf, ſehr alt, ſeit wir uns zuletzt geſehen haben; Antonie weiß es, ſie iſt bei mir geblieben."

„Er nennt mich häufig Antonie," flüſterte ſie ihrem Vater zu.

Feyertag bemerkte jetzt auch Hobbema, der ſich im Hintergrunde gehalten, und ſeine Züge erhellten ſich.

„Der iſt mein beſter Freund," wandte er ſich vertraulich an Kaspari.

„Er erzählt mir viel von einem Lande, wohin ich gehe. Dort giebt es keine Nacht, die mich ängſtigt. Man wird im Schlaf hinübergehoben und erwacht verwandelt. Das Land heißt die Heimat."

Als ob er ein Geheimnis enthülle, ſagte er die letzten Worte.

Bewegt ergriff Kaspari die Hand des Alten: „Setze dich zu mir; laß uns von Antonie plaudern."

Er machte Hobbema ein Zeichen, er möge ſich mit Hermine entfernen.

Feyertag ließ ſich gehorſam neben Kaspari nieder, und dieſer verſuchte vorſichtig, ſeine Gedanken in entlegene Zeiten zurückzuleiten. Doch gelang es ihm nicht. Zwar hörte der Alte aufmerkſam zu und ſchien erfreut darüber, daß er unterhalten wurde, aber es war Kaspari bald erſichtlich, daß er ohne Verſtändnis nur dem Schall der Worte lauſchte. Und nach einiger Zeit fing er an, unruhig zu werden und Kaspari ängſtlich zu betrachten.

„Wo iſt Antonie?" unterbrach er ihn plötzlich.

Da gab Kaspari den Verſuch auf, den Greis aus ſeinem glücklichen Traumleben zu erwecken. Er beruhigte ihn: „Sie wird gleich zurückkommen."

Welch trauriger Schluß eines reichen Lebens! — Und dennoch: war die eingetretene Verſchleierung dieſes ſcharfen Geiſtes, die Lähmung der Energie dieſer tief leidenſchaftlichen, unbarmherzig ſelbſtſüchtigen Natur wirklich ſo beklagenswert? — Zum ſpäten Frieden führte ſie ihn, zum Frieden mit ſich und der Welt, den er vielleicht niemals im Vollbeſitz ſeiner Kräfte erreicht haben würde.

Am Ende hatte Hobbema recht mit ſeinem Ausſpruch: Wunderbar ſind die Werke der Vorſehung. Manche, die ſehend irrten, umgiebt ſie mit Dunkelheit, damit es in ihnen hell werde.

Der Paſtor trat ein mit Hermine; ſein Arm umſchloß die ſchlanke Geſtalt; ihr Köpfchen ruhte an ſeiner Schulter.

„Hat er endlich geſprochen, der verſchloſſene Mann?" fragte Kaspari lächelnd.

„Er hat gewartet, bis es Zeit war, entgegnete Hermine. „Erſt an deinem Krankenlager hab' ich ihn lieb gewonnen. Und verſtehen und würdigen konnte ich ihn erſt, als mich eigene ſchmerzliche Erfahrungen ſehend gemacht hatten."

„Nun wollen wir in eine gemeinſame Beratung über unſer aller Zukunft eintreten," meinte Kaspari fröhlich.

Feyertags Augen gingen zwiſchen Hobbema und Hermine hin und her.

„Ich will bei euch wohnen," erklärte er zu aller Überraſchung.

„So dachte ich mir's," ſagte Kaspari. „Und ich in eurer Nähe in dem Hauſe am Deich, worin der Kirchſchlüſſel hangt. Eh' ich reiſe, führ' ich dich in dem alten Kirchlein zum Altar, Hermine. Dort fuhr der letzte Sturm in die verneinigte Familie; dort ſoll der Frieden beſiegelt werden und alle Schuld aus der Erinnerung getilgt."

Er ſeufzte.

Da warf Hermine ſich an ſeine Bruſt. „Keiner hat gelitten wie du! — Und doch iſt Gott die Güte; er ſtraft und lächelt wieder. Wie ſind wir glücklich, wir alle!"

Feyertag nickte verſtändnisvoll und wiederholte: „Glücklich!"

Harmoniſch klang der Tag aus.

Umſonſt.

Ich fliehe dich, mir graut es, dich zu ſehen,
Und muß doch immer deine Wege gehen.

Ich haſſe dich und kann es doch nicht laſſen,
Den grimmen Haß in ſchönen Reim zu faſſen.

Ich fluche dir und deiner ganzen Sippe,
Die Thrän' im Aug', ein Beben auf der Lippe.

Ferdinand von Hornſtein.

Digitized by Google

Der Wolf.

Heinrich, Graf zu Gräwenhöhe, ſaß im hohen, hellen Saal
Mitten unter ſeinen Freunden frohgemut beim heilren Mahl.
Reichlich floß der kühle Rheinwein aus den Kannen in die Becher;
Denn der Kreis gekrönter Renner zählte keine zagen Becher.
Scherze ſprühten auf und nieder,
Launige Lieder
Hallten laut im Raume wieder;
Feſtlich durch das breite Fenſter, eingerahmt von rotem Flieder,
Brach herein wie ſtrömend Gold ein warmer Abendſonnenſtrahl.

Auf dem braun gebohnten Eſtrich, wo der Schein den Boden traf,
Lag ein Wolf mit eingekrümmten Beinen ſtill im leichten Schlaf.
Kaum bewegte ſich der Körper atmend; auf dem ſilbergrauen
Felle war ein hellgebräuntes Kreuz mit einem Stern zu ſchauen.
„Seht nur unſern Saalgenoſſen!
Unverdroſſen
Liegt er hier, vom Licht umfloſſen!
Welch ein Hauslier! Ging's nach meinem Willen, würd' er angeſchoſſen!“
So nun rief mit rauher Stimme, leichtberauſcht, ein aller Graf.

„„Laß dich's nicht bekümmern, Lieber,““ kam es nun aus Heinrichs Mund.
„„Wiſſe Freund, ſo treu wie dieſer Wolf iſt kaum ein edler Hund.
Rührend iſt's, wie dieſes Raubtier dankbar, weil ich's auferzogen,
An mir hängt, indes mich Menſchen, denen mehr ich bot, betrogen.
Mancher hat auf Allarſtufen
Angerufen,
Hart getroffen von den Hufen
Finſtrer Mächte, nutzlos jenes Kreuz, das Prieſter uns erſchufen;
Dieſes Kreuz auf dieſem Rücken gab mir nie zum Zweifel Grund.

Jedem wünſch' ich ſolch ein Hauslier; wahrlich, ſicher mag fortan
Der ſich fühlen, der fürs Leben einen ſolchen Freund gewann.
Weder Seidenhemd noch Harniſch können ſo vor Meuchlerdolchen
Mich beſchützen wie der Wächter, der ein Schrecken allen Strolchen.
Schlummernd jüngſt im Schlafgemache
Ward' ich wache;
Lag mein Freund vor einer Lache
Friſchen Bluts und ſah mich fragend an: ich habe meine Sache
Gut gemacht, nicht wahr? Nur ſchade, daß der Schurke doch entkam.““ —

Gleich als wenn er wohl verſtanden ſeines gütigen Herrn Bericht,
Hob der Wolf den Kopf ein wenig, ſah dem Sprecher ins Geſicht.
Aber Heinrichs jüngrer Bruder, der am andern Tafelende
Saß, erbat vom Nachbar, leicht erblaſſend, neue Rheinweinſpende.
„Laßt uns einen Becher leeren;
Solcher Ehren
Scheint mir würdig, ohne Wehren,
Unſres Bruders Keller! Wög' er lang von ſeinem Ruhme zehren!“
Friedrich rief's; und allen Gäſten war der Trunk erwünſchte Pflicht.

Kaum beſiegelt war die Huld'gung, als die Saalthür' auf ſich that
Und herein Jadwiga, Heinrichs jugendſchöne Gattin, trat.
Ihr zur Seite ging ein Lämmchen, lilienweiß; das weichgewollte
Vließ geſchmückt mit blauen Bändern. — Gleich zum Wolfe ſich's geſellte.
„Gruß den Gäſten! Leicht mißfallen
Könnt' es allen,
Daß ich hier hereinzuwallen
Wage, wo zum Ruhm des Weingotts frohe Lieder laut erſchallen.
Aber gerne möcht' ich fragen meinen Ehgemahl um Rat.“

Ehrfurchtsvoll emporgeſprungen waren alle. —
„Hohe Frau“ —
Sprach ein Gaſt — „im Freundesbunde nimmt man's nicht gar ſo genau.“
Lächelnd nickte ſie dem Sprecher, während ihre Blicke ſchweiften
Ringsumher und, flüchtig zaudernd, Friedrichs bleiche Züge ſtreiften.
„Welchen Rat, geliebtes Leben,
Soll ich geben?“
Fragte Heinrich, der mit Beben

Digitized by Google

Dieses Augenspiel erspüret. — „„Höre, liebster Mann, sodann
Sind Zigeuner hier erschienen, wohlgeschickt in jeder Schau.““
„Raten soll ich, ob es räthlich, dieser zukunftskund'gen Kunst
Nachzufragen? Ei warum nicht? Steht sie doch bei mir in Gunst.
Allsogleich das weisheitsvollste Weib der Bande laß ich kommen;
Denn auch uns, ihr Freunde, mag die Kenntnis künft'ger Dinge frommen.“
Einem Diener ward befohlen,
Sie zu holen;
Friedrich spähte scheu verstohlen. —
Fortgesunken war die Sonne; Wölkchen gleich wie glühnde Kohlen
Hingen fest am Abendhimmel; unten hob sich Nebeldunst.

Knixend kam herein die Vettel, sah sich vielgeschäftig um.
„Schöne Gräfin, gnäd'ge Herren, was ich sage, nehmt's nicht krumm:
Dieser Wolf ist mir im Wege; wenn ich ihn im Zimmer sehe,
Kann's geschehn, daß ich trotz allem Scharfblick albern vor euch stehe.
Wolfsnatur ist höllisch Wesen;
Soll ich lesen,
Welchen Schicksals einst genesen
Wird für euch die Zukunft, sei gedankt er, daß kein Hexenbesen
Mir den Staub vom Boden aufrührt. Laßt ihn gehn, sonst bleib' ich dumm.“

Einen Wink nur gab ihm Heinrich; wedelnd schlich sogleich er fort. —
„„Jetzt betreibe dein Gewerbe; zeige dich als Weisheitshort.
Meinen Gästen sei der Vorrang; nun, Prophetin, gieb dir Mühe:
Doch bedenke, was du wahrsagst, wohl, auf daß dein Weizen blühe.“
Gleich begann sie klug zu reden,
Sah für jeden
Irgend ein erwünschtes Eden;
Ließ auch manchen siegreich führen heiß erwünschte Ruhmesfehden.
Jeder Prophezeiung folgte schließlich noch ein Segenswort.

Endlich faßte sie die Rechte Heinrichs, blickte lang hinein,
Sah zur Seite, wo das Lämmchen lag, und schien bestürzt zu sein.
Heinrich wollte lächelnd nun das Auge seiner Gattin suchen —
Wieder solch ein Spiel mit Friedrich! — Wütend hätt' er mögen fluchen. —
Doch erzwang er Überlegung;
Heft'ge Regung
Ballte nur mit Krampfbewegung
Seine Hand; und fest umfaltet lag in klammernder Umhegung
Einer von des Weibes Fingern — widrig kreischend klang ihr Schrei'n.

„Ei, was giebt es, Alte?“ — rief er, heiser lachend, gell und laut —
„Sage, was dein Seherange hier in meiner Hand erschaut!“ —
„„Schrecklich ist's und Schander faßt mich!““ — sprach sie — „„Wär' ich fern geblieben!
Deutlich hier in euren Linien steht von Tod und Mord geschrieben.
Wißt, so wahr dies Lamm noch heute
Fällt zur Beute
Gier'gem Wolf, der sonst wohl scheute
Solchen Raub — mich möge Blindheit schlagen, wenn ich's anders deute!
Ja, so wahr von Meuchlerhänden müßt Ihr sterben — weh, mir graut!““ —

Zornig fuhren von den Sitzen auf die Gäste — „Dummes Weib!
Wer verkündet solch ein grasses Greulgesicht zum Zeitvertreib?
Werft sie vor das Thor!“ — Schon wollten ein'ge schnell sich an sie machen;
Aber Heinrich, dessen Antlitz fahl geworden, rief mit Lachen:
„Freunde, laßt sie mir in Frieden!
Ist hienieden
Jedem sein Geschick beschieden.
Aber hat sie wahr gesagt, so wird ein solcher Mord vermieden;
Denn verhindern läßt sich's, daß ein Wolf erbeute diesen Leib.“

Wüst von Eifersucht und Wein und Grausen ward sein Hirn durchlobt.
So nun wandt' er sich zur Gräfin: „Liebe Gattin, oft gelobt
Hab' ich vor den Freunden deine treu mir hingegebene Liebe;
Schlecht bestünd' ich, wenn sie jetzo hinter meinem Hoffen bliebe.
Gieb den Auftrag, daß das gute
Lämmchen blute,
Daß der Koch alsdann sich spute,
Köstlich uns das Lamm zu braten heut zum Nachtmahl; froh zu Mute
Wird mir sein, wenn diese Prüfung deine Liebe recht erprobt.“

Digitized by Google

Mühsam hielt zurück die Gräfin ihren Grimm und
schien gerührt. —
„„Gerne bring' ich dir ein Opfer, wie's der Ehe-
frau gebührt“ —
Und entschlossen übergab sie schnell den Liebling
seinem Schlächter.
„Nun, Frau Weisheit, wird gemordet?!“ rief ein
Gast mit Hohngelächter.
„„Glaubt, ich künde keine Lügen.
Träume trügen;
Wohlerforschtes wird sich fügen.
Doch wenn eines wird vereitelt, mag das andre
nicht genügen.
Beten will ich, daß ein sanfter Tod Euch spät von
hinnen führt.“ “ —

Heinrich gab ihr Gold als Lohnung, ließ in Ehren
dann sie ziehn;
Ihre graufe Prophezeihung alsobald vergessen schien.
Plötzlich trat ein Diener in den Saal, den ganzen
Kreis erschreckend;
Hinter ihm, ein Übersatter, schlich der Wolf, die
Schnauze lechend.
„Herr, das Lamm, bestimmt zum Essen,
Hat indessen
Ganz und gar der Wolf gefressen;
Unbewacht, weil jeder wußte, daß er nie sich noch
vermessen,
Fleisch zu rauben!“ — Sprach's und alle Fassung
schien aus ihm zu fliehn.

Heinrich aber sprang entsetzt empor und stieß in
wilder Wut
Nieder seinen Vielgetreuen; weithin spritzte dessen
Blut.
Röchelnd lag er, schaute wedelnd einmal noch mit
sanften Augen
Auf zum Herrn und schien zu fragen: wird ein
andrer so dir taugen?
Angsterfüllt vor solchen rohen
Wahnsinns Drohen
War die Gräfin schnell entflohen;
Auch den Gästen ward es bange vor des trunknen
Freundes Lohen;
Einsam saß er bald und karrte finster in die rote Flut.

Endlich brach er aus in Thränen; weinend hielt er
über Nacht
Bei der Leiche seines treu'sten Freundes unermüdet
Wacht.
Hin und wieder klang von draußen durch die Stille
dumpf der Eule
Klagelon und eines Hundes widerwärt'ges Weh-
geheule. —
Heinrich aber blieb gebrochen.
Wen'ge Wochen,
Ohne, daß er je gesprochen,
Trieb er um sich; träumte dreimal, daß ihn tief ins
Herz gestochen
Eine Viper — und vom Bruder ward im Schlaf er
umgebracht. —

Eugen Reichel.

Sprüche.

Was gestern noch als Wahrheit hat gegolten,
Ein blinder Irrtum wird es heut gescholten.
Fehl geht, wie oft! des Forschers mühvoll Streben,
Und keine Lösung wird dem Rätsel: Leben.
Der kühn will ragen in das Ätherblau,
Wie schwankt auf lockerm Grund des Wissens Bau!
Nur was der Mund der Poesie verkündet,
Steht fest und sicher, tief in sich begründet,
Und bleibt für alle Zeit in voller Kraft —
Sie ist die ein'ge wahre Wissenschaft!

Betty Paoli.

*

Von der Wachl, die das Leben uns giebt und nimmt,
Weiß der Säugling nichts an der Mutterbrust,
Und wem des Lebenslichts Docht verglimmt,
Der hat davon nie zu erzählen gewußt.

Friedrich Bodenstedt.

Tausend Falter über den Wiesen —
Willst du sie alle fangen und spießen?
Tausend Gedanken von tausend Dingen —
Soll ich alle in Verse bringen?

*

„Den Menschen von dem Dichter trennen —“
Heißt: weder Menschen noch Dichter kennen.

* **Karl Weitbrecht.**

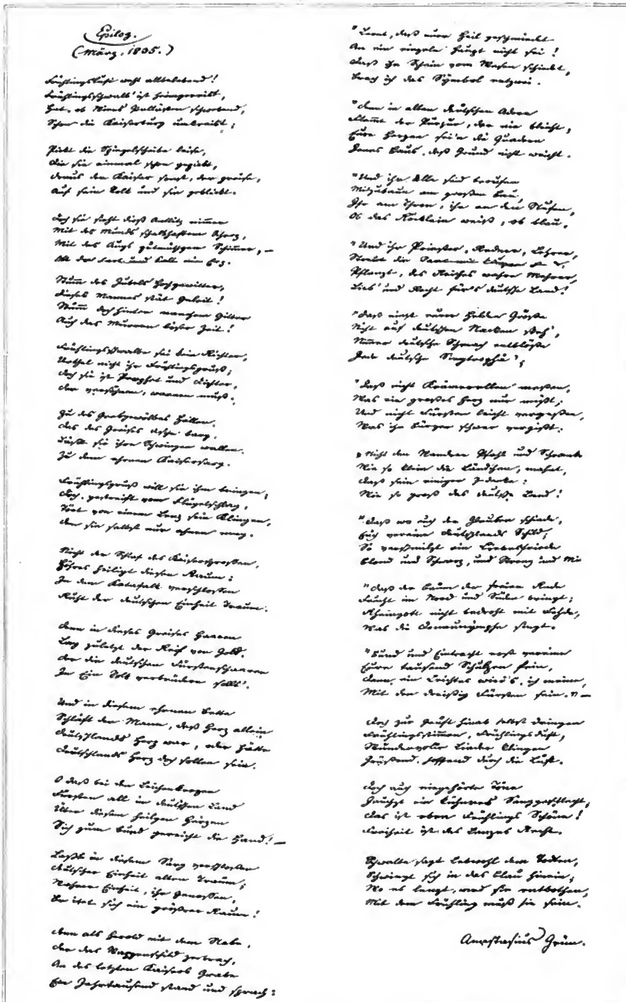
(Persisch.)

Meinen Hofnarrn, sprach der König,
Will ich voller Huld beglücken:
Legt ihm einen Eselssattel
Samt der Decke auf den Rücken.

Antwort gab der Barr: „Des Herren
Gnade hat nicht ihresgleichen:
Was die Majestät getragen,
Bleibt mein höchstes Ehrenzeichen.“

H. Brugsch.

Digitized by Google


Epilog.
(März, 1835.)
Anastasius Grün.

Zur Charakteristik Anastasius Grüns.

Nach ungedruckten Quellen.

III. (Schluß.)

Den Briefen aus dem Jahre 1846 seien folgende Stellen entnommen:

„Mit inniger Freude und beinahe mit einer Anwandlung von Stolz las ich die Nachricht, daß ich dem von mir so sehr geliebten und bewunderten englischen Volke in einer Übersetzung vorgeführt werden soll. Auch die mitgetheilten Proben derselben befriedigen mich größtentheils. Ist die Übersetzung schon erschienen, so sind Sie wohl so gefällig, mir ein Exemplar zu verschaffen.

„Aus dem revidirten Exemplar des „Letzten Ritters", nach welchem Sie den Druck der neuen Auflage einleiten wollen, werden Sie sich überzeugen, daß ich mit Mühe und Sorgfalt so manchen Makel, welcher Härte in der Form bedingt, durch Besseres ergänzt habe. Leider ist noch Einiges, das ich selber tadeln muß, stehen geblieben, aber ich hätte das Ganze neu umdichten müssen, um dies zu vermeiden, und wer weiß, ob es dann mehr gewonnen oder mehr verloren hätte, da mir jedenfalls die Verve des damaligen Gusses einem bereits einmal geformten Stoffe gegenüber gegenwärtig gefehlt hätte. Diese neue Feile ging aus der Achtung und Dankbarkeit hervor, die ich für das deutsche Publikum, das meine Schriften mit so viel Nachsicht und Wärme aufgenommen hat und noch immer liebevoll vor der Vergessenheit schützt, in tiefster Seele fühlen muß. Die Jugend setzt in dem Bewußtsein des guten innern Kerns oft in übermüthigen Sprüngen über die Gebote der Äußerlichkeit hinüber, der gereifte Mann von Bildung aber sucht selbst in seiner äußeren Erscheinung die Achtung vor seiner Umgebung darzuthun und auszusprechen."

Diese Sorgfalt des Dichters geht so weit, daß die Verlagshandlung, als Grün anläßlich einer neuen Auflage des „Schutt" auch dieses Werk gründlich ändern will, ihre schüchternen Einwendungen dagegen vom geschäftlichen Standpunkt aus erhebt. Im übrigen enthalten die Briefe aus dem Jahre 1847 nur kleine geschäftliche Mittheilungen. Für unsere Zwecke beachtenswert ist bloß folgende Stelle aus einem Schreiben vom 4. Dezember 1847:

„Infolge Ihrer freundlichen Anfrage in Betreff der noch namenlosen Neuigkeit, die ich Ihrem Verlage bestimmt habe, muß ich Sie nun ohne weiteren Rückhalt in's Vertrauen ziehen und zugleich mir Ihren gütigen Rath erbitten; nur lassen Sie den Sachverhalt einstweilen streng unter uns bleiben. Jene Neuigkeit ist der von Notizenjägern schon vor seiner Geburt durch so viele Blätter und Blättlein gehetzte „Pfaff vom Kahlenberg." Dies ist nämlich der Collectiv-Titel dreier, durch einen inneren Faden zwar verbundener Gedichte, deren jedes wieder für sich ein einzelnes Ganzes bildet. Die drei Theile heißen: I. Neidhardt. II Otto. III. Wigand. Zwei davon, nämlich „Neidhardt" und „Otto", sind bereits ganz fertig und zum Druck bereit, der dritte, „Wigand" wird erst in zwei bis drei Monaten vollendet sein können. Zusammen würden alle drei Theile einen starken Band und zwar bei gleichartigem Drucke von dem Umfang der neuen Auflage meiner „Gedichte" bilden. Nun fragt es sich, wird diese Ausdehnung eines einzelnen Werks nicht den Käufer abschrecken und und vielleicht durch einen unvermeidlichen Grad von Monotonie dem Buche selbst schaden, wäre es nicht daher vortheilhafter, die einzelnen Theile, allerdings mit Beibehaltung des verbindenden allgemeinen Titels, auch einzeln, jeden für sich erscheinen zu lassen? Freilich müßten die beiden bereits fertigen Theile deshalb zu gleicher Zeit erscheinen, weil der zweite zeitgemäßere und pikantere den zweifelhaften Erfolg des ersten decken müßte, indem dieser, früher und allein erscheinend, sogar die Theilnahme für das Nachfolgende schwächen könnte. Ich bitte, sich diese Frage gütigst zu überlegen und mir Ihre Ansicht baldigst mitzutheilen."

Wie Weidmann geantwortet, wissen wir nicht. „Der Pfaff vom Kahlenberg" erschien bekanntlich erst 1850 und da in einem Bande vereinigt.

Aus dem Jahre 1848 ist uns ein Schreiben erhalten, welches rein politischen Inhalts ist und die stürmische Freude Grüns über die großen Ereignisse zum Ausdruck bringt. In Voraussicht eines vermehrten Absatzes seiner Schriften autorisiert Grün den Verleger, ohne weitere Anfragen bei ihm je nach Bedarf neue Auflagen zu veranstalten.

Auch die Briefe aus dem Jahre 1849 sind vorwiegend politischen Inhalts. Bemerkenswert ist, daß der Dichter, welcher es 1848 für eine Pflicht seines Patriotismus erklärt, mindestens eins seiner nächsten Werke in Österreich erscheinen zu lassen, nun gänzlich davon zurückkommt. Ende Dezember erhält Weidmann das Manuskript des oben erwähnten Gedichts mit Begleitbrief, dem wir folgende Stellen entnehmen:

„Im Anschluß übersende ich Ihnen mein schon vor den Märztagen fertig gewordenes Gedicht „Der Pfaff vom Kahlenberg" in seinen drei Abtheilungen, welche jedoch in einem Buche zusammen erscheinen sollen. Fast möchte ich besorgen, das Gedicht sei durch die Länge der Zeit in Fassung und Tendenz vielleicht schon etwas veraltet. Freilich soll ein wahres Gedicht, auch wenn es den Stempel des Augenblicks, dem es sein Dasein verdankt, an der Stirne trägt, doch in seinem Kern

Digitized by Google

noch so Manches tragen, was nicht mit dem Augenblicke verrauscht und vergeht. Ob dies bei meine Gedichte der Fall sei? — das ist eben die bedenkliche, mir noch ungelöste Frage. Entscheiden Sie darüber freimüthig und ohne Rücksicht aus eigenem Gefühl oder nach eingeholtem Freundesrath. Drucken Sie demnach das Ganze oder legen Sie es zurück. Überdies habe ich noch ganz spezielle Besorgnisse aus Schicklichkeitsgründen. Es würde mich nicht beirren, von der scheinheiligen Prüderie verketzert zu werden, aber die wahre echte Decenz möchte ich um keinen Preis verletzen. Nun sind aber die einzelnen Theile des Gedichts Bilder in niederländischer Manier, in denen hier und da kleine Ungezogenheiten und allzugroße Natürlichkeiten im Geschmacke Teniers, Ostades und Anderer vorkommen, besonders ist in die Abtheilungen „Neidhart" und „Wigand" aus den Volksbüchern, die ihnen als Grundlage dienten, ein gewisse Derbheit übergegangen. Sollte darunter Einiges sein, was Sie und kritische Freunde wegwünschten, so käme eine nachträgliche Amputation der unschönen oder kranken Gliedmaßen mir nicht eben gar zu schwer an."

„Zugleich melde ich, daß meine übersetzten „Volkslieder aus Krain" ebenfalls zum Drucke bereit sind und daß es mir willkommen wäre, sie gleichzeitig mit oder nur kurze Zeit nach dem „Pfaff vom Kahlenberg" an das Licht treten zu lassen. Darüber sehe ich Ihren Bestimmungen mit gänzlicher Unterordnung meines Willens unter den Ihrigen entgegen."

Die Antwort Weidmanns ist aus folgendem Schreiben Grüns vom 6. Januar 1850 zu ersehen:

„Mit Beruhigung, meine sehr verehrten Freunde, weiß ich das Manuscript des „Pfaffen vom Kahlenberg" in Ihren Händen. Ich bin ganz damit einverstanden, daß Sie die Auflage nicht größer als tausend Exemplare machen wollen. Sie werden sich vielleicht erinnern, daß ich mit der größeren Auflage der „Nibelungen im Frack" schon anfänglich nicht ganz einverstanden war; eine erste Auflage von 1000 Exemplaren hätte sich bald vergriffen und die zweite darauffolgende hätte die Erinnerung aufgefrischt und den Absatz befördert; freilich machte ich mir auch andererseits nie ein Hehl daraus, daß dieses caprriccioartige Gedicht im größeren Publikum minder ansprechen werde, als meine früheren Arbeiten und daher auch auf so vielfältige Auflagen nicht zu rechnen sei. Macht der „Pfaffe vom Kahlenberg" mehr Glück, was freilich bei seinen überwiegend vormärzlichen Elemente sehr dahinsteht, so dürfte er auch auf den Absatz der „Nibelungen im Frack" günstig rückwirken."

„In Betreff der „Volkslieder aus Krain" muß ich Ihnen nach reiflicher Überlegung völlig beistimmen. Ich werde daher das Manuscript bereit halten, um es Ihnen gleich nach der Druckvollendung des „Pfaffen vom Kahlenberg" übermitteln zu können."

Aus den Briefen von 1850 seien noch folgende Stellen wiedergegeben:

„Die Volkslieder aus Krain" sende ich Ihnen nächstens zum Druck, doch stimme ich mit Ihrer Ansicht, doch diese gleich in einer Miniaturausgabe erscheinen zu lassen, nicht überein. Miniaturausgaben sollen, denke ich, erst durch das Interesse des Publikums an dem betreffenden Werke motivirt sein, nur die Beliebtheit eines Werkes wird die Prätension eleganter Taschenausgaben entschuldigen können. Von den „Volksliedern" aber, deren Herausgabe mir mehr von patriotischer Rücksicht als von poetischem Interesse geboten erscheint, erwarte ich keinen großen Erfolg, namentlich nicht in weiteren Kreisen. Darum muß ich auch mit den Honoraransprüchen, die Sie mir gütigst anheimstellen, das bescheidenste Maß einhalten und es Ihnen überlassen, nach dem wirklichen Erfolge und nach Deckung Ihrer eigenen vielleicht in Frage gestellten Kosten den allfälligen Honorarbetrag zu bestimmen.

„Über die Aufnahme des „Pfaff vom Kahlenberg" seitens des Publikums und der Kritik habe ich keine Nachrichten. In Wien scheint es keine ganz ungünstige zu sein, wie ich aus den beiden Anzeigen aus der „Post" und der „Wiener Zeitung", den einzigen, welche mir bisher zugekommen, entnehme."

Im Laufe desselben Jahres werden von fast allen Schriften Grüns neue Auflagen nötig. Wir übergehen die darauf bezüglichen Details, welche nur für eine kritische Textausgabe Grüns von Interesse wären, und beschränken uns auf die Mitteilung einiger anderweitig erheblicher Stellen.

„Wie ich," schreibt der Dichter über seine Volkslieder, „in der Vorrede ausgesprochen, überschätze ich nicht den Werth und die Anziehungskraft dieser Lieder, doch halte ich sie wenigstens für interessant genug zur Mittheilung und glaube, daß es schade wäre, wenn sie ganz unbeachtet verklungen wären ... Meinen an die adriatische Küste gerichteten Ausflug, der sich westlich bis auf die Schlachtfelder um Verona, südlich bis in den Kriegshafen Pola erstreckte, habe ich vor vierzehn Tagen glücklich zurückgelegt und manches schon früher Gesehene in der Erinnerung aufgefrischt und manchersei neue Anschauungen und Eindrücke mitgebracht, darunter leider viel des Unerquicklichen!"

Den Sommer verbringt der Dichter teils auf Helgoland, teils im nördlichen Deutschland. Der Aufenthalt dort bekommt ihm vortrefflich, doch sind besonders interessante Einzelheiten nicht hervorzuheben. Hingegen erscheinen folgende Stellen aus einem Briefe vom 11. Dezember 1850 wieder des Abdrucks nicht unwert:

„Auf einen reißenden Absatz der „Volkslieder" habe ich nie gerechnet, doch übertrifft der Antheil, den sie im Publikum finden, weit meine Erwartungen. Ich wünsche im Interesse des Buches selbst, daß eine neue Auflage mit der Zeit ermöglicht werde, wobei ich auch auf Ihr ursprüngliches Project, das Buch in einer Miniatur-Ausgabe erscheinen zu lassen, zurückzukommen mir erlauben werde. Wäre dazu Aussicht vorhanden, so würde ich Sie bitten, Zeichnung und Stich des Titelblatts baldthunlichst zu besorgen, um damit im entscheidenden Momente nicht aufgehalten zu sein. Weshalb mir eine neue Auflage des Buches so wünschenswerth wäre, beantwortet sich durch den Umstand, daß ich demselben Ergänzungen beizufügen hätte, die der Sammlung eine neue Zierde brächten. Nachdem ich nämlich seit Jahren die Produkte slovenischer Volkspoesie gesammelt und endlich den ganzen vorhandenen Liederschatz zu überblicken mit Sicherheit zählte, zeigte es sich, daß ein muthwilliger, boshafter Gnome mir leuchtende Schätze, die er bewachte, bis zu dem Augenblicke verborgen hatte,

Digitized by Google

als meine Sammlung schon zu Tage getreten war. Der neue Fund ist so köstlich, daß ich ihn nur mit schwerem Herzen in der Sammlung vermisse."

„Zu einer Gesammt-Ausgabe meiner poetischen Schriften muß ich jetzt allerdings geneigter sein als früher, da die Tage des rechnungslegenden Alters näher kommen; ich sehe daher Ihren diesfälligen Vorschlägen mit Bereitwilligkeit entgegen. Allerdings hätte ich noch ein paar Arbeiten in petto, die ich gerne noch früher zur Vollendung gebracht hätte; doch vielleicht lassen sich beide Wünsche in ihrer Ausführung vereinigen."

Die Weidmannsche Handlung erklärt sich sofort zur Veranstaltung dieser Gesamtausgabe bereit. Doch ist es wieder nun der Dichter, der zögert, „da eine solche Gesamtausgabe immer einen gewissen Produktionsabschluß bezeichnet, zu welchem ich mich noch nicht entschließen kann. Zudem möchte ich der Gesammtausgabe eine gewissenhafte Revision des ganzen Textes vorausgehen lassen, welche einige Zeit in Anspruch nimmt." Wie man weiß, ist es zu dieser Ausgabe weder damals noch später gekommen. Der Grund lag immer wieder an der Unentschlossenheit des Dichters, und als er endlich kurz vor Abschluß seines siebzigsten Lebensjahres im März 1876 eine derartige Abmachung mit der G. Groteschen Verlagshandlung in Berlin traf, sollte er die Ausführung nicht mehr erleben, da er bereits am 12. September desselben Jahres in Graz die müden Augen für immer schloß. An den Briefen an Reimer, welche 1851 und 1852 geschrieben wurden, hätte wieder nur der Text-Revisor der Grünschen Dichtungen ein Interesse; das Wenige, was unter den Gesichtspunkten dieses Aufsatzes beachtenswert ist, stellen wir im folgenden zusammen:

„Eine höchst anziehende Arbeit ist mir gegenwärtig, die mir zur Prüfung mitgetheilte Biographie Lenaus durchzusehen. Verfasser ist der Schwager des Verstorbenen. Das ihm vorgelegene Material ist reines Gold, aber es ist kaum möglich, so köstlichen Stoff geschmack- und taetlofer zu behandeln, als es hier geschehen ist. Durch unnütze Zuthaten, Wiederholungen und Einmengungen fremdartiger Gegenstände und Persönlichkeiten ist das Ganze auf drei Bände angeschwollen, wo ein Band in taetvoller Begrenzung alles Wesentliche bringen und durch ästhetische Rundung Interesse und Geschmack befriedigen könnte. Statt eines Kunstwerks liegt ein unförmlicher Goldklumpen da in einer Einhüllung von unbrauchbarer Maculatur. Wenn ich auch von dem Verfasser mit unbedingter Streichfreiheit wie ein weiland k. k. österreichischer Censor betraut wurde, so wird, fürchte ich, mein Streichen doch nicht viel nützen, denn es bleiben dieselben Hände, leider keine Benvenuto Cellinischen, denen die Neu-Gestaltung anvertraut ist; so muß ich mich schon zufrieden stellen, wenn es gelingt, die einhüllende Maculatur zu entfernen und das Gold zu retten. Vielleicht ahnt dann doch noch ein feineres Kennerange in dem Goldklumpen das zerschmolzene Götterbild!"

Über eine neue Titel-Illustration schreibt Grün am 10. Mai 1852:

„Bei meiner Isolirtheit weiß ich keinen besseren Vorschlag zu machen, als mich Ihnen auf Discretion zu ergeben. Die Wahl des Stoffes möge ganz dem freien Impulse des Zeichners überlassen sein. Für derlei kleine Arbeiten sind talentvolle Anfänger meistens tauglicher und entsprechender als bewährte Meister, die nur mit Widerwillen und Beschwerlichkeit zu den kleinen Spielen der laterna magica des Marktplatzes von ihrer olympischen Höhe herabsteigen. Für Beschleunigung und geschmackvolle Ausführung der Arbeit werden Sie um so leichter sorgen können, als Sie die ausführenden Kräfte in Ihrer Nähe haben."

Aber dieses „Ergeben auf Discretion" hat tragikomische Folgen. Am 29. September 1852 schreibt Grün:

„In größter Eile und Hast muß ich diesmal Ihr kaum Erhaltenes beantworten, damit meine Antwort ja nicht zu spät komme. Ein wahres Entsetzen, ich kann kein schwächeres Wort wählen, ergriff mich bei dem Anblick des als Titelblatt meiner Gedichte bestimmten — salva venia „Bildes"! das Sie mir zur Ansicht mittheilen. So etwas Jämmerliches ist schon lange nicht vorgekommen, und dazu wie indecent, ja obscön! Werfen Sie Ihren Blick, worauf jedes Auge von selbst fällt, auf den Mittelpunkt des Bildes und Sie werden jene Bezeichnung verstehen. Und so etwas will man Damen zur Christbescherung bieten?! Der Kerl, von dem man nicht weiß, ob er fällt oder sitzt oder liegt oder rutscht, lehnt da, verrenkt, angeheftet und ausgespreizt, wie der Frosch auf der Anatomie. Die überaus originelle Licht- und Schattenvertheilung macht, daß man darüber nicht in's Klare kommen kann, ob der schwarze Schädel einem Äthiopier-, Kaffern- oder Hottentotten-Häuptling angehört. Zudem der liebe Sonnenstrahl, der dem Kerl gerade auf Bauch und Magen scheint, fürwahr eine gar zu sinnreiche Symbolisirung der Idee des betreffenden Gedichtes! Herrn Muttenthalers Zeichnung ist eine unfreiwillige, höchst possirliche Parodie der Geiger'schen, an der mir selbst der mißlungenste Strich lieber ist, als jenes ganze „Bild." Ich hätte fast des Amors oder Genius vergessen, der auf seiner Schaukel dasitzt, als hätte er die Krokit und zu welchem wahrscheinlich die Liebesgötter des Zuckerbäckers auf irgend einem Hochzeitskuchen als Modell gedient haben. Wenn diese Zeichnung das Resultat Ihrer mehrjährigen Bemühungen sein soll, dann muß es in Deutschland sehr schlimm um die zeichnende Kunst stehen und man muß über das Glück Cotta's, dem es trotzdem gelingt, für seine Miniatur-Ausgaben meistens recht geschmackvolle Zeichner zu finden, sich nur um so mehr wundern. Es drängt mich zum Schlusse, damit der Umstand, mit diesem trübseligen Anhängsel vor den Augen der Welt zu erscheinen, noch rechtzeitig von uns abgewendet werde. Wollen Sie den Zeichner und mit ihm die Verleger und den Dichter, die sich so etwas gefallen ließen, nicht vor ganz Deutschland lächerlich machen, so unterdrücken Sie um Gottes willen dies scheußliche Sudelbild und lassen Sie das Buch lieber ohne alle Illustration erscheinen. Ich erlaube mir, das übersendete Exemplar der Carrikatur als Curiosum rückzubehalten."

Der Protest des Dichters kam zu spät. Muttenthalers Zeichnung „schmückt" die im November 1852 erschienene Ausgabe der „Gedichte." Auf die Anzeige des Verlegers, daß das Buch bereits geheftet und versendet sei, schreibt der Dichter aus Thurn am Hart, 11. Oktober 1852:

„Nach dem Empfange Ihres sehr geschätzten Schreibens vom 8. d. M. könnte ich, da das befürchtete Unheil, diese himmelschreiende Sünde gegen den guten

Digitized by Google

Geſchmack unwiderruflich erſchienen iſt, nur in geſteigertem Maße die Ausdrücke meines gereizten Unwillens zu wiederholen veranlaßt ſein; ich beſchränke mich daher diesmal darauf, Ihnen den Empfang jenes Schreibens einfach zu beſtätigen. Da die neue Ausgabe in dieſer Form, freilich ohne mein Verſchulden und gegen meinen Proteſt einmal vom Stapel gelaufen iſt, kann ich nichts dagegen thun, als mir deren Anblick möglichſt vom Leibe zu halten, weshalb ich Sie auch erſuchen muß, mir von dieſer mit dem beſprochenen Greuelbilde ſtigmatiſirten Ausgabe keine Exemplare zu ſenden. Die Ihnen vorliegenden Bilder der Cottaſchen Miniatur-Ausgaben mögen zwar allerdings einfach und unbedeutend ſein, doch ſind ſie jedenfalls anſtändig und keine Scheuſale. Bedeutender iſt das Maltenthaler'ſche gewiß, aber in einem ganz anderen Sinne."

Auch über das vorletzte Werk, welches wir Grün verdanken, „Robin Hood", findet ſich in dieſer Korreſpondenz eine Andeutung. „Iſt Ihnen," ſchreibt der Dichter im Spätherbſt 1852, „irgend eine deutſche Bearbeitung der altengliſchen Volkslieder über Robin Hood bekannt und glauben Sie im Verneinungsfall, daß eine ſolche, etwa im Ulufang und der Art des Herderſchen Gid gehalten, in Deutſchland Glück machen könnte? Ich hätte Luſt dazu. Einzelne Überſetzungen von ausgewählten Stücken bei Talvy und Dönniges ſind mir allerdings bekannt, aber keine Bearbeitung oder Überſetzung des Ganzen." Bekanntlich erſchien „Robin Hood" erſt 1864 und in einem anderen, dem Cottaſchen Verlage.

Mit einer Äußerung Grüns vom 14. Juli 1852 ſeien dieſe Mitteilungen geſchloſſen. „Das Reaktionsfieber in Öſterreich," ſchreibt der Dichter an ſeinen Verleger, „iſt freilich noch nicht in ſein letztes Stadium getreten, aber an dem geringeren Abſatz meiner Poeſieen, worüber Sie klagen, dürfte es doch ganz unſchuldig ſein, da dieſelben doch von keinerlei Verbot betroffen wurden; eher möchte jener in der großen Lauheit der Leſewelt für Poeſie im Allgemeinen und für meine Arbeiten in ſpecie ſeinen Erklärungsgrund finden. Dennoch habe ich im Hinblick auf die mir früher zu Theil gewordenen günſtigen Erfolge durchaus keinen Grund mich zu beklagen. Die alten Blätter werden durch die neuen nachdrängenden Knoſpen verdrängt und überdies — habent sua fata libelli."

Wir dürfen der edlen Reſignation, welche dieſe Worte ausſprechen, nicht etwa die Verſicherung entgegenſetzen, daß dieſelbe unbegründet oder auch nur vorzeitig geweſen. In der That war Grüns Popularität ſeit 1848 in ſtetem Sinken, und ſo erfüllte ſich auch an ihm jenes tragiſche Geſchick, von welchem die Lyriker des Vormärz insgeſamt betroffen wurden: Gerade jene Befreiung der Geiſter, welche ihr Sang zumeiſt herbeigeführt, machte dieſen Sang den Zeitgenoſſen gewiſſermaßen überflüſſig und verdrängte ſie aus der Erinnerung der heranwachſenden Generation. Bei Grün freilich war dies inſofern anders, als er ganz wider Hoffen und Erwarten noch eine zweite, wenn nicht gleich mächtige, ſo doch gleich ſchöne und reine Blüteperiode ſeines Ruhmes erlebte. Als Öſterreich 1861 ein konſtitutioneller Staat wurde, da ſtand nicht bloß Graf Auersperg in der erſten Reihe jener Männer, denen das Volk dankbar für dieſe günſtige Wendung ſeines Geſchicks zujauchzte, ſondern auch Anaſtaſius Grün lebte wieder in aller Herzen auf und ſeine Werke waren wieder in aller Welt Händen. Das wirkte auch auf ſeine faſt erloſchene Produktionskraft günſtig zurück. Er vollendete 1864 den „Robin Hood" und ſchrieb jene Gedichte, welche dann 1875 unter dem Titel „In der Veranda" erſchienen und einen Erfolg davontrugen, wie er heutzutage lyriſchen Gedichtſammlungen kaum noch beſchieden zu ſein pflegt. Der 6. April 1876, ſein ſiebzigſter Geburtstag, wurde von ganz Öſterreich als der Freuden- und Ehrentag eines ſeiner beſten Söhne begangen. So erdrückend waren die Huldigungen dieſes Tages, daß ihnen der tief erſchütterte, bereits kränkelnde Greis nicht zu widerſtehen vermochte. Er erkrankte und ſtarb, kaum daß der Lorbeer gewelkt war, den man ihm gereicht. Jener Lorbeer aber, den er ſich ſelbſt geflochten, ſeine Werke, iſt auch heute nicht verwelkt und wird noch lange fortgrünen.

Ein Brief Heinrich Heines.

Vergeblich würde man einem Ausländer, einem Engländer oder Franzoſen, ja vielleicht ſogar einem Chineſen unſere neueſte Errungenſchaft, die Heine-Hetze, klar zu machen ſuchen. Daß man einem Volke gerade in den Tagen geſteigerten Selbſtgefühls zumutet, auf einen koſtbaren Beſtandteil ſeines beſten Schatzes, ſeiner Litteratur, zu verzichten und dies im Namen der nationalen Ehre; daß wir ein Juwel, welches uns zugehört, plötzlich als Glasfluß betrachten und wegwerfen ſollen, iſt an ſich unfaßbar; aber noch weitaus ſeltſamer iſt, daß es nachgerade nötig wird, mit jener beſonnenen Mäßigung, welche ein Kennzeichen vernünftigen und gerechten Denkens iſt, derlei Zumutungen abzulehnen. Man möchte ſich an die Stirne faſſen und fragen, ob noch zwei mal zwei vier iſt, wenn man es als Notwendigkeit empfindet, wieder einmal zu betonen, daß Heinrich Heine denn doch einer der größten Lyriker der Deutſchen iſt, aber die Zeit, wo es nicht überflüſſig erſcheint, daß auch dieſe altehrwürdige Wahrheit ab und zu wieder gedruckt wird, wird bald gekommen ſein, wenn ſie nicht ſchon da iſt. Die Heine-Hetze iſt zur litterariſchen Mode geworden, und es wäre eine nicht undankbare Aufgabe, ihre Entſtehung und ihr Wachstum zu verfolgen. Wer dieſelbe löſt, wird ſich weder über den Mangel an Stoff beklagen, noch über die planmäßige Anordnung desſelben in Sorge ſein dürfen. Der Widerſpruch kehrte ſich vor allem gegen den Menſchen, und die alte Erfahrung, daß die moraliſche Entrüſtung oft ſehr unmoraliſche Quellen hat, bewährte ſich auch hier. Zunächſt war es der Neid der Mittelmäßigen, welcher dem Dichter an ſeinen Charakter griff, da er ihm nicht an ſein Talent greifen konnte, das Gute an ihm leugnete, das Schlechte maßlos vergrößerte und entſtellte; die Mode des Kleinmachens, wie ſie mit Ausgang der fünfziger Jahre in unſere Litteratur kam, ſorgte dafür, daß unvergeſſen blieb, was der Neid zuſammengetragen. Der Vorwurf der Wankelmütigkeit bildete dann die Brücke, auf welcher man die zweite Poſition Heines ſtürmen konnte,

Digitized by Google

seine Bedeutung als politischer und sozialer Schriftsteller; der Niedergang des freiheitlichen Gedankens und das Aufflackern eines übermäßig erregten Nationalgefühls ließen bald auch diesen Chorus gewaltig anschwellen. Den Dichter aber ließ man vorläufig noch in Frieden. Wer noch vor zehn Jahren behauptet hätte, daß die Lorelei kein gutes Gedicht sei und Heine überhaupt kein ursprünglicher Lyriker, wäre vor dem gesamten Deutschland dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen. Heute wird auch dies gewagt; die einen stellen a priori den Satz auf, daß ein Mensch, dessen Großvater „ein kleiner Jude mit einem großen Barte“ gewesen, unmöglich als deutscher Dichter Hervorragendes habe leisten können, und erachten jeden Beweis für diesen Tiefsinn als überflüssig; die anderen, haltlos und lediglich von der herrschenden Mode getrieben, bekämpfen Heine heute aus demselben Grunde, aus welchem sie ihn einst unendlich gerühmt hätten, eben weil sie durch ihr schwaches Können darauf angewiesen sind, das Segel ihres Schiffleins stets nach dem Winde zu stellen; die dritten endlich, Querköpfe und Silbenstecher, wagen an Heine den stärksten Hang ihrer Natur, den des Verneinens, auszulassen, weil dies an größeren heutzutage nicht mehr straflos anginge. Fast möchte man den Kämpfern letzteren Schlages dankbar dafür sein, daß auch sie ihre Stimme in den Chorus mengen, denn die rohen Ausbrüche des Rassenhasses können nur betrüben oder entrüsten, aber wenn man den Beweis liest, daß Heine der deutschen Sprache und der Metrik nicht Herr gewesen, so kann man darüber lächeln.

Die Unwahrheit kann zuweilen wie ein Sturm daherrasen, aber ihr Atem ist kurz. Daß der Lyriker Heinrich Heine ein Schmuck und Stolz unserer Litteratur ist, wird man nach zehn Jahren so allgemein wieder glauben, als man es vor 1878 nicht bezweifelt, und mit anderen Waffen als eben der, die Schmähungen und Titteleien niedriger zu hängen, ist dagegen zu kämpfen überflüssig. Anders stellt sich die Sache bezüglich des Menschen Heine, dessen Andenken man einen sehr bedenklichen Dienst erwiese, wenn man ihn als einen absolut einwandfreien und fleckenlosen Charakter darstellen wollte, wie dies in neuester Zeit ab und zu versucht worden ist. Heinrich Heine war kein Ausbund der Sittenlosigkeit, der Verlogenheit und der Wankelmütigkeit, wie er heute geschmäht und ausgeschrieen wird, aber es heißt sich an der Wahrheit vergehen, wenn man sich nicht bloß bemüht, sein Bild von ungerechter Verleumdung zu säubern, sondern uns auch an seine unbedingte Wahrhaftigkeit und Gesinnungsstärke glauben zu machen. Er war ein Mensch mit menschlichen Schwächen und Tugenden, ein Produkt seiner Erziehung und seiner Zeit, edel und unedel, dankbar und undankbar, treu und untreu, wahrheitsliebend und verlogen, fridol und sittlich zugleich, eine nicht bloß geistig, sondern auch moralisch treffliche ausgerüstete Natur, der es aber an dem rechten Halt gebrach und der insbesondere eine verhängnisvolle Eigenschaft des Elternhauses sein Leben lang wie eine Kette nachklirrte, der Hang zum Wohlleben und der Anspruch auf dasselbe, ohne die Kraft und Möglichkeit, sich die Mittel dazu selbst zu schaffen. Wir wollen den Menschen Heine dem Ansturm seiner Widersacher nicht preisgeben, aber ihm auch nicht, um ihn dagegen zu schützen, die Toga römischer Männertugend umlegen; beides wäre gleich ungerecht. Was aber den Politiker und Zeitschriftsteller Heine betrifft, so wollen wir gleichfalls nicht in den Fehler der Gegner verfallen und bedingungslos nachbeten, was jene bedingungslos verdammen, sondern Kern und Schale sondern. Es ist unhistorisch und darum lächerlich, von dem exilierten Heine zu verlangen, daß er sich in Paris in dem Sinne als Deutscher gefühlt haben sollte, wie einer von uns, in dessen Jünglingsjahre die Tage von Wörth und Sedan gefallen und der sich nun als Glied des mächtigsten Volkes in Europa fühlt; aber ebenso unhistorisch und darum ebenso lächerlich wäre es, wenn wir Männer, die wir an die Sache der Freiheit glauben und an ihr festhalten, jeden liberalen Dithyramben Heines als unser Programm anerkennen und befolgen wollten. Wir lesen jene Schriften als das, was sie sind, als historische Dokumente eines genial veranlagten Mannes zur Geschichte der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, welches unter so ganz anderen Sternen abrollt, als sie an seinem Aufgange geleuchtet. Wir vermögen zu unterscheiden, was an diesen Schriften vergänglich und was bleibend ist. Heine war ein guter Deutscher und ein gut freiheitlich gesinnter Mann, beides in seiner Art und der Art seiner Zeit. Aber daß er ein Deutscher und Freiheitsmann gewesen, schlägt die Brücke zwischen uns und ihm und läßt ihn auch heute noch einen Schriftsteller sein, dessen politische und soziale Anschauungen gehört zu werden verdienen.

Unter diesem Gesichtspunkt sei hier einer der merkwürdigsten Briefe mitgeteilt, welche wir von Heine besitzen. Er ist bisher ungedruckt; daß er gedruckt zu werden verdient, werden Freunde und Feinde des Dichters wahrscheinlich gleich eifrig zugeben. Das Schreiben ist an Karl Herloßsohn gerichtet und offenbar das erste, welches Heine dem im Vormärz so viel gelesenen, nun fast ganz verschollenen Schriftsteller und Redakteur zukommen ließ. Daß unser Dichter mit ihm korrespondiert hatte, war bekannt; die Briefe gelten als verloren, die meisten sind es wohl auch. Karl Herloß, genannt Herloßsohn, 1804 in Prag geboren, seit 1825 Litterat in Leipzig, hatte, nachdem er einige Zeit die „Hebe. Zeitung für heitere und ernste Unterhaltung“ geleitet, 1830 eine neue Zeitschrift, „Der Komet“, begründet, welche bald durch ihre frische und energische Haltung die öffentliche Aufmerksamkeit erregte. Als der dritte Band der „Reisebilder“, welcher um Neujahr 1830 zur Versendung gelangte, durch seinen freisinnigen Inhalt, noch mehr aber auch durch die Polemik gegen Platen einen Sturm des Widerspruchs hervorrief, da war es neben W. Häring, der jedoch seinen Aufsatz im „Freimütigen“ nicht zu zeichnen wagte, nur Herloßsohn, der mit Energie gegen die Recensenten zu Felde zog, welche über den cynischen, auch von Herloßsohn scharf mißbilligten Ausfällen gegen Platen die Bedeutung übersahen, welche den ernsten Kapiteln des Buches als dem Ausdruck einer entschiedenen, freiheitlichen Gesinnung zukomme. Ihrem Bestreben, Heines „Zerrissenheit“ zu bespötteln, trat Herloßsohn mit Worten entgegen, die auch heute noch gehört zu werden verdienen: „In Heines Gemüt geht das vor, was in vielen andern Gemütern vorgeht, die keinen Kammerherrnschlüssel und taxfreien Legationsrattitel haben: nämlich die neuste Zeit, und Heine ist ein Dichter der Nation. Fühlt er sich unglücklich, so fühlt er sich darum unglücklich, weil die Zeit schroffe Gegensätze zu seinem poetischen Himmel bildet und weil sie ihm Gebäude zertrümmert, bevor er

Digitized by Google

sie noch aufgebaut . . . Wir freuen uns seines schönen, lebenskräftigen Talentes, seines kühnen Strebens in der Zeit, seiner wahren Menschenliebe, seiner Begeisterung für das Vaterland, seines Eifers für das uralte Menschenrecht der Freiheit und Gleichheit und sagen: ja, er ist ein guter Kämpfer in der guten Sache und gleich ihm giebt es noch manche, die ebenso streben und die ihn lieben und die eine spätere Zeit alle mit Freude und Liebe nennen wird: wir freuen uns seines heiteren Gedankenspiels, seines Lebensernstes und seines guten Spottes über die alt gewordenen Formen und deren Träger, über die aristokratischen Haarbeutel, die sich einbilden Menschen zu sein, weil sie es bei ihrer Geburt waren; wir freuen uns der frischen, lebendigen Komik, die seine Gestalten bewegt, und der poetischen Färbung seiner Ideale." Natürlich war Heine über den unverminteten Helfer in der Not hoch erfreut. „Gestern," schreibt er ans Wandsbeck 25. April 1830 an Immermann (Strodtmann, Briefe. II. Teil, S. 139), „schickte mir Campe das neueste Blatt des Kometen, worin von Herloßsohn, den ich gar nicht kenne, mein Buch vertreten wird . . . In einem ähnlichen Aufsatz des Freimütigen glaube ich Härings Feder zu erkennen. Allmählich werden die Leute vernünftig, aber nur allmählich." Seither mochte Heine sich mit dem Gedanken tragen, mit dem unbekannten Freunde in persönliche Verbindung zu treten, doch that er dies erst mehr als ein halbes Jahr später durch das Schreiben, welches wir hier folgen lassen:

Hamburg, den 16. Nov. 1830.

Längst schon, mein lieber Herloßsohn, hätte ich Ihnen von hier aus einen freundlichen Gruß nach Leipzig hinübergerufen — aber da hatte ich entweder für die guten Quarten zu danken, womit Sie mir letzthin in reisebildlicher Loth beisprangen, oder ich hatte Ihnen allerley Hübsches zu sagen, als ich „Hahn und Henne"*) las, und ich liebe nicht dergleichen persönliche Anlässe. —

Später machte mir der Schausp. Devrient Hoffnung, Sie hier zu sehen; doch das scheint sich auch verschlagen zu haben. Aber gestern Abend las ich im Comeken das Reformazionsgedicht und ich dachte an Sie die halbe Nacht, und ich kann diesen Morgen nicht schnell genug zur Feder greifen, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie recht sehr liebe, daß ich mir noch viel Freude von Ihrem braven Sinn und Talente verspreche und es mir eine tröstliche Beruhigung ist, solch wackeren Mitsprecher, wie Sie sind, in Deutschland zu wissen.

Auch ich werde sprechen, noch sehr viel, ehe die Peitschen kommen, und vielleicht das Bedenklichste, wenigstens für mich das Bedenklichste. Der Deutsche merkt wohl das Bündniß der Clerisey mit der Aristokrazie, aber wenn er auch wünscht, daß man die Wechsler und Taubenkrämer aus dem Tempel hinauspeitsche, so wird er doch verdammt ungehalten, wenn er sieht, daß man bei dieser Gelegenheit hie und da ein Heiligenbildchen verletzt — was doch so leicht geschieht, wenn die Peitsche groß ist und der Dorn noch größer. Vielleicht kommt Ihnen nächstens ein Buch von mir zu Gesicht, worin ich die Publikumsgefühle etwas unsanft streichele, ganz gegen den Strich, und Sie merken dann, was ich oben sagen wollte, und merken auch, daß es mir um die Gunst des Publikums nicht eigentlich zu thun ist. Wer ihm christliche Gesinnungen vorheuchelt und dabey ein Bischen Talent hat, kann sich leicht in diese Gunst setzen; und wer (gar), wie ich, eine levis nota an seinem Christenthum hat, kann trotz allem Talente diese Gunst leicht verschütten. Aber es kommt die Zeit, wo der deutsche Michel einsehen wird, daß die Religions-Interessen*) ein Landesunglück sind und daß es heilsam wäre, wenn sie sammt und sonders im Indifferentismus ersöffen. Dann gäbe es keine katholischen und protestantischen Deutschländer mehr, sondern ein ganzes, großes, freies Deutschland!

Leben Sie wohl! Stehen Sie mit Fr. Gleich**) in Freundschaftsverhältnissen, so grüßen Sie ihn von Ihrem gemeinschaftlichen

H. Heine.

Sr. Wohlgeboren, dem Herrn
Doctor Herloßsohn
in Leipzig.
Durch Buchhändler-Gelegenheit
zu bestellen.

Der Brief ist für Heine so charakteristisch wie wenige, die wir aus seiner Feder kennen; er legt für seine Eitelkeit und Koketterie, wie für seinen Wahrheits- und Freiheitsmut ein gleich bezeichnendes Zeugnis ab. Das Buch, welches Heine in Aussicht stellt, „ehe die Veilchen kommen," sind die im Januar 1831 erschienenen „Nachträge zu den Reisebildern" („Stadt Lucca", „Englische Fragmente"). Die Tonart dieser Schriften mit jener des obigen Briefes zu vergleichen, ist nicht ohne Interesse. Wie jene Aufsätze, so hat diesen Brief der Mann geschrieben, welcher auf Helgoland die Juli-Revolution in dithyrambischen Worten begrüßt („Ich bin wie berauscht . . . der Himmel hängt voller Violinen, das ist ein beständiges Geigen der droben in himmelblauer Freudigkeit . . .") und dann, Ende August 1830 nach Hamburg zurückgekehrt, dort als Nachfeier der Juli-Revolution in Deutschland die Judenkrawalle in Hamburg erlebte. „Ich weiß sehr gut," schreibt er an Varnhagen drei Tage nach Absendung des vorliegenden Briefes, „daß die Revolution alle sozialen Interessen umfaßt und Adel und Kirche nicht ihre einzigen Feinde sind, aber ich habe zur Festlichkeit die letzteren als die einzig

*) Ein 1830 erschienenes Werk Herloßsohns.

*) Das Wort „Interessen" findet sich im Original des Briefs unterstrichen. Es ist immerhin bezeichnend, daß Heine selbst in einem vertrauten Brief an einen Gesinnungsgenossen scharf andeutet, daß ihm nicht die Religionen, sondern die Religionsinteressen als ein Unglück für Deutschland erscheinen. Vergl. auch die im folgenden oben citierte Stelle aus den „Reisebildern."

**) Friedrich Gleich, fruchtbarer Romanschriftsteller, Herausgeber des „Eremit" geb. 1782, gest. 1842.

Digitized by Google

verbündeten Feinde dargestellt, damit sich der Ankampf konsolidiere. Ich selbst hasse die „Aristocratio bourgeoise“ noch weit mehr.“ Und wie ein Kommentar zu dem obigen Briefe klingt es, wenn wir im XIV. Kapitel der „Stadt Lucca“ lesen: „Ich ehre die innere Heiligkeit jeder Religion und unterwerfe mich den Interessen des Staates. Ich hasse nicht den Thron, sondern das windige Adelgezieser, das sich in die Ritzen der alten Throne eingenistet. Ich hasse nicht den Altar, sondern ich hasse die Schlangen, die unter dem Gewölbe der alten Altäre lauern; die arglugen Schlangen, die unschuldig wie Blumen zu lächeln wissen, während sie heimlich ihr Gift spritzen in den Kelch des Lebens und Verleumdung zischen in das Ohr des frommen Beters, die gleißenden Würmer mit weichen Worten. Eben weil ich ein Freund des Staats und der Religion bin, hasse ich jene Mißgeburt, die man Staatsreligion nennt. Gäbe es keine solche Staatsreligion, keine Bevorrechtung eines Dogmas und eines Kultus, so wäre Deutschland einig und stark und seine Söhne wären herrlich und frei. So aber ist unser armes Vaterland zerrissen durch Glaubenszwiespalt; das Volk ist getrennt in feindliche Religionsparteien, protestantische Unterthanen hadern mit ihren katholischen Fürsten oder umgekehrt, überall Mißtrauen ob Kryptokatholizismus oder Kryptoprotestantismus, überall Verketzerung, Gesinnungsspionage, Pietismus, Mystizismus, Kirchenzeitungsschnüffeleien, Sektenhaß, Bekehrungssucht, und während wir über den Himmel streiten, gehen wir auf Erden zu Grunde.“ In diesem Sinne und nur in diesem sind die obigen Worte zu verstehen, und daß sie 1830 — wir betonen, in diesem Sinne gesprochen — im Munde eines Schriftstellers wie Heine der Berechtigung nicht entbehrten, wird man nicht leugnen können. Oder sollten wir wirklich erst an den dreißigjährigen Krieg und den Gegensatz zwischen dem katholischen Süden und dem protestantischen Norden erinnern müssen? Heute liegen die Dinge, mindestens in rein politischer Beziehung, weit besser; der Glaubenszwiespalt hat die Aufrichtung eines einigen Deutschland nicht hindern können. Aber war dies 1830 voranzusichen? ... Anders aber haben sich heute auch in vielen Beziehungen die politisch-religiösen Anschauungen gestaltet, und es giebt unter den Liberalen Europas keine Partei, welche wünschen würde, daß die Religionen „in Indifferentismus ersöffen“. Daß sich religiöse Gesinnung und Freiheitsliebe gegenseitig ausschließen, behauptet heute sicherlich kein vernünftiger Liberaler mehr.

Wie so ziemlich alles, was Heine geschrieben, will auch dieser Brief in historischem Geiste gelesen und verstanden sein. Daß es heute viele Leute in Deutschland giebt, denen ein derartiges Verständnis nicht möglich ist, durfte uns nicht hindern, diesen interessanten Beitrag zur Charakteristik des Dichters zu veröffentlichen.

Vom historischen Drama.

Von **Josef Bayer.**

V.

Gegen das Ende der zwanziger Jahre eröffneten die Hohenstaufen in der deutschen Dramatik den Kampf gegen Rom. Zuerst trat Karl Lebr. Immermann mit seinem Kaiser Friedrich II. (1828) hervor; Christian Grabbe kündigte seine Hohenstaufen als einen Cyklus von Tragödien an, von welcher aber nur „Kaiser Friedrich Babarossa“ und „Kaiser Heinrich VI.“ erschien (1829—30); endlich arbeitete Ernst Raupach, der praktische Theaterdichter für alles, den ganzen Hohenstaufenstoff in einer Folge von sechzehn Dramen auf, die acht Bände seiner „Dramatischen Werke ernster Gattung“ füllen (1835).

Die Sehnsucht der Romantiker nach einer cyklischen Reihenfolge von deutsch-nationalen Dramen schien nachträglich ihre Erfüllung zu finden. Das romantischeste der deutschen Kaisergeschlechter — unter welchem die Ritterharfe in den vollsten Tönen erklang, das Nibelungengold und der Karfunkelschein des heiligen Gral weithin erglänzten — beschritt nun auf kurze Zeit in blankem Waffenglanz die Bühne oder polterte um so länger mit dem Schwerte außerhalb an den Theaterpforten. Aber es waren ganz andere Tendenzen, als jene der romantischen Schule, um deren willen man jetzt die Hohenstaufen und ihren Heerbann auftrief. Die alten waidlingischen Kaiser mußten im Dienst des modernen Rationalismus ausrücken; man machte aus ihren Unternehmungen und Schicksalen eine Art von Kulturkampf-Dramen, in welchen die Streitfragen zwischen Staat und Kirche erörtert wurden, und die Bühnenrhetorik vorläufig die parlamentarische Beredtsamkeit ersetzen sollte, für die noch keine Rednerbühne gebaut war.

Mit dem stärksten genialen Kraftgeräusch ging Grabbe (geb. 1801, gest. 1836) in die Hohenstaufen-Campagne. Ein außerordentliches, aber mit seinem Gärungsprozeß niemals abschließendes Talent trat da in den selbstsausten Verein mit einer ziemlich dilettantischen Geschichtsauffassung. Die beiden Grabbeschen Hohenstaufen-Dramen wurden in mehrfacher Hinsicht ein gefährlich verlockendes Vorbild für spätere, drangbewußt aufstrebende Dramatiker — und dies wäre Anlaß genug, uns von diesem Gesichtspunkte aus mit denselben zu beschäftigen.

Diese schwäbischen Kaiser sprechen an den entschiedenen Wendepunkten der Aktion ganz so, als ob sie vielfach über sich selbst nachgelesen hätten, oder als säße der Historiker vom neuesten Datum im Souffleurkasten, um ihnen die Schlagworte des Dialogs hinaufzurufen. Wo man eine Emporführung der Handlung erwartet, tritt meistens nur die hochtönige, historische Programmrede ein. Es ist dies gewiß ein Moment voll dramatischer Spannung, wenn Heinrich der Löwe kurz vor der Schlacht von Legnano sich von der Sache Friedrichs Barbarossa lossagt; wir machen uns da auf ein Spiel und Gegenspiel der Kräfte, einen Anprall der Leidenschaften gefaßt. Statt dessen wird der Kaiser auf der Höhe der Scene durchaus lehrhaft und sucht in solcher Weise dem abtrünnigen Rivalen beizukommen: „So wenig kennst du der Hohen-

Digitized by Google

staufen Ziele, Welfe? Als mächtigster der Fürsten ward ich Vorfechter von Europa! Was wir bekriegen, ist die Anmaßung der Kirche! . . . Und gehen Millionen in diesem Kampf um Geistesfreiheit unter — sie konnten nimmer schöner fallen, und ich sehe schon den Phönix, welcher aus ihrer Asche riesengroß sich wird erheben!" Und so geht der rhetorische Geschichtsvortrag über die hohenstaufensche Mission weiter fort; auf den gekrönten Dozenten Friedrich Rotbart folgt sein Sohn, der Dozent Heinrich der Sechste. Ein historisches Gegenkolleg hält selbstverständlich Papst Alexander; als er im Dogenpalast von Venedig den Kaiser zur Konferenz erwartet, wendet er sich gegen das Parterre mit folgender belehrender Bemerkung: „Es stammt ein eigener Geist durch das gewaltige Geschlecht der Hohenstaufen . . . Deutlich erkenn' ich ihn: sie ringen mit der Zeit, vertreten künftige Jahrhunderte, obgleich sie es vielleicht nur dunkel ahnen! Zu eng, zu schlecht scheint ihrem Stolz die Gegenwart! Der Lehensmannen Größe, der Kirche Macht beschränkt sie — gern vertilgten sie beides, und sie wissen nicht, daß, wenn in diesen trüben Zeiten nicht die Kraft der Kraft entgegenstände, nicht die Kirche den Trotz der Fürsten und der Ritter zähmte, grad' der Waiblinger, der ein Gott sich dünkt, die schwache Welt noch mehr tyrannisierte als Roms Tibere!"

Uns liegt hier eine allgemeine Folgerung nahe genug. Eines vor allem muß der Dichter des Geschichtsdramas wohl beachten. Wenn die Zustände und Gegensätze der Vergangenheit von vornan so bewußt und vorausſehend betrachtet worden wären, so wäre der ganze Prozeß der Entwicklung im Keime abgeschnitten, dies alles hätte sich in so komplizierter Breite der Ereignisse gar nicht zutragen können. Im Kampfe der Gegensätze, während die Gegner einander an den Leib gehen, wird wohl sehr vieles erwogen und gedacht — aber in knapper Distanz, in Bezug auf das nächste Ziel. Der Dramatiker muß sich durch die detaillierende Kraft seiner Phantasie dasjenige gegenwärtig zu machen suchen, was seine Helden zunächst ins Auge fassen konnten, nicht aber was sich die spätere Zeit nach dem Gelingen oder Mißlingen ihrer Intentionen abstrahierte. Jene Vergegenwärtigung ist außerordentlich schwierig: das Unterschieben der späteren historischen Einsicht dagegen spielend leicht. Hier liegt der geheime Punkt der Grundtäuschung über die Aufgabe des historischen Dramas. Die Ansicht des Vordergrundes wird mit der nachträglich gewonnenen Perspektive verwechselt.

Dann kommen noch die eigentlichen Seherblicke und historischen Weissagungen hinzu. Der sterbende Freiherr von Attinghausen in Schillers „Wilhelm Tell" war der erste Seher in dieser Richtung; solch beaueme Prophetie wird nun in den Grabbeschen Hohenstaufendramen noch in viel weiterem Umfange geübt. Als Kaiser Friedrich Barbarossa sich von Heinrich dem Löwen verlassen sieht, umarmt er den Burggrafen von Hohenzollern mit den Worten: „Tritt du jetzt an meines Löwen Stätte! Schon der Name erinnert mich an meinen, und die Burg der Hohenstaufen liegt im Schwabenland der Burg der Hohenzollern gegenüber! Oft wenn ich von meines Schlosses Zinnen dich, o Nachbar, und deine Burg erblickte, fiel *prophetisch* es mir ein: gewiß, daß einst, wenn Hohenstaufen in dieses finsteren Zeitalters Kämpfen zu Trümmern sank, der Hohenzoller sich bei hellerer Sonne wird erheben, das vollendend, was mein Haus begonnen . . . Ich ahn's, daß *andre* Friedriche mich einst ersetzen, sei's aus meinem Hause, sei's aus eurem! Hoch heißt unsrer Namen Vorsilbe — hoch, dem Schicksal die Stirne bietend, laß uns dem Feind begegnen!" Und als der geschlagene Sachsenherzog Heinrich nach der Schlacht an der Weser gebrochen von der ostfriesischen Küste ins wüste Meer hinausschaut, überkommt ihn gleichfalls die prophetische Stimmung, und er weidet sich „in wilder Freude" an der Zukunftsvision der englischen Seemacht unter der Herrschaft des Welfenhauses.

Seither ist des Weissagens im historischen Drama kein Ende geworden. So enthält — um nur ein Beispiel von vielen anzuführen — das Trauerspiel „Bernhard von Weimar" von Gottschall zahlreiche Vorausblicke auf die künftige Einigung Deutschlands unter einem protestantischen Kaiser. Der Dichter soll überhaupt der Versuchung widerstehen, den Helden einzelne Facta bestimmt vorauszusehen zu lassen, deren Prämissen noch lange nicht in dem damaligen Zustande vorbereitet waren. Auch dies ist ein starkes Stück, wenn im fünften Akt von Grillparzers „Ein Bruderzwist in Habsburg", gleich nach der in Wien eingetroffenen Nachricht von Kaiser Rudolfs II. Tod, Wallenstein, dazumal noch Oberst, geradezu sagt: Und nun geht's hinein in den dreißigjährigen Krieg! Am bequemsten ist es freilich, wenn der Held oder die Heldin — wie Grillparzers Libussa — im sagenhaften Rufe der Sehergabe steht, und der Dichter dann kurzweg die ganze Völkergeschichte der Zukunft im Abriß (mit seiner persönlichen Geschichtsanschauung dazu) etwa bei dem pythischen Dampfe einer Opferflamme in einem Zuge weissagen lassen kann. Andererseits giebt es wohl gewisse Zukunftsblicke, die wieder berechtigt sind. Wenn z. B. in Kleists „Prinz Friedrich von Homburg" die künftige Größe Preußens verkündigt wird: „Das Vaterland, das du uns gründetest, steht eine feste Burg" ꝛc., so ist dies Ausdruck der Zuversicht, zu welcher das emporstrebende Zeitalter des großen Kurfürsten immerhin Anlaß gab; schon gewagter in der Anticipation wären gewisse dynastische Seherblicke im „Bruderzwist in Habsburg"; so der Ausspruch des Kaisers: „Mein Haus wird bleiben immerdar, ich weiß — weil es mit eitler Menschenklugheit nicht dem Neuen vorgeht oder es hervorruft" u. s. f. Unzukömmlich und doch häufig ist ferner der weit zurückgelegte Gebrauch von Schlagwörtern, welche erst die moderne Denkweise und Erfahrung in Umlauf gebracht hat. Wenn Heinrich Kruse in seinem Trauerspiel „Brutus" einmal den Julius Cäsar sagen läßt: „Die Pünktlichkeit ist eine Königstugend," und ein andermal den Brutus: „Erobrer träumen stets vom ew'gen Frieden", so glauben wir eine Zeitung von gestern in der Hand gehabt zu haben. Doch kehren wir nach diesem Exkurs vorerst noch zu Grabbe zurück.

Was in das Kolorit geht, ist in seinen Hohenstaufen weitaus das Beste. Der weite Horizont der hohenstaufischen Welt, der sich von den deutschen Hoflagern bis zu dem Golf von Neapel, den Küsten Siciliens und der Scenerie des gelobten Landes ausbreitet, giebt reichlichen Anlaß zu landschaftlichen Perspektiven. Auch hierin hat der Dichter vielfache Nachfolge gefunden: wo die Gestaltungskraft ausgeht, muß noch jetzt im historischen Drama die Farbe und die Stimmung aushelfen. Ein Stimmungsbild vom seltensten poetischen Wert ist allerdings (im fünften Akt von Hein-

Digitized by Google

rich VI.) die kurze episodische Scene im Gehöfte eines Herdenbesitzers bei Palermo. Der Knecht sagt: „Der Kaiser soll sehr grausam sein und Palermo in Blut stehen.“ Der Herr: „Das Blut wird schon trocknen: Unsere Sonne ist heiß. Siehe da die Trümmer des Apollotempels, dort die Befestigungen der Karthager, da wieder der Römer, hier einen verfallenen Turm der Byzantiner gegen die Korsaren, da Wälle der Saracenen — alles in Stücken. Nur Eines ist geblieben: der Hirt wechselt mit Hirten, der, welcher heraustreibt, hört den Ruf dessen, der hereintreibt, — die Halme beugen sich vor ihrer Schwere, und breitstirnige Stiere wetzen ihre Hörner im Sande. Vater Aetna ernährt uns alle! und ob der Normann oder der Hohenstaufe Sicilien beherrscht — heute abend tanzen unsere Landmädchen doch.“ Diese eine Scene wiegt ein ganzes historisches Drama auf. Sie trifft mit der gewichtigen Stelle im Chor zur „Braut von Messina“ zusammen:

Die fremden Eroberer kommen und gehen —
Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen!

Immermann, als Dramaturg klug-überlegen und geistvoll, nimmt durchaus die richtige Stellung ein gegenüber dem Hohenstaufenthema und dem unkritischen Glauben an das historische Drama. „Seitdem Raumers Buch die Aufmerksamkeit wieder lebendiger nach dem schwäbischen Kaisergeschlechte wandte, ist es Mode geworden, jene Herrscher für dankbare dramatische Figuren zu halten; man hat bei ihnen an die Möglichkeit der so heiß ersehnten deutschen Nationaltragödie gedacht, und in Erwartung, daß diese erscheint, ist eine große Bühne unseres Vaterlandes mit waiblingischen Kaisern und Königen überfüllt worden.“ (Dies ist gegen Raupach und die Intendanz des Berliner Hofschauspiels gezielt.) „Ich selbst habe einmal vor Jahren einen Friedrich den Zweiten‘ geschrieben und will auf die Gefahr hin, daß man mir die Kinderfabel von zu hoch hängenden Trauben erzähle, meine Zweifel gegen das legitim-dramatische Blut der Hohenstaufen beibringen. Sie schweben alle in einer unglücklichen Mitte zwischen sagenhaften und historischen Gestalten, vertragen daher weder eine mythische noch eine historische Behandlung. Ihre Kämpfe und Nöten gehen fast sämtlich nicht aus den allgemein verständlichen Motiven des Hasses, Zornes, der Rache, Eifersucht, Liebe u. s. w., sondern aus politisch-religiösen Kombinationen hervor, die mit unserem Ideenkreise, unseren Interessen gar keinen unmittelbaren Zusammenhang mehr haben .... Den theatralischen Kredit, in den die Hohenstaufen gekommen sind, haben sie einem Mißverständnis über den Begriff des historischen Trauerspiels zu danken ... Es ist das Mißverständnis, sich überreden zu lassen, historisch-dramatische Poesie sei dort schon vorhanden, wo nur irgend ein Kapitel der Geschichte (gleichviel welches) treu und unverfälscht, in Dialog und Versen auf den Brettern verhandelt werde. An diesem Gerede ist kein Wort wahr. Ein historisches Trauerspiel (wenn man daraus im Gegensatze zu der bürgerlichen und mythischen Tragödie eine besondere Gattung machen will) entsteht und kann nur entstehen, wenn der Dichter einen Stoff der Geschichte ergreift, welcher für das Volk Geschichte ist, wenn er von den Ereignissen der Vergangenheit begeistert wird, die in den Freuden und Schmerzen der Gegenwart, in ihren Gedanken und Gefühlen, in ihren Festen, in ihren Verwicklungen und Schulden noch nachklingen. Dann wird der Dichter jenes warme, unmittelbare Gefühl haben, wodurch sich das diesem Stile der dramatischen Komposition notwendige Detail belebt .... Und so sage ich denn, daß die Geschichte, welche unseren Dichtern möglicherweise vorteilhafte Stoffe darbieten kann, erst mit der Reformation und den ihr unmittelbar vorangegangenen Zeiten beginnen möchte ...“ (Memorabilien, II. Teil. „Grabbe“, Bruchstück dramaturgischer Erinnerungen. 4. Kapitel).

Karl Immermann (1796—1840) ist eine litterarische Individualität von feinster Prägung, aber auch von einem eigenen Mischungsverhältnis der Gaben. Bildung und rege Phantasie stehen bei ihm in steter gegenseitiger Abrechnung. Sein „Friedrich der Zweite“ — für ihn selbst, wie wir eben vernahmen, später ein „überwundener Standpunkt“ — ist jedenfalls das besonnenste Hohenstaufenstück. Vielleicht zu besonnen. Die Frage von Kirche und Staat wird allzu klug-staatsmännisch und diplomatisch als politische Machtfrage angefaßt, statt in den großen Prozeß der Leidenschaften geworfen zu werden; auch hat sich der Dichter die Darstellung des Gegensatzes insofern erleichtert, daß er nicht den Papst Innocenz dem Kaiser persönlich entgegenstellt, sondern diesen nur mit dem Legaten und Geschäftsträger des Papstes, dem Kardinal Ottavian Ubaldini verhandeln läßt. Ihre erste Unterredung ergeht sich ganz in der Sprache der Kabinette aus der Zeit des Dichters. Der Kaiser: „Die Zeit ist schlimm. Wer fühlt das mehr als ich? Wie schrecklich, wenn die beiden Schwerter, welche Gott gesetzt, den Frieden auf der Erde zu beschirmen, in heißer Zwietracht an einander stehn! Allein ich frag: an wem liegt wohl die Schuld?“ Kardinal: „Ich wage, diese Frage Euch zu stellen.“ Kaiser: „Und Ihr habt recht. Denn wir sind beide offen. So sagen beide wir: Wir wissen's nicht. Die Schuld von unserm Zwist trägt unsre Größe. Der Stuhl St. Peters und der Stuhl zu Aachen sie haben bei einander keinen Platz ... Laßt uns die Sache nehmen, wie sie ist. Wir wollen uns nicht verteidigen, wollen einander auch nicht entschuldigen ...“ Da jedoch der Kaiser für jetzt sich im Vorteil seiner Machtstellung weiß, stellt er sehr peremptorische Forderungen. „Seht, mein Herr Kardinal, auf Erden kann nur Einer herrschen, wie am Firmament nur Eine Sonne herrscht ... Ich will, daß in des Kaisers Reich dem Kaiser werde, was des Kaisers ist; das Weltliche, das Irdische gehöret mir, in diesem werd' ich fremde Hand nicht dulden.“ Aber schon im zweiten Akt widerrät Thaddäus von Suessa den aufs äußerste gespannten Kampf gegen die Kirche und bezeichnet ihn als ein aussichtsloses Unternehmen.

Herr, du beugst sie nicht,
Du wirst sie nie besiegen diese Kirche!
Denn du bekämpfest, was kein Speer verwundet,
Kein Bogen trifft, kein Wurfgeschütz erreicht.
Mit Worten, mit Gedanken streitet Rom,
Im Zauberneß hält es die Welt gefangen;
Furchtbarer Feind, der überall und nirgends —
Denn noch die Welt gehört, wenn ihm ein Kloster,
Noch eines Altars Opferdienst gehört!
Du hast, wie jede mächtige Natur,
Den großen Bund des Pöbels gegen dich.
Auf dessen Groll, auf dessen dumpfen Neid
Drückt Rom das heilige Siegel. Glaubenssache
Heißt's dich bekämpfen! Menschen brauchst du doch.
Nun welches Menschen bist du denn versichert?
Die Burg, die Stadt, der Oberst, der Vasall

Digitized by Google

Gehört dir heute. Morgen kommt der Meßpfaff
Und scheucht mit aller Höllenstrafen Graun
Sie fort von deinem Dienst . . .

Der Kaiser unterliegt trotz allen Kraftaufgebots in dem Kampf gegen Rom; die geistliche Gewalt bezwingt in ihrem Siege sogar sein Herz und ringt den Freigeist in ihm nieder. Mit Erstaunen vernimmt der Kardinal Ubaldini von dem Erzbischof von Palermo, daß der trotzige Hohenstaufe gebeichtet habe, und aufrichtig und herzlich dazu. Der Erzbischof sagt weiter (V. Akt, 5. Auftritt):

Mir scheint, des Kaisers Herz glich einer Tafel,
Auf die ein frommer Maler still und fleißig
Ein heil'ges Bild gemalt. Die Tafel aber
Kam in die Welt, sie kam in viele Hände,
Die pinselten darüber lose Sachen
Mit mürben Wasserfarben — malten viel
Mythologie und Weltweisheit und Fabeln.
Wie ging's, als sich erhob das Ungewitter?
Da wusch des Regens Sturz die lockeren Farben
Hinweg; die Götter und die Göten schwanden,
Und auf dem Grunde sichtbar, traten vor
Die alten, lieben, rührenden Gestalten . . .

Mit dieser Stelle hätte allenfalls auch ein Görres zufrieden sein können. Immermann ist aber hier nicht so scharf beim Wort zu nehmen; die Scene spielt eben in einem Kloster, und so weit wäre er immer noch Romantiker, daß er der Lokalstimmung nicht zu widerstehen vermag. Im übrigen streicht aber ein kühler Zug durch das ganze Trauerspiel. Wenn Immermann im Zusammenhange mit der oben angeführten Stelle aus den Memorabilien den Grabbesuch Hohenstaufen vorwirft „es sei da nichts Ursprüngliches, Angeschautes, die historische Reflexion herrsche durchaus vor" — so kehrt sich dieser Vorwurf weit mehr gegen ihn selbst. Er zunächst zergliedert die Welt seines Stückes mit historisch-reflektierendem Pragmatismus, statt es zu versuchen, sie mit anschauender Kraft zu gestalten und ihr Bild aus den eigenen wirkenden und gegenwirkenden Kräften neu aufzubauen und poetisch wieder herzustellen. Und nicht besser traf er es hierin, wenn er ein andermal — im „Andreas Hofer" — einen Stoff aus der nächsten Zeit herausgriff. Seiner litterarischen Überlegenheit gegenüber war der loyal-dynastische Bauernkrieg am Iselberge viel zu naiv und urwüchsig. Er hat zwar eine Palette mit Lokalfarben stets in Bereitschaft — aber man merkt es an der glatten Pinselführung bald, daß sich der Dichter in der kameradschaftlichen Nähe der Düsseldorfer Malerschule bewegt hat. Einige Schnabahüpfel und genrebildliche Züge, obgleich sie in der Hauptsache nicht übel getroffen sind, machen es allein nicht aus. Ein Grundgebrechen der ganzen dramatischen Methode Immermanns liegt in dem Mangel der entschiedenen Überzeugung; er selbst hält sich vermöge seiner Bildung zu sehr außerhalb des darzustellenden Konflikts, ist in den entscheidenden Situationen nicht völlig entschlossen in der Zuwägung von Recht und Unrecht, und vermag daher auch seinen Helden nicht die volle dramatische Berechtsamkeit der Leidenschaft und des Glaubens an ihre Sache zu geben. So nimmt er einen ganz guten Anlauf, den Sandwirt gleichsam von außen her zu charakterisieren, seine Umgebung um ihn bezeichnend zu gruppieren u. s. f.; sobald dieser aber dem Gegner — dem Vizekönig von Italien gegenüber — Aug' in Aug' sich aussprechen soll, legt der Dichter ihm eine Rede in den Mund, die bedingt und ohne Zielkraft ist und durchaus nicht zu der sicheren Handhabung seiner Schußwaffe paßt. Julian Schmidt äußert sich hierüber sehr prägnant in folgender Art („Geschichte der deutschen Litteratur im 19. Jahrhundert", II. Band, 5. Kap.): „Die zersetzende Reflexion des Dichter verdirbt ihm das Spiel. Er hat über die tiefere Bedeutung des Kampfes zwischen dem gebildeten französischen Kaiserreiche und der naturwüchsigen Volkskraft vielfach nachgedacht und verfällt nun in den Fehler, dieses Nachdenken aus seiner eigenen Seele in die Seele der handelnden Personen zu verlegen. Er läßt den französischen General über den großen Sinn des Kampfes reflektieren wie einen deutschen Philosophen, und er läßt den schlichten Tyroler Bauer mit ähnlicher Reflexion antworten. Dieser Zersetzungsprozeß hebt den gesunden Organismus der Charaktere auf . . ."

Mit der Angabe der Zeitgrenze, gleichsam der historischen Einpflockung, innerhalb deren der Dichter die „vorteilhaften" Stoffe zu suchen habe, ist's nicht gethan; hauptsächlich liegt es an der Methode der Charakterzeichnung und Komposition. In der Trilogie „Alexis" („Die Bojaren"; „das Gericht von St. Petersburg"; „Eudoxia") hat Immermann — wenn es nur auf die Jahreszahl ankommt — nahe genug gegriffen, dennoch war der Griff kein glücklicher. Das zeitlich-Fremde eines Geschichtsstoffes ist nicht einmal so bedenklich als das kulturmäßig-Fremde desselben. Dies gilt namentlich von den Sujets aus der russischen Geschichte. Je genauer der Dramatiker diese moskovitische Welt detailliert und koloriert, je sorgfältiger er auf das Kostüm eingeht, desto fremdartiger erscheint sie unserem Verständnis. Schiller hat hier wieder im Demetriusfragment mit seiner gedämpften und gemilderten Charakteristik, seinem wohltemperierten Stilgefühl im Kolorit das Richtige getroffen; Laube, der in der Fortsetzung des Demetrius nach seiner Art der Versuchung des derb und handgreiflich Charakteristischen nicht widerstehen konnte, setzte z. B. gleich in der Figur des Fürsten Schuiski das widerhaarigste Russentum in Scene. Ganz besonders schwierig, ja kaum möglich ist es, den gewaltigen und rücksichtslos gewaltthätigen Neuschöpfer Rußlands, Peter den Großen, im historischen Drama uns näher zu rücken; so einfach-faßlich und populär als Held der Anekdote er ist, um so unfaßbarer entzieht er sich der dramatischen Verdenklichung der Motive seines Handelns. Hier muß der Historiker eintreten: alle Kunstmittel der Dramatik scheitern daran, uns das Programm seiner Reformen, den brutalen Fortschritt im Kampf gegen die brutale Tradition, die Erzwingung eines gewissen Kulturzustandes durch die Mittel der Barbarei so zu veranschaulichen, daß noch überdies einige Teilnahme zu wecken wäre. Immermann weiß auch der Charakteristik Peters des Großen nicht viel anders als durch anekdotisches Mosaik beizukommen; er zeigt uns den Zar bei der Fahrt über den finnischen Meerbusen, im tobenden Sturm den Steuermann ablösend, oder wie er sich mitten in ein Bivouac aufrührerischer Bauern setzt und dann, den Mantel abwerfend, als Zar sich zu erkennen giebt ꝛc. Trotzdem er aber sonst sehr beredt, ja redselig ist, wird uns die psychologische Deutung seiner historischen Rolle nicht gegeben, weil dies im Rahmen des Dramas und mit den Mitteln desselben nicht geschehen kann — und zuletzt schaudern wir menschlich vor der Hand des Vaters zurück, welche dem bereits kranken Alexis den Pokal mit Aqua Toffana credenzt, um Altrußland und

Digitized by Google

dessen Hoffnungen in dem eigenen Sohne dem Tode zu weihen. Die Trilogie Immermanns hat namentlich in dem ersten Stücke „Die Bojaren“ vortreffliche dramatische Anläufe und außerdem eine Fülle farbig-charakteristischen Details — aber im Grunde ist bei so viel geistvoller Mühe nur der Beweis erbracht, daß die Historie von Zar Peter und dem russischen Don Carlos kein „vorteilhafter“ Stoff ist. Zuletzt trat Peter der Große aus dem historischen Drama wieder in die Anekdote zurück, wohin er von vornan gehört; dort fand ihn die Librettodichtung vor, welche möglichst einfache Mittel der Versinnlichung bedarf — und so fixierte sich die Bühnenexistenz des großen Zaren zwischen Lortzing und Meyerbeer.

Doch wir ließen Ernst Raupach (1784—1852) so lange beiseite stehen, und er meldet sich doch in der Widmung und Vorrede zu seinem Hohenstaufen-Cyklus so eindringlich zu Wort. Er, der Allgeschäftige, mußte natürlicherweise nicht minder darauf bedacht sein, auch der Geschichte im theatralischen Sinn möglichst viel abzugewinnen. Seine Cromwell-Trilogie voll spektakelnder Effekte, worin er den Helden als den überlegenen Heuchler in Reiterstiefeln darstellt („Die Royalisten oder Cromwell General“ 1829, „Cromwell Protektor“ 1833 und „Cromwells Ende“ 1833), war eine Zeitlang bei Charakterspielern von jener robusteren Spielweise beliebt, welche die Lebertoller-Dramatik zu ihrer Spezialität machten und geschichtliche Trauerspiele solcher Art nur als umgekleidete Ritterstücke in neuerem und bequemerem Kostüm betrachteten. In den Tagen seiner Petersburger Hofmeisterei hatte sich Raupach auch als bedeutenderer Dramatiker sichtlich russifiziert, und sein frühestes Probestück war bekanntlich „Die Fürstin Chawansky“ (1810); aber noch um 1840 holte er ein russisches Geschichtsthema hervor und streifte in dem Trauerspiel „Boris Godunow, Zar von Rußland“ den Demetriusstoff von Schiller. Daß er sich als erfahrener Theaterpraktiker die damals besonders beliebte Gattung der geschichtlichen Frauendramatik nicht entgehen ließ, erklärt sich leicht; er brachte dafür eine genaue Kenntnis der belletristischen Durchschnittsempfindung des Publikums und eine gewandte Handhabung der üblichen Theaterromantik mit. So behandelt „Der Liebe Zaubertreis“ (1824) die Liebe Ottos III. zu Crescengios Tochter Stephanie, und führt wenigstens unumwunden das Geschichtliche auf das almanachmäßig Romanhafte zurück. Weiterhin folgen andere fürstliche Frauen: „Jakobine von Holland“ Historisches Schauspiel (1832); „Adelheid von Burgund“ Historisches Trauerspiel (1838); „Maria, Königin von Schottland“ Historisches Trauerspiel (1838); „Elisabeth Farnese“ Historisches Lustspiel (1840). Sogar den heißen Teller des Revolutionsdramas faßte noch der alte Herr, allerdings vorsichtig an: sehr spät, im Jahr 1850 erschien „Mirabeau.“ Historisches Drama in fünf Akten und einem Vorspiel. So wäre denn der ganze Kreis nach Gebühr durchmessen worden — aber welch verhängnisvoller Fleiß vor allem, dem sämtliche Hohenstaufen, ohne daß einer von ihnen verschont geblieben wäre, dramatisch zum Opfer fielen!

Karl Goedeke (Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung III. Band S. 546) überschätzt viel zu sehr die temporär-politische Bedeutung dieses endlosen Cyklus von Tetralogien, einzelnen fünfaktigen Dramen und den durchgehends obligatorischen Vorspielen, wenn er behauptet, daß Raupach darin „ganz parallel mit dem preußischen Staatsleben den Grundzug des Kampfes des Staates und der Kirche um die weltliche Oberherrschaft durchgeführt habe“ — sogar mit direkter Beziehung auf die Übergriffe der katholischen Bischöfe und die Kölner Angelegenheit. Der Verfasser selbst kündigte allerdings seine Hohenstaufen geräuschvoll genug als Gesinnungs- und Fortschrittsdramen an und widmete sie in diesem Sinne dem König Friedrich III. von Preußen „als einem Herrscher, der sich stets als Schutzherrn der später errungenen Glaubensfreiheit erwiesen und an der Wiedergeburt und Neugestaltung Deutschlands entscheidenden Anteil genommen.“ Weiterhin spricht sich in der Dedikation „allerunterthänigst, treugehorsamst“ das Selbstgefühl des Autors aus, daß er „eine neue, noch von keinem deutschen Dramatiker betretene Bahn gebrochen und zuerst rein historische Dramen auf die Bühne gebracht habe.“ In der Vorrede darauf führt Raupach sein Programm weiter aus. „Hätten wir Deutschen unsere großartige Geschichte, die nicht wie die französische oder englische im Mittelalter bloß Spezial-, sondern Weltgeschichte ist, hätten wir sie von Heinrich I. bis zum westfälischen Frieden in siebzig bis achtzig Dramen (hört!) auf der Bühne — so besäßen wir ein Nationaltheater, wie noch nie ein Volk ein solches besessen hat ...“ Und bezüglich der Dramatisierung des Historischen wird folgende Instruktion gegeben: „Es ist oft gestritten worden, ob der Dichter die Geschichte verändern dürfe oder nicht ... Versteht man unter dem Verändern der Geschichte das Zusammendrängen der Begebenheiten, das Ausfüllen der Lücken, welche die Geschichte gelassen, das Ergänzen der Motive, die sie verschwiegen hat: so darf der Dichter nicht nur die Geschichte verändern, sondern er muß es. Denn in einer Spanne Zeit und in einem engen Rahmen soll er uns ein abgeschlossenes, vollständiges Leben zeigen, einen bis zum entschiedenen Ausgange durchgeführten Kampf der Freiheit mit der Notwendigkeit, und zwar in einem leicht überschaulichen Bilde; und schwerlich möchte sich in der Geschichte der Stoff finden, bei dem ohne jener Nachhilfe die Forderung zu erfüllen wäre. Versteht man aber unter dem Verändern ein sogenanntes Ausschmücken mit eigenen Erfindungen, ein Umbilden der Verhältnisse und Begebenheiten, ein Umgestalten der Charaktere — so kann dem Dichter das Recht dazu nicht eingeräumt werden. Es ist eine Verfälschung der Geschichte, der lehrreichsten, ja notwendigsten Wissenschaft, des wirksamsten Bildungsmittels, das wir besitzen — eine um so gefährlichere Verfälschung, da sie, durch das Gewand, in dem sie erscheint, mächtiger wirkend als die Wahrheit, diese leicht verdrängt und sich selbst als Wahrheit in den Glauben der Menschen stiehlt.“

Die wohlbekannte Schulmeisterdoktrin, die so oft nachgeplrochen worden ist. Es versteht sich wohl von selbst, daß der Dramatiker dort, wo das Historische sich rein und voll ins Poetische umsetzen läßt, gut daran thun wird, so wertvollen Stoff möglichst unverändert zu benützen; aber dies ist Sache seiner künstlerischen Einsicht, nicht der äußerlichen Verpflichtung gegenüber der Geschichte und ihrer datengemäßen Richtigkeit. Die dramatische Kunst steht ein für allemal nicht im Dienste der Wissenschaft, das historische Drama ist kein bloßer Beitrag zur popularen Geschichtskunde, und der Bühnendichter nicht lediglich ein Referent des überlieferten, faktischen Hergangs.

Digitized by Google

Raupach fühlte sich allerdings von der Sünde frei, ein produktives Verhältnis zu seinem Stoffe zu haben, wie Schiller, auch Shakespeare ein solches hatte; er durfte sich rühmen, getreu nach dem Handbuch dramatisiert zu haben — aber ihm selbst unbewußt fälschte und verschob sich das geschichtliche Bild in seinem Auge, vermöge des Kurzblicks desselben, und seines nur für beschränktere Gegenstände eingerichteten Sehvermögens. Wie sehr würde man in der Annahme irren, daß man die Hohenstaufenzeit auch nur beiläufig in ihrem historischen Wesen aus dem Raupachschen Cyklus kennen lerne! Die Gesetzesartikel und Aktenstücke, die gleich anfangs auf der großen Reichsversammlung in der roncevalischen Ebene öffentlich verlesen werden, dann das viele Geschäftliche, das von Stück zu Stück abgewickelt wird, kann doch den „historischen Gehalt" nicht ausmachen; ebensowenig die ganze Folge von Fürstentagen, Staatsgesprächen, Verhandlungen mit Gesandten und Deputationen, deren Wortlaut der Autor in fünffüßigen Jamben zu Protokoll bringt. Zuletzt ist es doch wieder die wohlbekannte Welt seiner übrigen Stücke, die echte Raupachsche Bühnenphilisterwelt — nur in Wehr und Waffen und mit größerem scenischem Pomp — die sich ebenso in den Hohenstaufendramen vor uns aufthut. Gerade an den entscheidenden Wendepunkten tritt das Philisterhafte ganz echtfarbig hervor. Als z. B. Kaiser Friedrich der Erste (im vierten Teil der ihm gewidmeten Tetralogie) zu Speier in der kaiserlichen Pfalz den Prinzen Heinrich zu sich beschcidet, um ihm die politische Notwendigkeit der Heirat mit der gealterten, reizlosen Konstanze, der Erbtochter von Sizilien darzulegen: da stellt er sich genau so an, wie ein Großkaufmann, welcher in seinen Sohn, den kräftigen Firmaträger hineinredet, daß er aus unabweislichen Geschäftsrücksichten um die buckliche und schielende Tochter des steinreichen Banquier X. anhalten müsse: „Komm! setze dich! Der Vater will ein ernstes, gewichtiges Wort mit seinem Sohne reden ..." Man weiß, was ein solcher Gesprächsanfang bedeutet, ob nun die Unterredung in der kaiserlichen Pfalz oder in der Sprechstube eines Frankfurter oder Berliner Bankhauses vor sich geht. — Bis über Friedrich den Zweiten hinaus prävaliert die schulmäßig vorgetragene Politik; in den letzten Hohenstaufenstücken kommt dagegen das sentimentale Interesse, die Theaterromantik, zu einigermaßen ergiebiger Geltung. Der „schöne" Enzio, der sich die Langeweile seiner Gefangenschaft in Bologna durch minniglche Gesangsübungen und kunstgerechte Liederstreite vertreibt, und der vielfach betrauerte Konradin werden als echte, von Goldschnitt unschimmernte Almanachhelden glorifiziert. —

Nicht ohne bestimmte Absicht verweilte ich so lange bei der Analyse des Hohenstaufenproblems. An sich könnte uns eine nachträgliche Kritik von litterarischen Erscheinungen, die über fünfzig Jahre hinter uns liegen, kaum interessieren; anders aber ist's, wenn wir jene Produktionen als typische Studienmodelle ansehen, an welchen sich gewisse ständige Hauptgebrechen der historischen Dramatik bequem demonstrieren lassen. Der allgemeine Bezug darauf erspart uns auch die bittere Pflicht, so manchen jüngeren Dramatikern, die jetzt an der Arbeit sind, von Fall zu Fall auseinanderzusetzen, daß sie es nach einem halben Jahrhundert litteraturgeschichtlicher Erfahrung genau so treiben — allerdings nicht ganz mit der Begabung Grabbes und Immermanns, ja auch nicht völlig mit dem Theaterverstand Raupachs. Wir sind wieder mitten drinnen in der heilig römisch-deutschen Reichsdramatik; die „wilden Kaiserstirnen" der Waiblinger zeigen sich ab und zu im Hintergrunde; immer wieder tritt Heinrich IV. im Büßerhemd an die Schloßmauer von Canossa; von den sächsischen Kaisern hat bereits Julius Mosen (1803—1867) Otto den Dritten dramatisiert, und in neuester Zeit steigen selbst die urfrühen Karolinger, Ludwig der Fromme mit seinen Söhnen Lothar und Ludwig dem Deutschen aus ihren verschollenen Grüften empor. Fährwahr — zwiel des Mittelalters und der altersgrauen Vorzeit dazu! Gustav Freytag tritt abermals als redlicher Warner ein, wenn er sagt: „Für eine Mehrzahl der jüngeren Dichter ist die Geschichte des Mittelalters der Zauberbrounen, aus dem sie ihre Dramen heraufholen. Und doch liegt im Leben und Charakter unserer deutschen Vorfahren etwas schwer Verständliches, was uns die Helden von damals wie mit einem Nebel verdeckt und ihre Seele undurchsichtiger macht, als sogar die eines Römers etwa aus der Zeit des zweiten punischen Krieges. Die Unselbständigkeit des Mannes ist weit größer, jeder einzelne ist stärker durch die Interessen und Gewohnheiten seines Kreises beeinflußt. Die Eindrücke, welche von außen in die Seele fallen, werden von derselben nach ihrer Phantasie schnell umwonnen, verzogen, gefärbt ... Das eigene Leben und das Treiben anderer werden weit weniger nach dem verständigen Zusammenhange der Erscheinungen aufgefaßt, als vielmehr nach den Bedürfnissen des Gemütes umgedeutet. Leicht bäumt der Egoismus des einzelnen auf und stellt sich zum Kampfe, ebenso behende ist das Fügen unter übermütige Gewalt . . . Selbst bei Situationen, welche sehr klar scheinen und uns in greller Beleuchtung erhalten sind, empfinden wir einen Mangel in unserem Verständnis. Nicht nur, weil wir zu wenig von jener Zeit wissen, sondern auch, weil wir — was uns überliefert wird — nicht immer verstehen, wie der dramatische Dichter es verstehen muß: in seinem kausalen Zusammenhange und in seiner Entstehung aus dem Kern eines Menschenlebens." (Technik des Dramas. Viertes Kapitel: „Die Charaktere im Stoff und auf der Bühne.") Die nächste Gefahr bei der Dramatisierung liegt nun darin, daß wir für jenen kausalen Zusammenhang, den wir nicht kennen, flugs einen anderen, uns geläufigen unterschieben, und das aus entlegener Zeit Überlieferte nach der Psychologie moderner Lebenserfahrung zu deuten und zu verknüpfen suchen. Dann fälschen wir zwar nicht Thatsachen — aber was schlimmer ist, die innere poetische Wahrheit des Zeitalters, das wir darzustellen vorgeben. Und gerade je genauer sich der Dichter an das historisch-Gegebene hält, desto widerspruchsvoller in sich selbst wird das dramatische Bild, weil die Thaten und Vorkommnisse der Aktion durchaus nicht zur Motivierung derselben stimmen. Die Helden handeln als Söhne des Mittelalters und reflektieren als moderne Menschen; sie begehen wilde Gewaltthaten oder auch kindische Roheiten; sie zeigen sich bald naiv-heroisch, bald naiv-haltungslos, jetzt im Übermaß großmütig, dann in gleicher Maßlosigkeit unerbittlich; sie wechseln zwischen Selbstgefühl und Zerknirschung — und wie soll nun das Raisonnement einer bewußten Bildung, die Sprache eines raffinierten Empfindens zu solchen Entschlüssen und Handlungen passen, die sich nur aus elementaren Bewegungen eines stark erregten, aber nicht geklärten Seelenlebens herleiten lassen! Das Mißverhältnis wird um so auffälliger,

Digitized by Google

je tiefer der Dichter in die früheren Perioden des Mittelalters zurücktaucht. E. v. Wildenbruch setzt vor sein in den Hauptscenen sehr wirksam geführtes Trauerspiel „Die Karolinger" das Motto:

Der Historiker liest im Buch der Geschichte die Zeilen,
Zwischen den Zeilen den Sinn liest und erklärt der Poet.

Ob aber der Poet nicht in solchem Falle seinen eigenen Sinn zwischen die Zeilen legt? Und bekommen wir zuletzt auf dem Grunde ältester Urväterzeit nicht gar eine historisch maskierte, moderne Handlung zur Schau, mit all den Theatermotiven, die sich sonst in der Bühnenpraxis einigermassen bewährt haben? Und weil uns der geschichtliche Ernst so wohl zu Gesichte steht, so läßt sich zuweilen auch die passende Gelegenheit benützen, das Ehebruchsdrama oder sonst einen gesellschaftlichen Konflikt, für dessen Vorführung auf wirklich modernem Boden man sittlich zu zaghaft oder dramatisch zu unentschlossen wäre, zwischen die historischen Coulissen eines recht entlegenen Zeitalters unterzubringen. Das geschichtliche Drama ist eine so elastische Form — warum sollte es nicht auch mancherlei Inhalt aufnehmen?

Wir haben den Faden der Zeitfolge fallen lassen und müssen ein wenig zurückgreifen.

Eine überraschende Wahrnehmung tritt uns in dem Zeitraum von 1829 bis über 1835 entgegen. Aus dem früher starren Litteraturboden brodeln auf einmal heiße Quellen empor — in plötzlicher Eruption.

Die alten Hohenstaufen hatten dramatisch für den Staat gegen die Kirche kämpfen müssen — jetzt aber kamen „der Menschheit große Gegenstände" im eigensten Zeitgewande an die Reihe. In raschem Kursus wurde die französische Geschichte, soweit ihre Daten nach dem republikanischen Kalender nachzurechnen waren, rekapituliert. Von Napoleon ging's weiter zurück bis zu den Tagen des Nationalkonvents.

Kurz vor der Julirevolution schrieb Grabbe sein Drama „Napoleon oder die hundert Tage"; es erschien zur Zeit der ersten Wirkungen jenes politischen Wendepunktes und erregte großes Aufsehen. Weiterhin wurde es sehr abweichend beurteilt. Immermann spricht in den „Memorabilien" im günstigsten Sinne darüber, Menzel meint, Grabbe habe niemals etwas Besseres geschrieben; viel später redet Julian Schmidt ziemlich ablehnend davon, nicht minder Goedeke, der doch die beiden Hohenstaufenstücke entschieden bewundert. Vor allem darf man das seltsame Werk nicht ernsthaft als Drama nehmen: es ist eine Folge von Momentbildern aus dem politischen und kriegerischen Theatrum mundi, mit scharfem Blick fixiert, rasch einander jagend, wie die Eindrücke der Epoche selbst. Gleich in der ersten Scene zerschlägt der abgedankte Kaisergardist Chasseeour dem Ausrufer einer Schaubude seinen Guckkasten, in welchem dieser dem Straßenpublikum die Schlachten Napoleons zeigt, mit der Beigabe des Schimpfs auf den verbannten Kaiser. Einen Guckkasten ähnlicher Art, worin die weiteren Bilder von der Wiederkehr Napoleons und der Flucht Ludwigs XVIII. bis zu den Bataillen von Waterloo und Belle Alliance vorgeschoben werden, stellt Grabbe in seinem Stück auf. Ganze große Armeebewegungen werden auf dem Papier ausgeführt; es wird aus Achtzehnpfündern geschossen und Kleingewehrfeuer knattert darein. Dabei läßt es sich nicht leugnen, daß die Blitze der Zeit jene Guckkastenbilder ergreifend beleuchten: man verspürt das „Rollen der Begebenheit" bei jedem Scenenwechsel. Der Vorausblick des Dichters in folgender Stelle hat viel von sich reden gemacht: „Volk: Da kommt der Herzog von Orleans! — Chasseeour: Der ist von der bourbonischen Rasse noch der erträglichste. Die krumme Nase hat er aber auch. — Viele aus dem Volk: Respekt vor ihm, er ist der Sohn Egalités und kämpfte für Frankreich, als sein Vater auf dem Schaffot fiel ... Hoch Orleans, einst König! — Chasseeour: Würde auch endlich weggefegt, wenn er je König werden sollte." Der Ruf des Volkes konnte allenfalls nach der Julirevolution bei der Korrektur im Bürstenabzug eingefügt werden; die Ankündigung der künftigen Vertreibung Louis Philipps ist aber jedenfalls ein überraschend kecker Treffer.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Episches.

Recht unbedeutend und mitunter alltäglich-trivial ist „Bärbchen, eine kleinstädtische Geschichte in fünf Versbändeln von Julius Dörr (Prenzlau, A. Mieck 1886). Poesie, Originalität und Kunst ist sehr wenig in diesen Versen, die aus der (nicht sehr glücklichen) Nachahmung Scheffels entsprangen, aber viel rührende Moral. Manchmal wollte der Verfasser auch humoristisch wirken; freilich merkt der Leser gewöhnlich dann nur die Absicht, nicht aber die Wirkung. Das nach Form und Inhalt schwächliche Ding könnte höchstens der „reiferen Jugend" halbwegs gefallen, gewiß aber nicht wirklich reifen Menschen.

In denselben reimlosen Trochäen, die jedoch hier für die in Spanien spielende Geschichte viel besser passen, ist das erzählende Gedicht „Der Mond" von Franz Königsbrunn-Schaup geschrieben (Dresden und Leipzig, E. Pierson 1886); sonst aber hat das nicht sehr bedeutende, doch interessante Werkchen mit Dörrs Geversel nichts gemein. Den Inhalt bildet eine eigenartige, spannende, etwas phantastische Erzählung mit tragischem Ausgang; die Darstellung ist freilich oft nur eine Skizze geblieben, statt zum künstlerisch abgerundeten Gemälde auszureifen. Aber die Skizze ist scharf und bekundet im einzelnen meistens den klar anschauenden, lebhaft empfindenden und kraftvoll gestaltenden Dichter, der auch die Sprache bis zu einem hohen Grade beherrscht. Manches dürfte allerdings noch klarer angeschaut und sichrer, deutlicher gezeichnet sein; auch bedürften die Verse nicht selten einiger Feile: dem Ganzen jedoch kann ein gewisser künstlerischer Wert, dem der Leser echten Genuß verdankt, nicht abgesprochen werden.

Halb geschichtlich, halb novellistisch, ohne bestimmten historischen Hintergrund sind auch zwei epische Dichtungen von Gottlieb Steger, „Ein Cäsar" und „Rolf" (Leipzig, Wilhelm Friedrich 1887). Beide verraten eine zu düsteren Vorstellungen neigende Phantasie. Die erste ist ein melancholisches Gemälde von dem unseligen Leben eines Kaisers, den das Bewußtsein seiner Macht zusammen mit dem Ekel über seine unterwürfig kriechende und doch innerlich falsche Umgebung zum Tyrannen, dann eine böse Täuschung durch das Weib, das er ganz voller Liebe glaubte, zum sinnlosen Wüterich macht, bis ihn endlich der Ausbruch des Wahnsinns vom Throne stürzt. Leider vermißt man aber in diesem Bilde alle einheitlichen Lokalfarben. Wir

Digitized by Google

sehen bald südliches, bald nordisches Kolorit; bald glauben wir uns in das byzantinische Kaisertum, bald in das heutige Rußland versetzt, bald schienen uns noch andere Verhältnisse vorzuschweben. Mit noch krafferen Motiven (Mord, Ehebruch, Blutschande, Wahnsinn) arbeitet der Dichter in „Rolf", ohne ängstliche Prüderie, aber auch ohne jegliche Lüsternheit. Formal bekundet die zweite Geschichte sogar manchen Fortschritt gegen die erste. In beiden offenbart sich ein unleugbares Talent für dichterisch anschauliche und ergreifende Darstellung. Der Vers ist mit vielem Geschick behandelt; die Sprache ist phantasievoll, bilderreich, farbenbunt. Aber ihrer Schönheit thun viele Inversionen merklichen Eintrag; desgleichen dürfte der Satzbau wechselreicher, kunstvoller, organischer, weniger äußerlich sein. Eine Unform ferner, wie „leibte" statt „lieb", ist doppelt schlimm, wenn sie durch den Reim noch besonders hervorgehoben ist.

In der äußeren Form sehr gewandt und nicht ohne dichterischen Reiz, einfach, pruntlos, aber frisch und lebendig in der Sprache, sauber und makellos in Vers und Reim stellen sich zwölf Bilder aus dem deutschen Kriege gegen Frankreich 1870 und 1871 dar, unter dem Titel „Aus großer Zeit" anonym nun schon zum zweitenmal herausgegeben (Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung 1887). Die bloße Erzählung der Kriegsereignisse ist hier immer belebt durch eine echte, lyrische Begeisterung für deutsches Volk und Vaterland; die mehr lyrischen, sowie die schildernden Abschnitte sind in mäßiger, schöner Weise künstlerisch ausgeschmückt, die einzelnen Gesänge überhaupt oft dichterisch eingeleitet und bis zu einem gewissen Grade auch dichterisch aufgebaut. Allein der Inhalt dieser Gesänge, der nichts als ein chronikartig genauer Bericht über die Kriegsereignisse ist, ließ es zu einer Entfaltung wirklicher Poesie nicht kommen. Das Ganze ist doch nur eine im einzelnen formschöne gereimte Chronik, aber keine wahrhaft künstlerische Umdichtung der Geschichte. Um ihres nationalen Inhaltes, um ihrer patriotischen Begeisterung und um ihrer sprachlichen und metrischen Vorzüge willen, wird diese Sammlung aber stets verdientermaßen unter dem deutschen Volke dankbare Leser finden.

München. **Franz Muncker.**

Dramatisches.

Unter dem zusammenfassenden Titel „Vaterland" liegen mir nicht weniger als drei Dramen von Karl Bleibtreu auf einmal vor: „Harold der Sachse", „Der Dämon" und „Volk und Vaterland" (Leipzig, Wilhelm Friedrich 1887). Der Vaterlandsgedanke soll in allen drei Stücken, doch in verschiedener Weise verherrlicht werden: im letzten tritt er aber erst am Schlusse und als Nebenmotiv hervor. Im ersten führt uns der Verfasser tief in das Mittelalter, im zweiten in die Zeit der italienischen Renaissance, die Zeit der Borgia zurück; dem dritten liegen die sozialen Kämpfe der Gegenwart mit zu Grunde. Bleibtreu hat für all diese Dramen gleichmäßig die Sprache der Prosa gewählt, dieser aber in jedem einen der Verschiedenheit der Zeit entsprechenden andren Charakter, eine andre Farbe gegeben. Seine Behauptung, „das historische Drama großen Stils könne sich ebenso wie das soziale Drama überhaupt nur in Prosa-Behandlung gestalten", erhält ihre notwendige Einschränkung schon durch die großen Dramatiker aller Zeiten. Es giebt allerdings einige Gattungen des Dramas, bei denen die Prosabehandlung der Sprache entschieden den Vorzug verdient, und vom Standpunkte der heutigen Kunstanschauung kann es nicht wundernehmen, dieser selbst noch im historischen Drama großen Stils den Vorzug gegeben zu sehen; auch hierin aber gingen im einzelnen schon große Dramatiker, wie Goethe und Schiller, und in beschränkterem Maße selbst Shakespeare, mit ihrem Beispiel voran. Das darf aber keineswegs gegen die Bedeutung des Verses im Drama verblenden, wenn auch der Vers an sich die Bedeutung des Dramas nicht macht, sondern nur erst die dramatisch-künstlerische Behandlung, der dramatisch-charakteristische Ausdruck derselben, ohne welchen er meist nichts als der gleisende Deckmantel innerer Armut ist. Auch die dramatische Prosa bedarf einer solchen Behandlung, die nun auch gerade zu den Vorzügen der hier in Rede stehenden Dramen gehört. In „Harold der Sachse" hat Bleibtreu das heroische, das Gewaltthätige, die naturische Einfalt der verklungenen Zeit, durch die Kürze und die hier und da zur Übersteigenheit neigende Bildlichkeit und Altertümlichkeit der Sprache zum Ausdruck zu bringen gestrebt. Wie durch die zu schildernde Zeit geht auch durch sie ein poetisch-romantischer Zug. Auch läßt sie uns fühlen, wie sehr damals die Phantasie noch die Gemüter beherrschte und die aus diesen hervorbrechenden starken, ja oft rohen und wilden Leidenschaften beflügelte. Seine Darstellung ist hier romantisch, nicht weil er selbst dem Romantischen zuneigte, sondern weil die Zeit, die er vorführt, romantisch ist, in der noch der alte Glaube mit dem neuen um die Seelen der Menschen streitet, das Zauberwesen des Druidentums mit den Dämonischen kämpft. Bleibtreu sieht, sowohl was die Führung der Scene, als was die Sprache betrifft, nicht immer auf gleicher Höhe. Letztere artet zuweilen in Schwulst aus, oder gerät auch ins Platte und Breite. Einzelne Scenen erscheinen zu lyrisch, was besonders von den Scenen zwischen Harold und Edith gilt. – In seinem „Dämon" ist es dem Verfasser sichtbar vor allem darum zu thun, eine Zeit darzustellen, in welcher das sittliche Leben gegen die Bildung des Geistes zurücksteht, in welcher der künstlerische Gedanke so überwiegt, daß man mit Preisgebung aller andren Rücksichten das Leben auch selbst noch zum Kunstwerk zu gestalten sucht und Ehrgeiz und Ruhmbegier zu Größenwahn ausarten. Bleibtreu hat den furchtbaren Cäsar Borgia zum Hauptvertreter dieser Richtung erwählt, den er jedoch als großen Patrioten auffaßt, den verfrühten Gedanken der Einheit Italiens mit der unbedenklichen Leidenschaft seiner vor keinem Verbrechen zurückscheuenden, dämonischen Natur zu verwirklichen trachtend. Er hat den großen Staalskünstlern Borgia und Machiavelli das künstlerische Genie eines Michel-Angelo und eines Raphael gegenüber stellen zu sollen geglaubt und — Leonardo da Vinci eine Mittelstellung zwischen ihnen gegeben, ein besonderes Gewicht aber auf den skeptisch-frivolen Geist der Zeit gelegt, was seiner Darstellung freilich zugleich einen lustspielartigen Charakter verliehen hat. Seine Handlung ist fast aus lauter Lustspiel-Motiven entwickelt, und bis zum dritten Akt glaubt man völlig in einem solchen zu sein. Selbst nachdem die Handlung eine ernste, ja tragische Wendung genommen, mischen sich solche Motive ein. Die Anklänge an Viktor Hugo im letzten Akte will ich nur streifen. Dieser an 60 Seiten umfassende Akt ist aber viel zu lang: das Spiel Borgias mit der Prinzessin Marie vor Urbino kann in seiner Abenteuerlichkeit wenig Anspruch auf Wahrscheinlichkeit machen, und mit der Charakteristik Raphaels dürften gewiß nur wenige einverstanden sein. In den sozialen Drama „Volk und Vaterland" hat sich Bleibtreu zu dem Gepräcshöten des modernen gewöhnlichen Lebens herabgelassen und ist dabei manchmal eher zu tief gesttiegen. Er legt seinem Helden, dem die Tochter seines Chefs liebenden Werkführer Brand zuweilen Reden in den Mund, die zwar den Beifall der Galerie herausfordern mögen, aber keinen besondern Begriff von der guten Lebensart und der Feinheit der Empfindung desselben geben. Auch der Polizeikommissär Brecher, eine sonst gut gezeichnete Figur, spricht manches, was der Lage und dem Standescharakter des Mannes nicht eben genehm ist. Die Anlage des aus den Gegensätzen des modernen sozialen Lebens entwickelten Stücks ist übrigens gut, was zum größeren Teile auch von der Entwicklung desselben gilt. Ein in einer großen Gewehrfabrik ausbrechender Streik droht die durch leichtfertige Geschäftsgebarung herbeigeführte schwierige Lage desselben einer Katastrophe zuzutreiben. Die Tochter des Fabrikherrn sucht dieselbe abzuwenden, indem sie in die Verbindung mit einem Nichtswürdigen willigt, in dessen Hände das Geschick ihres Vaters liegt. Brand, welcher durch sein hierin nicht grade edles Verhalten die Katastrophe selbst mit beschleunigt hat, tritt jetzt rettend dazwischen. Die Vaterlandsliebe bietet dazu das die sozialen Gegensätze zugleich versöhnende Motiv.

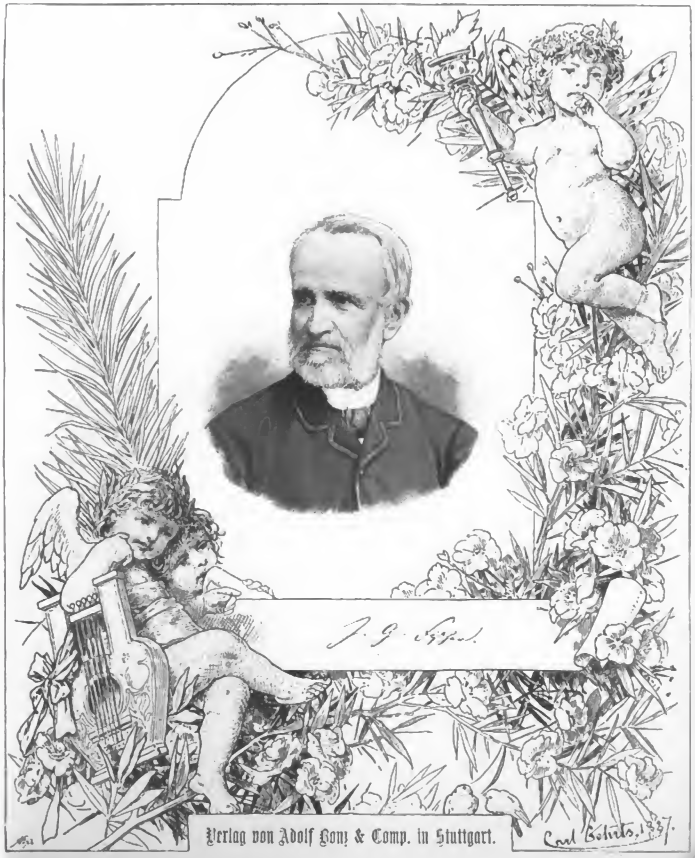
Dresden. **Robert Prutz.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

IV. Band. 12. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. September 1888.



Digitized by Google

Gedichte

von

J. G. Fiſcher.

Sterben im Grünen.

Hier lege dich, Müder, unbewegt
Auf den jungen Raſen.
Einſt hat die Mutter dich gelegt
Auf den jungen Raſen,
Da kam der ſüße Schlaf herzu
Und Schlummerlieder;
Nun legſt du ſelbſt dich nieder,
Den jungen Raſen umarmeſt du
Wie vor lange, lange
Der Mutter Wange,
Und es ſäuſeln wieder
Die Schlummerlieder,
Cauen und weben
Süße Ruh'
Und Schlaf dazu,
Schlaf zum ewigen Leben.

Erwachen.

Verfließet ihr ſchon,
Ihr Morgenträume,
Voll Duft und Ton,
Wie goldne Schäume?
Und es blieb mir nur
Euer Unſagbares,
Euer Dunkelwahres?
Wie ſind' ich rückwärts eure Spur?

O kehret wieder, wie ihr in vollen
Schöpfungsfluten zuvor gequollen,
Helfet mir weben,
Euer Dunkelwahres
Mit des Wortes Hülle,
Euer Unſagbares
Mit Ahnungsfülle,
Mit wachem Leben
Den Traum umgeben.
Entfliehet mir nicht,
Seid Wahn in Wahrheit, ſeid Gedicht.

Deine Beute.

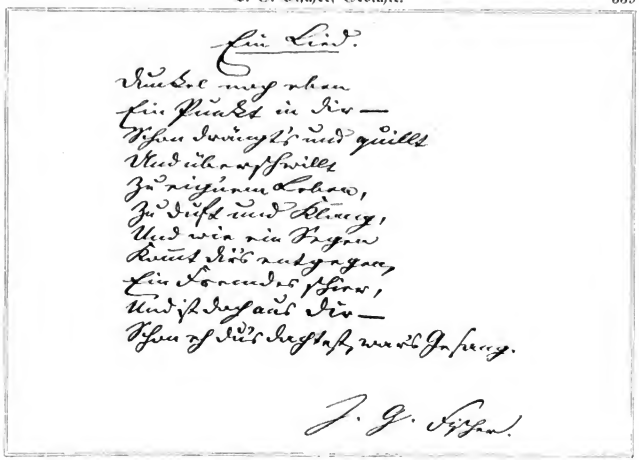
Tauſendmal nahm' ich mich,
Große Natur,
Tauſendmal bat ich dich:
Rede mir nur!

Einmal erkläre dich,
Löſe das Band,
Einmal belehre mich,
Bis ich verſtand.

Und du erbarmeſt dich,
Daß ich verſtehe,
Und du umarmeſt mich,
Daß ich vergehe.

Was du mir nie geſagt,
Sagſt du mir heute:
Mein iſt die ganze Jagd,
Mein iſt die Beute.

Digitized by Google



Immer neu.

Sa du bist heilig,
Treue Erde.
Gestern umarmte,
Bräutliche, dich
Die scheidende Sonne,
Und heute entspringt dir
Das fromme Grün,
Umschmeichelt vom sinkenden
Spiele der Wellen.

Wir ist, es steige
Doch heute vom Ufer
Die Göttin der Schönheit
Aus warme Gestade,
Als brechen noch heute
Auf zu den Schiffen
Die griechischen Helden,
Oder aus Wodans
Lächtigen Wäldern
Die Römerbesieger.

Aber auf ihren
Spuren begegnen sich
Heute wie vormals
Schönheitatmende,
Grüße denkende,
Freudige Sänger.

Umkehr.

Verlassen? O Herz, wie weinst du heiß
Vom Abend bis zum Morgen,
Der Welt und ihm verborgen!
Es ist ja nicht nötig, daß er's weiß.

Was thut's ihm, der es nicht wissen mag!
Ihn locken in alle Weiten
Der Tage Herrlichkeiten,
Wenn ich verweine Nacht und Tag.

Hilf Himmel, da eilt er auf mich zu —
O Thränen aus Glück und Leide,
Ihr stürzt auf Einen beide:
O du Falscher und Treuer, du Einz'ger du!

Digitized by Google

Der Tod.

Eine Skizze von **R. Schuz.**

Einem armen Kerl war ſeine Geliebte untreu geworden. Um ſchnöden Geldes willen gehörte ſie einem andern. Seine Freunde wunderten ſich, wie ſchnell er den Schlag verwunden hatte. Schon nach wenigen Tagen erſchien er wieder in ihrer Mitte, ruhig und heiter wie immer und liebenswürdiger, zugänglicher, teilnehmender als je. Sie kannten das Mittel nicht, das ſein Schmerzensſtiller war.

„Dem Himmel ſei's gedankt," ſprach er bei ſich im Stillen, „dies Leben, das mir fortan nur zur Qual ſein wird, währt nicht ewig. Hab' ich doch die Hälfte faſt ſchon hinter mir, und wie ſchnell war alles dahin, Kindheit und Jugend und alles! Und nun gar dieſe letzte Zeit, dieſe letzten zehn Jahre — wie ein Traum! Noch einmal zehn ſolcher Jahre, und noch einmal, und vielleicht noch einmal — ein elender Tropf wär' ich, könnt' ich die Geſchichte nicht ſo lang aushalten und ein anſtändiges Geſicht dazu ſchneiden!"

So philoſophierte ſich der gute Menſch, nachdem der wahnſinnige, beſinnungsloſe, phyſiſche Schmerz der erſten Tage ſich ausgetobt hatte, ſeinen Kummer von der Seele. Was war er auch viel zu bedauern! Am Ende war doch alles gleich. Die andern, die Glücklichen hatten eines immer noch zu fürchten — den Tod. Ihm hatten die letzten Tage dieſe Furcht genommen. Er hatte ſchon überwunden, was jenen noch bevorſtand. Er hatte alſo etwas vor ihnen voraus. Sein Leben war hinfort nur ein Warten, das Warten auf — ein Glück. Gute Menſchen ſind ja unverbeſſerliche Optimiſten, ſelbſt der Verzweiflung müſſen ſie Lichtſeiten abgewinnen.

Seine Freunde ahnten nicht, daß er litt. Hatte er ſich innerlich verändert, ſo war er ihnen darum nur lieber geworden. Er verwandte all ſeine freie Zeit darauf, ſich ihnen nützlich und gefällig zu erweiſen. Seinen Ehrgeiz hatte er abgelegt. Er ſtand niemandem mehr im Wege. Er bekleidete im Augenblick eine beſcheidene Stellung. Darin ſeine Pflicht bis aufs äußerſte zu erfüllen, war jetzt ſein einziges Beſtreben. Er war fleißiger, beſcheidener, gefügiger geworden. Seine Vorgeſetzten belobten ihn darum, und es eröffneten ſich ihm mehrmals Ausſichten auf glänzendes Vorwärtskommen. Er ſchlug alles aus, was ſich ihm bot. Gegen die Frauen blieb er gleichgültig. Er trug es den andern nicht nach, was ihm die eine Leids gethan, aber er bemerkte auch nicht, daß ſie ihn ſchön und intereſſant und liebenswert fanden. Er war ein Einſiedler geworden mitten im Strom des Lebens.

Nicht immer hielt ſein Syſtem ſtand. Manchmal war's ihm, als fühle er den Puls des Lebens, das ihn umrauſchte und an dem er doch kein Teil hatte, und Neid befiel ihn mit denen, die um ihn her ſtrebten und ſorgten und genoſſen, als ob das in Ewigkeit ſo fortgehen ſollte. Sie hatten ja recht. Jeder Augenblick, den ſie ſo lebten, voll und unbewußt, war ihnen die Ewigkeit. Er beneidete ſie und konnte ſich doch nicht an ihre Stelle wünſchen. Er war zu tief in ſein Unglück verſtrickt, um überhaupt noch einen Wunſch zu kennen, — außer dem einen, ja dem einen! Ungeduld war's, nur Ungeduld, was ihn quälte.

Wenn er dann in ſtillen Nächten auf ſeinem Lager lag und das alte Weh ihn faßte, daß er hätte aufſchreien mögen, da war's ihm oft, als lege ſich etwas gegen ſeine Schläfe, kühl und glatt wie ein metallener Ring, ſeine Finger zuckten, drückten gegen etwas, ein heißer Schlag — und alles war zu Ende.

Auf dem Schrank in ſeinem Wohnzimmer ſtand ein Piſtolenkaſten. Die blanken Waffen waren immer ſeine Freude und ſein Stolz geweſen. Jetzt berührte er den Kaſten nicht mehr. Ihn öffnen wäre gleichbedeutend geweſen mit etwas anderem, das er ja nicht wollte. Und doch war die kleine Schatulle ſein Troſt, und er konnte es nicht über ſich gewinnen, ſie zu entfernen. Er glich einem gewiſſenhaften Menſchen, dem die Pflicht gebietet, den Anblick der Geliebten zu meiden, und den bei

Digitized by Google

aller Pflichterfüllung doch der Gedanke aufrecht erhält: „Wenn du nur willſt, ſo iſt ſie heute dein.“

Da kam eine Zeit, in der er ſich ernſtlich krank fühlte, und weil ſeine Beſchwerden ihn in Ausübung ſeines Berufes ſtörten, beſchloß er, einen Arzt zu befragen.

Im Wartezimmer des Arztes, als ſein Blick über die Perſonen und Gegenſtände, die ihn umgaben, hinglitt, blieb ſein Auge an zwei Totenſchädeln haften, die auf einem hohen Büchergeſtell, rechts und links von der Büſte Äskulaps aufgeſtellt waren und von da oben verheißungsvoll auf die verſammelte Geſellſchaft herabgrinſten. Er mußte unwillkürlich lächeln. Einen Augenblick dachte er dann: „Vielleicht iſt's auch bei dir der Anfang vom Ende.“ Der Gedanke durchzuckte ihn wie eine Erlöſung. Aber er verwarf ihn wieder. So gut konnte es das Schickſal nicht mit ihm meinen.

Der Arzt, ein alter, erfahrener Praktiker, hörte ruhig ſeinen Bericht an, dann fing er an, ihn zu unterſuchen, befühlte, beklopfte, behorchte ihn. „Wie lange leiden Sie ſchon?“ fragte er. „„Seit wenigen Wochen.““ Der alte Mann ſchüttelte den Kopf, und wieder klopfte und horchte er. Er hatte ſich nicht getäuſcht. Es galt, dem jungen blühenden Leben vor ihm ſein Todesurteil zu ſprechen. Er that's in kurzen Worten. Ein wahrhaft gewiſſenhafter Arzt wird in ſolchen Fällen der ehrlichen Frage die ehrliche Antwort nicmals ſchuldig bleiben.

„Sie dürfen ſich keinen Hoffnungen hingeben,“ ſprach er, „der Tod ſitzt Ihnen am Herzen. Bei äußerſter körperlicher und geiſtiger Ruhe vermögen wir Ihr Leben noch einige Jahre zu erhalten, aber“ — und nun gab er ſeine Verordnungen, genau und eingehend, und ſchärfte dem Patienten ein, ſich ſtreng daran zu halten.

Als unſer Freund die Thüre hinter ſich geſchloſſen hatte, brach er in ein helles und fröhliches Lachen aus, wie jemand, der eben etwas ſehr Komiſches gehört hat. Er ſollte krank ſein, todkrank. Er ſteckte die Hände in die Taſchen und blickte hinauf in die blaue, reine Luft. Es war ein Abend im frühen Frühling. Die Sonne hatte den Tag über den letzten Schnee aus den Gräben und Furchen geleckt, und feucht, würzig, erdig duftete es herauf von Wieſen und Gärten. Er fühlte die kräftige, erquickende Luft im Geſicht, an den Händen, am ganzen Körper, er atmete ſie ein in vollen Zügen. Nie war ihm wohler geweſen! Die Sonne war jetzt hinter dem Berg verſunken, und das lichte Blau des Himmels zerfloß am Horizont in Gold und glühenden Purpur. Wie ſchön war's ringsum! Im Schatten eines Hauſes ſtanden ein paar junge Mädchen und beſprachen ſich ernſthaft. Er grüßte ſie, obwohl er ſie nicht kannte, und ſie nickten ihm freundlich zu. Alles machte ihn glücklich. Er war ein andrer geworden mit einem Schlag, das fühlte er ſelbſt mit Staunen. „Dieſer alte Doktor mit ſeiner tollen Diagnoſe,“ ſprach er bei ſich, „hat mich von meiner Schwarzſeherei befreit — durch Homöopathie — similia similibus curantur“, und er lachte wieder fröhlich. Er hatte, er war ein gebildeter Menſch, in Journalen und Konverſationslexikon ſchon vieles über mediziniſche Themata geleſen. Er wußte deshalb genau, wie ſchwer es unter Umſtänden ſelbſt für den geübten Arzt ſein kann, gewiſſe Nervenleiden von ernſten Erkrankungen der Organe zu unterſcheiden. Hatte er noch daran gezweifelt, daß ſeine ganze Krankheit Nervoſität und Grillenfängerei geweſen, gegen die er von nun an ernſtlich ankämpfen mußte, und daß ſein ärztlicher Berater ſich recht gründlich getäuſcht, ſo hätte jener ſchlagende Beweis ihn überzeugen müſſen. Aber es bedurfte deſſen nicht. Ein Gefühl von Geſundheit und Lebensluſt, wie er es nie gekannt, durchſtrömte ihn.

„Dieſe Ärzte, dieſe Ärzte!“ ſprach er immer wieder, „was ſie nicht alles wiſſen! Gäbe man ſich lang genug in ihre Hände, man wäre bald mit allen Krankheiten behaftet, die ſie aus ihren Büchern zuſammenſtudieren. Weiß Gott, wir ſind ja alle übernächtige Geſchöpfe! Fällt mir morgen ein Ziegelſtein auf den Kopf, ſo behält mein gelehrter Freund am Ende doch noch recht. Aber Narren wären wir, wollten wir uns das bißchen Lebensfreude dadurch verkümmern laſſen!“ Ja, er war wirklich ein andrer geworden und feſt entſchloſſen, ein neues Leben zu beginnen, ein Leben des Schaffens und der Freude.

Noch am ſelben Abend bewarb er ſich um eine Stelle, die er früher einmal ausgeſchlagen und die nun eben wieder frei geworden war. Es war dies eine Stellung, die eine ganze Kraft des Körpers wie des Geiſtes verlangte. Das war etwas für ihn, dabei mußte er geſunden. Mochten andere, geringere die Tagelöhnerarbeit thun, die er bisher verrichtet.

„Nun, wie geht's, Alter?“ fragten ihn ſeine Freunde am Abend. — „Gut“, erwiderte er, „ich glaube, ich werde geſund.“ Und ſie tranken ſeine Geſundheit bis zum frühen Morgen.

Zu Hauſe wollte er ſich niederlegen; es litt ihn nicht in den Kiſſen. Er ſtand wieder auf, öffnete die Fenſter und lehnte ſich über die Brüſtung. Die Luft that ihm wohl, und die Vogelſtimmen, wie ſie

Digitized by Google

erwachten, eine nach der anderen, weckten eigentümliche Gefühle in ihm. So verharrte er, bis es heller Tag war.

Schon an diesem Tag erhielt er die Nachricht, daß die Stelle, um die er sich beworben, ihm sicher sei. Seine Freunde, als sie davon hörten, neckten ihn. „Woher dieser ungewohnte Ehrgeiz?“ sprachen sie, „dahinter steckt etwas.“ Natürlich meinten sie: eine Frau steckt dahinter. Sie dachten immer an Liebesgeschichten.

Er lächelte still vor sich hin. Warum sollte er ihnen nicht recht geben! Er war noch jung! Gott sei Dank! Ein Narr, wer nicht in der Jugend freite! Und vor seinem Innern tauchten ein paar Augen auf, schöne, sanfte, blaue Augen, und es war ihm plötzlich, als hätten ihn diese Augen schon seit Jahren schmachtend angeblickt. Ein süßes Mitleid mit ihrer Besitzerin überkam ihn. War er denn blind gewesen! Nun wollte er auch nicht länger zögern, das schönste, liebenswerteste Weib sollte ihm gehören. — — Es waren da freilich noch andere, die auch schön und reizend waren und ihn gewiß sehr lieben würden — sein Herz schlug höher, wenn er an all die holden Geschöpfe dachte, nach denen er nur die Hand auszustrecken brauchte. Aber — das Schicksal, das ihn bisher so gnädig geführt, hatte wohl seine besondere Absicht dabei gehabt, als es jene nicht zuerst seinem inneren Auge gezeigt — und er wollte ja nur einer gehören, wie ihm die eine auch ganz gehören sollte. Sie sollte es also sein. Morgen würde er sie sehen, morgen abend, und sie sprechen können und dann — seine Gedanken zerflossen in rosige Träume.

Auch in dieser Nacht that er kein Auge zu. Er lag auf seinem Lager ausgestreckt in wachen Träumen. Bisweilen richtete er sich auf und atmete tief. Es war, als wollte ihm etwas die Brust zersprengen. Die Fenster waren beide weit geöffnet, und ein feuchter warmer Wind wehte durchs Zimmer, dann und wann fielen einzelne Regentropfen aufs Gesims und auf den Estrich. „Frühling,“ sagte er leise. Es durchschauerte ihn. Er mußte an seine erste Jugend denken, an die Zeit seiner ersten, sentimentalen Liebe. Damals hatte er ähnliches gefühlt, und doch — wie schattenhaft war alles gewesen gegen diesen heißen Taumel von Glück und Liebe und Lebenslust, der ihn jetzt gefangen hielt.

Gegen Morgen wurde seine Hausglocke gezogen. Er sah aus dem Fenster. Ein Bote war's von seinen Freunden, die ihn aufforderten, mit ihnen auszureiten. Es regnete nicht mehr und auch der Wind hatte sich gelegt. Tiefe Dämmerung lag rings umher. Nur am Horizont ein schmaler Streifen Frührot. Er kleidete sich an und ließ sein Pferd satteln. Er freute sich auf den Ritt. Er kürzte ihm die Zeit bis zum Abend — und dann war's ja auch ein Stück Leben! Leben! Leben!

Fröhlich galoppierte er den Freunden entgegen. Er freute sich, als er ihre guten frischen Gesichter im dämmernden Morgenlicht erblickte, freute sich an ihren schnaubenden Rossen, freute sich an allem. Sie ritten nach der weiten Flußebene; dort führte entlang dem Fluß, auf weichem sandigem Boden ein breiter Weg. Da fingen sie an scharf zu traben. Sie wollten, so hatten die tollen Jungen beschlossen, heute die Probe machen, wie weit sich's so reiten ließ, ohne Gangart und Tempo zu wechseln. Das letzte Frührot war geschwunden und hell und strahlend stieg die Sonne empor; bald war die ganze Ebene licht wie am hohen Mittag. Der Himmel war tief blau, aber in der Luft lag's schwer, wie kommender Regen.

Allmählich wurden sie matt, und einer nach dem andern fiel ab. Unser Freund hielt sich am längsten. An einem Kreuzweg erwartete er die Kameraden. Er war zu Tode ermattet und sein Atem ging keuchend. Er wollte auf die Uhr blicken, aber er konnte die Zahlen auf dem Zifferblatt nicht erkennen. Um ihn her tanzte und schwamm's wie fliehende Nebel. Die anderen ritten heran. Er sah sie und sah sie nicht. Die Köpfe der Pferde und Reiter schoben sich durcheinander. Er hörte Stimmen und verstand sie nicht, was sie sagten. Es war ihm nur, als priesen sie seine außerordentliche Leistung. Das machte ihn stolz. Sie ritten dann im Schritt nach Hause und dabei wurde ihm wohler.

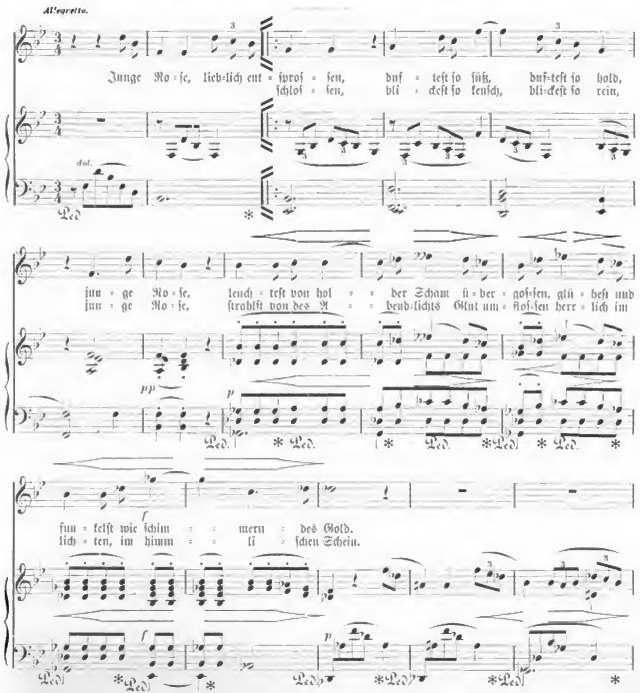
Als sie in die Stadt einritten, blieb er hinter den Freunden zurück. Dort in einem der ersten Häuser stand an einem Fenster das junge Wesen, dem seit gestern sein Herz gehörte, und blickte auf die Straße. Wie oft mochte sie so gestanden haben in vergeblichem Warten! Er warf einen langen, heißen Blick hinauf, und er sah durch die Fensterscheiben, wie ihr Gesichtchen sich mit dunkler Glut überzog. Es wurde wirklich Frühling! Aus einer einzelnen weißen Wolke fielen jetzt große Regentropfen.

Als er vor seinem Hause vom Pferd steigen wollte, befiel ihn ein Schwindel. Der Diener, der das Pferd hielt, eilte herbei, ihn zu unterstützen. Er hielt einen toten Mann in den Armen.

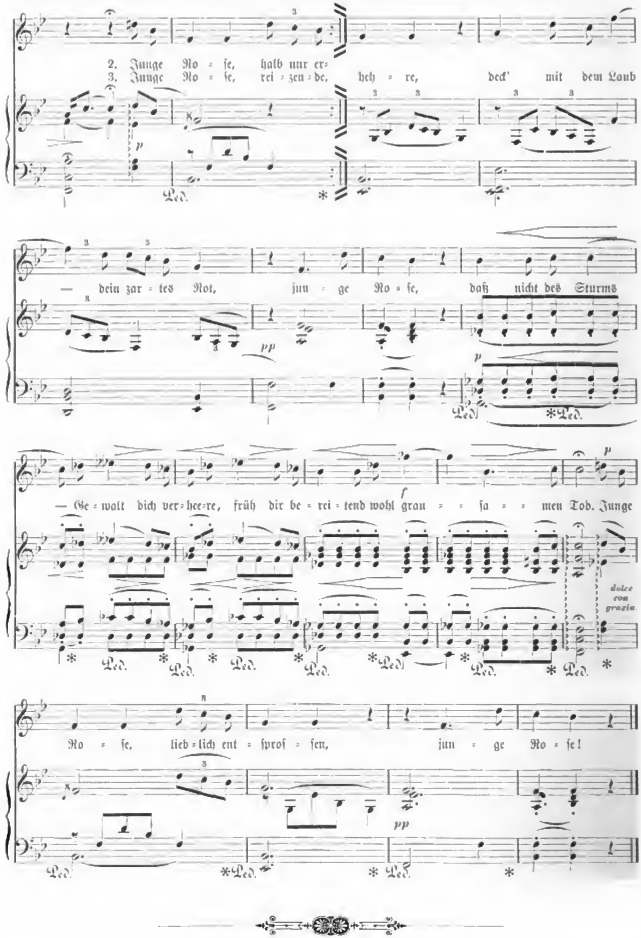
Digitized by Google

Junge Roſe.

Gedicht von **Erich Hernack.** Kompoſition von **Karl Reinecke.**



Digitized by Google


2. Junge Ro = ſe, halb nur er=
3. Junge Ro = ſe, rei = zen = de, heb = re, deck' mit dem Laub
— dein zar = tes Rot, jun = ge Ro = ſe, daß nicht des Sturms
— Ge = walt dich ver = hee = re, früh dir be = ri = tend wohl grau = = ſa = = men Tod. Junge
dolce con grazia.
Ro = ſe, lieb = lich ent = ſproſ = ſen, jun = ge Ro = ſe!

Kirchgang.

Allbewundert und gefeiert
Wallt sie zu der Kirche heut,
Andachtsvoll und tiefverschleiert,
Und ein wenig auch zerstreut.

Eine weiße Kerze tragend
Wandelt sie im Festgewand,
Wo Cypreß' und Myrthe ragend
Ausschaun von dem Meeresstrand.

O wie schlingt um ihre Glieder
Sich das Kleidchen zart und leicht,
Das voll Unschuld nicht bis nieder
Zu den Atlasschuhen reicht.

Auch ein Kranz von weißen Rosen
Schmückt ihr Haupt, und anmutreich
Zu dem Bild der Makellosen
Blickt sie auf, und selbst ihr gleich.

Wer die Lippen dürfte küssen,
Wenn sie kniet am heil'gen Tisch,
Die so fern sind Weltgenüssen,
Ach und so verführerisch! —

Hermann Lingg.

In einem Frühlingsstrauße . . .

In einem Frühlingsstrauße
Ein kleines weißes Veilchen
Aus deinen Händen duftet
Mir durch das ganze Zimmer.

Es ist bezaubert, denk' ich,
So sind auch deine Worte,
Wie könnte sonst die Seele
Mir stets davon erzittern?

Frieda Port.

Am Sommernachmittag.

Draxana! Du gemahnst mich
An sie, die gern dich gepflegt
Und immer deine Schwestern
Im Blumentische hegt.

Beim roten Polsterstuhle
Schaltet der Blumentisch
Und trägt der Drachenpalmen
Langblättriges Gemisch.

Und in dem Polsterstuhle
Am Sommernachmittag
War sanft sie eingeschlummert;
Ein Buch im Schooß ihr lag.

Sie atmete so friedlich,
Ein Bild der süßesten Ruh;
Ihr rosig Antlitz kehrte
Mir scharf den Umriß zu.

Ich saß ihr gegenüber,
Die Zeitung in der Hand;
Doch übers Blatt nach ihr nur
Schaute ich unverwandt.

Im Anblick ihres Näschens,
Des feinen, ich mich verlor,
Und lang hab' ich betrachtet
Ihr allerliebstes Ohr.

Da, wie zum Sprechen, teilte —
Es war so sonderbar —
Sich ihrer schwellenden Lippen
Holdsel'ges Schwesternpaar;

Und mit halboffnem Munde
Schlummerte sie jehlund;
Ich sah den Schmelz der Zähne
Blitzen auf rotem Grund.

Ein Schauer überkam mich:
So — dachte ich — ruht sie tot
Dereinst im schwarzen Sarge
Sich aus von Lust und Not.

Hilf Himmel! wenn sie stürbe!
Wenn ich, geschlagener Mann,
Allein zurücke bliebe
In öden Lebens Bann.

Den heiß und wonnetrunken
Ich küßte, ach, wie oft,
Wenn vor mir nun verstummte
Der Mund da unverhofft?

Ich faltete die Hände
Und flehte zu dem Herrn:
„Laß erst nach meinem Ende
Erlöschen diesen Stern!

Bewahre mir die Teure
Vor jedem Mißgeschick,
Daß brechend noch sich spiegle
Mein Blick in ihrem Blick!"

Und wieder schaute ich zagend
Nach ihrem Angesicht:
Geöffnet war ihr Mund noch —
Ich trug es länger nicht;

Aufschnellte ich, als gält' es
In schirmen sie, und fest
Hab' ich auf Stirn und Wange
Ihr Kuß um Kuß gepreßt;

Und unter meinen Küssen
Ist sie verwirrt erwacht
Und hat, sie zu erwidern,
Das Mündchen zugemacht. —

Gerhard von Amyntor.

Digitized by Google

Nacht auf dem See.

Wie iſt mein Sinn ſo thöricht
Von heißem Wahn beſiegt,
Wenn ſilbern ſich das Röhricht
Im Mondenſchimmer wiegt,
Am Waldgeſtade feuchtet
Den ſchlanken Fuß das Reh
Und weit hinüber leuchtet
Im Zitterglanz der See.

Wie Traum der Welle gleitet
Der Kahn, und wo er zieht,
Singt, flimmernd ausgebreitet,
Die Flut ihr Wurmellied,
Und mit dem Klang, der wallend
Der Nixen Ohr erfreut,
Vermiſcht ſich leis verhallend
Vom Ufer das Geläut.

Es dräu'n die Felſenſpitzen
Gleich Königen der Welt,
Wenn jäh ein fernes Blitzen
Auf ihren Scheitel fällt.
Dann gleißt der Schnee hernieder
Als Krone von Demant
Und ſchmiegt um ſtarre Glieder
Ein Hermelingewand.

Doch mir im Kahn verſcheuchten
All ungefügen Drang
Mondſchein und Wetterleuchten,
Geläut und Flutgeſang.
Klar ſpiegeln ſich die Inſeln,
Und aus der Tiefe traun
Mit Scheitelnaugen blinzeln
Die holden Seejungfrau'n.

Euch, mit dem Blick, dem ſüßen,
Und mit dem kalten Blut,
Euch ſend' ich muntres Grüßen
Hinunter in die Flut.
Von eurem Lockenhaare
Erglänzt der See wie Gold;
Ich ward ein Chor und fahre,
Wohin ihr Argen wollt.

Den Atem fühl' ich ſtocken
Gleichwie ein Märchenheld;
Doch ſollt ihr nicht verlocken
Mich treues Kind der Welt.
Schon träumt ſie ſanft entſchlafen
Vom neuen klaren Tag,
Drum, Wellkind, friſch zum Hafen
Mit muf'gem Ruderſchlag.

Ludwig Fulda.

Begegnung.

Wir kamen uns entgegen,
Der finſtre Tod und ich:
Wir ſtanden ohne Regen,
Sein Hauch berührte mich —

Und Kampf und Leid entſchliefen
An ſeinem ſtillen Blick:
In ſeines Auges Tiefen
Verſank mein Mißgeſchick —

Und ſeine Worte drangen
Ins Herz mir wunderſam,
Bis heißeſtes Verlangen
Mich langſam überkam.

Zu mir herabgebogen,
Ergriff er meine Hand —
Da fühlt' ich mich gezogen,
Gehalten am Gewand.

Ich zuckte auf und faßte
Mein Kind, mein letztes Glück —
Der finſtre Tod erblaßte
Und ſchwankte, wich zurück.

Ich ſah ihm ohne Zagen
Mit ſtillen Augen nach:
Will ruhig weiter tragen
Des Lebens Glück und Schmach.

Mia Holm.

Der Dichter.

Der Dichter ſchreitet flammend durchs Gefilde;
In ſeinem Buſen tönt's wie Saiten milde,
Und jedes Steinchen, das ihn ſchaut im Vieh'n:
Die, welche leuchten prächt'ger als Rubin,
Und jene, die des Pfauen Schweif verdunkeln,
Die kleinen blau'n, und die da golden funkeln,
Bewegen ihre Köpfchen zum Empfang
— Die einen ſchüchtern, and're ſtolz und krank —
Und hold vertraut (ſie wiſſen zu gefallen)
Tönt's rings: „Seht, unſer Liebſter kommt!“ bei allen.

Die hohen Bäume drinnen lief im Wald,
Vom Tag durchleuchtet und geſangdurchhallt,
Ehrwürd'ge Eichen, Taxusbaum und Linde,
Uralte Weiden mit zerworfener Rinde,
Bemooſter Küſtern dunkler Wipfelſtaat,
Die grüßen ehrfurchtsvoll auf ſeinen Pfad
Mit grünen Häuptern und mit Epheubärten,
Als ob Ulemas ihren Buſti ehrten;
Und wie ſie leuchten ſeine Stirne ſeh'n,
Da flüſtern ſie: „O ſchaut den Träumer geh'n!“

Nach dem Franzöſiſchen des Victor Hugo von Martin Hahn.

Digitized by Google

Aufſteigendes Gewitter.

Du dunkler Prachl, doch den Blitz im Schoß,
Bahl ſchweigend die Wolke, die Segen verſpricht,
Sucht ſelber den Weg ſich, feſſellos,
Die Gegenſtrömung hindert ſie nicht.

Willkommen, Schweſter! Gottlob, wir ſind
Nicht unterworfen der Herde Regeln:
Gewiller und echte Geiſter ſegeln
Auch gegen den Wind!

Wilhelm Fiſcher.

Kroatiſche Volkslieder.

Überſetzt von **Georg Rosen.**

Verlorenes Glück.

Aufdann hieß die Mutter eine weiße Burg mich
Auf dem hohen Ufer an der ſtillen Donau,
Daß mein grünes Kränzlein ich von ihr erſchaue,
Wie es niederfließe mit der ſtillen Donau.
Fiſcher, liebe Fiſcher an der ſtillen Donau,
Sagt, habt ihr geſehn hier meinen Kranz, den grünen,
Wie er floß hernieder mit der ſtillen Donau?
„Wohl ſahn wir dein Kränzlein, doch wir's nicht erfaßten.“
Warum denn, ihr Fiſcher, habt ihr's nicht gerettet?
„Nicht dreihundert Helden hätten's retten können —
Wie denn uns drei Fiſchern wär' die Thal gelungen?“
Ach mein grünes Kränzlein hat zerzauſt die Welle,
Ach mein grünes Kränzlein hat der Wind zerriſſen,
Ach mein grünes Kränzlein hat zerſetzt der Uebel.
Wein um mich, o Mutter, jetzt in weißen Linnen*),
Da du mir nicht gönnteſt den Korallenbrautſchmuck,
Den Korallenbrautſchmuck mit dem grünen Kränzlein.

*) Die ſüdſlaviſche Trauertracht.

Die Liebesgabe.

Durch den Wald ich wandelt',
Dort das Liebchen ſah ich.
Und da es herantrat,
Nannte mich das Liebchen
An dem feinen Hemde*),
Das es mir genäht hat
Mit der Silbernadel,
Mit dem goldnen Faden.
Während ſie es nähte,
Hat ſie ſchön geſungen,
Hat ſie ſchön geſungen,
Hat ſie ſüß gelächelt,
Doch da ſie's dann hergab,
Weinte ſie unbändig.

*) Das Hemde iſt die Liebesgabe der Braut an den Bräutigam.

Die Getäuſchte.

Wo ich nur geweſen, ſtets hab' ich gebetet,
Daß ihn doch die Donau zu mir bringen möge,
Und, nun ich ihn habe, prügelt er mich immer.
Gute Freunde hall' ich wie die Bäum' im Walde;
Jetzt, wo ſie mir nötig, hab' ich keinen einz'gen.

Jünglingsliebe.*)

Niederlegen möcht ich mich und ſterben,
Aber doch den Tod nur ſo zu koſten,
Daß ich ſäh', wer um mich trauern würde.
Wohl mein Mütterlein würd' um mich trauern
Und nicht minder auch mein ſüßes Liebchen.
Trauern würd' ein volles Jahr die Mutter,
Und nur eine Woche lang das Liebchen.
Aber köſtlicher wär' mir und werter
Dieſe Woche als das Jahr der Mutter.

*) Serbiſch.

Die Eigennützige.

Botſchaft über Botſchaft ſandt' ein
Krauſer Burſch einſt ſeiner Liebſten,
Daß ſie ja nicht freien ſollte
Und ihm nicht die Treue brechen.
Doch, als drauf der Jüngling heimkam,
Fand er ſie als Jungvermählte.
„Weh, du biſt mir untreu worden!
Sprich, warum du dich vermählt haſt,
Warum mir die Treu' gebrochen?
Kam ich nie doch dich beſuchen,
Daß ich dir nicht ein Geſchenk bracht', —
Erſt Glasperlen, dann die Stiefeln,
Und von Bordnan ſind die Stiefeln!“ —
— „Haſt's gekauft und hab's genommen,
Doch geliebt hab' ich dich niemals.
Kaufſt du ferner, werd' ich's nehmen
Und auch ferner dich nicht lieben.“ —

Digitized by Google

Vom hiſtoriſchen Drama.

Von Joſef Bayer.

VI. (Schluß.)

Das eigentliche Revolutionsdrama vertritt in ganz origineller Weiſe der in jugendlichem Alter verſtorbene Georg Büchner (1813—37) mit ſeinem dramatiſchen Gemälde „Dantons Tod“. Es iſt wieder kein Drama, aber ein Stück in Scenen aufgelöſter Revolutionspoeſie, die in ſolcher Art auszuformen nur ein einzig Mal die ſubjektiven Bedingungen in jenem leidenſchaftlich pochenden Dichterherzen dargeboten waren. Allerdings wirkt die parador-geniale Dichtung, an welcher jede Fiber zuckt, ebenſo tief erregend wie beängſtigend bei der Lektüre; die heiße Luft, die auf uns wie aus vielen Röhren zuſtrömt, benimmt uns den Atem; man kann es nicht lange in einem Sudatorium aushalten. Das Ganze hat eigentlich keine Handlung, obgleich jeder Schauplatz der damaligen Vorgänge in raſchem Scenenwechſel vergegenwärtigt wird; jedenfalls war es dem Dichter ein perſönliches Bedürfnis, die ganze Scenerie der Revolution in der Phantaſie zu überſchauen. Aber es iſt ſolch ein hinreißendes Leben in der Diskuſſion, in der Verhandlung, daß dieſe ſelbſt als Aktion gelten darf. Gleich im Anfang entwickeln Hérault-Séchelles und Camille Desmoulins, jeder nach ſeiner Art, die Theorie der Revolution und der Staatsform, die ſich aus ihr geſtalten ſoll; Robespierre hält im Jakobinerklub eine lange Rede über den Schrecken, als notwendigen Ausfluß der Tugend, und erörtert hierauf mit Danton in ſcharfem Redekampf die Frage, ob die ſoziale Revolution ſchon fertig ſei oder nicht; in einer zweiten großen Rede im Nationalkonvent beweiſt Robespierre die Notwendigkeit der Fortführung der Revolution, die über Danton hinausgehen ſoll. „Iſt es denn nicht einfach, daß zu einer Zeit, wo der Gang der Geſchichte raſcher iſt, auch die Menſchen außer Atem kommen!“ Der Dantonſche Standpunkt iſt eigentlich ſchon durch die vorwärts drängenden Leidenſchaften überwunden, als das Stück beginnt; der Held hat in demſelben nur noch den Epilog ſeines Lebens zu ſprechen. Danton iſt in ſeiner brütenden Reflexion ganz ein moderner Hamlet, nur unter dem erhöhten Temperaturgrad der Revolutionsſtimmung. Das Thema vom Lebensekel variiert er in verſchiedenen Wendungen: wie langweilig es ſei, ſich täglich ohne Zweck und Ziel an- und auszuziehen, und wie traurig, daß dies ſchon Millionen ſo gemacht haben und wieder machen werden. „Ich kokettiere mit dem Tod: es iſt ganz angenehm, ſo mit dem Lorgnon aus der Ferne mit ihm zu liebäugeln . . .“ Ihn ängſtigen in einſamen Stunden die Phantome der Septembermorde; dennoch klagt er vor dem Revolutionstribunal ſeine Ankläger, Robespierre, S. Juſt und ihre Henkersgenoſſen des Hochverrats an, weil ſie die Republik in Blut erſticken wollen. Wir beſuchen mit dem Dichter jedes Lokal der Revolution; auch eine Sitzung des Wohlfahrtsausſchuſſes machen wir mit; zuletzt befinden wir uns auf dem Revolutionsplatz in der Geſellſchaft der Henker, die ſich nun das Schaffot beſchäftigen. — Das Werk Georg Büchners iſt von jener unheimlichen Genialität, die am Mark des eigenen Daſeins zehrt; die oft brillanten Lichter, die da aufzucken, ſind ein Verglühen und Verbrennen in ſich ſelbſt. An der Bewunderung, welche dieſe dramatiſche Dichtung zunächſt im ſympathiſierenden Litteraturkreiſe, weniger im Publikum erfuhr, hatte die politiſch-ſoziale Stimmung faſt mehr Anteil als die äſthetiſche Würdigung — und doch kündigt ſich eine volle, konzentrierte Dichterkraft in jeder Scene an. Niemals iſt die Tendenz ſo ganz in energiſches Darſtellungsvermögen übergegangen, wie in in dem Werk Büchners. Geradezu enthuſiaſtiſch ſpricht Gutzkow über „Dantons Tod“ (im „Phönix“ Nr. 162 v. 11. Juli 1835) und ſchließt mit den Worten: „Was iſt Immermanns monotone Jambenklaſſicität, was iſt Grabbes wahnwitzige Miſchung des Trivialen mit dem Regelloſen gegen dieſen jugendlichen Genius!“ Es iſt ein großes Verdienſt des Herausgebers der mit gewiſſenhafteſter Sorgfalt revidierten und vervollſtändigten Edition von Büchners Schriften, Karl Emil Franzos, insbeſondere den Text jenes Dramas in voller Integrität wieder hergeſtellt zu haben (Georg Büchners ſämtliche Werke und handſchriftlicher Nachlaß. Erſte kritiſche Geſamtausgabe. Eingeleitet und herausgegeben von Karl Emil Franzos. Frankfurt a. M., Sauerländers Verlag 1879).

Wir begrüßen das Werk des von frühem Tode dahingerafften Dichters, dem Herwegh (Zürich, im Februar 1841) eine pathetiſche Nänie gewidmet hat, als eine für ſich geltende Einzelerſcheinung. Was weiterhin nach 1840 bis zu der Februar- und Märzrevolution von 1848 auf dramatiſchem Gebiete hervorgebracht wurde, fällt mehr in die Gattungsproduktion hinein. Die Harfe des Freiheitsgeſanges wurde damals neu beſaitet; man präludierte auf ihr in ſtürmiſchen Accordenfolgen. Der politiſchen Tendenzlyrik trat auch ein Tendenzdrama ähnlicher Art zur Seite. Dieſe Strömung war der lyriſchen Poeſie, der ſie neue Ergüſſe des Enthuſiasmus zuführte, nicht eben nachteilig, weil dieſelbe jede Form von Subjektivität im Ausdruck der Empfindung und Leidenſchaft verträgt. Dagegen konnte die gleiche Strömung kaum der drama-

Digitized by Google

tischen Dichtung förderlich sein; sie schädigte die Besonnenheit der Gestaltung und entfesselte das rhetorische Element bis zum Schall der Phrase. Die radikalen historischen Gesinnungsdramen leiden alle an denselben Gebrechen: sorglose Technik, schablonenhafte Führung der Handlung, oberflächliche Charakteristik, allzu großes Vertrauen auf die Wirkung der großen Redemomente. Alles Individuelle wird verallgemeinert, damit es sich besser dem Schlagworte füge; eine komplizierte Existenz, zu deren dramatischer Enträtselung ein großer Aufwand von psychologischer Kunst gehören müßte, wird durch die einfachste Formel erklärt, wenn nur das Wort „Freiheit" mit dabei ist. So sagt z. B. bei Robert Prutz der Schwedenkönig Erich der Vierzehnte, als er auf der Höhe seiner sinnlosen Gewalttaten angelangt ist, sehr bündig von sich selbst: „Ich bin ein Zwinghert — in der Freiheit Namen! Ich bin Tyrann — im Namen meines Volks!" („Erich der Bauernkönig", 4. Akt 8. Auftr.) Prutz insbesondere steuerte mit Überzeugung in diesem Fahrwasser politisch-fortschrittlicher Dramatik; es ist viel redliche Gesinnung, aber wenig geläuterter Kunstbegriff dabei. In gleichem Sinne äußerte er sich zum Schluß seiner Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters (1847): „Schon sehen wir die leisen Anfänge erwachenden politischen Bewußtseins, die seit vier, fünf Jahren die Herzen unseres Volkes durchzittern, von den Anfängen einer neuen dramatischen Dichtung begleitet; . . . die Bühne wird wieder eine Macht, sie wird ein Vorkämpfer der Freiheit und der nationalen Bewegung; es giebt schon wieder Stücke, welche die Nation mit Liebe empfängt und die Fürsten verbieten."

Die Vertreter des „jungen Deutschland", oder — sprechen wir lieber persönlich von Gutzkow und Laube — hatten ein eigenartig bedingtes Verhältnis zum historischen Drama. Vor allem gingen beide von bestimmten, litterarisch-fachmäßigen Anhaltspunkten aus und arbeiteten mit stetem Bedacht auf die Bühne. Dann behielten sie auch die sozialen Einwirkungen im Augenmerk. Produktiv und in die nächste Zeit hinein wirksam waren beide, ohne in vollem Sinn Dichter zu sein; das Hinüberführen der brauchbaren Ingredienzien der Poesie in ein praktisch-schriftstellerisches Gebiet ist im Grunde der Litteraturstempel, der Gutzkow wie Laube gemein ist. Mit solchen Absichten konnten beide nicht bei der herkömmlichen Geschichtsdramatik bleiben, obgleich sie zu historischen Stoffen, denen sich ein moderner Beleuchtungseffekt abgewinnen ließ, stets eine leckere Beziehung behielten. Es ist seltsam genug, daß Gutzkow, den wir im ersten Artikel — in der Vorrede zu seinem „Wullenweber" — mit so vieler Pietät über Schillers großen dramatisch-historischen Sinn sich aussprechen hörten, weiterhin folgenden Bedenken Raum giebt: „Die letzten Bauwürfe des Dichters: Warbeck, die Maltheser, Demetrius verraten fast die Gefahr, der sich Schiller aussetzte, mit seinen historischen Stoffen zuletzt dem rein Anekdotischen zu nahe zu kommen. Man vermißt auch da keineswegs den großen Blick, der sich auf Völkerleben und wirkliche Bedeutsamkeit der Geschichte eröffnet, aber es sind doch nicht die rechten Kardinalangeln der Geschichte, die man in der Nähe dieser Stoffe rauschen und knarren hört, nicht die großen Axen der welthistorischen Bewegung. Das anekdotisch Interessante ist die Klippe des historischen Dramas. Es kann eine Begebenheit unsere Neugier außerordentlich reizen, sie kann in poetischer Strahlenbrechung viele bunte Lichter werfen, und dennoch fehlt der große Hintergrund, die weltgeschichtliche Folie . . ." Wo ist aber diese bedeutsame Folie in Gutzkows eigenen historischen Dramen, im „Paktul", im „Pugatscheff", im „Antonio Perez" und in jenem verunglückten Hansastück zu finden? Es sind eben auch Stoffe, welche lediglich die historische Neugierde aufgegriffen und einer experimentierenden Bearbeitung unterzogen hat. Niemand war so sehr, als gerade Gutzkow, auf die dramatische Ausbildung der geschichtlichen Anekdote angewiesen, und dieser Zug seines Talents führte ihn geradewegs in das historische Lustspiel, wie „Zopf und Schwert", oder in das nahe angrenzende litterarisch-historische Lustspiel, wie „Das Urbild des Tartüffe", oder der „Königslieutenant". Für Laube ist das Anekdotische, die leicht faßbare Kreidenzeichnung der einzelnen Charaktere fast nicht minder wichtig, aber er determiniert sich seine theatralisch-historische Auffassung noch in anderer Weise. Starke und heftige Kundgebungen der Willenskraft interessieren ihn zunächst; entweder in der Form des kecken, unternehmenden Wagnisses, oder des mit Starrheit festgehaltenen, rauhen und despotischen Willens. In die erste Reihe gehören die Figuren der Abenteurer und Günstlinge, mit denen er sich zuerst dramatisch einführte: „Monaldeschi", „Struensee"; weit später schließt sich ihnen „Graf Essex", endlich auch in ernster, politisch-kriegerischer Ritterlichkeit „Montrose, der schwarze Markgraf" an. In die andere Gattung fallen die deutschen Tyrannen der Zopfzeit mit ihrer unerbittlichen, starren Pädagogik: Herzog Karl von Württemberg in den „Karlsschülern", König Friedrich Wilhelm I. von Preußen in dem Schauspiel „Prinz Friedrich". Das Rauhe, knapp Gebundene stoßweise Fortgeführte in der dramatischen Form Laubes stimmte mit solchen Stoffen von harter, disziplinarer Natur, von einer gewaltsam sich durchringenden Gemütsäußerung völlig überein. Bezeichnend ist übrigens auch dies, daß sich Gutzkow den interessanten, fast verwöhnten Knaben Goethe, Laube den hart gemaßregelten Jüngling Schiller theatralisch aneignete; jeder von beiden hatte da seinem schriftstellerischen Naturell gemäß gewählt.

Wenn wir jetzt an die Neueren, an die Neuesten herantreten, fühlen wir uns unwillkürlich zu einer gewissen Zurückhaltung im Urteil verpflichtet. Es ist eine gastliche Stätte, die wir in den Spalten dieses Organs betreten; dasselbe will zunächst die deutsche Dichtung in ihren jüngsten produktiven Kundgebungen der Öffentlichkeit vermitteln — und das Gastrecht muß auch dem Kritiker heilig sein. Nur dies ist festzustellen, daß der Betrieb der historischen Dramatik unausgesetzt an Ausbreitung gewinnt, ohne daß eine centralisierende Richtung, eine bestimmte Ära diese Bestrebungen vereinigen würde. Die Beziehung zum Lebensinhalt der Gegenwart ist ebenso gering wie früher; unsere Dichter, selbst die berufensten, dramatisieren viel häufiger ihre Belesenheit als ihre Erfahrungen; gerade unsere vornehmste Dramatik ist mehr ein historisches Museum als eine Galerie von Lebensbildern. Nicht selten werfen sich die einsamen, gedankenreichen, aber weltscheuen Poeten mit Vorliebe auf das historische Drama. Jene Richtung der dichterischen Produktion, die mit der kontemplativen Lyrik begonnen hat,

Digitized by Google

findet dann ihre Fortsetzung in der Dramatisierung geschichtlicher Stoffe, die aber zunächst innerlich aufgefaßt, mehr durchempfunden als ausgestaltet werden. Der Vorteil liegt immerhin darin, daß der in einer Geschichtsquelle aufgefundene Stoff der Meditation des beschaulichen Dichters stille hält, während ein Sujet aus dem gegenwärtigen Leben unter den Händen des Dramatikers sich regt und seine eigenen Ansprüche erhebt. Hermann Lingg, sicherlich der tiefsinnigste und gedankenvollste deutsche Lyriker der letzten Epoche, zugleich mit einem weiten großen Sinn für Geschichtspoesie, der sich in seinen Gedichten, wie in dem Epos „Die Völkerwanderung", höchst bedeutsam kundgiebt, ergeht sich in seinen historisch-dramatischen Dichtungen auf gleichem Wege, aber mit weniger Glück nach außen hin. Er faßt die Dramatik zu sehr von der Gedankenseite: auch hier ist er durchaus Meister des seelischen Elementes und des Kolorits — doch nicht der starken bühnenlebendigen Aktion. Eine volle Dichtung, mit den edelsten, intensiven Wirkungen, mit allen Lichtern und Farbenstufen der Stimmung, kann sich unbezweifelt bei solchem Zuge des Schaffens ergeben — aber dann geht ihre Wirkung zum Einzelnen hin, wohl auch zu vielen Einzelnen, aber nicht ins Ganze, in das Publikum. Wollen wir einen Verstorbenen vernehmen, welcher die historische Gedanken- und Phantasierichtung in den lyrisch-epischen Gedichten Hermann Linggs geist- und liebevoll charakterisierte (Alfred Meißner, „Mosait". Eine Nachlese, herausgegeben von Robert Byr). „Die erste Sammlung zeigt ihn als dichtenden Geschichts- und Naturphilosophen. Die historischen Stoffe waren meist düsterster Natur. Der schwarze Tod — die Menschenopfer der Druiden — Nero, Attila, Timur, die Greuel des Sklavenkrieges, die schreckliche Erscheinung des Kinderkreuzzugs — es war eine Aufspeicherung des Traurigen und Entsetzlichen, als fühle sich der Dichter vorzugsweise zur pathologischen, zur Nachtseite der Geschichte hingezogen. Es war eine Darstellung des Pessimismus in der Weltgeschichte, lange bevor dies Wort in allen Mäulern war .... Lege ich mir aber weiterhin im Geiste die vier Suiten von Balladen und epischen Bildern zusammen, die Linggs vier Gedichtsammlungen enthalten, so kann ich den Ausdruck der Bewunderung, den sie mir erwecken, gar nicht dämmen. Welche „Fülle der Gesichte!" Wir wandeln in einer fast endlosen Galerie, Bild hängt neben Bild. Die Motive sind allen Zeitepochen entnommen; hier erscheint die statuarische Schönheit griechischen Altertums, hier die Renaissance mit ihrer Farbenglut und ihrer schweren Gewandung.... Legt man im Geiste alles zusammen, was er bereits in dieser Richtung geboten, so möchte es scheinen, als ob er alles Große und Denkwürdige der Geschichte in seine Gesänge einschließen möchte." Und all diese vielfarbigen Fäden spinnt der Dichter ebenso in seine Dramen hinüber, die durchwegs geschichtliche Stoffe behandeln: „Catilina", „Die Walkyren", „Violante", „Der Doge Candiano", „Berthold Schwarz", „Macalda". Nur läßt sich die Geschichte im Schauspiel nicht bloß wie ein Bild in einen Rahmen fassen, sondern sie muß sich da in scenisches Leben, in Bewegung und fortschreitende Handlung lösen. Hohe, dichterische Bedeutsamkeit durchdringt überall das historisch-dramatische Geisterreich Hermann Linggs; so namentlich sein Drama „Berthold Schwarz", mit den großen, kühnen Konturen der Charakterzeichnung des Helden. Aber es gelingt dem Dichter doch auch wieder im engeren Bereich das dramatisch Lebendige zu erfassen: so in dem Schauspiel „Die Bregenzer Klause" (1887), das sich eines bedeutenden Bühnenerfolges zu erfreuen hatte. Die Handlung spielt in den letzten bangen Stunden des dreißigjährigen Krieges; die Seenerie am Bodensee faßt gleichsam zwischen ihren Coulissen das große Weltereignis ein, und das Einzelbegehnis eines erschütternden Familiendramas tönt im großen Völkerschicksal aus.

Gelehrte Dichter, in Litteratur- und Kunststudien heimisch, kommen beim Übergang zu dramatischen Versuchen leicht in Gefahr, ihre Sujets mehr nach Kennerart geistreich-subtil, als energisch und wirkungsfähig zu fassen und durchzubilden. Das kulturgeschichtliche Drama, dessen Stoff von einem ganzen Gewebe komplizierter Beziehungen umsponnen ist, wo es überhaupt auf die Darstellung des Zeitalters mehr ankommt, als auf die Entwicklung der Handlung, ist so recht eine Amateur-Aufgabe im höheren und besten Sinne. Adolf Friedrich Graf v. Schack, ein durchaus vornehmer Forscher und Poet, fühlt sich zunächst zu derartigen Aufgaben hingezogen; so in seiner Tragödie „Heliodor", welche das späteste Hellenentum und das Christentum im Kampfe gegenüberstellt, mit dem Rächer Alarich im Hintergrunde — dann im „Kaiser Balduin", der uns wieder in die ganze Breite des Zeitbildes der Kreuzzüge versetzt.

Auf der anderen Seite stünde wieder ein oder der andere Dramatiker, der wohl Lust und Willen hätte, direkt auf das Ziel loszugehen, dem es auch an Beobachtungsgabe, an Menschenkenntnis, sowie an psychologisch erratendem Blick für das Denken und Handeln früherer Zeiten eben nicht fehlen würde — wohl aber an der Beachtung der technischen Bedingungen, ohne welche ein Drama für den Bühnengang nicht auf die Beine gebracht werden kann. Heinrich Kruse, der eine erstaunliche Universalität im eifrigen Dramatisieren der verschiedensten Geschichtsstoffe an den Tag legt, nimmt eine ganz spezielle Stellung in unserer neuesten Litteratur ein. Da er selbst früher Journalist und Leiter einer großen Zeitung war, stellt er in seinen Stücken die Staatsfragen allzu sehr in den Vordergrund, ohne das weise Wort Lessings zu beachten, daß im Drama der Staat ein zu abstrakter Gegenstand für unsere Empfindung sei. Als Charakteristiker durchaus bedeutend, durch scharfe knappe Wahrheit und grundbiete poetische Einblicke oft überraschend, dabei durch eine gewisse rauhe, gesunde Frische der Schilderung eigenartig anregend, nimmt er unser ganzes Interesse in Anspruch; aber die Abenteuerlichkeit seiner Komposition — wohl auf der eigensinnigen Meinung beruhend, daß alles Historische ohne Unterschied kurz und klein dramatisiert werden könne und müsse — hält seine Stücke der Möglichkeit der Bühne fern. Es verursacht ihm keine Bedenken, in rapider Hast die Ereignisse mit beiden Händen vorzuschieben und ganz Lebensläufe und Regierungszeiten in wenige Akte zusammendrängen; aber so stoßweise und hastig sich die Handlung anrollt, die entscheidenden Dialoge und Peripetien finden wir fast überall wohl vorbereitet und hervorgehoben. Und welch reizende genrebildliche Züge, nur gelegentlich angebracht, beleuchten oft einen ganzen Lebenshintergrund! Wie ich schon bemerkte, umfaßt

Digitized by Google

die Produktion Kruses ein weites Stoffgebiet der Geschichte; das antike Rom, das frühere Byzanz im Zeitalter des Pansanios von Sparta, Pavia in der Longobardenzeit, das mittelalterliche Venedig, Regensburg und Halle in der Reformationszeit, weiterhin Stralsund, Lübeck, Kopenhagen, Stockholm sind abwechselnd Schauplatz seiner Stücke. Je nördlicher aber der Breitegrad derselben, desto intimer wird die Charakteristik, desto feiner empfunden sind die einzelnen Züge. Die Scene z. B. im „König Erich", in welcher derselbe, toll geworden von verschiedenen, im Blutüberdrang verübten Greueln, nach langem Umherschweifen in Wald und Gebirge mit Karin zusammentrifft und durch den Zauber ihres Wesens, der frisch und kräftig ist wie die Natur selbst, geheilt und aufgerichtet wird, gehört zu den reinsten Perlen der modernen Dichtung. — Sehr beachtenswert in der Richtung nach dem Charakteristischen hin, aber oft zu tief in historische Gelehrsamkeit eingetaucht, sind die Dramen von J. L. Klein, von denen Karl Frenzel (Berliner Dramaturgie, II. Band S. 359) eine so geistvolle und scharf bezeichnende Analyse giebt, daß es einfach genügt, darauf hinzuweisen.

Adolf Wilbrandt, der bei vielseitiger Bildung und ernsten poetischen Absichten zugleich die Gelenke des dramatischen Organismus genau kennt, ist Fachmann des Bühnendramas. Er entwirft seine Aufgaben und und gestaltet sie aus nach bühnengemäßen Bedingungen. Unter den Dramatikern der Gegenwart, welche an ihren höheren Intentionen festhalten, ist er der einzige, welcher den Einfluß auf das Theater, das doch eine künstlerische Lebensmacht ist, keinen Augenblick verloren hat. Es ist nicht nötig, seine historischen Dramen an dieser Stelle besonders hervorzuheben, da sie ja als Thatsache der modernsten Theatergeschichte wiederholt das öffentliche Urteil beschäftigten. — Paul Heyse, der so manche freundnachbarliche Beziehung des Talentes zu Wilbrandt hat, fand weniger nachhaltiges Glück auf der Bühne. Sein „Haus Lange", eine halbhistorische Dorfgeschichte mit dem Hintergrund einer kleinstaatlich derben Hofintrigue, hält sich trefflich — der prächtige Bauer findet stets schauspielerische Unterstützung; auch „Graf Königsmarl" schritt häufiger über die Bretter. Seine Helden von höherem poetischem Adel — vom „Kaiser Hadrian" bis auf den klassisch-edlen „Alkibiades" zurück — konnten das Theater nicht wohl gewinnen. Heyse verfügt als echter litterarischer Künstler völlig über die dramatische Form, aber zunächst über die Form als solche — nicht immer über das richtige Kräfteverhältnis in den Wirkungen. Albert Lindner, der den ganzen schriftstellerischen Leidenskelch bis auf den letzten bitteren Tropfen geleert und am 4. Februar d. J. im Irrenhause gestorben ist, hat mit seinem „Brutus und Collatinus" die Laufbahn der Theaterproduktion vielversprechend begonnen: er trat mit starkem Temperament und viel Wagelust an seine Aufgabe heran, immer mit dem Blick auf die wirkliche Bühne, und gewann mit der „Bluthochzeit" einen bedeutenden Effekt nach außen hin. Bekanntlich hat die Inszenierungskunst der Meininger aus der Vorführung dieses Trauerspiels eine ihrer Hauptleistungen gemacht. Überhaupt fällt — dies kann man sich nebenher notieren — die eine Hälfte der Durchschnittswirkung des historischen Dramas (soweit es bühnenfähig ist) in das Rhetorische und Deklamatorische der „edlen" Sprache, die andere in das Kostüm und in das malerische Scenenbild. Rudolf Gottschall hält sich zuvörderst an die Pflege der Diktion bei glatter Form und einer sonst konventionellen Charakteristik. Seine historischen Trauerspiele haben bei der Zierlichkeit ihrer versificierten Bildersprache doch nicht völlig die überzeugende Kraft für eine feste Bühnenexistenz: dagegen behauptet sich sein historisches Lustspiel „Pitt und Fox" mit unverwüstlichem Erfolg. Felix Dahn, dessen eigentliche, so wirksam beherrschte Domäne der historische Roman ist, hat sich nebenher bei den Westgoten mit seinem „König Roderich" auch dramatisch eingefunden. Julius Grosse und R. Prölß widmen sich mit Eifer der historisch-dramatischen Produktion, Bodenstedt wurde wohl durch seine vielfache Beschäftigung mit der russischen Litteratur von dem Anreiz erfaßt, versuchsweise auch russische Geschichtsstoffe zu dramatisieren. — Die Österreicher haben zu der Historie, wenn ich so sagen darf, ein weicheres Verhalten: der Stoff muß ihnen für das Gefühl und den Affekt zurechtliegen, die Charakteristik pflegt weniger ihre starke Seite zu sein. Franz Nissel, der auch in diesen Blättern die wohlverdiente Würdigung fand, hat sich mehrfach mit reiner Empfindung und edler dichterischer Leidenschaft solchen Stoffen aus der Geschichte zugewendet, zu denen ihn ein subjektives Interesse hinzog; insbesondere brachte ihm sein Trauerspiel „Agnes von Meran" ehrende Anerkennung. Hamerling ließ nur einige Funken seiner glänzenden Begabung ins modernhistorische Drama hinübersprühen. Josef v. Weilen ist als Dramatiker mehrfach auf historischen Pfaden anzutreffen, und sucht seinen Stoffen den theatralischen Eindruck abzugewinnen. Ferdinand v. Saar sand mit seinem „Hildebrand" und „Heinrich IV." Freunde in der Leserwelt und that mit dem holländischen Stück „Die beiden de Witt" auch einen Schritt auf die Bühne. — Der bayrische Dichter Martin Greif, der als Lyriker eine hervorragende Stelle einnimmt, sucht gleichfalls — von seinem dänischen Trauerspiel „Gorkz Ulfeldt" an — die Schanze des Theaters mit edel intentionierten Dramen der historischen Gattung zu gewinnen, was ihm auch mehrfach mit schönem Erfolge gelang. Ernst v. Wildenbruch, ein energisches Talent von entschieden norddeutscher Eigenart, hat ebensowohl das kriegerisch-nationale Heldenlied („Vionville"—„Sedan") wie das geschichtliche Drama mit entschlossenem Griff gefaßt; er stellt sich — meistens mit Bühnenerfolg — in den historischen Dienst ältester wie neuester Zeiten und verbindet mit scharfem Theaterverstand das löbliche Streben nach kräftiger Charakteristik und wirksamer Scenenführung.

Gleichwohl sind solche Erfolge, obschon sie eine litterarisch-freundliche Gesinnung mit Befriedigung konstatiert, selten von dauernder Nachwirkung. Nur das Litterarischlebendige, das aus triebfähigen Entwicklungskeimen des Zeitalters hervorgegangen ist und mit dem Lebendigen der nationalen und gesellschaftlichen Zustände sichtlich zusammenhängt, kann fort- und nachwirken. Die geschichtliche Dramatik aber ist eine stillstehende Gattung. Mit den Stimmungen der verschiedenen Litteraturepochen verändert sie wohl ihre Färbung, aber nicht ihren Charakter.

So läßt sich denn auch die neuere Produktion auf

Digitized by Google

dem Gebiete des historischen Dramas nur statistisch gruppieren. Ich versuche es hier — ohne den geringsten Anspruch auf Vollständigkeit — bloß die Probe einer solchen Litteraturstatistik zu geben. Nebenbei bemerkt, sehe ich hiebei von dem biblischen Drama und jenem aus der späteren Geschichte Judäas ganz ab, weil dieses aus bestimmten litterarischen Gründen eine eigene Gruppe für sich bildet (allerdings mit den hochbedeutsamen Schöpfungen von Otto Ludwig, Friedrich Hebbel u. a.).

Griechisches Altertum (nur noch vereinzelt). „Alkibiades": Paul Heyse, Bauernfeld. „Timandra": Graf v. Schack. „Das Mädchen von Byzanz": Heinr. Kruse. „Der letzte Grieche" (Philopömen): Julius Grosse.

Römerstücke und Verwandtes. Zeit des alten Königtums und der Republik. „Die Sabinerinnen": P. Heyse. „Brutus und Collatinus": Albert Lindner. „Die Fabier": Gustav Freytag. „Gracchus der Volkstribun": Adolf Wilbrandt. „Gajus Gracchus": Otto Franz Gensichen. — Aus den Nebenländern der römischen Welt: „Sophonisbe" (ehedem ein Konkurrenzstoff, bearbeitet von Geibel, Herm. Hersch, Prölß). „Perseus von Macedonien": Fr. Nissel. Aus der Krisis der Republik: „Catilina": Herm. Lingg, Ferdinand Kürnberger. „Brutus": H. Kruse. — Aus der Cäsarenzeit: „Tiberius": Julius Grosse. „Arria und Messalina": Wilbrandt. „Nero": Wilbrandt. Martin Greif. „Kaiser Hadrian": Paul Heyse. „Zenobia": J. L. Klein. — Byzantinisch: „Heliodora" (Zeit des Kaisers Justinian): J. L. Klein.

Altgermanisch. „Ariovist" (auf Grundlage von Cäsars bellum Gallicum): Ludwig Wisser.

Westgoten, Longobarden ꝛc. „König Roderich" (Westgotenreich 711): Felix Dahn. „Alboin und Rosamunde": H. Kruse, Elgar v. Dalwig. Fr. W. Schuster ꝛc.

Frühestes Mittelalter, deutsche Kaiser und Könige (10.—14. Jahrh.); Kreuzzüge ꝛc. „Die Merovinger": Detlev v. Liliencron. „Die Karolinger": Ernst v. Wildenbruch. „Thassilo, Herzog von Baiern": Ferd. v. Saar. „Graf v. Hammerstein" (Zeit Kaiser Heinrich II.): Ad. Wilbrandt. „Maria" (Otto III. und die Gattin des Crescentius): J. L. Klein. „Hildebrand" — „Heinrichs Tod": Ferd. v. Saar. „Heinrich IV." und „Heinrich V.": Fr. Roeber. „Kaiser Balduin": Graf v. Schack. „Staufen und Welfen": Alb. Lindner. „Heinrich der Löwe" — „die Pfalz am Rhein": M. Greif. „Ludwig der Bayer": P. Heyse. „König Albrecht": J. L. Klein. „Johann von Schwaben": J. Grosse.

Epoche Kaiser Maximilians I.; Reformationszeitalter; dreißigjähriger Krieg. „Die Brautfahrt, oder Kunz von der Rosen": G. Freytag. „Franz v. Sickingen": L. Rellstab, Lassalle, Bauernfeld u. s. f. „Moriz von Sachsen": Rob. Prutz, Ernst Wichert, H. Kruse u. a. „Friedrich von der Pfalz" (der Winterkönig): Julius Grosse. „Bernhard von Weimar": A. Gottschall. „Edda": J. v. Weilen. „Die Bregenzer Klause": Hermann Lingg.

Spanische Stoffe: „Juana von Castilien" (Witwe Philipps des Schönen): Wilhelm Jensen. „Don Juan d'Austria": Julius Mosen, G. zu Putlitz, Albert Lindner. „Antonio Perez": Gutzkow, Bauernfeld. (Das Stück des letzteren ist betitelt „Im Dienste des Königs").

Italienische Geschichte. „Der Doge Candiano": Herm. Lingg. „Marino Faliero": Albert Lindner, Murad Effendi, Martin Greif. „Der Doge von Venedig" (Francesco Foscari): Oskar v. Redwitz. „Cola Rienzi": Julius Mosen, Grosse. „Machiavelli": Elise Schmidt. „Giordano Bruno": Ad. Wilbrandt.

Französische Geschichte. „Die Bluthochzeit": Alb. Lindner. „Maria Medici": „Lynnes": „Richelieu": J. L. Klein. „Graf Horn": J. v. Weilen.

Geschichte Englands und Schottlands. Angelsächsische Zeit: „Egleva, Königin von England": Dr. Fr. Lubdorff. „Harold": E. v. Wildenbruch. — Spätere Epochen: „Der Prätendent von York": Alfred Meißner. „Thomas Morus": v. Redwitz. „Graf Esser": Laube. „Strafford": J. L. Klein. „Die Kavaliere": G. v. Meyern. „Montrose": Laube.

Burgund, die späteren Niederlande. „Karl der Kühne": L. Rellstab, Melchior Meyr. — „Das Haus Oldenbarneveldt": Fr. v. Dingelstedt. „Die beiden de Witt": Ferd. v. Saar.

Die Hansa, Pommern ꝛc. „Wullenwerber": Gutzkow, H. Kruse. „Raven Barnekow": Heinr. Kruse.

Skandinavische Geschichte. „Erich XIV. von Schweden": Prutz, H. Kruse, K. Koberstein, J. v. Weilen. „Corfiz Ulfeldt, der Reichshofmeister von Dänemark": H. Kruse (unter dem Titel „Der Verbannte"), Martin Greif. „Carl XII.": Gottschall.

Russische Geschichte. „Demetrius" (teils selbständig, teils als Fortsetzung des Schillerschen Fragments): Friedrich Hebbel, Laube, Bodenstedt, Hermann Grimm, Otto Sievers. „Peter der Große und sein Sohn": Elise Schmidt. „Alexei": H. Kruse. „Katharina II.": Alb. Lindner.

Frauendramatik. (Ein höchst ausgedehntes Gebiet in der dramatischen Stoffwahl, die historischen Frauenschicksale der verschiedensten Zeitalter umfassend.) „Drahomira": J. v. Weilen. „Agnes von Meran": Franz Nissel, Pawlikowsky. „Agnes Bernauer": Melchior Meyr, Fr. Hebbel. „Philippine Welser": Oscar v. Redwitz. „Inez de Castro": Murad. „Isabella Orsini", „Parisina", „Maryna": Mosenthal. „Johanna Grau": Roderich Anschütz u. a. „Katharina Howard": R. Gottschall, Prölß. „Maria Stuart in Schottland": M. v. Ebner-Eschenbach, v. Wartenegg u. a. (Die poetischeste Fassung, ebenso reich an Charakteristik wie an Kolorit, von Björnson). „Christine, Königin von Schweden": G. Conrad (Prinz Georg v. Preußen). „Arabella Stuart": R. Gottschall.

Das französische Revolutionsdrama fand weiter über Büchner hinaus seine Fortsetzung, ebenso die Napoleon-Dramatik. „Die Girondisten": Griepenkerl. „Napoleon auf St. Helena": derselbe. „Josefine": L. Eckardt. „Danton und Robespierre": Hamerling. „Robespierre": Otto Fr. Gensichen. „Die Göttin der Vernunft": Paul Heyse. Dann folgt noch ein „Mirabeau" von Murad. Für die „Madame Roland" interessieren sich mehrfach unsere litterarischen Frauen: M. v. Ebner-Eschenbach. M. Kalitsky.

Preußische Geschichte, Hohenzollern-Dramen: gleichfalls eine ansehnliche Gruppe. „Der Kurprinz": Alb. Lindner. „Das Testament des großen Kurfürsten": v. Putlitz. „Prinz Friedrich": Laube u. s. w.

Digitized by Google

Schließlich: der deutsche Befreiungskampf. „Ferdinand v. Schill“: Gottschall. „Colberg“: P. Heyse. „Väter und Söhne“: E. v. Wildenbruch ꝛc.

Bei dieser obenhin skizzierten Überschau geht uns nahezu der Atem aus. So viel herandrängender, mit historischer Begierde aufgegriffener Stoff, und verhältnismäßig so wenig der beherrschenden, dramatischen Form! Es ist dies nur ein beiläufiger Blick auf die Schichtenlagerungen des historischen Dramas in der letzten Zeit. Wir stehen da erstaunend vor einer ganzen geologischen Gebirgsformation unserer Litteratur, in welcher das „Todliegende“ entschieden überwiegt. Kostbare Metalladern streichen durch das Gestein, aber das poetisch Bedeutende tritt nur kristallinisch-blitzend, nicht organisch lebendig hervor. Eine eigenartige, litterarisch-elegische Stimmung ergreift uns, wenn wir diese ungeheure, mit gutem Glauben unternommene und unermüdet fortgesetzte Sammelarbeit betrachten.

Welche Überproduktion! Was für ein verhängnisvoll reger Eifer, ein Schattenreich zu bevölkern, den Hades der deutschen Litteratur zu überfüllen! Und dieselben Erbfehler wiederholen sich aufs neue, nur selten hat der Nachwuchs aus den Mißerfolgen der Vorgänger eine Lehre und Warnung gezogen. Immer fast dasselbe Übergewicht des Stoffes über die Form, das gleiche Schwanken zwischen dramatisierter Historie und eigentlichem historischen Drama; stets wieder die in edler Jambensprache dünnflüssig gemachte Politik mit antiquierter, moderner Deutung. Dazu auch meistens in gleicher Art das auf die Staatshandlung ungeschickt gepfropfte Liebesverhältnis, da ja ohne Liebe das Drama nach altem Herkommen nicht aufkommen kann; selbstverständlich muß die Geliebte dann auch Politik mitbetreiben, in entscheidenden Wendepunkten hat sie hellsehende Eingebungen u. s. f. Es kann nicht oft genug betont werden: die Macht der dramatischen Dichtung liegt lediglich in der vollen Ausgestaltung der Individualität. Der Historiker mag uns vorführen, wie sich die Zustände und Dinge im Zeitlauf entwickelt haben; er soll die agierenden Personen der Epoche, als mit diesem Hintergrund zusammenhängend, in verschieden abgestuftem Relief hervortreten lassen. Für den Dichter, der sich seiner Aufgabe klar bewußt ist, kann nur die Persönlichkeit als solche interessant sein, die nicht mehr bloße historische Reliefligur ist, sondern von jenem Hintergrunde in voller plastischer Selbständigkeit sich lostrennen läßt. So allein kann sie das Prosenium der lebendigen Bühne beherrschen und frei auf ihm wandeln; alles Zuständliche, was in das breitere Zeitbild fällt, steht hinter ihr nur wie ein Prospekt, wie eine gemalte Tapete. Freilich ist jenes Lostrennen vom Hintergrunde ein weiterer Prozeß der poetischen Personenbildung, ein Geheimnis des genialen Schaffens. Stets haben sich nur solche historische Dramen als bewährtes Erbgut im Repertoire erhalten, deren Helden oder Heldinnen jene höchsten Qualitäten des Persönlichen besitzen; das Enthusiastische, Glänzende, selbstbewußt-Imponierende, sympathisch-Rührende der Persönlichkeit sichert einem Marquis Posa, Egmont, Wallenstein, einer Maria Stuart für immer die wirksame Bühnenexistenz. Wieder einmal hat der Praktiker, der das Drama vom Standpunkt des Schauspielers und Regisseurs ansieht — ich meine E. Devrient — darin recht, wenn er sich über die endlosen Schreibe-Exercitien im historischen Drama ziemlich unwirsch so vernehmen läßt: „Das menschlich nahe, individuelle Interesse aus den umfänglichen historischen Vorgängen hervorzukehren, die dramatische Hauptbedingung zu erfüllen, daß wir die Vorgänge durch die Charaktere regiert sehen, nicht diese durch jene, diese schwere Aufgabe bei historischen Stoffen ist nur den größten Dichtern gelungen. In fast allen historischen Dramen aber der letzten 25 Jahre — und es sind deren unendlich mehr geschrieben als aufgeführt worden — ist ein großer Schatz von Kenntnissen, Geist, auch Poesie an diese verfehlten Arbeiten aufgeopfert; in fast allen sehen wir das Drama nur als dienende Form der Historie; selten bemächtigt sie sich ihres Gegenstandes, sie unterliegt ihm meistens. In der epischen Breite der Thatsachen büßen diese Stücke die dramatische Kraft, das individuelle Leben ein; beängstigt von der Fülle des Begebenheitlichen nehmen die Dichter ihre Zuflucht zu einer Aneinanderreihung von schildernden Scenen, die immerhin nur abgerissen erscheinen, und weil sie die lang und eng verflochtene Motivierung eigentlich historischer Resultate damit verletzen, das Stück nun ebenso unhistorisch machen, als es undramatisch wurde ....“ (Geschichte der deutschen Schauspielkunst V. Band S. 254). Dies ist 1874 geschrieben und gilt ganz uneingeschränkt nur von dem dramatischen Dilettantismus und unternehmendem Anfängertum, welches beinahe ohne Ausnahme historisch debutiert. Aber auch weiter aufwärts, in den berufenen Kreisen der Litteratur, giebt die allzu einseitige Beschäftigung mit dem Geschichtsdrama, das man stets mit dem Begriff des „Dramas der höheren Richtung“ identifiziert, zu berechtigten Bedenken Anlaß. Man will vornehm sein und wird darüber unlebendig — und zuletzt büßt man den unschätzbaren Vorteil ganz ein, durch die Macht des Schauspiels auf das gegenwärtige Leben thätig und bewegend einzuwirken. Die Art, wie Schiller die Geschichte dramatisch faßte, hatte wahrhaft aktive, vergegenwärtigende Kraft: jetzt ist dies trotz aller falschen, modernen Rückspiegelungen in die Vergangenheit zurück ganz und gar anders geworden. Wenn A. W. Schlegel in dem früher einmal citierten Brief an Fouqué das Geschichtsdrama, namentlich das nationale, als die rechte Einkehr ins volkstümliche Leben, als Bethätigung einer wachen, unmittelbaren, energischen Poesie ansah, so ist es längst schon wieder ein der Wirklichkeit gegenüber isolierteś Traumreich und Schattenspiel geworden. Mit Besorgnis nehmen wir wahr, daß gerade unsere edelsten, berufensten Dichter fortfahren, sich jener historischen Rückschau hinzugeben, statt daß sie sich dem Studium der Beobachtung und Darstellung des wirklichen Lebens der Nation und der Gesellschaft zuwenden würden. Wo ist bei uns jenes Schauspiel, welches nach der wohlerwogenen Forderung weiland des Dänenprinzen Hamlet dem Körper unserer Zeit den Abdruck seiner Gestalt zeigen würde? Ein allergeringster Bruchteil unseres realen Daseins, der Welt, in der wir schwimmen und ringen, mit ihren Existenzformen, ihren charakteristischen Typen, ihren problematischen Zuständen und sozialen Konflikten ist bis jetzt in der deutschen Dramatik höchst vereinzelt und dürftig genug zu erfragen; unser lahles Lustspiel wiederkäut unablässig die alten Theatertraditionen, ein eigentliches deutsches Gesellschaftsdrama besitzen

Digitized by Google

wir kaum in rudimentären Anläufen; wir lassen uns von den Pariser Dramatikern ihre Gesellschaft haarklein auf unserer Bühne erklären, ohne selbst dramatisch nachzuforschen, wie es bei uns zu Hause steht. Es wäre Zeit, daß unser Drama endlich zu dieser Einkehr, die vor allem not thut, gelangen möge; dann fänden sich noch immer Mittel und Wege, um von der neugewonnenen Lebensgrundlage aus höhere Formen der Auffassung und Darstellung zu gewinnen. Heutigentags liegt es daran, über das historische Jambendrama hinauszukommen, sowie es in der Zeit Lessings galt, durch den Lebensinhalt des bürgerlichen Dramas die heroische Alexandrinertragödie aus dem Felde zu schlagen. Die Jamben an sich wären nicht schlimm: aber ihr Gehalt ist allmählich so konventionell ausgehöhlt, wie dazumal die Antithesen der Alexandriner. Die deutsche Dramatik hat mit all den historischen Kaisern, Königen, Kurfürsten so viele gute, kostbare Zeit zugebracht, daß sie nun gut thäte, den Menschen der nächsten Umgebung schärfer ins Gesicht zu sehen. Der echte Idealismus wird darum nicht in die Brüche gehen, sobald sich die Poesie mit ernster starker Empfindung in der gegenwärtigen Gestalt des wirklichen Daseins zu orientieren sucht.

Ungedruckte Briefe von Adelbert von Chamisso.

Mitgeteilt von **Ernst Roßmann.**

II. (Schluß.)

Am 19. November 1833 schreibt Otto Specter aus Hamburg an den Dichter:

„Lieber Herr von Chamisso.

Durch Ihr gütiges Vorwort ist mir von der Weidmannschen Buchhandlung der ehrenvolle Antrag geworden zu Ihren Gedichten Zeichnungen zu liefern, doch sollen sie im Januar vollendet seyn, dieses ist mir unmöglich, da meine Zeit bis Anfang des neuen Jahres schon ganz in Anspruch genommen ist, ich habe deshalb an die Buchhandlung geschrieben und wage jetzt an Sie die Bitte, da ich weiß daß Sie dazu thun können, daß ich bis zur Ostermesse Zeit gewinne. Sehr leid sollte es mir seyn, wenn aus der Sache nichts würde. Den „Bekker" habe ich noch etwas abgeändert, zur „Vergeltung" und „Salas y Gomez" habe ich Zeichnungen liegen. Kürzlich las ich Ihren „Faust" mit großer Bewunderung. Noch mit vieler Freude denke ich an die Tage zurück da ich Sie sah. Bitte grüßen Sie Ihre Frau Gemahlin wie auch Director Hitzig und Sohn und Dr. Kugler und Frau.

Mit aufrichtiger Hochachtung
verbleibe ich ergebenst
Otto Specter."

Chamisso begleitet den Brief mit folgenden Bemerkungen:

„Es ist mir desto unmöglicher mich in die Sache zu mischen, da ich nicht weiß, wovon die Rede ist; ich sende Ihnen den Brief zu, und das scheint mir alles zu sein, was ich kann, darf und soll. Ich setze übrigens voraus, daß wir alle die Bilder gern hätten.

War denn die Rede von Zeichnungen, die erst anderweitig gestochen oder radirt werden sollten? oder eben von Steinzeichnungen, wie im Fabelbuch, die ganz fertig aus seiner Hand hervorgehen sollten, — in diesem Falle könnte man sagen: so viele wie bis zu dem und dem Tage fertig werden.

Sie sagen mir wohl gelegentlich einmal, wie die Sache abgelaufen ist.

Ich bin immer ein schleichender, hustender, fröstelnder Herr, der zu gar nichts zu gebrauchen ist.

Leben Sie recht wohl.

22. Nov. 1833. Ad. v. Chamisso.

P. S. In einem Bilde scheint mir der Schluß von „Woinarowski" sich vor allem zu eignen, — Ich sehe es immer im Geiste von Lessing behandelt."

Daran sei ein Schreiben vom 4. März 1834 gereiht:

„. . . Wir sind also nicht vergessen! Ich lasse die Einlagen reden, die ich Ihnen sogleich schicke, direct zur Post, damit keine Zeit verloren werde, Specter seine Zeichnungen bald wieder erhalte, und sich nicht beschweren könne; man habe ihn aufgehalten. Ich bin mit den Zeichnungen sehr wohl zufrieden!

Ich habe 100 Rthlr. auf Rechnung des Honorars richtig erhalten. — Indem ich herzlich danke, muß ich doch hoffen, daß Sie nicht den Mißmuth und die Ungeduld, die ich über Specter, von dem ich die Sache ziemlich vergessen glaubte, an den Tag gelegt, nicht also mißdeutet haben werden. Ich wenigstens dachte nur an meine Verse, bei der befürchteten Verzögerung ihres Erscheinens.

Nächstens wieder eine Sendung Dichter, viel gutes läuft nicht ein. Habe ich Sie schon gebeten, den Tiro, den Sie, meine ich, unter seinem wahren Namen kennen, oder gar persönlich, zu ermuntern sich zum Musenalmanach einzustellen; nach dem einen Lied erwarte ich Gutes von ihm, und Besseres als selbst besagtes Lied war. Der Ton, die Anklänge darin, sind unverbesserlich. Er muß nur deutlicher erzählen, daß man wisse woher und wohin.

Noch einmal gute Gesundheit!"

Unterdessen rückt der Druck der zweiten Auflage der Gedichte vor. Am 22. März 1834 schickt Chamisso ein neues Gedicht mit folgenden mysteriösen Worten:

„Ich bitte beikommendes Curiosum an seinen Ort in meiner Gedichtsammlung einzuschalten, falls nähmlich es noch Zeit ist; sollte es zu Spät sein wollen wir sehen, ob es noch jungfräulich in den Musenalmanach anlangen kann.

Meine Muse ist in Requisition gesetzt worden, ich habe mich so klein gemacht, wie ich nur gekonnt, es hat nichts geholfen, ich habe müssen Freiwilliger werden. — Ich habe dieses Stück Arbeit eingereicht, und hätte gar gern die Herrn gesehen, sich hinters Ohr kratzen, wie sie das blaue Wunder sich beschaut. — Sie haben's

Digitized by Google

seit bald 14 Tage und sind wohl noch zu keinem Entschluß gekommen, denn mir ist der Empfang noch nicht gemeldet worden. — Ich werde seiner Zeit berichten, was daraus geworden, zumal wenn es lustig ist.

Leben Sie recht wohl."

Das Curiosum war „Stimme der Zeit. Zur Jubelfeier des Königlich Preußischen Staatsministers Grafen von Lottum. Am 9. April 1834.", nach dem poetischen Hausbuch im März 1834 gedichtet. Deutlich beweist das auch der folgende Brief (vom 1. April s. u.) und ein verschollener (ebenfalls an Reimer), von dem mir ein Excerpt von Palms Hand vorliegt. Es lautet: „4. April ... Ich bin zum Jubilar von Lottum eingeladen, und mein Gedicht soll gedruckt und benutzt werden. — Etliche Wörter sind auf Begehren von mir geändert worden, das ging leicht und glatt, es war daran nichts verloren. Aber! aber! ein Hauptstein des Anstoßes! „Der Throne morsch gewordenes Holz"? — so wollen wir das Gedicht in's Feuer werfen — das nicht, aber können Sie denn nicht etwas andres an die Stelle bringen — Nein, aber doch, nur vielleicht etwas kräftigeres — Nun denn so wollen wir es wagen — Es schadet übrigens nicht, daß es mit andern Lesarten unter meinen Gedichten stehen wird."

Der folgende Brief, datiert „Am Osterdienstag den 1. April", schließt sich dem Datum und Inhalt nach hier an:

„Unsren herzlichsten Gruß zuvor! Ich eröffne meine bereits versiegelten Depeschen, und verwechsle das an Sie geschriebene gegen diese Zeilen. So ist doch alles in Ordnung und geht vorwärts, ich habe Ihnen nur meinen Dank zu sagen. Erhalten Brief vom 25./3. nebst Aushängebogen bis 20 inclusive und eine Partie Dichter. 42. Grippenkerl, ist mit einer frühern Sendung an Schwab gegangen, der eigenhändig den [sic] Todesurtheil unterschreiben soll. — Nachträglich wird die Adresse berichtigt unter welcher die Rückendung von Stuttgart oder Leipzig aus geschehen soll. Ich habe schon wieder eine Partie Dichter auf den Hals bekommen. Sobald ich mit meinem Assistenten Schöll*) einen Gerichtstag abgehalten, erfolgt meinerseits eine neue Sendung. — Schöll liefert dieses Mal keine Beiträge, doch theilt er redlich mit mir und für Schwab die ganze Last. — Ich empfehle ihn Ihnen gelegentlich zu einer Artigkeit. — Ich berechne, daß meine Gedichte höchstens noch 4 Bogen erfordern werden? — Lottum ist wohl schon abgedruckt? — Der Tag ist der 9te und nicht der 8te April. Das ist übrigens Deutschland und meinen Deutschen Lesern ganz gleichgültig, und wird auf keine Weise verbessert, wenn es einmal gedruckt ist. Leben Sie recht wohl. Mit aller Liebe."

Der Inhalt verweist den folgenden Brief, „20. April, datiert, in dasselbe Jahr, 1834:

„ ... Ich kann nur unterschreiben, was Sie von den Bildern sagen. — Der gute Specter scheint, um nur fertig zu werden, in aller Eile gepfuscht zu haben. — Und in der Technik, wie weit hinter den ersten zurück! — Hitzig wird am 1. May eine Reise durch Deutschland antreten. Es würde mir und ihm sehr lieb und könnte auch Ihnen nützlich sein, daß er meine Gedichte mit sich habe. Könnten ein paar Exemplare (an den Bildern ist nichts gelegen) vor dem Ersten fertig sein, so würden Sie mich verbinden mir solche direkt zur Post zu senden.*) Anbei für den deutschen M. A. 1) Eine Sendung an Schwab, 2) Eine Partie Todte zu bestatten ... Sobald Rückert einlänft, kann der Druck beginnen. Ich denke wir werden das Nähere besprechen und beginnen, — wenn Sie von der Messe zu Athem kommen. — Mein Lottum steht besser in meiner Sammlung, als beim Feste unter anderem Schund und mit Varianten von Pomowitz. Ein Gedicht von Bohringer oder Orion Julius hätte dieselben Dienste gethan und hiemit Punktum. Gute Gesundheit und gute Messe!"

Das sich hieran schließende Briefchen ist nur „Dienstag" datiert:

„Ich danke herzlichst für die bei guter Zeit eingetroffenen zwei Exemplare meiner Gedichte. Sie sind schon in die Welt gegangen, um den guten Leuten wo möglich Lust zu machen. — Sie schicken wohl ein Exemplar an Schwab! Ich bitte Sie eines an Holtey nach Breslau von meinetwegen zu übersenden. — Es ist eine Schuld, der ich mich nicht entziehen kann. Die andern Anwesenden werden wohl leer ausgehen müssen, da ich mehrere Exemplare nach England, Frankreich und Amerika schicken werde, als mit der ersten Ausgabe der Fall gewesen ist ... Betrübt ob die [sic] böse Krankheit, die Karl's Häuslichkeit zerstört, und selbst immer nicht wohl in aller Liebe und Anhänglichkeit."

Ein Blättchen vom 13. Juni 1834 berichtet den „völligen Abschluß des deutschen M. Alm. 1835," und bittet „die Krebse cum grano salis zuzurichten. Ich verstehe das nicht." Die Kunst, Unvollkommenes mit den nötigen Redensarten abzuwälzen, scheint dem Dichter doch nicht so ganz fremd gewesen zu sein, ein undatierter Zettel mit Chamissos Unterschrift giebt zu einigen Nummern folgende Weisung: „Hiezu ein höflicher Brief der Buchhandlung „—' Honorar kann nicht gegeben werden, doch zugleich so von der Menge des Vorrats u. s. w. daß ja das Manuscript nicht wieder komme mit der Bitte, ohne Honorar aufgenommen zu werden."

Unterdessen ist den Leipziger Freunden das Projekt aufgetaucht, eine Sammlung Chamissoscher Schriften zu veranstalten. Mit dem Dichter ist, wie wir hinlänglich bemerkt haben, leicht zu verhandeln — aber er ist nicht frei. Joh. Leonh. Schrag in Nürnberg, der erste Verleger des Schlemihl (1814), hatte ja 1827 eine neue Ausgabe desselben, mit den Kupfern nach Cruikshank und einem Anhang Gedichte, besorgt. Es beginnen die Verhandlungen mit Schrag, auf welche sich der folgende Brief vom 21. Juli 1834 bezieht:

„Einliegend zur gefälligen Beantachtung einen Brief von Schrag, den ich diesmal schnell abzufertigen wünschte, um einmal mit dem Geschäft zu Stande zu kommen.

Von dem ausgegangen, daß er von dem ihm der Billigkeit nach gehörenden Schlemihl nicht abstehen will, scheint er mir vernünftig und nicht unbillig; soll er eine theure Ausgabe des Schlemihl geben, so muß ihm auch die Zeit gelassen werden sie abzusetzen.

Ich bitte Sie bestimmt zu antworten, und mich

*) Adolf Schöll war damals auch fleißiger Mitarbeiter am Musenalmanach.

*) Pfingstsonntag 1834 (d. i. 18. Mai) fuhr Hitzig in der That schon auf der Mosel nach Cochem, wie wir aus einem Briefe Ludw. Braunfels' an Chamisso wissen.

Digitized by Google

in den Stand zu setzen, so wie es Ihnen recht ist abzuschließen."

Einem Schreiben vom 3. September 1834, die Versendung des Musenalmanachs betreffend, ist zu entnehmen, daß Chamisso neben vielen sonstigen für den Verleger angenehmen Eigenschaften auch die besaß, in Autor-Exemplaren äußerst anspruchslos zu sein.

„ . . . Ich behalte für mich die Aushängebogen, und bitte Sie mir gelegentlich das Bild, das ich nicht gern missen möchte, nach zu schicken.

1 Exemplar gebe ich meiner Frau.
1 meinem Redaktionsrath Schöll.
1 Neumann, der ihn recensirt.
1 Hitzig, der ihn ausposaunt.
1 Exemplar will ich für unvorhergesehene Fälle (England Frankreich oder Amerika) zurücke legen.

6 Exemplare will ich zu Ihrer Disposition zurückstellen und auf Ihren Befehl entweder Dümmler oder Reimer für Ihre Rechnung abgeben.

Leben Sie recht wohl theuerste Freunde. Ich denke Hirzel wird wohl jetzt zurück sein, mit mir will es noch nicht fort, ich versuche es, mich von Weintrauben zu nähren."

Einen tiefen Einblick in des Dichters Leben und Werkstatt, in die Verhandlungen über die geplante Sammlung seiner Schriften, in die neuen Pläne, die sich daraus entwickeln, gewährt uns der große Brief vom 22. Oktober 1834:

„Theuerste Freunde!

Ein kranker Mann, der physische und geistige Kräfte schwinden fühlt, bittet um Nachsicht.

Daß Ferrand eine Zeitlang vergessen worden, bin ich außer Schuld, Sie hatten ihn nicht auf der Liste derjenigen gebracht, die ich mit ihrem Exemplar versorgen sollte; auf die erhaltene Nachricht habe ich ihm sogleich das seine zugesandt. — und nun liegen noch 5 Exemplare M. A. 1835 auf meinem Tische zu Ihrer Verfügung.

Freund Schwab wird wohl für 1836 die Hauptarbeit übernehmen müssen und namentlich die, die ich drei Jahre hindurch gehabt habe. Das endliche Pressen der Masse in den engen Raum und das Zählen des Manuscripts nach Seiten und Bogen. — Ich begreife noch nicht, wie ich im letzten um 3 Bogen mich verrechnet habe. — Ich werde, wenn ich überhaupt noch da bin, wohl auf Reisen, auf dem Bade oder wo Gott will sein. Das Beste, was ich werde thun können, wird sein einen Stellvertreter zu stellen.

Ich habe auf meine letzten Briefe an Schrag um Zusendung von Manuscript keine Erwiderung erhalten. Erwartet wohl der Mann, daß ihm die begehrte Zusicherung gegeben werde? — Ich hoffte durch das Ihnen zugesandte Blatt die Sache erleichtert zu haben, indem ein vidi hingereicht hätte.

Ueber die zu erscheinende Sammlung müssen wir uns einmal besprechen, und die Gelegenheit wird wohl kommen. —

Die Gedichte und der Schlemihl liegen vor und erfordern keine weitere Arbeit. — Ein Märchen aus früherer Zeit*) kann auch, wenn es mir beim Wiederlesen zusagt, dazu genommen werden, wenn nicht, auch wegbleiben. — ich muß erst das Buch wieder anschaffen worin es abgedruckt ist (Erzählungen und Spiele von Varnhagen und Neumann). — Die Bemerkungen und Ansichten, erfodern Arbeit *) — Ich hatte die Idee, (die Ihnen gewiß auch zugesagt hätte) diese etwas wissenschaftlichen Denkschriften einer noch zu schreibenden Reisebeschreibung anzuhängen. Ich wollte eine Reisebeschreibung schreiben, wie sie nicht mehr Mode sind, leicht, rein menschlich, ein Capitel aus meinem Leben, von allem Wissenschaftlichen frei, nur der Mensch unter Menschen, der Dichter, der Denker, wenn Sie wollen, — aber den Botaniker, Geolog, Geograph u. s. w. ganz in die Bemerkungen und Ansichten verweisen. — Ich habe schon alte Papiere aus dem Staube geschüttelt, aber ich bin müde, sterbensmüde, und ich habe noch keine Feder angesetzt — wäre ich einmal in die Arbeit hinein gekommen, so würde es fördern — aber versprechen kann ich nichts, und am allerwenigsten jetzt — so wie ich bin. —

Gesammelte Werke könnten wohl in Lieferungen gegeben werden, und etwa zwei Bände Reisebeschreibung vor oder nach zwei Bänden Gedichte und Märchen?

Daraus, daß Sie bei unserm vortrefflichen Schrötter**) Zeichnungen zu dem Schlemihl bestellt, geht hervor, daß Sie eine Pracht- und theure Ausgabe beabsichtigen — könnte nicht wenigstens eine zweite wohlfeile Ausgabe, ohne Kupfer, damit verbunden werden? ich möchte gern, daß die Leute ohne so große Aufopferung zu dem Besitz meiner Werke gelangen könnten. — Das wollen wir auch zu seiner Zeit besprechen. — Ich wünschte auch, daß, wenn es möglich wäre, ich auch einiges bei der Sache verdienen könnte. — Ich sage es Ihnen ganz naiv, ich könnte es brauchen. —

Ein Freund, Schlippenbach, nimmt mich jetzt auf einige Tage auf sein Landgut mit. — Die Papiere zu meiner Reise sollen diese Reise mitmachen. —

Mehr kann ich vorläufig nicht versprechen. — Melden Sie mir aber, wie Ihnen die Idee gefällt, und machen Sie mir Muth, wenn Sie können — ich bin sehr versunken.

Zu dem deutschen Musenalmanach 1836 habe ich noch nur 2 Sonette. Mit alter Freundschaft reiche ich Ihnen meine schwache Hand."

Die Ausführung des neuen Projekts geht schnell vorau, im folgenden Briefe, vom 5. Dezember 1834, meldet Chamisso schon den Abschluß des ersten Kapitels. Dieser eigens durch die Post versandte Brief ist zugleich eine Teilnahmebezeugung für Karl Reimer. Die „böse Krankheit die Karls Häuslichkeit zerstört" (s. o. Anfang Mai 1834) hatte wohl jetzt ihr Opfer gefordert:

„Heute nur ein Wort, dem armen Karl die Hand zu drücken. — Ich weiß keine Worte zu machen, Worte

*) Adelberts Fabel (1806).

*) Diese waren als dritter Band des offiziellen Reisewerkes „Entdeckungs-Reise in die Süd-See und nach der Berings-Straße ꝛc. unter dem Befehle des ꝛc. Otto von Kotzebue. Weimar 1821" erschienen. Chamissos Vorrede ist datiert: Berlin, Dezember 1819. Mehrere dieser Aufsätze sollten nun in der Sammlung der Schriften wiederum erscheinen, und gerade „ihre oft unvermeidliche Dürre" war es, die ihn zur zusammenhängenden Reisebeschreibung drängte („Vorwortlich" zum Reisetagebuch).

**) Adolf Schrödter, der bekannte Maler aus der Düsseldorfer Schule, dessen Illustrationen den Schlemihl in der ersten Ausgabe der Werke zieren.

Digitized by Google

frommen auch nicht, aber der Händedruck eines Freundes kann auch im Schmerze wohl thun.

Ich bin, lieber Hirzel, wie ichs Ihnen sagen lassen, mit allem einverstanden und wohl zufrieden — nur erfordert vieles eine nähere Verabredung — die ich dem mündlichen Wort auffparen will. — Ich glaube namentlich, daß die Bemerkungen und Ansichten dicker sind, als Sie sie veranschlagt haben; und ich kann von der Reisebeschreibung nicht sagen, wie dick sie ausfallen wird — — falls sie überhaupt wird. Angefangen ist sie, — ich bin gestern zu Schiffe gestiegen, — aber die Tinte fließt nicht, und ich bin ein sehr elender Mann. ich schreibe kaum eine Seite des Tages, und der Stoff dehnt sich vor mir."

Die nächsten Briefchen, meist kleine Zettel, welche Manuskript begleiten, lassen uns das Vorrücken des Reisetagebuchs verfolgen. Ein solches vom 21. Januar 1835 berichtet:

„Ich bin anhaltend fleißig bei meiner Reise und mit 115 Blätter von denen drei gemessener Weise zwei Quart Seiten von Kotzebues erster Reise machen vielleicht nicht weit von der Hälfte. — wenn Gott mir Kraft giebt denn mit mir geht es nicht besser.

Ich bin zufrieden daß die Reise anfängt. Gut wäre es wenn der Anhang, die Bemerkungen und Ansichten, zuerst gedruckt werden könnten, um in dem Text citirt werden zu können.

Leben Sie wohl! wir sehen uns wohl noch ein Mal."

Ein ebensolches ohne Datum (Febr. 1835):

„Daß nicht jeder Band vor dem andern gedruckt sein kann, um wechselseitig nach Seitenzahl citirt werden zu können sehe ich wohl ein, und daß die Reise vor dem Anhang gedruckt werden muß, scheint mir auch nothwendig. — Das Manuskript wird alle Tage um ein Paar Blätter dicker, deren sind schon 148 geschrieben, und wenigstens 80 müssen noch geschrieben werden — Vielleicht sprechen wir uns wohl zu Ostern bevor die Geschichte losgeht. Zuletzt, wenn die Sachen übersichtlich da liegen, möchte manches zu besprechen sein. χαίρετε.

Ebenfalls ohne Datum (Frühjahr 1835):

„Ich werde in der künftigen Woche mit meiner Reise fertig sein. — muß aber noch einmal durchgeleſen und durch corrigirt werden. Dann möchte ich auch bald den Druck anfangen sehen, den ich vielleicht nicht beendet sehen soll. — 200 Blätter sind geschrieben von denen 3 zwei Seiten der Reisebeschreibung gleich kommen*). Bleibt noch die Ueberfahrt vom Cap nach England und von da nach Petersburg und Berlin. ich denke mich da kurz zu fassen — 10—15 Blätter ... Tausend Dank für das Ueberſandte. Der Kalender ist mir lieber als eine Rezension von Menzel."

Im April oder Anfang Mai, so können wir schließen, ging das Manuskript der beiden ersten Bände („Tagebuch der Reise' und ‚Bemerkungen und Ansichten') an die Verlagsbuchhandlung ab. Das Schwerste war damit gethan; für die beiden poetischen Bände drohten keine Schwierigkeiten. Noch im Mai wurden sie abgesandt. Derlei Erwägungen berechtigen uns folgendes Briefchen ohne Jahreszahl und mit unlesbarer Monatsbezeichnung „Sonntag den 10. Mai 1835' zu datieren:

„Der Brief von Schroedter nachträglich zurück. Ich habe immer noch nicht Nachricht, daß Ihnen das [Manuskript der] Bemerkungen und Ansichten zu Handen gekommen. [Mit] dem ging eine letzte große Sendung für den Almanach. Für diesen ist seither weiter nichts eingelaufen, und nur eben die Restirenden restiren. — Ich bereite die Gedichte und Mährchen für den Druck, sehe fast mit Ungeduld dem ersten Aushängebogen entgegen, da doch vier Bände in einem Jahre zu drucken sind, und da es mir nicht besser geht, und grüße mit aller Liebe."

Schnell war alles wieder im Geleise und der Druck rückte zu allseitiger Zufriedenheit vor, das beweist der Brief vom 5. Juni 1835:

„Theuerste Freunde haben Sie Nachsicht mit mir. Ich bin ein sehr müder Mann, und froh wenn ich das Nothwendige abzufertigen Kraft gefunden habe.

Zu den beiden Sendungen, von denen Sie mir sprechen, ist der Brief in einer anderen nachgekommen die Sie jetzt wohl in Händen haben werden.

Sie erweisen mir so viele Artigkeiten, daß ich, schwach wie ich bin, wohl versäumen muß, Ihnen um alle namentlich und gehörig Dank zu sagen. — Mein modisch ausstaffirtes Bildniß zu der Mode Zeitung — (schmähliche Kopie nach Barth's Kupferstich) — der Schweizerische Republikaner mit Uhlands Gedicht u. a. m.

Daß ich mit den Aushängebogen des Reise Tagebuchs mich gar sehr gefreut habe, und sie zierlich und anmuthig gefunden habe, wie alles, was aus Ihrer Handlung hervorgeht, versteht sich von selbst. Die Columne werden Sie mit Bezugnahme auf die Bemerkungen und Ansichten berechnet haben, und somit habe ich sie als ein Gegebenes, ein nothwendig Bedingtes betrachtet. — Ich hätte sie etwas größer erwartet ...

Ich wünsche sehr ein freundliches Auseinanderkommen mit Hoffmann zu vernehmen. Erfreuen Sie mich mit der Nachricht, sobald Sie können.*)

Werden Sie nicht, um die vier Bände bis zur Ostermesse 1836 zu fördern, den Druck etwas beschleunigen müssen?

Ich werde gegen den 25. reisen, den vollen Monath Juli in Reinerz bleiben, und falls die Gesundheit und sonstigen Umstände mich begünstigen, über das Gebürg und Dresden, vielleicht Leipzig und Halle, (schwerlich über Prag) zurückkommen. — Das ist wenigstens der Plan und die Absicht — zwischen heut und der Ausführung liegt noch manches.

Ich denke Sie schicken mir nach hier bis zum 25. so viele Aushängebogen, wie Sie können, und erwarten dann Gottes Schickung, übrigens wird jemand hier meine Briefe empfangen, eröffnen und sichten. — Der Musenalmanach 1836 wird auch bis dahin abgeschlossen sein.

Leben Sie recht wohl und behalten Sie lieb ꝛc.

Eben läuft der dritte Aushängebogen ein, und zu meiner Freude fand ich Laguna und Tillandsio alles in der besten Ordnung, und mein Zutrauen wächst so

*) Deutlicher im Briefe vom 21. Januar.

*) Wegen der ‚Bemerkungen und Ansichten' hatte sich die Verlagshandlung mit ‚Gebrüder Hoffmann in Weimar,' den Verlegern von Kotzebues Reise, auseinanderzusetzen. Es entstanden Schwierigkeiten.

Digitized by Google

wie das Werk gedeiht. — Tausend Dank dem zweiten Corrector."

Kurz vor die Abreise nach Reinerz fällt folgender geschäftliche Gruß, datiert 18. Juni 1835:

„Theuerste Freunde. Sonnabend den 20. reise ich ab, nach Reinerz, wo ich mindestens den Juli voll zu bleiben gedenke. Vielleicht lassen Sie mich noch einmal dort Nachricht von den Werken und dem Musenalmanach, der sich etwas zu verspäten scheint, zukommen. Ich will auf die Aushängebogen verzichten, die mich hier regelmäßig erfreuten. — Nach der Rückkehr wird es sich alles finden. Meine Briefe werden in meiner Abwesenheit durchmustert, und die Poetica, die Sie angehen könnten, direct an Sie gefördert. — Sollten noch Schlippenbach oder Koyisch sich einfinden (die einzigen, von denen ich ein feierliches Versprechen gehabt habe) — so speichert man auf für das zukünftige Jahr.

Leben Sie recht wohl und behalten Sie mich lieb."

Der folgende Brief ist der einzige aus dem Bade, er ist datiert Reinerz 19. Juli 1835.

„Ich habe verehrteste Freunde mit Ihren beiden Sendungen die Aushängebogen bis 10 inclusive richtig erhalten und danke herzlich dafür. — Gar emsig mit Nichtsthun beschäftigt, bin ich nicht früher dazu gekommen, Ihnen die Hand zu drücken.

Es haben sich doch etliche Fehler eingefunden, die meinem Manuscript wohl zuzuschreiben sind, aber doch ein kleines Errata nothwendig machen möchten. Das wollen wir später berathen.

Aber der Almanach? Ich glaube, Sie waren in anderen Jahren zu derselben Zeit schon im emsigsten Drucke begriffen. Und unser Bruder König*) hat er sich diesmal nicht eingefunden?**)

Ich kann Ihnen von meiner Gesundheit weiter nichts sagen, als daß sich meine Waden merklich gebessert haben. Ich durchschweife, rüstiger als viele um mich, unsere Berge auf 1½ Meilen Weite und 1500 Fuß Höhe, unbeschadet meiner Vomika, die ich gewohnter Weise alle Tage mehrere Mal hustend ausleeren muß. — Der Mensch besitzt doch eine erstaunliche Lebenszähigkeit.

Ich bleibe hier bis beiläufig 6. August und denke über Dresden langsamer nach Berlin rückzufahren, als ich gekommen bin. Ich könnte noch nur einen Brief von Ihnen hier erwarten.

Leben Sie recht wohl, theuerste Freunde und hüten Sie sich vor der Grippe, wie vor schlechte Verse [sic]."

Aus Dresden richtet Chamisso den folgenden Brief an die Freunde:

Dresden, den 22. August. [1835]

„Von hier aus, theuerste Freunde, will ich Ihnen bloß die Hand flüchtig drücken, und Sie benachrichtigen, daß ich am 25. direkt nach Berlin abreise, und daselbst am 27. zu sein hoffe.

Ich habe in Reinerz richtig erhalten: Schriften bis Bogen 17 inclusive. Almanach bis Bogen 22 incl.

Ich wünsche, was seither gedruckt worden, in Berlin vorzufinden. Der Titel der Schriften nebst Inhaltverzeichniß und Anzeige etlicher Schreib- und Druckfehler, kann für zuletzt bleiben. Darüber aus Berlin mehr.

Wenn Hoffmann*) nicht nur die Zähne weist, sondern auch beißen will, werde ich Ihnen vielleicht über das Verhältniß, und zur Ermittlung des Rechtes, Documente aus dessen Briefe an mich, welche noch in meinem Archiv sich vorfinden müssen, mittheilen können.

Muß ich Ihnen denn, ein Mann des Friedens, aller Orten Zwist mit Ihren Genossen anspinnen!!**)

Mir war wohl im Gebürge, ich habe die Schneekoppe zu Fuß besteigen und den Riesenkamm bereisen können. Das Geschwirr der Stadt drückt mich bereits nieder, und in meinem Zustand ist keine wesentliche Veränderung eingetreten. Valeto faveteque."

Die Werke sollten Ostermesse 1836 in vier Bänden erscheinen; noch hatte Chamisso den 18. Aushängebogen des ersten Bandes nicht erhalten — und wir befinden uns schon im September 1835 — als eine eigentümliche Störung eintrat: die Firma König und Bauer meldet, daß Wasser fehle — das Papier kann nicht geliefert, es kann nicht weiter gearbeitet werden. In einem notizenartigen Zettel vom 3. September 1835 bemerkt Chamisso dazu: „Ein Schicksal, daß meinen Schriften das Wasser fehlen muß." Dem Päckchen, das dieser Zettel begleitete, lag auch ein „Probebogen des deutschen Volkskalender für das Jahr 1835" bei (muß heißen 1836; es ist der Gubitzsche Volkskalender, der eine Biographie Chamissos enthielt); „er wird zu 30,000 und wenn es die Zeit erlaubt zu 40,000 abgezogen."

Ein kurzes Schreiben vom 9. September 1835, einige Notizen über die Versendung des neuen Musenalmanachs enthaltend, schließt „ich schließe gleich ab und lasse abgehen, die Dichter, die auf meinen Bescheid warten, nicht verzweifeln zu lassen." Auf dem zweiten Blatte desselben Bogens stehen folgende Zeilen:

Hoffmannische Buchhandlung***). (Verzeihen Sie, daß ich nicht früher geantwortet). Hitzig****), der die Sache noch in meinem Beisein mit zwei Buchhändler berathen hat, ist der Meinung, daß Sie getrost, falls Hoffmann nicht Vernunft annehmen will, es auf die Klage ankommen lassen können. Es sei ein Recht vorhanden, es könne höchstens auf Erstattung des Honorars angetragen werden. Ich habe aber kein Honorar bekommen. — Auch besteht, mit mir wenigstens, kein Contract, der ein Recht begründen könne. Ab. v. Ch."

Der Wassermangel hielt an; folgender Brief vom 25. September, zweifelsohne 1835, ironisiert gutmütig die Sachlage:

„Ich tröste mich für den unerfreulichen Verzug mit dem Ungewöhnlichen der Situation. Ein deutscher Schriftsteller und Dichter, der nur aus gänzlichem Mangel an Wasser unvermögend ist, seine Werke den Lesern annehmbar zu machen, dürfte fast sagen können: ces choses là n'arrivent qu'à moi! . . .

Bei der Verzögerung, die der Druck erleidet, werden Sie wohl kaum noch daran denken, die zwei Reise-

*) König Ludwig von Bayern, der für die beiden vorigen Jahrgänge Beiträge geschickt hatte, wird mehrmals von Chamisso als Sangesbruder bezeichnet.

*) Vgl. die Anm. zum Brief vom 5. Juni 1835.

**) Vgl. auch die Vorbem. zum Brief vom 21. Juli 1834.

***) Vgl. oben die Briefe vom 5. Juni und 22. August.

****) Hitzig war doppelt Sachverständiger, als Rechtsgelehrter und als Buchhändler.

Digitized by Google

Bände noch in diesem Jahr vom Stapel laufen zu lassen. Ich stelle es Ihnen übrigens gänzlich anheim. Es würde mich freuen, bald von der Aufnahme, die sie finden werden, vergewissert zu sein, von welcher vielleicht abhängen wird, ob ich noch in ähnlichem Ton und Manier ein anderes Buch zu schreiben unternehme oder nicht. Andererseits würde es mich auch freuen, die vier Bände zugleich erscheinen zu sehen. . . Die Dichter melden sich schon zum Musenalmanach 1836 [muß heißen 1837] und welche Dichter!"

Ein, Sonnabend abends, geschriebenes Blatt, Weisungen über die Druckeinrichtung des zweiten Bandes enthaltend, ist wohl am folgenden Tage, Sonnabend 26. September 1835, geschrieben. Es werden die Unregelmäßigkeiten im Manuskript der „Bemerkungen und Ansichten" mit folgenden Worten entschuldigt:

„Ich war sehr schwach, als ich das Manuscript zum Drucke bereitete. Ich finde noch manche Fehler, die, wenn ich sie nicht verbessert habe, auf meine Rechnung fallen müssen. Ich befürchte jedoch, daß die Bleistiftzüge nicht immer leserlich gewesen und manche Verbesserung unbeachtet geblieben. . . . Ich finde mich noch am Arbeitstische nicht wieder. Mein Zustand ist um nichts verändert, wohl haben sich meine Beine wieder gewöhnt ihre Schuldigkeit halb und halb zu thun; wird es mir mit meinem Kopfe gelingen?"

Die Verleger scheinen der Hoffnung, die ihnen der Brief vom 25. September erweckte, sehr leidenschaftlich Ausdruck gegeben zu haben, denn im nächsten Briefe, vom 5. Oktober 1835 (der sich wieder mit Druckfehlern u. ä. beschäftigt) wehrt der Dichter resigniert ab:

„Aus der flüchtigen Idee vielleicht im Tone des Reiseberichtes ein anderes Gespräch mit meinem Publicum anzuknüpfen, machen Sie noch kein Versprechen ein neues Buch zu schreiben. Mir selber ist noch keineswegs versprochen daß ich es zu thun im Stande sein werde. Beifällige Aufnahme des ersten Geschwätzes hätte mich vielleicht in das zweite hinein gezogen. Ich bin ein alter müder Mann. . . Leben Sie recht wohl, theuerster Freund, und gedenken Sie meiner im Guten. Gebe uns der Himmel Regen und Papier!" . . .

Ein undatiertes Blatt, Inhaltsverzeichnis und Errata des endlich fertig gewordenen ersten Bandes betreffend, bietet nichts Erwähnenswertes. Dagegen berichten uns die beiden folgenden Briefe, vom 11. und 19. Oktober 1835, von einem komisch-peinlichen Vorfall, der nicht der erste seiner Art war.

„. . . Im Musenalmanach ist Seite 139 ein Gedicht: „Novemberfahrt" unter dem Namen H. Stieglitz abgedruckt. Besagtes Gedicht ist aber von M. Veit und Stieglitz ist höchst entrüstet, daß ihm ein so leichtfertiges Ei untergeschoben werde. Die Redaction wird ersucht diese von ihr verschuldete Verwechslung selber anzuzeigen und ich finde es nicht mehr als billig. — Darüber wird an Schwab geschrieben.

Ich selber habe weder von Stieglitz noch von Veit Manuscript in Händen gehabt, und erst aus dem gedruckten Buche Kenntniß von der „Novemberfahrt" bekommen. Ich ermächtige Schwab, die begehrte Anzeige in meinem Namen mit zu unterschreiben und setze Sie beiläufig in Kenntniß der Sache, obgleich nicht zu ersehen ist, wie Sie im geringsten in dieselbe verwickelt sein könnten. Ich vermuthe daß Schwab aus dem Gedächtniß den auf dem Manuscripte fehlenden Namen hat ergänzen wollen und aus der bekannten Firma des Berliner Musenalmanachs, Stieglitz und Veit, unglücklicher Weise den Unschuldigen herausgegriffen hat.

Für 1837 melden sich die Dichter schon ganz dick. Unter vielen hat bereits ein kleiner unschuldiger Mann Gnade vor mir gefunden! Ich glaube er kann noch füglich eine Zeit bei mir bivouakiren." (11. Oktober 1835.)

„. . . Ich bin Mitglied der physikalisch-mathematischen Klasse der Akademie der Wissenschaft,*) muß mich jedoch von Ihnen in der Rechenkunst für überwunden erklären. Sie haben das schwere Problem befriedigend gelöst und verdienen die Medaille [bezieht sich wohl auf eine Honorarabrechnung für das Reisetagebuch]. Ist Schwab an der Namensverwechslung unschuldig, so wird er Sie wohl auffordern, sich zu der Schuld zu bekennen, und da müßte ich ihm beipflichten. Mir ist bei der verdrießlichen Geschichte übrigens genug, daß die Betheiligten mich außer Schuld, wo nicht außer Verantwortung wissen." (19. Oktober 1835.)

Noch einmal stockt der Druck, Chamisso schreibt am 13. November 1835:

„An welchem Haken hängen wir denn wiederum fest, und welcher Teufel mag den andern abgelöst haben, seinen Schwanz auf unsern zweiten Band zu legen? Mir wird bang, theuerster Freund, wenn ich bedenke, daß wir noch beiläufig 15 Bogen vom zweiten Band (der wohl dicker werden wird als der erste) und außerdem noch den dritten und vierten zu drucken haben!

Verzeihen Sie, theuerster Freund, meine Ungeduldigkeit, die, wenn ich sie mehr und mehr ablege, noch hier wiederkehrt. Ich möchte mich noch an dem Erscheinen meiner Schriften freuen, und bin ein Mann, der die Tage zählt; denn „wer weiß, wer Morgen über uns befiehlt!" — Ich wußte nicht, wie es mit dem 5. Bogen ablaufen würde, siehe! er ist so befriedigend ausgefallen, daß er mir in seiner Art musterhaft scheint — nun sind wir über den Graben, und es sollte glatt fahren — Sie sagten mir, Papier sei gefunden — in welchem Sand sind wir stecken geblieben?

Ich habe jetzt außer mir noch etliche Kranke im Hause und die Betten des Lazarethes überstießen bis in meine Arbeitsstube.

A propos! Sie haben angebissen. — Haben Sie schon in Tagesblättern vom Gubitzischen Kalender und meiner Biographie gelesen, und von der Verheißung einer aktenmäßigen Geschichte des Inselreiches, das mir „bekanntlich" ein bestrendeter König der Südsee geschenkt hat? — Ich habe mir das Blatt nicht gemerkt, worin solches zu lesen gewesen ist.

Wenn das Buch erschienen ist, wollen wir noch es dahin bringen, daß die Tagesblätter nachweisen, wo selbige aktenmäßige Geschichte darin zu lesen." (13. November 1835.)

Außer Chamisso selbst war damals noch seine Gattin, die nicht lange darauf einem Brustleiden erliegen sollte, sowie eines seiner Kinder leidend. Die „Geschichte von dem Inselreich", welches Chamisso zugefallen, war nicht

*) Seit 28. Juni desselben Jahres.

Digitized by Google

ganz erfunden, hat jedoch nur den einzigen realen Kern, daß eine Inſel unter dem arktiſchen Polarkreiſe ihm zu Ehren den Namen Chamiſſo-Inſel erhalten hatte. „Kuekbotiſch“, ſchreibt er während der Fahrt in einem Briefe an ſeinen Freund Hitzig in Berlin, welchen dieſer im „Leben von Chamiſſo, Band II. Seite 45“ mittheilt, „iſt es, daß die Inſel Chamiſſo nicht nur unter dem arktiſchen Polarkreiſe, ſondern auch recht mitten inmitten des Kotzebue-Sund gelegen iſt. Hierauf folgender Versgeſang:

Endlich verherrlicht ſieht nach den übrigen alten auch ſich ſelbſt,
Der ſchon lange der Schar ſich anzureihen geſtrebt.
Mitten in deiner Welt, der geſchmälerten, fürſtlich begabten,
Reicher Vespucius, laß üben mich rühmlichen Raub;
Bleibet dir doch der Ehre genug: ὀλίγον τε φίλων τε
Gönne den dürft'gen Raum mir, dem geringeren Mann,
Lächle, du großer Mag'lan, aus wolkigem Throne hernieder.
Nicht mißgönnend den Platz fern mir am andern Pol. u. ſ. w.

Der letzte Brief der uns vorliegt, ohne Datum, iſt vom November oder Dezember 1835; er lautet:

„Theuerſte Freunde. Ihre Zuſendungen pflegen am Montag oder Dienſtag in meine Hände zu gelangen. Ich habe diesmal noch vergeblich den verſprochenen Aushängebogen entgegengeſehen. — Was mich ganz beſonders wünſchen läßt unſere Sache in gutem Schwung zu wiſſen, iſt daß ich noch an deren Vollendung meine Freude zu haben wünſchte, „wer weiß wer morgen über uns beſiehlt!“ — Es wird auch für den zweiten Theil ein kleines Errata nothwendig werden. — Nachdem Uhland ſein Antlitz vom Muſenalmanach abgewendet hat, wollte ich Sie fragen, was ſie zu thun beſchloſſen? — Eichendorf? Die Zeit muß eben bringen . . .“

Es handelt ſich um das Portrait zum Muſenalmanach 1837; bekanntlich hat die Verlagshandlung für Heine entſchieden und damit Veranlaſſung zu einem kleinen literariſchen Sturme gegeben.

So verlaſſen uns die glücklich geretteten Briefe gerade an der Schwelle großer Ereigniſſe; von der großen Zahl aus den folgenden drei Jahren liegt uns keiner vor. Möge ein freundliches Geſchick auch ſie in treue, zuſammenhaltende, verſtändnisvolle Hand geführt haben!

Aus meinem Lebensgang.

Von J. G. Fiſcher.

Ich bin geboren am 25. Oktober 1816 zu Groß-Süßen, jenem Marktflecken im Thale der ſchwäbiſchen Fils, auf das der Hohenſtaufen mit ſeiner ehrwürdig grauen Sargform ſo bedeutend herabſieht. Die ganze Romantik der Umgebung meiner Geburtsheimat mit ihren zahlreichen Burgen, den herrlichen Höhepunkten, die große Fernſicht gewähren, die prächtigen Wälder, die durchführende große Verkehrsſtraße zwiſchen Paris und Wien (jetzt Eiſenbahn), alles zuſammen läßt erwarten, daß dieſe Reize auf einen naturſinnigen Knaben große Wirkung ausüben würden, und ſie thaten es bei mir in reichſter Weiſe. War doch mein Vater, der Zimmermeiſter, den der Sohn ſpäter im Gedichte dankbar verherrlicht, von großer Hingebung an die Natur beſeelt, und der Knabe hatte es „nicht geſtohlen“, wenn ihm Garten und Hecken, Blumen und Vögel die Phantaſie erfüllten, wenn ihm Glockengeläut und Donnergeroll prächtig waren. Aber der Wald vor allen, der Wald mit ſeinen Heimlichkeiten und Offenbarungen, ſeinen Schluchten und Waldbachſtürzen, war doch die geſuchteſte Zauberſtätte, die liebſte Halle für andächtige Naturverſenkung. Wenn die lateiniſche Grammatik (der Bröder) oder das Notenheft (denn an der Beſchaffung ſolchen Unterrichts hatte es der für Bücher und geiſtig Höheres überhaupt hochgeſtimmte Vater ja nicht fehlen laſſen), wenn die Bücher zuſammengeſchlagen waren — jetzt hinaus zum Wald! Sah ich auch unterwegs einem Storch oder einer Lerche ſo lange nach, bis der eine nur noch wie ein Punkt am Gewölk erſchien, oder die andere ganz darin verſchwand, oder watete ich durchs Wieſengras, das mir bis unter die Arme reichte, ſo lockte doch insgeheim noch ein ſtärkerer, der ſtärkſte Punkt, denn des Waldes dunkle Mündung ſah herein wie das Thor, das zur Entzückung führt, und durch das ich viel leichter hinein als wieder herauszubringen war. Schon von fern grüßte Kuckuck und Amſelchoral. Die Amſel war mir ja ſchon vom Vater ins Herz geſchrieben, weil „die ſingt, wie's keiner kann.“ Und nun ihr ins Nest zu ſchauen mit herzklopfender Freude — die verheißungsvollen Eier, dann die wuſelnden Jungen! Aber um nicht zu ſtören, darf man nicht zu lange bei dem Neſte bleiben. Doch in einiger Entfernung ſich in den Wald legen, das darf man. — Und auf einmal — was duftet ſo wunderbar, ſo unſäglich ſchön? Ja, das hab' ich erſt als Mann erfahren, als ich die erſte Bowle mit Waldmeiſter kennen lernte, denn ehedem hat mir's niemand geſagt. Aber etwas anderes hab' ich gewußt. Nämlich in der Dorfſchule mußte jeden Mai ein Büchlein über Giftpflanzen geleſen und mit den Abbildungen vorgezeigt werden, um vor den im Walde wachſenden zu warnen. Und ſo erfuhr ich aus den Beſchreibungen, was „Einbeere“, was „Tollkirſche“ ſei, was „Staubfäden“, „Griffel“ ſind u. ſ. w.

Doch in der Schule ſonſt? Die Natur iſt ja nur ſchön „da Gott den Menſchen ſchuf hinein“. In der Schule, Buben und Mädchen in derſelben Klaſſe, ſaß als die erſte eine Schülerin, zwei Jahre älter als ich, durch ihre Stimme, ihr Auge, ihren Gang ſolche Andachtſchauer erweckend, daß ich kaum aufzuſehen wagte, wenn ſie kam und ging, und ich ſah ſie doch, ſah ſie im Wachen und Träumen. Da aber dieſe Margaretha nun konfirmiert wurde (und ich mußte bei der Feier noch mitſingen) da war mir, als ſie den Segen empfing am erſten Maiſonntag: „So, jetzt hat der Himmel zwiſchen die und ihr die Thür zugeſchlagen“. Und er hatte, oder vielmehr die Welt hatte. Acht Tage nachher feierte ſie ihre erſte Kommunion, und am Abend dieſes Tages hörte ich ſie noch von fern hinter den Gärten mit ihren Genoſſinnen ſingen, daß mir die Thränen von den Backen rannen und ich in den Käfig nach meinem Vogel griff, ob wenigſtens der mir geblieben.

Digitized by Google

Die Kinderliebe war dahin, Margaretha kam zu einer älteren Schwester auf den Schloßhof, wo ein Schäfer sie liebgewann und sie ihn, nicht einen gefinerischen, sondern einen rechten. Für mich kam die Zeit des Eintritts in das Eßlinger Lehrerseminar, in das ich aufgenommen wurde, vielleicht darum, weil ich einen erträglichen Aufsatz über das Gesangbuchslied gemacht hatte:

O was wären meine Freuden,
Teilte sie kein Freund mit mir?

oder den Satz richtig übersetzt und aufgelöst: Duo amici sunt quasi unus animus, in duo corporibus habitans, oder weil ich die Begriffe Zahl und Ziffer zu unterscheiden wußte. Im Seminar zogen mich Musik, Naturgeschichte und der Vortrag aus Schillers, teilweise Goethes, Bürgers, Schubarts, Hagedorns ꝛc. Gedichten besonders an; die botanischen Exkursionen aber waren mir am allermeisten nach dem Herzen. Auch erinnere ich mich noch heute aufs lebhafteste daran, wie mir diese und jene Blume das Bild oder ein Wort jener Dorfkonfirmandin in das Gedächtnis rief, wie ich eines auf das andere beziehen mußte, oder wie Gestalt, Farbe und Duft dieser und jener andern Blume mir Gleichnis für diese und jene neue weibliche Erscheinung in dem städtischen Aufenthalt wurde. Ich könnte ganze Reihen von Nummern aus meinen Gedichten anführen, bei deren Entstehung mir ein bestimmter Ort, eine bestimmte Naturerinnerung, ein bestimmter Blütenduft, diese oder jene Luft- und Lichtstimmung vorschwebte; aber immer mußte ich sie auch verknüpfen mit der Vorstellung einer weiblichen Anmut, nach der die Liebe sich sehnte. Darum werden unter meinen eigentlich lyrischen Gedichten wenige sich finden, welche diesen Zug nicht atmeten. Der Konfirmationsduft des Strauße am Kleide des Kindes haucht auch aus den Worten der Jungfrau oder der geliebten Frau, wird ihre Stimme, ihr Blick, ihre Seele.

Und das ist der Kernpunkt, auf welchen diese Aufzeichnungen zielen: Die Naturſymbolik ist die einzig wahre künstlerische Erfassung des Geheimnisses der Liebe und des Lebens.

Ich bin sehr von der Meinung entfernt, als ob meine Poesien mustergültige Erzeugnisse dieser Einsicht wären; aber eingegeben sind sie von der Empfindung, vermöge welcher ich nicht anders konnte, als aus der Natur die Menschenseele, und aus der Menschenseele die Natur empfangen. Vielleicht hängt damit meine sparsame Produktion in der Ballade zusammen. Ich hatte aus dieser Gattung so manches wie mir schien zu trocken Referierendes von andern gelesen, das die Forderung auszudrücken schien, und auf das man die Behauptung baute: So müsse es sein. Meine Scheu hievor ließ mich also minder zu Balladenstoffen greifen. Wo ich es aber dennoch that, da schien mir bedeutsam, das äußerlich Stoffliche in der Erzählung durch den Charakterzug der psychologischen Causalität zu vertiefen. Ich hoffe, daß meine Rosamunde, daß Calpurnia, Totentanz, der Protektor und einiges Andere Zeugnis dieses Bestrebens ablegen, und glaube, daß etwas stärkerer Dämonismus der Ballade besonders da zu gute käme, wo stärkere Einwirkung der Ahnungen und der Naturmächte auf die Seele angezeigt wäre.

Und es wirkt ja schon die rein physische Welt so mächtig auf das Gemüt, daß sie die poetische Verwertung laut genug fordert. Ich konnte und kann mich noch jetzt so andächtig in ein Blütenangesicht versenken, daß mir das Geschöpf, das vor mir steht, zur Person wird, die Unendliches bedeutet, selbst das leblose Wesen, wie in:

Schneegang.

Es taut, es taut,
Der Dächer Träufeln
Grädt sich im Eise
Die schlängelnden Rinnen,
Aus zerfließendem Schnee
Fällt weiches Getröpfel
Mit Klingen darein;
Wie das rinnt und springt,
Wie das drängt und singt!
Und es tanzen dazu
Die spielenden Schäume.

Die Thauluft dringt durch die geöffneten Thüren und Fenster, Knaben und Mädchen, schwirrende Vögel singen und rufen sich Ahnendes entgegen,

Und ein wärmliches Sonnedünsten
Breitet sich über den ganzen Himmel,
Von oben vernimmt man
Wie wandelndes Tönen
Ein Rufen der Lüfte,
Und ein Krafthauch rinnt
Durch die Welt und schüttert
Aus Wald und Thalgrund
Der Brust entgegen.

Aber ich muß nochmals zu meiner Jugend zurück. Meine Beförderung aus dem Seminar auf ländliche Lehrstellen war dem Naturkultus ungemein förderlich, und wenn ich heute zurücksehe, so muß ich fragen, ob ich meinen ländlichen Aufenthalte mit einer Gymnasialaufbahn vertauschen würde? Wie sehr ich letztere zu schätzen weiß, das habe ich später durch den Versuch der Nachholung des Griechischen bewiesen; aber das Land war es, das mich mit Naturanschauung und Naturempfindung gesättigt hatte.

Denn obwohl die Lehrarbeit in den Landschulen nicht eben reiche Nahrung für poetische Empfängnis bot, die freien Sommernachmittage gestatteten desto reicheren Verkehr mit Feld und Wald, mit Thälern und Schluchten und boten volle Gelegenheit, des ländlichen Volkes Seele und Sitte bei Arbeit oder Belustigung zu durchblicken. Ich würde gewiß meine naturpsychologische Studie: Aus dem Leben der Vögel, oder die Gedichte: Geheimnis, Weißdornbüschlein, der Pirol, Heidelerche, Lerchenglück, Knabenfrühling, Baldiger Frühling, Unterm Lindenbaum, Das war ein Mai, Mit meiner Königin, Sängerweihe, oder mein Idyll: Der glückliche Knecht, oder mein Trauerspiel: Florian Geyer ꝛc. nicht geschrieben, wenigstens nicht so geschrieben haben, wenn mich das Schicksal hätte als Stadtkind geboren und erzogen werden lassen.

Freilich zog mich's auch zur Stadt, und ich war glücklich, mit 25 Jahren zum Studium auf der Universität Tübingen einzutreffen. Am nächsten lag mir gemäß meiner Vorbildung die Wahl des Studiums der realistischen Wissenschaften. War ich auch wenig für Mathematik angelegt, so gehörten doch auch — ein wahrer Trost — die Naturwissenschaften und die schöne Litteratur zu meinen Aufgaben. Friedrich Vischer stand damals in der Blüte seiner Kraft, und seine Vorlesungen über Göthes Faust, über Shakspeare, über Litteratur überhaupt wirkten so zündend, daß einem Zuhörer, der gerade nach

Digitized by Google

diesen Erkenntnisquellen dürstete, Herz und Seele in Flammen geraten mußten. Hugo Mohl las Botanik und Pflanzenphysiologie; was ich aus Linnés System kannte, wurde mir durch die Einteilungsprinzipien Jussiens von neuen Seiten charakteristisch interessant.

Ich hatte das Glück, in Tübingen einen Kreis von Freunden (meist Theologen) zu gewinnen, die sich warm wie ich für poetische Litteratur interessierten. Wir lasen und besprachen zusammen Schiller, Goethe, Lessing, Shakespeares Urwaldsnatur, Schlegel, Heine; Uhland vielleicht deshalb am wenigsten, weil er, der damals in Tübingen unter den Lebenden wandelte, uns fast wie eine Selbstverständlichkeit vorkam. (Seine Forschungen über das deutsche Volkslied waren damals noch werdendes Manuskript.) Wen aber ich mit einigen aus diesem Freundeskreis noch besonders am Herzen trug, das war der unglückselige Friedrich Hölderlin. Wie oft hab' ich bald mit diesem, bald mit jenem den 72 und 73jährigen, in bessern Augenblicken immer noch geistvoll blickenden Greis besucht! wie viel hat er auf zarte Anfragen von seiner Diotima, von Ödipus, von seinem „herrlichen" Schiller zu sagen gewußt! Nur Goethe, den er immer Herr von Goethe nannte, war ihm (ohne Zweifel wegen des geglaubten Einflusses auf die Nichtberufung nach Jena) nicht sympathisch. Ich selbst habe wahrscheinlich meinen manchfachen Besuchen bei Hölderlin, der, wie ich glaube, auch nicht ohne Einfluß auf meine Poesie geblieben ist, die Ehre zu verdanken, daß ich vor fünf Jahren zu der Einweihung seines Denkmals im Kurgarten zu Homburg v. d. H. als Festredner berufen worden bin.

Poetisch produktiv war ich in Tübingen sehr wenig, obwohl mir zur Produktion durch die Aufnahme früher entstandener Gedichte in das Cotta'sche Morgenblatt, dessen poetischen Teil damals der treffliche Gustav Pfizer redigierte, Mut eingeflößt gewesen wäre. Die Aussicht auf eine bevorstehende Staatsprüfung hatte mir wesentlich den Fleiß des empfangenden, nicht des gebenden Studiums auferlegt.

Mein auf die Tübinger Vorbereitungen gefolgtes Examen verschaffte mir die Stelle eines Vikars an der Realstalt in dem gesegneten Ulm, welches damals vom Leben des Festungsbaus wimmelte. Ulm brachte mich nach Stuttgart, wo der litterarischen, musikalischen und geselligen Anregung reichste Fülle sich bot. Ich hatte lang in untergeordneter Lehrerstellung zu verharren, denn das Jahr 1848 war gekommen, und ich hatte in Versammlungen und Versen meine freiheitliche Parteinahme nicht verhehlt. Ich ward mißliebig, obwohl ich im Volksverein das eine, bei einem Straßenauflauf das anderemal entschieden mitgeholfen hatte, unsinnige Ausschreitungen zurückzuhalten. Der Vater eines meiner Schüler hat mir vertraut, es seien an maßgebendster Stelle zwei Gedichte von mir eingesandt worden, welche sehr gegen mich verstimmt hätten. Es war mir nicht in den Sinn gekommen, sie hierhin zu beziehen, aber sie wurden so aufgefaßt. Meiner trefflichen Hausbälterischen Frau hatte ich's zu danken, daß ich bei dem damaligen ärmlichen Einkommen nicht in die Brüche ging.

Auch der Umstand hatte mich nicht gerettet, daß ich, ergrimmt über die damalige Zerrissenheit des Frankfurter Parlaments, im Februar 1849 die Verse gedichtet: „Nur einen Mann aus Millionen", die später dutzend- und aberdutzendmal als Prophezeiung auf Bismarck gedeutet wurden; warum nicht? heißt ja eine Strophe:

Tritt aus der Führer wildem Zanken
Kein so antiker, ganzer Mann,
Der den unsterblichen Gedanken
Der deutschen Größe fassen kann,
Der ohne Ansehn und Erbarmen
Zuhauf uns treibt im Schlachtenschweiß,
Und dann mit unbeugsamen Armen
Die deutsche Mark zu runden weiß.

und eine andere:

Der nicht erwägend und nicht wählend
Aufstelle das Kolumbusei,
Daß nicht der Deutschen Schmach und Elend
Ein Spottlied aller Völker sei.
Komm, Eing'ger, wenn du schon geboren,
Tritt auf, wir folgen deiner Spur,
Du letzter aller Diktatoren,
Komm mit der letzten Diktatur!

Doch „Ein süßer Trost ist ihm geblieben", d. h. mir in jener Zeit. Ich war vom Stuttgarter Liederkranz eine lange Reihe von Jahren als Redner zu seinen alljährlichen Schillerfesten berufen worden. Das erhob mich in mir selbst, hob auch mein Ansehen bei der Bürgerschaft, so daß ich mit getrostem Herzen durch Berg und Thal ziehend Reden und Verse sann, Reden und Verse auch auf Goethe-, Mozart-, Uhland-, Kreutzerfeste ꝛc. ꝛc.

Der große Schillerjubel im November 1859 brachte eine entschiedene Wendung meines Geschicks. Das Festkomité hatte mich zum Festredner berufen, und ich hatte in der Rede selbstverständlich einen Dank auszusprechen an König Wilhelm, so daß der anwesende Landesfürst, der das K. Reithaus zur Abhaltung des Hauptfestes eingeräumt und das Hoftheater wie bare Mittel zur Verfügung gestellt hatte, mit stürmischem Jubel begrüßt wurde. Die Oberstudienbehörde beförderte mich bald darauf zum Professor an der Oberrealschule, und hier war es, wo ich mit meinem Lehrauftrag für Geographie, Geschichte, deutsche Sprache und Litteratur mich in meinem Elemente befand. Es bestand ein schöner Rapport zwischen mir und den Jünglingen, und ich darf mich noch heute der Anhänglichkeit ihrer besten erfreuen.

Das Morgenblatt hat in jenen Zeiten einen großen Teil meiner Gedichte veröffentlicht; Cotta war mein Verleger geworden, auch meine Dramen Saul, Friedrich II. von Hohenstaufen, Florian Geyer sind dort erschienen, Maximilian von Merika bei Franckh, die Sammlung „Aus frischer Luft" bei Karl Grüninger, Merlin bei Hallberger, das Idyll „Der glückliche Knecht" und Neue Lieder beim Verleger dieser Blätter.

Meine Thätigkeit für das Zustandekommen des Marbacher Schillerdenkmals hat mir die Ehrenbürgerschaft der Geburtsstadt des großen Dichters und die Hand meiner zweiten trefflichen Frau, eines Marbacher Kindes, eingetragen.

So bin ich nun über 70 Jahre alt geworden in Glück und Leid; meine Bücher mag das Publikum würdigen, und ich würde hoch befriedigt sein, wenn es finden sollte, daß ich der Naturwahrheit, wie sie aus der eigenen Seele und aus der Welt um uns her zu uns redet, die Ehre gegeben habe.

Digitized by Google

J. G. Fischer.

Von E. Brenning.

Man darf ihn nun wohl den Nestor der schwäbischen Dichter nennen, den trefflichen Mann, welcher diesmal den Mittelpunkt des Heftes der „Deutschen Dichtung" bildet. Sollte er nicht manchen Lesern heut zum erstenmale nahetreten? Es ist erstaunlich, wie gering in unseren Tagen die Teilnahme selbst der Gebildeten an dem dichterischen Schaffen ist. Wie selten gelingt es selbst dem besten eines Kreises über die nächsten engsten Grenzen hinaus bekannt zu werden und nicht nur die, welche sozusagen unmittelbar auf ihn gewiesen sind, sondern sein Volk zum Publikum zu haben. Immer noch erwärmt sich besonders der Norden schwer für das, was aus dem Süden stammt; Johann Georg Fischer gehört hier immer noch zu den wenig gekannten Dichtern. Und doch, wie gerne macht man sich zum Herold seines Talents und möchte es jedem ins Herz reden, daß er ein Dichter ist im vollen Sinn des Wortes, dessen Poesie in reinem, vollem Flusse aus einem warmen, edlen Herzen strömt und in jedem, den sie berührt, freudigen Wiederhall, herzliches Behagen weckt.

Zwei Gebiete der Poesie sind es, auf denen Fischer seine Kräfte bewährt hat, das der Lyrik und des Dramas. Lyriker ist er in erster Linie. Im allgemeinen kann man es wohl als Regel bezeichnen, daß eine hervorragende lyrische Begabung eine geringere Befähigung für das Drama erwarten läßt, da die Seelen beider Kunstgattungen sehr verschiedenartig sind. Unter Fischers vier Dramen finden sich jedoch zwei von hervorragendem Werte, wobei man das hoffentlich als keinen Gegenbeweis anführen wird, daß sie nicht auf den Bühnen leben. Wir wollen hier nicht das traurige Kapitel moderner Theaterzustände aufrühren. Jeder Kundige weiß, was für verschiedenartige Kräfte und Bestrebungen dort miteinander ringen und oft dem Begabtesten und Tüchtigsten die Thüre verschließen. Dagegen fehlt Fischer der epische Zug. Selbst eigentliche Balladen sind ihm nur wenig gelungen. Die meisten darauf angelegten Gedichte — sie finden sich in der Sammlung „Den deutschen Frauen" — geraten doch gleich wieder ins lyrische Fahrwasser, malen Stimmungen, statt Thatsachen zu berichten. Am meisten gehört jedenfalls dahin „Calpurnia", ein vortrefflich gelungenes Gedicht, das der Hauptsache nach den Tod Cäsars in seiner Wirkung auf das Herz und Leben seiner Gattin darstellt. Auch der kleine Cyklus „Lenau in Wien" in dem nämlichen Bande läßt die lyrische Stimmung überwiegen. Der Dichter schildert darin das herzergreifende Schicksal des unglücklichen Dichters in seinen Hauptmomenten. Am richtigsten könnte man von einer Novelle in Liedern sprechen. Seine Liebe voll Genuß und Qual, seine Flucht über den Ozean aus der ihm verleideten heimatlichen Welt hinaus und seine Rückkehr, weil er es dort nicht aushalten kann, wo ihn die Liebe beständig zur Heimfahrt mahnt, dann das Zerreißen des Liebesbandes, welches er unlösbar wähnte, bis zu dem Zusammenbruch in dem stumpfen Selbstvergessen eines sinnbetäubenden Wahnes — alles das ist wunderschön geschildert, und diese Dichtung gehört zu dem Besten, was Fischer gedichtet. Aber es bleibt doch wesentlich auch lyrisch voll tiefempfundener Stimmung und in dem warmen Anklingen eines innigen Mitgefühles. Nur ein kleines episches Werk können wir namhaft machen, ein rührendes Idyll „Der glückliche Knecht", eine Erweiterung eines schon früher in der Sammlung „Aus frischer Luft" in dem Abschnitt „Vom Dorf" veröffentlichten Bildes „Beim Kirchenbauer". Fischer ist selbst ein Sohn des Volkes, und er weiß auf dem Dorf Bescheid. In derselben Gruppe findet man unter dem Titel „Was die Alten sungen" und „Der Werber" lebensvolle Erinnerungen der eigenen Jugend in schöner Abrundung zusammengestellt. Der Johannes beim Kirchenbauer hat es dem Dichter aber doch besonders angethan, und die erste knappe Schilderung seines Lebens hat später dann durch die Hinzudichtung weiterer liebenswürdiger Züge eine glückliche Ergänzung seiner einfachen Schicksale erfahren. Denn welcher brave Bursche hätte wohl nicht mit in den Krieg von 1870 gegen den Erbfeind ziehen mögen, um zu zeigen, daß er nicht bloß der ländlichen Pflicht, sondern der höheren Aufgabe, im Dienst des Vaterlandes seinen Mann zu stehen, gerecht zu werden vermag? Es ist keine Liebesgeschichte, welche uns vorgeführt wird; kaum eine leise Andeutung läßt uns schließen, daß die Tochter seines Bauern seinem Herzen teuer ist. Es ist ein schlichtes Lebensbild von trefflicher Anschaulichkeit, und im besten Sinne dem Treiben des Volkes abgelauscht, welches bedauern läßt, daß Fischer nicht öfters diesen Ton angeschlagen.

Aber die Fülle seiner Lyrik läßt uns denn doch dieses Mangels vergessen. In fünf Heften sind die Gedichte nach und nach erschienen („Gedichte", „Neue Gedichte", „Den deutschen Frauen", „Aus frischer Luft", „Neue Lieder"), aus denen die 1884 bei Cotta in dritter Ausgabe herausgekommene Sammlung der „Gedichte" gesichtet und vereinigt ist. Melodischer Klang, völlige Sicherheit in der Handhabung der Technik, Natürlichkeit und Wahrheit in der Wiedergabe eines warm empfundenen Gefühles sind die sich von vornherein aufdrängenden Eigenschaften seiner Lieder. Die Scene ist meist schlicht und anspruchslos. Zwar fehlen nicht kleinere Gruppen von Sonetten oder von Distichen, namentlich in Dichtungen, welche an Personen gerichtet sind, an Künstler und andere geistige Größen der Vorzeit und Gegenwart, an schwäbische Sangesgenossen oder sonstige Freunde. Bisweilen trifft man auch auf regelrecht gebaute Oden. Im ganzen aber liebt Fischer gereimte Strophen von einfachem Bau mit übersichtlich geordnetem Reim, nicht selten mit glücklich gewähltem Kehrreim.

Am liebsten verkehrt der Dichter in seinen Liedern mit der Natur, die sich ihm, dem Sohne des sonnigen Schwabens, von Jugend auf in ihrer schönen Mannigfaltigkeit offenbarte und die verwandte Stimme in seinem Herzen weckte. Namentlich der Frühling, die sommerliche Schöne redet zu ihm, und er findet bezaubernde Töne innigen Naturgefühls. Wie dringen Gedichte: wie „Blüten, Maitaufe, der erste Frühlingstag, Sonnenwende" oder der „Sommermorgen" mit ihrem einschmeichelnden Wohl-

Digitized by Google

laut auf uns ein. Doch bleibt es nicht bei dieser sozusagen gegenständlichen Naturmalerei. Der Dichter schwingt sich zu einer höheren Stufe der Betrachtung empor. Die Geheimnisse der gesamten Menschenwelt, soweit sie auf dem Naturleben ruhen, werden berührt. Wir wachsen, werden und vergehen, wie die Natur um uns, über der Erde wölbt sich der Himmel, die Ergänzung des diesseitigen, rätselhaften, unvollständigen Daseins, des unermeßlichen Alllebens, in dem auch wir nun leben, weben und sind. Die Natur wird zur Mutter Natur, dem heiligen Mutterschoß, aller Kräfte voll, deren wir bedürfen, und so wird die Naturdichtung zur tiefsten Naturverehrung, zur mystischen Naturfeier, gedankenreich und empfindungsschwer, wie es dem hohen Gegenstande geziemt, so im „Himmel und Erde", „Mutter Erde", „Maifeier", in den Oden „Die Welt ist glücklich", „Sommernachmittag" u. s. w. Das führt denn in den Mittelpunkt der religiösen Anschauungen Fischers hinein. Daß ein solcher Poet kein engherziger Bekenntnismensch sein kann, wird jeder Leser ihm gleich abfühlen. Den vollkommensten Ausdruck seiner Religion findet man in dem umfangreichen Gedicht: „Die Konfirmandin, ein Angebinde für meine Tochter", worin er die festgeprägten Formeln und Symbole des christlichen Glaubens in einem freien, weiten, echt humanen Sinne umdeutet.

Auf dieser Grundlage eines echt religiösen, poesieverklärten Glaubens ruht die ganze lebensfreudige Anschauung, mit welcher der Dichter der Welt und seinem Wirken in ihr gegenübersteht. Wer den Mut hat, zu dem Tode („an den Tod") zu sprechen:

Kling an, Gesell, auf du und du,
Und munter eingeschlagen!
Ich kam so lange nicht dazu,
Dir Freundschaft anzutragen.
Was soll das Feind- und Fernestehn,
So mag ich's nimmer treiben;
Auf du und du, nun ist's geschehn,
Und so soll's ehrlich bleiben —

beweist, daß er wert ist zu leben. Für einen solchen Mann bildet die Religion nicht eine Brücke, die ein ängstlicher Blick in die Zukunft über den finstern Spalt des Todes schlägt, hier ist ein ganzer fester Mensch, dem das Leben die Offenbarung des Höchsten ist. Jeder steht auf seinem beschiedenen Platze, wirkt und schafft, solange es Tag ist. Und wenn der Abend kommt, welcher keine Arbeit mehr verstattet, dann läßt er befriedigt die Schaufel oder Feder, oder welches Werkzeug sonst, sich aus der müden Hand nehmen, um sich zu stiller Heimkehr zu schicken. Für ihn hat das Alter nichts Herbes, Feindseliges, er kennt mehr als die schmerzliche Wehmut, womit so oft gerade der Lyriker auf die entschwundene Jugend zurückschaut. Er verehrt in dem Kommen und Gehen, dem Aufsteigen und Sinken auch der Kraft das große Gesetz des Lebens:

Well' auf Welle immerzu
Muß ins Meer vergehen,
Und dahin gehörst auch du,
Soll das Meer bestehen.

Diesen freien großen Standpunkt eines echten Mannesherzens finden wir auch in dem Verhältnis zu den Fragen des öffentlichen Lebens gewahrt. Ein solcher Dichter kann kein Parteimann sein. Das Politische als solches spielt in seinen Dichtungen überhaupt keine Rolle, nur die Vaterlandsliebe. Er ist ein rechter Schwabe, und die Liebe und Bewunderung seines Heimatlandes klingt in manchem seiner Gedichte an. Aber er ist vor allem auch ein guter Deutscher. Er hat auch sein poetisches Scherflein zu der großen Garbe der Kriegslieder von anno 1870 bis 1871 hinzugetragen, einige frische, kraftvolle Soldatenlieder. Aber die Politik, das Parteitreiben der Öffentlichkeit, das Hin- und Herwälzen sozialer Probleme ist seine Sache nicht. Fischer ist kein „aktueller" Dichter, wenn man diese Bezeichnung erlauben will. Die schöne Innerlichkeit seines Wesens hält ihn immer in dem echt künstlerischen Kreise der Betrachtung, mäßigt die Leidenschaft, bricht die Wellen, statt sie über die Dämme sorgfältig abgewogener Form und weiser Begrenzung hinüberbranden zu lassen. Nichts Rohes, nichts Derbes stört die schöne Harmonie, in der diese echte Künstlerseele zu Tage tritt. Aber doch vermißt man nirgends die Kraft des bezeichnenden Wortes, die Kühnheit eigener Entscheidung, das mannhafte Eintreten für das als recht und wahr Erkannte. Auch einen Propheten des modernen Pessimismus darf man in dieser gesunden frischen Natur nicht zu finden erwarten. Sein reines Auge sieht nicht durch künstliche Blendung nur das düstere Grau eines allgemeinen Elendes und einer zunehmenden Verschlimmerung. Er färbt nichts schöner, als es in Wahrheit ist, aber sollte die innige Versenkung in das Naturleben, die unbefangene Betrachtung des Menschenschicksals denn in der That nur trostlose Ergebnisse liefern und jede Freude, jede Begeisterung dem Herzen versagen? Will man darum Fischer als nicht mehr „modern" gelten lassen, so wird er sich darüber mit einer glänzenden Reihe bester Namen zu trösten wissen, an denen man auch sonst herum mäkelt. Eine Gemeinde aufrichtiger Verehrer wird er trotzdem zusammenhalten, und diese kann nicht klein sein, denn zu ihr gehören alle, denen Schönheit noch keinen ausschließenden Gegensatz der Wahrheit bildet, und welche Freiheit und Hoheit der Gesinnung auch noch in harmonischer Erscheinung gelten lassen wollen.

Die vier Dramen Fischers, um auch darüber noch ein Wort zu sagen, sind: „Saul", „Friedrich II. von Hohenstaufen", „Florian Geyer", „Kaiser Maximilian von Mexiko". Das erste gehört seinem Stoffe nach in eine schier unendliche Kette von Trauerspielen, in welchen der düstre alttestamentliche König sein tragisches Geschick erfüllt. Herrschergewalt und Priesterstolz, welche den eignen Ehrgeiz hinter dem Schein göttlicher Autorität verbirgt, bildet den Einschlag des Gewebes. Dieser Gegenstand berührt immer noch eine Seite unseres Empfindens. Trotzdem ist noch kein typischer Saul entstanden. Auch Fischers Tragödie in ihrer allzu lyrischen Breite hat ihn nicht fertig gemacht. Es ist ein erster Versuch. Sehr viel wertvoller ist „Friedrich II. von Hohenstaufen", ein Stück, das auch mit manchem Vorgänger den Wettbewerb zu bestehen hat. Die Hohenstaufen sind beliebte Theaterhelden seit langer Zeit und doch schwer zu behandeln, da das, was die eigentliche Tragik ihrer Schicksale bildet, so vollständig mittelalterlich in Voraussetzung und Wirkung ist, daß wir Modernen uns nur schwer hineinzudenken vermögen. Fischer giebt uns eine herrliche Heldengestalt in dem Kaiser und versucht seine Hoheit wie seinen Fall durch allgemein menschliche Züge annehmbar zu machen. Dieses Stück ist das einzige dieser vier Dramen, so viel ich weiß, welches die

Digitized by Google

Probe der Lampen bestanden hat. Und gewiß sind große, mächtig ergreifende Stellen darin, so daß manche es für die wertvollste Frucht der dramatischen Arbeit unseres Dichters halten. Ich muß gestehen, daß mir „Florian Geyer“ höher steht. Nicht bloß der uns näherliegende Stoff, die Zeiten des Bauernkrieges mit ihren sozialen Problemen, welche viel unmittelbarer an die uns nächst liegenden Interessen rühren, als die Größe des mittelalterlichen Kaisertums, das über die Höhe seiner phantastischen Ziele leider die dringendsten Aufgaben daheim versäumte, giebt der Dichtung mehr packende Kraft. Vor allem sind es die im Mittelpunkt handelnden Personen, der Held selbst und neben ihm seine Geliebte, Marie Weigand, die eine unwiderstehliche Anziehungskraft üben. In den übrigen Stücken spielen die Frauen keine Hauptrolle, in Marie Weigand hat Fischer eine herrliche Gestalt geschaffen, voll frauenhafter Hingabe und doch in Heldensinn und geistigem Adel mit dem kühnen, edlen Führer der großen, innerlich berechtigten und in ihrer Erscheinung furchtbaren Bewegung wetteifernd. Leider war dem von revolutionärem Geist getragenen Stücke die Stuttgarter Hofbühne, auf welche Fischer doch immer zunächst zu rechnen hatte, von vornherein verschlossen, und so ist die schöne Dichtung dem traurigen Schicksal verfallen, ein Lesedrama zu bleiben, statt mit ihrer wuchtigen Größe und heroischen Haltung von dem Vermögen ihres Schöpfers redend Zeugnis zu geben. Unmittelbares Ergriffensein von dem Trauerspiel in Mexiko, welches sich im Jahr 1867 in Queretaro vollzog, hat Fischer wohl zu der vierten Dichtung „Maximilian von Mexiko“ geführt. Man kann auch eine innere Verwandtschaft des Stoffes mit dem der Hohenstaufentragödie um so eher erkennen, als neben der Großartigkeit des kühnen Entwurfes ein fremdes Volk unter das eigene Scepter zu zwingen, das unheimliche Wühlen und Minieren der Geistlichkeit, wodurch sie den Sturz des ihnen verhaßt oder unbequem gewordenen Fürsten herbeiführt, hier wie dort besonders hervortritt. Doch findet man in jenem Stücke die Entfernung von dem Blick des Zeitgenossen allzu groß, so blendet hier sozusagen die allzu große Nähe. Die Linien und Umrisse sind für ein tragisches Gemälde zu scharf, die Frucht ist noch nicht völlig ausgereift. Und daß die Wahl des Stoffes dieses Trauerspiel erst recht von der Bühne ausschließen mußte, war selbstverständlich. Wie hätte man noch lebende Personen zur Darstellung bringen sollen?

So haben die dramatischen Dichtungen Fischer nicht die Führerrolle der schwäbischen Poesie unserer Tage in die Hand gelegt. Er wurzelt vor allem in der Lyrik und als einen der besten unserer neueren Dichter dieser Art möchte ich ihn angesehen und geliebt wissen.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Aus fremden Litteraturen.

Je weiter sich der Kreis litterarhistorischer Untersuchungen und Beobachtungen erstreckt, desto näher rückt die moderne Forschung dem idealen Ziele einer vergleichenden Poetik, welche sowohl das Gemeinsame hervorheben als das Unterscheidende, Eigentümliche der einzelnen Völker und Dichter erklären muß. Deshalb ist jede Arbeit willkommen, die neues, wenig oder gar nicht zugängliches Material erschließt oder das bekannte besser ordnen und verstehen lehrt.

Das letzte geschieht in dem Buche von Georg Brandes: Ludwig Holberg und seine Zeitgenossen (Berlin, Oppenheim 1885). Der große dänische Lustspieldichter, der einzige, welcher aus eigener Kraft Molière nachstrebte, wird jetzt dem deutschen Publikum mit Eifer nahe gebracht. Hatten wir schon früher das gute Buch von Robert Prutz, so werden uns jetzt die Werke Holbergs in deutscher Übersetzung, durch Hossory und Schlenther geboten, gleichzeitig legt Brandes diese hübsche Schrift vor. Sie ist in engerem Anschluß an die historische Methode gearbeitet, als es nach den älteren Büchern des Verfassers zu erwarten war. So ist es recht fein, wie die Grundlage für die dramatischen Charaktere Holbergs aus den Selbstbiographien der damaligen Zeit aufgezeigt wird, wie seine komischen Typen schon in dem Epos „Peder Paars“ nachgewiesen werden. Brandes sucht dann noch die Ausgangspunkte für die einzelnen Komödien auf und findet sie in Holbergs eigenen inneren Erlebnissen, in seinen äußeren Erfahrungen und in der gedruckten Litteratur. Er schließt mit einer Betrachtung der beiden tiefsinnigsten und umfassendsten Stücke, des ‚Ulysses von Ithaca‘ und des ‚Erasmus Montanus‘, woran sich noch eine kurze Geschichte der Schicksale von Holbergs dramatischen Dichtungen knüpft. Das Buch wird weiteren gebildeten Leserkreisen kein leichter Genuß sein, denn man muß die Komödien von Holberg schon einigermaßen kennen, will man aus Brandes rascher, anspielungsreicher Weise, über sie zu sprechen, Gewinn ziehen. Auch ist die Darstellung etwas ungleich, sprunghaft und fahrig, rührt hin und wieder Probleme an, ohne sie eingehend zu erwägen. So kommt es nicht zu einem Gesamtbilde Holbergs, auch nicht zu einer Gesamtwirkung des Buches trotz vieler schöner Einzelnheiten. In einem Punkte geht das Bestreben von Brandes, diesmal historisch zu verfahren, wohl zu weit: nämlich darin, daß er durch altertümliche deutsche Schreibweise den Eindruck der altertümlichen Sprache dänischer Schriftsteller wiedergeben will. Das verblüfft beim ersten Anblick, ist aber, schon für sich ansehtbar, zu gewagt und schwierig, als daß es nicht in der Hand ungeschickter Nachahmer, deren das Buch unter seinen vielen Lesern gewiß erzielen wird, zu wenig wünschenswerten Ergebnissen führen sollte.

Viel weiter entlegen ist der Zweig der europäischen Litteratur, dessen Bekanntschaft uns das Buch von Jakob Schipper über „William Dunbar“ (Berlin, Oppenheim 1884) vermittelt: die altschottische Dichtung in englischer Sprache. Eine überschau ihrer Anfänge dient als Eingang zu einer Darstellung von Leben, Werken und Charakter des Poeten, nach dem sich das Werk nennt. William Dunbar lebte in der zweiten Hälfte des 15. und dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts, seine Blüte fällt zusammen mit der Regierung König Jakobs V. von Schottland, dessen Untergang in der mörderischen Schlacht von Flodden 1512 den Lesern Walter Scotts nicht fremd ist. Dieser Dichter ist eine sehr anziehende Persönlichkeit. Bewegt sich seine Poesie auch meistens in den herkömmlichen Formen, bedient sich traditioneller Einleitungen, baut sich in Allegorien auf und behandelt vorwiegend Stoffe aus dem Hofleben, so ist sie doch von seltener Individualisierung und wird dadurch frisch und lebendig. Auch benutzt Dunbar zur Schilderung seiner Zeit, ganzer Stände und Städte, sowie einzelner Personen, weit mehr realistisches Detail als z. B. die meisten deutschen Dichter derselben Epoche. Am besten sind ohne Zweifel die satirischen Gedichte geraten, in denen Dunbar so keck und schneidig auftritt, so wenig schont und doch wieder liebenswürdig begütigt. Diese Stücke und die Strafgedichte über Sünden und Laster des Volkes gewähren einen recht deutlichen Einblick in diesen eigenartigen Ausschnitt der Kulturwelt und lassen uns über das bewegte, farbige Leben erstaunen, welches damals die Straßen Edinburghs durchzog. Sie beanspruchen allgemeines Interesse. Schipper hat es seinen Lesern bequem

Digitized by Google

gemacht, nicht nur, indem er Dunbars Gedichte übersetzte, soweit es deren Sprödе und Schwierigkeit erlauben wollte, sondern auch dadurch, daß er mittelst eines fortlaufenden Kommentares die Dunkelheiten aufhellte und die einzelnen Stücke in den Zusammenhang zeitgenössischer Poesie einreihte. Jedenfalls hat er durch sein Buch eine interessante Gestalt in den Gesichtskreis des Publikums gestellt, welches sich mit älterer Litteratur zeitweilen beschäftigt. — —

Die Durchforschung der alten Epen Deutschlands und Frankreichs, um die Kulturzustände ihrer Abfassungszeit daraus zu erkennen und zu rekonstruieren, wäre an sich ein dankenswertes, wenn auch nicht neues Problem. Aber die Lösung in dem vorliegenden Buche „Die deutschen und französischen Heldengedichte des Mittelalters“ (Leipzig, Otto Wigand 1886), welches von seinem verstorbenen Verfasser, Julius von Mörner, aus Zeitungsartikeln zusammengestellt wurde, ist recht unglücklich. Nicht bloß gebricht es darin an der nötigen Kenntnis von Sprache und Litteratur, sondern diese eilig hingeworfenen Analysen gestatten gar nicht die Schlüsse, welche aus ihnen gezogen werden. Allzurasch nimmt der Verfasser fehlerhafte Formeln einer poetischen Überlieferung für thatsächliche Zeugnisse, die historischen Zustände selbst sind mit völlig unzureichendem Wissen in die Betrachtung einbezogen, und so lehrt dieses gut gemeinte Buch nur wieder, daß auch der günstigste Stoff seinem Bearbeiter keine Früchte trägt, sofern ihm die rechten Werkzeuge fehlen und die nur durch langwährende Mühe gewonnene Vertrautheit mit der Sache.

Viel besser ist es der Schrift von Dr. Georg Büchner „Das altfranzösische Lothringer-Epos“ (Leipzig, Thomas 1887) gelungen, für das engere Gebiet des Heldengedichtes von Garin dem Lothringer diese Aufgabe zu lösen. Wir erhalten durch die ersten Abschnitte ein in großen Zügen entworfenes, aber deutliches Bild der altfranzösischen Verhältnisse, welche diese Volksdichtung aus viel späterer Zeit bewahrt hat, und lernen dann etwas von ihrer einfachen, groben, jedoch wirkungsvollen Technik kennen. In beiden Dingen zeigt die altfranzösische Volksepik ziemliche Verwandtschaft mit der deutschen, wie sie z. B. die Nibelungenlieder darstellen, und darum, glaube ich, dürfte ein geschickter Auszug aus Garin, untermischt mit Übersetzung der bedeutendsten Scenen auch bei uns auf einen dankbaren Leserkreis zählen können.

(Graz). **Anton E. Schönbach.**

Lyrisches.

„Aus Herz und Mut!“ — wie oft ist uns schon dieser Titel für eine Gedichtsammlung begegnet! Nächst den „Blüten und Früchten“, „Knospen und Blüten“ und den „Blättern im Winde“ gehört er zu den gebräuchlichsten, den Kritiker ganz vertraut anmutenden lyrischen Buchtiteln. Indeß — wenn Leute, denen sonst nichts Neues einfällt, doch mindestens einen originellen Titel zustande bringen, warum sollte es nicht einmal umgekehrt kommen? — und so haben wir die so betitelten „neuen Gedichte“ von Richard Zoozmann (Norden, Hinricus Fischers Nachfolger 1888) ohne Vorurteil aufgeschlagen. „Lang hast du, Muse, mich gemieden . . .“ lautet der erste Vers des Buches und da auch der Nebentitel eine bereits früher erschienene Sammlung vermuten ließ, so suchten wir uns durch Kürschners „Litteratur-Kalender“ nähere Orientierung zu schaffen. Was wir dort fanden, hat uns tief beschämt. Alle oft haben wir an dieser Stelle über die Gleichgültigkeit geklagt, welche die Lesermelt heutzutage der modernen Lyrik entgegenbringe — und nun begegnet uns ein Name, der uns vollständig unbekannt ist, obwohl der Dichter bereits ganz ungewöhnliche Erfolge errungen. Schon in seinem 19. Lebensjahre, 1882, veröffentlichte Richard Hugo Max Zoozmann eine lyrische Sammlung unter dem, gleichfalls nicht unerhörten Titel „Mimenborn“, welche bereits binnen Jahresfrist vergriffen war, so daß schon 1883 die zweite Auflage erscheinen konnte. Ein ähnlicher Erfolg der lyrischen Gedichtsammlung eines Jünglings ist uns in unserer Litteratur überhaupt nicht bekannt; sogar Heinrich Heine war bereits 22 Jahre alt, als seine ersten Gedichte bei Maurer in Berlin erschienen, und trotz alles Aufsehens, welches sie erregten, kam es zu keinem neuen Abdruck. Aber dem glücklichen Zoozmann ist nicht bloß dieser erste Wurf geglückt; als er in seinem 21. Lebensjahre, 1884, ein zweites Werk: „Lieder, Balladen, Romanzen“ veröffentlichte — — sollten wir auch diesen Titel nicht schon früher gelesen haben? — hielt die Auflage genau ein Jahr vor, bereits 1885 erschien die zweite! Im 23. Lebensjahre des Dichters erschien sein drittes Werk, wieder ganz originell „Neue Dichtungen“ betitelt; die vorliegende Sammlung ist also bereits die vierte des nun 25jährigen Poeten. Und da spricht er noch davon, daß ihn die Muse lange gemieden habe! Nun aber wollen wir ernsthaft reden. Herr Zoozmann ist geradezu das Musterbild, der Typus des Dilettanten, der ohne genügende Begabung, Gutes zu schaffen, aber von einem rastlosen Drange, sich geltend zu machen, erfüllt, ungestüm drauf los dichtet und dann seine Verse auf seine Kosten drucken läßt, einmal, und wenn die erste Auflage verschenkt ist, zum zweitenmal. Man pflegt dies als unschädliches Vergnügen zu belächeln und es ist nicht unschädlich; daß der einzelne einem unglückseligen Irrwahn zu Liebe seine Kraft und sein Geld vergeudet, mag allerdings nur in seinem Interesse zu beklagen sein, aber die Sache hat doch auch ihre unerfreuliche Seite, die uns alle angeht. Das Unkraut nimmt den Blumen ihren Platz, und wo bleibt die Wahrheit und die Würde der Litteratur? Daß wir Herrn Zoozmann den „Typus des Dilettanten“ nennen, dürfte uns allerdings von vielen anderen Dilettanten verübelt werden. Diese Gedichte, werden sie sagen, sind ja lächerlich schlecht, wir machen bessere. Aber das trifft nicht ganz zu; lächerlich schlecht sind durch unbewußte Komik erheiternd ist kaum ein Drittel im Buche, alles Andere ist ernsthaft mittelmäßig, ohne jede Spur eigentümlicher Tonart, ohne Kraft in Erfindung und Empfindung, aber der Ausdruck, wenn auch platt, so doch nicht unsinnig, die Sprache, wenn auch plump, so doch nicht inkorrekt. Schwerer könnte anscheinend ein anderer Einwand wiegen. „Wir mögen,“ werden uns die Dilettanten entgegenrufen, „keine vollwichtigen Dichter sein, aber wir bestreiten doch alles aus Eigenem, während dieser Herr ba das Gute nimmt, wo er's findet . . .“ Aber auch dieser Unterschied ist nur moralisch, nicht sachlich ein großer. Alle Dilettanten-Poesie ist zu einem beträchtlichen Teil verwässerte Wiedergabe des Gelesenen. Allerdings muß man sich hüten, da immer von Plagiat zu sprechen, und zwar aus Gerechtigkeitsgefühl; diese Dichter zehren meist unbewußt von Reminiscenzen, und plündern das Vorbild nicht gänzlich aus, was sich Herrn Zoozmann allerdings in einzelnen Fällen nachweisen läßt. Aber ob jemand bewußt oder unbewußt annektiert, ändert doch nichts an der Thatsache! . . . Herr Zoozmann annektiert bewußt, hier ein Beleg, aber er wird genügen.

In Band II. Heft 1 S. 29 der „Deutschen Dichtung“ veröffentlichte Ludwig Anzengruber in Wien ein ergreifendes soziales Genrebild in Versen: „Die Näherin“, welches sehr oft, darunter auch von Tagesblättern nachgedruckt wurde. Auf S. 111 seines neuen Gedichtbandes veröffentlicht auch Herr Zoozmann ein Gedicht: „Die Näherin“. Lassen wir einige Stellen aus beiden Gedichten folgen. L. Anzengruber sagt:

„Ein Vöglein ächzt du mit Krumen,
Es teilt mit dir die dumpfe Luft.
In Töpfen ziehst du deine Blumen.“

Richard Zoozmann schildert nicht bloß dasselbe, sondern sogar mit denselben Reimen:

„Auch dich beschenkt der Lenz mit Sang und Blumen
Und schickt dir Sonnenschein ins Dachgemach;
Mit dem du Wasser teilst und Krumen,
Dein Vöglein singt dich früh schon wach!“

L. Anzengruber sagt:

Du führst die Nadel als die Waffe
Die Brot im Daseinskampf dir schaffe,

und bei Richard Zoozmann findet sich derselbe Gedanke in denselben Worten, in denselben Reimen:

Du führst die spitze Waffe
Der Nadel ja aus Not,
Daß sie dir schaffe
Dein täglich Brot.

Digitized by Google

L. Anzengruber sagt:

Du richtest reicher Leute Kind
Zum Ballfest jene prächt'ge Robe,
Die seinen Frauenreiz erprobe,
Du fertigst, kaum nach einem Jahr,
Das Kleid zum Gang vor den Altar
Und bald zu aller Freuden Fülle
Des Täuflings bänderreiche Hülle.
Verengert sich der kleine Kreis
Der Leute, die dir nah, doch fremd,
Dann nähest du mit gleichem Fleiß,
An Trauerkleid und Totenhemd!

Herrn Richard Zoozmann ist verblüffender Weise auch diese Schilderung eingefallen, dieselben Dinge in denselben Worten und Reimen:

Du nähst das erste Ballkleid für ein Mädchen
Und dann sein Kleid zum Gang vor den Altar
Am Täuflingskleidchen fügt dein Mädchen
Rasch Stich auf Stich nach einem Jahr.
Es bleibt dir keine Probe
Im Lauf der Jahre fremd:
Nähst Trauerrobe
Und Sterbehemd.....

Nur diese sechs Punkte hat L. Anzengruber nicht geschrieben. Aber sonst findet sich bei Zoozmann alles, alles wieder, was dem Wiener Poeten eingefallen, und immer mit denselben Reimen! Anzengruber spricht vom „Kämmerlein" vom „engen Raum",

Wo der Maschine emsig Schnurren
Dich wiegt in gleichgemuten Traum.
Und du erträgst es ohne Murren . . .

Bei Herrn Zoozmann ist das Kämmerlein allerdings ein „Dachgemach" (!) aber:

„Du aber nähst und stichelst ohne Murren! —
In einsam-stiller, frohbescheidner Ruh
Bringst du bei der Maschine Schnurren
Eintönig deine Tage zu."

Am ellatantesten erweist sich das Plagiat — und unsere Leser werden zugeben, daß ein solches selten mit gleicher Unverfrorenheit begangen worden — am Schlusse des Gedichts. Anzengruber findet da die geistvolle Wendung:

„Die Tritte, die das Rad geschnellt,
Gerechnet all zu Haufen,
Die führten dich aus End der Welt,
Doch lassen nicht der Not entlaufen —"

was Herr Zoozmann glücklich wie folgt verballhornt:

Wohl all' die Tritte, die das Rad bedende
Gedreht — sie brächten dich ans End der Welt;
Doch machten sie der Not kein Ende,
Die sich dir innig zugesellt. —

Kurz, wir können nur einen Unterschied zwischen den beiden Gedichten erkennen: jenes von L. Anzengruber ist trefflich und eigentümlich, jenes von Richard Zoozmann ein jämmerliches Machwerk.

Aber nun wieder ein ernstes Wort, denn das Individuum Zoozmann verdient allerdings nicht das Zehnteil des Raums, den wir ihm bisher gewidmet, aber der Typus Zoozmann soll einmal gründlich beleuchtet werden. Dieser Typus hat es ja zumeist verschuldet, daß das dichterische Schaffen in Mißkredit geraten, daß der Bildungsphilister sich für berechtigt hält, über Lyrik und Lyriker geringschätzig zu lächeln. Wer aber, fragen wir, verschuldet die Zoozmänner? „Die Zoozmänner selbst," erwidert man uns; „das Dichten kann man niemand verbieten und ebensowenig einem Buchhändler den Kommissionsverlag." Gewiß, aber das Unkraut würde doch nicht so in die Halme schießen, wenn der berufene Dichter und der Kritiker stets ihre Pflicht thäten. Das erste Bemühen jedes Zoozmanns geht dahin, einen Verleger zu finden, der für Geld und gute Worte seine Firma dazu hergiebt, sein zweites, einen Dichter zu finden, der die Widmung annimmt, weil dies in den Augen des Publikums und jener Kritik, die ihre Aufgabe leicht nimmt, eine Empfehlung bedeutet. Das Publikum denkt: an Gedichten, deren Widmung ein wahrhaft bedeutender Dichter angenommen, muß ja wohl etwas sein, und wenn es sie auch deshalb nicht kauft, so liest es sie doch mit größerer Andacht, wenn es sie geschenkt bekommt; der Kritiker aber sagt sich: die Annahme einer Widmung ist ein Patronat; einem Manne ohne wirkliche Begabung und ernstes Streben würde ein Dichter, der selbst sein Ziel auf Hohes und Würdiges gerichtet, sein Patronat nicht gewähren, und so fertigen sie das Buch mit einigen freundlichen Worten ab. Daß auch Herr Zoozmann dies versucht, ist nicht verwunderlich, wohl aber, daß es selbst ihm gelungen. Seine „Lieder, Romanzen und Balladen" tragen auf dem Widmungsblatte den Namen eines der bedeutendsten Dichter der Gegenwart; wir wollen ihn hier verschweigen, obwohl dieser Poet es wahrlich nur sich selbst zuzuschreiben hat, daß man nun seinen Namen mit dem eines Stümpers und Plagiators in einem Atemzuge zu nennen berechtigt ist. Allerdings kennen wir jenes Buch nicht, aber wer in seinem 25. Lebensjahre eine Sammlung von dieser Qualität auf den Markt wirft, wird gewiß in seinen 21. Lebensjahre weder Reiseres und Besseres gedichtet haben, noch mit dem Eigentum anderer glimpflicher umgegangen sein, als wir Jahre später. Auch kennen wir die Feinfühligkeit jenes wahrhaft bedeutenden Mannes, wir wissen, daß es ihm Strafe genug ist, wenn ihm nur der dankbare Zoozmann auf S. 184 seines neuen Buches eine aufdringliche Reklame widmet, Strafe genug, wenn er in den dem Buche angehängten „Kritiken" auch seinen Namen findet, — Strafe genug für etwas, was ja lediglich aus Schwäche und Gutmütigkeit geschehen. Warum die Widmung nicht annehmen, warum eine Freundlichkeit durch Unfreundlichkeit vergelten? — so hat wohl unser Dichter gedacht, so denken andere und auf diesem Wege kommen die Zoozmänner zu ihren Patronen, teilweise auch zu den prächtigen Kritiken — den Rest thut dann die Überbildung, die Trägheit, die Gedankenlosigkeit oder die Geschmacklosigkeit des Kritikers. Man traut seinen Augen nicht, wenn man liest, was über Herrn Zoozmann bisher gedruckt worden ist und er nun seinem neuen Buche beifestet. „Eine Platensche Reinheit der Reime zeichnet Zoozmanns Dichtungen in hohem Grade aus." Zur Illustration lassen wir eine Anzahl Reime aus der neuen Sammlung folgen: „Minaret — violett"; „süß und zaubrisch — gartenlaubrisch"; „Luther — Mutter"; „allnächtig — schmächtig" u. s. w. u. s. w., sogar „Parfüm — Ungetüm" hält der neue Platen für einen Reim. „Ein edler und immer poetischer Ausdruck der Empfindungen" — auch hiefür zwei Proben:

„China ist ein schönes Land;
Die hübschen Mädchen wachsen
Dort auf den Bäumen — ei Herrchen!
Ganz wie bei uns in Sachsen —"

wie wortwörtlich auf S. 154 gedichtet steht. Und S. 101 erquickt uns die Strophe:

„Nicht alles reimt sich klar und rein
Es fehlt oft die letzte Feile —
O warum schliefst so früh du ein
Statt zu arbeiten noch eine Weile?"

„Aber wo sind diese Kritiken erschienen?" hören wir fragen, „wer war der Kritiker?" — Zoozmann schreibt: „Tribüne und Fremdenblatt." — „Also zwei Blätter!" wendet man uns ein. „Damit ist ja die gemeinsame Quelle genügend gekennzeichnet: wenn zwei Blätter dieselbe Kritik bringen, so erklärt sich dies nur daraus, weil sie beide den Reklamezettel des Verlegers benützt." Gut, aber da findet sich ja noch eine ganze Reihe von Blättern citiert und darunter eines unserer ältesten Litteraturblätter, die Brockhausschen „Blätter für litterarische Unterhaltung." Wir geben einen Satz aus der Recension dieses Blattes wieder: „In unserer gegenwärtigen Revue gesellt sich zu Storm und Ritterhaus ein Dichterkopf, der ganz eigenartige Züge trägt: Richard Zoozmann. Ein feinsinniges Talent, welches das deutsche Volkslied und die nordische Ballade zu seinen Vorbildern erwählt hat, jedoch ohne in rein äußerliche Nachahmung zu verfallen." Der Satz wirkt ja recht erheiternd, da wir soeben nachgewiesen haben, daß der „feinsinnige" innerlich und äußerlich „nach-

Digitized by Google

ahmt" — aber wie traurig ist die Sache! Storm, Rittershaus, Zoozmann! Man frage Emil Rittershaus, einen Dichter, der doch seine unleugbaren Verdienste und seinen festen Platz in der Lyrik der Gegenwart hat, ob er mit Theodor Storm in einem Atemzuge genannt sein wolle, und er wird sich sicherlich mit dem Feingefühl des Künstlers, welcher die Grenzen seiner Begabung erkennt, dagegen sträuben — und nun gar Theodor-Storm, der Meister, der neben Eichendorff und Heine seinen Platz hat und — der Dichter der neuen, verbesserten „Möberin" . . . Mögen diese Zeilen ihren Zweck nicht ganz verfehlen, mögen sie zur Erkenntnis beitragen, wie herrlich weit es nachgerade mit deutscher Dichtkunst und Kritik gekommen ist.

Aus demselben Verlage liegt uns in derselben Ausstattung auch noch ein anderes Buch vor, „Licht und Schatten". Gedichte von Rudolf Eckart. Die Ähnlichkeit ist nicht bloß äußerlich; auch Herr Eckart ist ein Dilettant ohne Talent, seine Gedichte im Gedankengehalt, soweit da überhaupt von Gedanken die Rede sein kann, unbedeutend, in der Empfindung süßlich und schwächlich, in der Form plump und inkorrekt. Auch er tischt seinen Lesern Tiefsinnigkeiten auf, wie die folgenden:

„Wie ist doch das Menschenleben
Gar so praktisch heut geworden!
Statt der Poesie und Liebe
Giebt es nur noch Geld und Orden.

Prosa, nichts als Alltagsprosa,
Ist im Publikum nur Mode,
Keine Zeit für Poesieen!
Jetzo geht die Welt nach Brode."

Auch er hält „nimmermehr — Lenzesmär'" und ähnliches für Reime; auch er ahmt fremde Muster, namentlich die frommen Dichter von Rheinland-Westphalen, ängstlich nach, kurz: auch seine Gedichte sind eine absolut unberechtigte Erscheinung auf dem Büchermarkt. Aber einige Unterschiede sind doch auffindbar und sie sprechen durchweg zu seinen Gunsten: er ist kein Plagiator, von seinen Empfindungen scheint mindestens die Frömmigkeit echt, er hat auch noch keinen Dichter angewidmet, und wenn es auch nicht ausgeschlossen ist, daß vielleicht derselbe Kritiker, welcher Zoozmann neben Storm gestellt, ihm seinen Platz neben Eichendorff zugewiesen, so teilt er es doch wenigstens nicht mit.

Beiläufig auf demselben Niveau stehen die Gedichte, welche C. Nordryck im Verlag von J. B. Metzler, Stuttgart, hat erscheinen lassen. Originell ist eigentlich nur das gedruckte Begleitschreiben der Verlagsbuchhandlung, sie ersucht nämlich die Redaktionen nicht bloß, das Werk zu besprechen, sondern auch „in Bekanntenkreisen freundlichst darauf aufmerksam zu machen". Stets bereit, berechtigten Wünschen zu entsprechen, haben wir auf Nordryck's Gedichte in Bekanntenkreisen freundlichst aufmerksam gemacht, und wenn von dem Buche inzwischen nicht eine neue Auflage erschienen ist, so ist dies wahrhaftig nicht unsere Schuld. Insbesondere haben wir dem Verfasser durch den Vortrag des Gedichts: „Erratische Blöcke" manchen Freund geworben.

„Mit den Bergesriesen friedlich
Stark vereint zu mancher That,
Lebten einst die Meeresgötter
Ohne Treubruch und Verrat.

Und es hatte sie verbunden
Selbst des Blutes enges Band,
Oft zog eine Riesenjungfrau
Ins kristall'ne Wunderland.

Aber „mit der Zeiten Lauf wuchs der Riesen Übermut", sie benahmen sich gegen die „Herrscher in der Flut" immer unhöflicher — so z. B. „ward einem Nix verweigert die schon längst versprochne Braut". Jedoch „tückisch wie die Welle sind die Meeresgötter auch"; als die Bergtitanentochter einmal baden geht, zieht sie der Nix ganz herunter und macht sie ohne legitime Heirat zu seinem Weibe. Daß Vater Bergtitan und seine Vettern damit schlecht zufrieden sind, läßt sich begreifen, hingegen wirft es auf die Sittlichkeitsverhältnisse in der Bergtitanenfamilie ein sehr bedenkliches Licht, daß C. Nordryck den Papa von „ungeheurer Eifersucht" entbrennen läßt. Er und seine Genossen schleudern nun Felsenblöcke hernieder, aber nicht etwa auf den Entführer, sondern „zur fernsten Bucht", was entschieden unlogisch ist, obwohl es „Felsenstücke sondergleichen" sind. „Vor der Untergangsgefahr" flieht nun „zum Süd nach Norden jener Götter (nämlich der ‚Meeresgötter') feige Schar", und

„Jetzt noch liegen solche Blöcke
Zwischen Hochgebirg und Meer,
Und der Wandrer, still erstaunend,
Trifft sie wohl von ungefähr."

Gedichte von dieser Qualität finden sich in dem Werkchen in Hülle und Fülle, und dennoch fehlt es auch an solchen nicht, die wahrhaft poetisch empfunden sind, nur daß man dies eben mühsam den holprigen Versen ablauschen muß. Ein solches Gedicht ist z. B. „Abgottschlange" (S. 109). Ja, der österreichische Dichter hat Recht, als ein „Halbpoet" geboren zu sein, ist ein schweres Lebensschicksal, sofern es dazu verleitet, mit einem Band derartiger Gedichte nach der Palme ringen zu wollen.

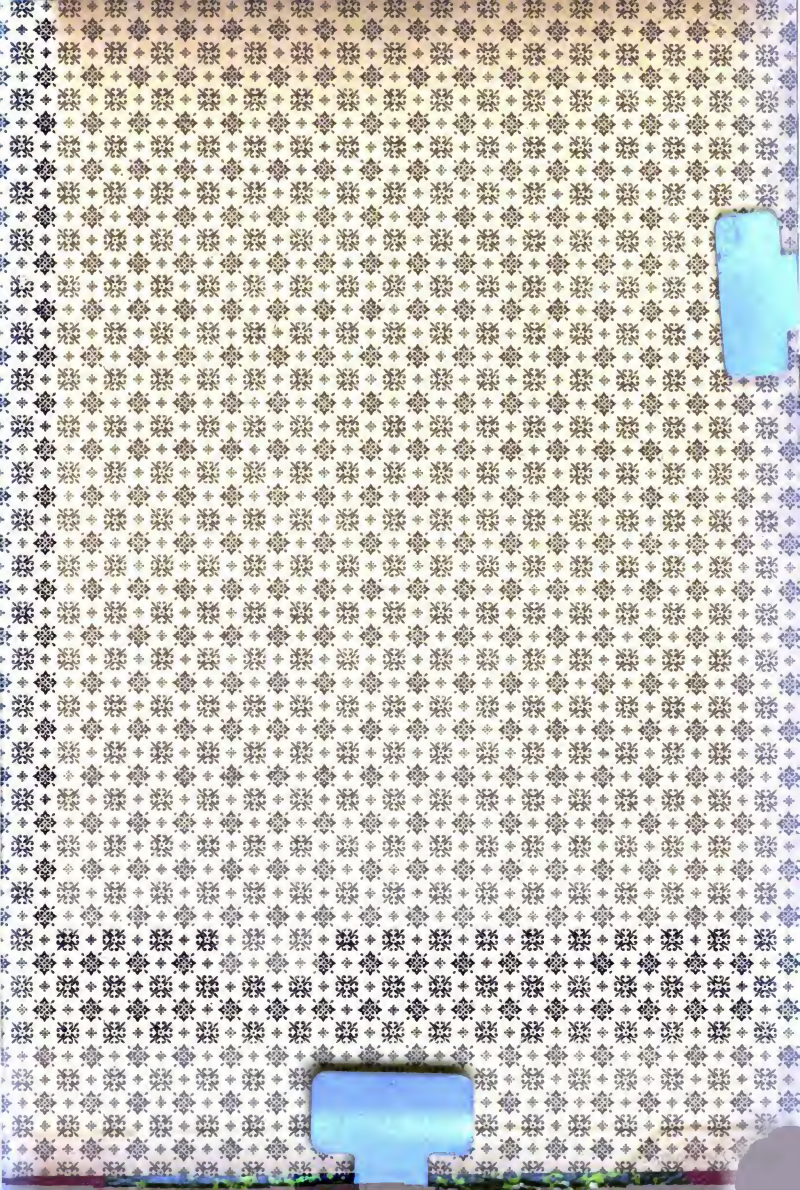
Eine andere Spielart des Dilettantentums, die liebenswürdige und anspruchslose, repräsentiert das Büchlein: „Daheim und Unterwegs." Gedichte von E. Waldburg. (Cannstatt v. Bossheuers Buchhandlung.) Auch diesem Verfasser hat sein Herr Verleger ein etwas ungewöhnliches Begleitzirkular beigelegt; er glaubt mit Nachdruck darauf aufmerksam machen zu sollen, daß der Autor eine Autorin ist und zwar „eine Dame von hohem Adel". Das soll aber dem Büchlein bei uns keinen Schaden thun. Was die Verfasserin im Einleitungsgedicht von sich sagt, sie sei kein „Weltgenie", aber der „goldne Flügel der Poesie" habe auch ihre Seele gestreift, ist eine Charakteristik, die auch der Kritiker unterschreiben kann. Die relativ hübschesten Gedichte des Buches scheinen uns die Natur-, insbesondere die Waldlieder der ersten Abteilung „Aus Wald und Moor" zu sein, sie sind nicht allzuoriginell, nicht allzutief, aber sie zeugen von warmen Empfinden, von Gemüt und vom Verständnis für das Naturleben. Hier und da findet sich auch die Beziehung zwischen den Empfindungen des eignen Herzens und den Vorgängen in der Natur klar und gefällig ausgedeutet. („Frost", „Thauwetter" u. a.) Weitaus schwächer ist die zweite Abteilung: „Aus dem Dorf", in welcher die Dichterin einzelne Genrebilder zu zeichnen versucht; dazu gehört Kraft und die Fähigkeit plastischer Schilderung, die hier fast gänzlich fehlt, wenn auch zum Glück wenigstens im Sentimentalen verrinnt, wie „Der alte Mühlmeyht", während anderes, z. B. „Die Hanne" recht frisch und resolut hingeschrieben ist. Gleichwohl ist dieser Abteilung das Urteil gesprochen, wenn wir bekennen, daß kein Leser wird erraten können, wo dies Dorf liegt, im Norden oder im Süden Deutschlands, im Gebirg oder in der Ebene. Man denke an die Dorfbilder der Annette von Droste — eine Strophe und der Leser sieht die Landschaft vor sich stehen! Ohne eigentliche Lokalfarbe und gleichsam nur äußerlich als solche kostümiert sind auch die „Pußtaliedel", wogegen sich unter den Gedichten, die an italienische Kunst und Dichtung anknüpfen, manches Gelungene findet, weil die Verfasserin eben gebildet genug ist, um anspruchslos zu sein. Wo immer aber man das Buch aufschlagen mag, die Empfindung, daß die Verfasserin weit besseres leisten könnte, sofern sie nur ernstlich wollte, verläßt den Leser nicht. Sie hat sich weit in der Welt umgesehen und auch manch tiefen Blick in das eigene Herz gethan, aber das Geheimnis des künstlerischen Schaffens hat sich ihr bisher nicht erschlossen, und durchscheint mag sie schwerlich je eine Zeile haben. Das bleibt in ihrem Interesse zu bedauern; es hätte mehr aus ihr werden können, als eine liebenswürdige Dilettantin, und wenn sie noch jung ist, so kann auch jetzt noch mehr aus ihr werden. Denn manches in diesen Gedichten deutet auf eine tüchtige Natur und jenen tiefinnersten Adel, auf den freilich kein Verleger in seinem Zirkular aufmerksam machen kann.

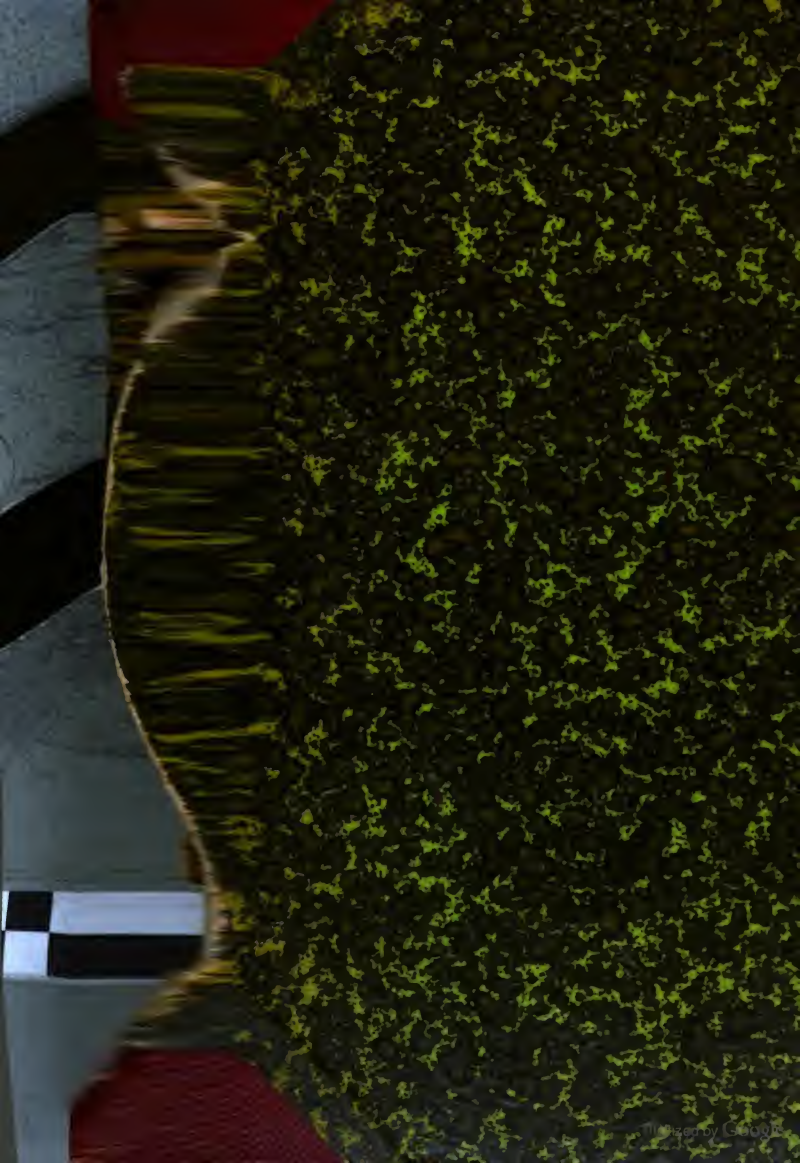
Wien. **Otto Hartung.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064479882




Digitized by Google